Princeton University Library
32101 066022896

GRI
V45

Library of

Princeton University.

OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Krümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
O. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

13. Jahrgang

1916

Elberfeld.
A. Martini & Grütteſien, G. m. b. H., Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung.

(RECAP)
GR1
.V45
Jahrs 13-14
1916-17

Inhaltsverzeichnis des 13. Jahrganges.

Abhandlungen und größere Mitteilungen.

	Seite
Beisenherz, H., Märkische Hausinschriften	253—256
Berken, R. v. den, Flurnamen im Gemeindebezirk Dortmund	97—139
Clemen, Carl, Der Ursprung einiger Kinderspiele	161—175
Fütterer, F., Bergische Vierzeiler	237—244
Gathmann, Heinr., Hausinschriften in Lippstadt	250—253
Henke, Paul, Einkrönung der Völmeder Bauerschaftsmitglieder	248—250
Imme, Th., Der Humor in der deutschen Soldatensprache	26—65
J. J., Sage und Legende in einem Moseldorfe	143—151
Kentenich, G., Ein Volkslied aus dem Kriege 1870-71	18—26
— Eine alte rheinische Melodie	191—195
Müller, Jos., Der Bartholomäustag im rheinischen Volksbrauche	139—143
— Rheinische Kartoffelgerichte und ihre Benennung	175—186
— Das Halmmessen	187—191
Oeke, Wilh., Dorfleben vor sechzig Jahren	245—248
Pickert, J., Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Dorsten	257—261
Protsch, Edm., Ortsneckereien im Vorder-Hunsrück	230—234
Prümer, Karl, Über Amulette im gegenwärtigen Kriege	79—81
Sartori, Paul, Kriegsstimmungen	1—9
Schell, O., Waldfriedhöfe als Ehrenfriedhöfe	9—18
Schmitz, Johann, Der Hummelbeitel	195—213
Schottler, Die Bienenzucht in einem Eifeldorfe	226—230
Sieben, Wilh., Hunde, Katzen, Mäus' und Ratzen im Volksmund zu Kempen	234—237
Trippel, Theodor, Volkssitten und Gebräuche in der ehemaligen reichsunmittelbaren Herrschaft Dyck	213—226
Wehrhan, K., Kettengebete und Himmelsbriefe	65—75

Kleinere Mitteilungen.

Beisenherz, Ein frommer Brauch beim Austreiben des Viehes in der ehemaligen Grafschaft Mark	266
Bette, Ludwig, Die Gilbertfeier in der Gemeinde Gladbeck	267
Diener, Walter, Ziehung	154

Henke, Dreikönigslied aus Geseke in Westf. 268
Imme, Th., Die Kriegstätigkeit der Essener Spinnstube . . . 82
Junck, Jos., Inschrift auf dem Kreuze 268
Kentenich, G., Amtliche Beförderung des Aberglaubens in Kurtrier im 18. Jahrhundert 151
Ottenjann, Aus dem Münsterlande 269
Reitz, G., Ein altes Kinderfest in einem Moseldorfe 269
Schell, O., Wie man die Springwurzel erhält 155
— Sühnekreuze im Bergischen 156
— Kurze Beiträge zum Volksglauben im Bergischen . . . 156
— Handschrift an den Galgen geschlagen 156
— Die Anbahnung des Liebesverhältnisses in Much und Umgegend 157
— Beiträge zum Aberglauben im Bergischen 262
— Mittagsdämon, Mittagszauber 262
— Vogelsprichwörter aus dem Bergischen 263
— Ein bergisches Märchen in zwei Lesarten 264
Schneider, Wilh., Leise tönt die Abendglocke 153
Sieben, Wilh., Kriegsweissagung 157
Wehrhan, K., Hellseher 83
— Kriegsgesichte 84
— Inschriften an Militärzügen aus Rheinland und Westfalen . 85
— Kriegsorakel 86
— Zum Gesundbeten 86
— Zum Wahrsagen 86
— Kriegsprophezeiungen 265

Berichte und anderes.

Vorstandssitzung am 19. Juli 1916 272
Wehrhan, K., Fragebogen zur Kriegsvolkskunde . . . . 94—96

Bücherschau.

Schell, O., Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1915 . . . . . Seite 88—90

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. S. 271. — Bächtold, Volkskundliche Untersuchungen von einem internationalen Kreise befreundeter Forscher Eduard Hoffmann-Krayer dargebracht. S. 271. — Frings, Die rheinische Accentuierung (Deutsche Dialektgeographie XIV) S. 158. — Hellwig, Weltkrieg und Aberglauben. S. 159. — Klabund, Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird. S. 91. — Köhler, 40 alte und neue Soldatenlieder. S. 93. — Kronfeld, Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben. S. 93. — Kronfeld, Krieg und Soldat in der Spruchweisheit. S. 93. — Kück, Wetterglaube in der Lüneburger Heide. S. 159. — Manz, Volksbrauch und Volksglaube

607882

des Sarganserlandes. S. 157. — Meier, Das deutsche Soldatenlied im Felde. S. 158. — Meisinger, Gloria-Viktoria. S. 91. — Rees, Heimatbilder aus dem großen Kriege. S. 92. — Steinlein, Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Weltschlacht am Birkenbaum. S. 91. — Stoffel, Stiefkinder. S. 160. — Stückrath, Hundert nassauische Heimatlieder. S. 93. — Wibbelt, Ein Heimatbuch. S. 272. — Zurbonsen, Die Prophezeiungen zum Weltkrieg. S. 92.

Namen- und Sachregister . . . . . Seite 273—276

Vorstandsmitglieder . . . . . Seite 277

4538 Ut Leipzig 6.07

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde

Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von
K. Brüner, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
H. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

Erstes Heft

13. Jahrgang
1916

Elberfeld.
A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H, Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung.

Die Zeitschrift wird den Mitgliedern für den Jahresbeitrag von 3 Mk. (körperschaftliche Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:
Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

13. Jahrgang. 1916. Erstes Heft.

Kriegsstimmungen.

Von **Paul Sartori.**

1.

In unserm vaterländischen Kampfliede beginnt die dritte Strophe mit den Worten:

„Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
Wo Heldenväter niederschau'n."

So führen uns auch bildliche Darstellungen manchmal vor Augen, wie die großen Männer vergangener Zeiten — der alte Fritz, Marschall Vorwärts, Kaiser Wilhelm, Moltke, Bismarck — aus himmlischen Höhen auf die kriegerischen Taten ihres Volkes herabblicken, ihnen Beifall spenden und sie segnen, oder auch wohl in Schattengestalt vor den Truppen herziehen und sie zum Siege führen. Es ist nicht bloß die Mahnung „der Väter würdig zu sein", was aus diesen Bildern zu den Söhnen großer Ahnen spricht, sondern auch der Wunsch und die Hoffnung, daß der Geist, der einst die Helden der Vorzeit beseelte, auch jetzt in neuer Gefahr und Not helfen werde.

Wem läge die Pflicht und Sorge für Geschlecht und Volk näher als seinen Vätern? Indianer in Mittelamerika bedienten sich, wenn sie in den Kampf gingen, der auf Stangen gesteckten Knochen heldenhafter Vorfahren als Standarten. Die Jagas am Kongo wie die Timoresen opfern vor einem Kriege am Grabe ihrer Ahnen[1]). Bei den Toradjas auf Celebes bleibt bei einem Kriegszuge der Kopfjäger das Geisterhaus geschlossen, denn die Geister der Väter, die darin wohnen,

[1]) Schwally, Semitische Kriegsaltertümer, I, S. 6. Vgl. v. Negelein, D. Individualismus im Ahnenkult: Ztschr. f. Ethnologie, 1902, S. 91.

haben die Krieger begleitet, um sie zu schützen[2]). In einem Teile von Kaiser-Wilhelms-Land auf Deutsch-Neuguinea werden vor einem Kriege die Geister der Verstorbenen zur Hilfe aufgefordert. Kommt dann die Stunde der Schlacht, so beeinflußt der Geist die Feinde; er macht sie unvorsichtig und waghalsig, er umfängt sie, daß sie nicht entlaufen können, außer Atem geraten und erlegt werden[3]). Die alten Inder beteten vor der Schlacht zu den lanzenbewehrten, pfeilgewaltigen Vätern, den Bezwingern feindlicher Scharen[4]). So besuchte der alte König Wilhelm zu stillem Gebet das Grab seiner Eltern in Charlottenburg, ehe er in den Krieg gegen Napoleon zog. Und nach siegreichem Kampfe gegen die Russen schickte der Admiral Togo dem Mikado als Antwort auf ein Glückwunschtelegramm die Depesche: „Daß wir einen über Erwarten großen Erfolg erzielt haben, verdanken wir den glänzenden Eigenschaften Eurer Majestät und dem Schutze der Geister Ihrer Vorfahren und nicht der Wirkung irgend eines menschlichen Wesens" [5]).

2.

Wo die Väter irdischer Wirksamkeit entrückt sind, da hilft die göttliche Macht. Und der Gott wirkt nicht aus der Ferne, sondern zieht mit dem Heerbann aus. Jahve weilt unter den Streitern[6]) wie der germanische Kriegsgott[7]). Oder der Gott sendet seine Boten. Der Engel Jahves schlug im Lager Senacheribs 185000 Mann. In der Schlacht bei Badr halfen weiße Männer, auf Pferden zwischen Himmel und Erde schwebend, den Gläubigen[8]). „Über ihm in Wolken zogen die Cherubim", singt unser Dichter vom „Helden der Mark". Den Dienern Zarathustras helfen die Fravashis im Kampfe, die Schutzengel der Rechtgläubigen[9]).

[2]) Frazer, The golden bough [3] I, 1, S. 129.

[3]) Globus 84, S. 112.

[4]) Oldenberg, D. Relig. d. Veda, S. 567.

[5]) Köln. Zeitung v. 3. Juni 1905 Nr. 580.

[6]) Schwally S. 6 ff. — [7]) Tacit. Germ. c. 7.

[8]) Sprenger, D. Leben und die Lehre des Mohammad, 2, S. 177. Vgl. 3, S. 128 f.

[9]) v. Negelein a. a. O. S. 91. Bertholet, Religionsgeschichtl. Lesebuch, S. 341 f. Nach einer Quelle sind auch die Fravashis Seelen Ver-

In der Schlacht an der Unstrut flatterte im deutschen Reichshauptbanner das Bild des Erzengels Michael[10]). So berichtet Tacitus von Bildern und Gegenständen, in denen die göttliche Kraft aus den heiligen Hainen in den Kampf zur Hilfe geführt wurde[11]). Den Irokesen genügt es, den Namen ihres Kriegsgottes auszurufen, wenn sie sich in die Schlacht stürzen[12]). Und unsere Krieger tragen auf ihren Säbelkoppeln und Helmen den Wunsch und die Hoffnung „Gott mit uns!" vor sich her.

Welche Gewähr des Sieges könnte sicherer sein, als wenn in den irdischen Führern, die allen sichtbar inmitten ihrer Truppen gebieten, etwas Göttliches oder doch Übermenschliches und Zauberhaftes wohnt und wirkt. Dem Ares ähnlich erschienen den homerischen Kämpfern Hektor und andere Helden. Wallenstein, Friedrich der Große, der alte Dessauer, Ziethen, der schwedische General Steenbock und viele andere galten den Truppen als große Zauberer und Hexenmeister. Die volkstümlichen Feldherren unserer Heere sind wenigstens nahe daran. Der alte Haeseler ist kugelfest. Er hat 1870 in Frankreich zwei Rippen verloren, dafür trägt er nun zwei silberne und einen silbernen Schlund. Er ist einst als armer Orgelspieler durch ganz Frankreich gezogen und kennt daher dort jeden Baum und Weg[13]). Einen wirklichen Gott haben aus einem geschichtlichen Kriegshelden

storbener: Bertholet, S. 343. Vielleicht haben auch die Zebaoth animistischen Ursprung: Schwally, S. 5.

[10]) Pfannenschmid, German. Erntefeste, S. 452. Bei den Kalmüken wird im Kriege neben dem Fürsten von einem der tapfersten Edelleute eine geweihte Fahne (Tuk) getragen, auf welcher der Kriegsgott mit seinem Gefolge und allen seinen Sinnbildern dargestellt ist. Man sieht darauf Löwen und Tiger als Zeichen der Macht und Unerschrockenheit, Hunde, welche die Treue und Wachsamkeit, Affen und Schlangen, welche Kriegslist und Behendigkeit, Falken, welche die Geschwindigkeit vorstellen. Diese Fahnen übersandte der Dalailama aus Tibet, und sie wurden für sehr heilig gehalten: Klemm, Allg. Kulturgesch. d. Menschheit, 3, S. 191.

[11]) Germ. c. 7. Vgl. Golther, Handbuch d. germ. Mythol. S. 602.

[12]) Tylor, D. Anfänge d. Kultur, deutsch von Spengel u. Poske, 2, S. 307.

[13]) Die deutsche Frau. Illustr. Wochenschrift, 4 (1914) Nr. 38, S. 14.

des 3. Jahrhunderts n. Chr. die Chinesen gemacht. Er ist jetzt ihr Kriegsgott Kuan-ti[14]).

Der Gott, der im Kriege den Sieg verleihen soll, muß Partei sein. Die Bataks überlassen es seiner Gerechtigkeit, wessen Partei er ergreifen will, und hüben und drüben werden vor der Schlacht Reden gehalten, in denen ihm jeder seine Sache als die gerechteste hinstellt[15]).

Was aber bleibt dem Gotte übrig, der in allen Menschen seine Kinder sieht, dem Gott des Friedens und der Liebe? Auf Bildern, die der jetzige Krieg hervorgebracht hat, sehen wir Jesus die Verwundeten trösten, den Sterbenden den Weg zum Himmel weisen. Wir sehen ihn in Lichtgestalt im Dunkel der Nacht einsam und traurig an verschneiten Schützengräben vorüberwandeln. Wir sehen über den Wogen, in deren Schoße Freund und Feind gebettet liegen, den blassen Schimmer des allversöhnenden Kreuzes schweben.

3.

Die göttliche Hilfe muß durch eigene Tatkraft verdient werden[16]). Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Der Tapfere vertraut der eigenen Faust doch immer am liebsten.

„Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei."

In heldenhaftem Pathos klingt das aus den Worten Hektors, als man ihm rät, der „flügelspannenden Vögel" zu achten: „Ein Wahrzeichen nur gilt; das heißt: für die Heimat sich wehren". Weniger großartig meint der „Realpolitiker" in der Münchener Jugend[17]): „Wenn eener secht „Gott strafe England", denn is dat ja ganz schoin, aber beeter is, wi helpt 'n büschen mit die U-Böte nach." „Hool di an Gott," rief ein Schiffskapitän einem Matrosen im heftigen Sturme zu. „Ik hool mi an den Mast" erwiderte der[18]). Und die fried-

[14]) Grube, Religion und Kultus d. Chinesen, S. 133 f.
[15]) Warneck, D. Religion d. Batak, S. 43.
[16]) Schwally, S. 27 f.
[17]) 1915, Nr. 28, S. 531.
[18]) Schütze, Holstein. Idiotikon, 2, S. 148.

liche Weisheit des sizilischen Bauern äußert sich nüchtern und praktisch: „Mist tut mehr Wunder als die Heiligen“ [19]).

4.

Eine der unentbehrlichsten Waffen in Kriegszeiten ist das Wort, auch für die Daheimgebliebenen. Viele von ihnen haben das Bedürfnis durch Reden aufgemuntert, getröstet, gestärkt, erhoben zu werden. Sonst werden sie schwach und kleinmütig. Die Siegeszuversicht muß immer und immer wieder ausgesprochen und stark unterstrichen werden. Und wer dergleichen nicht aus begeisterndem Munde hören kann, der sucht es in seinen Zeitungen. Es ist ihnen, als ob die beständige Voraussagung des sicheren Sieges den Sieg schon so gut wie verbürgte.

Die Pima-Indianer lassen sich teils vor dem Auszuge zu einem Kriege, teils in jeder Nacht des Kriegszuges von einem Berufsredner lange Reden halten. Darin wird ausführlich mitgeteilt, daß er den für den Erfolg notwendigen Zauber von einer Menge von Dämonen und Tieren aller Art erlangt habe, während die Waffen und Kräfte des Feindes harmlos und weich gemacht werden würden.[20]) So kommt auch die Erzählung von Kriegstaten zu offenbaren Zauberzwecken bei einer Unmenge von zeremoniellen Tänzen der nordamerikanischen Indianer vor, und auch den Kriegsrednern auf Tahiti wurde ein gewaltiger Eindruck ihrer Ermahnungen und Erzählungen von Heldentaten nachgesagt; sie starben manchmal vor Erschöpfung bei den Anstrengungen ihrer Tätigkeit.[21]) Bei den Arabern beruhte eine besondere poetische Stilgattung, das sogen. Hidschâ, d. h. die Besprechung, auf dem Glauben, daß man mit einem Fluche den Feind tödlich treffen könne. Der Dichter hilft dadurch dem Kämpfer „mit seiner Zunge“, und diese Tätigkeit wurde für ebenso wichtig, wenn nicht noch wichtiger als der Waffengang selbst angesehen.[22]) So

[19]) Goethe, Italien. Reise (19. April 1787).

[20]) Archiv f. Religionswissenschaft. 14, S. 267.

[21]) Preuß im Globus, 87, S. 396.

[22]) Bertholet, Religion und Krieg (Religionsgeschichtl. Volksbücher V, Heft 20), S. 15.

macht sich bei uns der Zorn in „Haßgesängen“ Luft, und daß der Fluch „Gott strafe England!“ die Wirkung einer Zauberformel haben könne, wird zwar weder behauptet noch geglaubt, aber doch im tiefsten Innern gewünscht und gehofft.

Der Kraft der Rede und des Wortes entspricht die Kraft gewisser Handlungen. Die Schädigung im Bilde soll dem Feinde in Wirklichkeit Schaden und Niederlage bringen. Die Kalmüken pflegten früher vor kleinen Kriegszügen ein Spiel anzustellen, das Schilä genannt wurde. Ein verkleideter Kalmük mußte, wenn das Heer versammelt war, sich in voller Rüstung gleich einem Kundschafter dem Lager nähern. Alsbald wurde er dann von den Wachhabenden verfolgt, blind beschossen und schließlich gefangen eingebracht. Man band ihn, stellte sich, als schlage man nach ihm und befragte ihn nach der Macht, der Stellung und Verfassung des Feindes und nach dem wahrscheinlichen Ausgange des Unternehmens. Der Gefangene gab den günstigsten Bericht, und das Spiel endete mit seiner Freilassung. Da wird also in einer Art von magischem Schauspiel der gewünschte Erfolg schon als feststehende Tatsache hingestellt und damit gesichert. Vor wichtigen und gefährlichen Heerzügen war bei den Kalmüken eine andere Feierlichkeit gebräuchlich. Man machte in der Nähe des versammelten Kriegsheeres eine große Menschenfigur aus Heu oder Gras, bekleidete sie mit schwarzem Filze und bewaffnete sie aufs beste. Gegen diesen Kriegsteufel rückte das ganze kalmükische Heer in der gewöhnlichen Ordnung vor. Sobald sich das Treffen dem Heumanne bis auf einen Büchsenschuß genähert hatte, stürmte das ganze Heer unter Musik, lautem Geschrei und Schießen auf das Bild los. Man gab ihm mit der Lanze des Kriegsgottes den Hauptstoß, es stürzte zu Boden und wurde nun in kleine Wische zerrissen und verbrannt, an seiner Stelle aber die heilige Fahne aufgepflanzt.[23]) Auch hier wird mit der Besiegung und Vernichtung des den Feind (oder seinen Beschützer) darstellenden Bildes in der Überzeugung der Handelnden dem Feinde selbst der Garaus gemacht.

Kein Zauber mehr, aber doch aus ähnlicher Stimmung

[23]) Klemm a. a. O. 3, S. 191. 192.

hervorgegangen sind die bildlichen Darstellungen, die auch unsere Zeit offenbar nicht entbehren mag. Post- und Ansichtskarten mit dem Bilde besiegter, fliehender, gedemütigter Feinde in allen möglichen komisch verzerrten Übertreibungen haben im jetzigen Kriege bei uns ziemlich allgemein und bald andern und ernsteren Bildern Platz gemacht. Aber unsere Witzblätter kühlen noch täglich ihr Mütchen an unsern Gegnern mit schonungslos erfinderischem Humor. Daß auch unsern Kriegern ähnliche Bedürfnisse innewohnten, zeigten die Aufschriften in Wort und Bild an den Eisenbahnwagen, die sie an die Grenze und an die Front trugen.

5.

Es wird mitunter darüber geklagt, daß neben den vielen Heldinnen in unserm Vaterlande, die Leid und Not mit tapferer Seele schweigend ertragen, einzelne Frauen ihren Männern im Felde das Herz schwer machen durch mißmutige Briefe, in denen sie allerlei Klagen und Beschwerden über Entbehrungen und Kümmernisse vorbringen, denen sie ausgesetzt seien. Daß aber auch der Glaube an eine Fernwirkung des bloßen Gedankens wohl einmal auftaucht, zeigt eine Zuschrift von H. Drüner in Rauschenberg, Bez. Cassel, an die „Dorfkirche“[24]: „Ich war“, so heißt es dort, „bei der Frau eines Kriegers und redete ihr zu, doch nicht zu sehr trüben Gedanken nachzuhängen und gegen unnütze Sorgen anzukämpfen. Eine ältere Verwandte, die zu Besuch war, stimmte mir zu, und zur Bekräftigung ihrer Mahnung sagte sie zu der Kriegersfrau: „Du weißt doch, Jettchen, wenn wir uns zu viel Gedanken und Sorgen um unsere Lieben im Felde machen, dann spüren sie's dort draußen und bekommen desto mehr Heimweh.“ Frazer[25] zeigt umgekehrt an vielen Beispielen, wie bei manchen Völkern die daheimgebliebenen Frauen mit ihren Gedanken und Sorgen fortwährend bei den abwesenden Kriegern sein müssen, aber in dem Sinne, daß sie dadurch veranlaßt werden, bestimmte, streng vorgeschriebene Handlungen zu verrichten und andere wieder zu vermeiden, um dadurch Wohlergehen und Erfolg

[24]) Herausg. v. H. v. Lüpke, 8. Jahrg. (1915), S. 472.
[25]) The golden bough [3] I, 1, S. 126 ff.

der fernen Kämpfer in magischer Weise zu gewährleisten. Auch Gedanken und Stimmung der Krieger werden auf diese Art beeinflußt. Wenn ein Dajak auf Borneo zur Kopfjagd ausgezogen ist, muß sein Weib oder, wenn er unverheiratet ist, seine Schwester Tag und Nacht ein Schwert tragen, damit er fortwährend an seine Waffen denke.[26]) Bei den Toradjas auf Celebes müssen die zurückgebliebenen Frauen der Kopfjäger das Haus sauber und rein halten und jede Nacht Licht brennen lassen und ein Feuer unterhalten. Wenn der Geist des Kopfjägers im Schlafe nach Hause kommt (das ist der Ausdruck der Toradja für den Traum des Kriegers), muß er dort alles in guter Ordnung finden und nichts, was ihn ärgern könnte.[27])

6.

Alte Volksbräuche beeinflußt der gegenwärtige Krieg in verschiedener Weise. Entweder die äußere Form taucht plötzlich auf, ohne daß ein erkennbarer, innerer Zusammenhang mit der sonstigen Bedeutung des Brauches vorliegt. Dahin scheint die Benagelung von Kriegswahrzeichen zu gehören.[28]) Oder eine alte Sitte wird unter Beibehaltung ihres Sinnes und Zweckes in den Liebesdienst der Kriegszeit gestellt. So hat man in einem Taunusdorfe den Bettelgang des „Laubmännchens" am Pfingsttag hübsch dazu benutzt, um Lazarette mit Eiern zu versehen.[29]) Drittens endlich wissen auch unsere Feldgrauen selbst im Feindeslande die vertrauten Bräuche nutzbar zu machen. Schleswig-Holsteinische Krieger im Schützengraben der Champagne haben sich, wie ein Husumer nach Hause schrieb, in der Silvesternacht nicht das Vergnügen des heimischen Rummelpotts nehmen lassen. Punkt 12 Uhr zogen sie mit dem Rummeltopf vor den Offiziersunterstand und stimmten die alte Weise an „Fiken mak de Dör mal op, de Rummelpott is buten". Und hier fand das verfehmte Instrument mehr Anerkennung als in der Heimat, wo es die

[26]) Ebda. S. 127.

[27]) Ebda. S. 129.

[28]) Vgl. K. Brunner in der Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde 25 (1915), S. 348 ff.

[29]) D. Dorfkirche, 8. Jahrg., S. 378.

Polizei in Acht und Bann getan hat, denn unsere Feldgrauen wurden von ihren Offizieren mit einigen Flaschen „Könnidol“ belohnt.[30])

Waldfriedhöfe als Ehrenfriedhöfe.

Von **O. Schell.**

Der tiefe Einfluß des Waldes auf alle germanischen Lebensverhältnisse ist längst gebührend erkannt worden. Aber auch das germanische Glaubensleben empfing durch den Wald nachhaltige Einwirkungen, welche sich in unverkennbaren Spuren bis zur Gegenwart verfolgen lassen. „In dem Wehen, unter dem Schatten uralter Wälder fühlte sich die Seele des Menschen von der Nähe waltender Gottheiten erfüllt“, schrieb schon Jakob Grimm[1]).

Der Wald war nach germanischer Auffassung in erster Linie der Wohnsitz der Götter; er rief darum den Waldkultus hervor und wurde selbst zum Kultwald. Der heilige Hain vertrat, wenigstens in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle, den Tempelbau. „Die ältesten germanischen Bezeichnungen lehren: Tempel ist zugleich Wald“.[2]) J. Grimm[3]) äußert sich folgendermaßen darüber: „Was wir uns als gebautes, ja gemauertes Haus denken, löst sich auf, je früher zurückgegangen wird, in den Begriff einer von Menschenhänden unberührten, durch selbstgewachsene Bäume gehegten und eingefriedigten heiligen Stätte. Da wohnt die Gottheit und birgt ihr Bild in rauschenden Blättern der Zweige. Die Götter, im Wald und auf der Berghöhe gegenwärtig, bedurften keiner gebauten Wohnung, keines sie darstellenden Bildes. Am deutlichsten hat das Tacitus von den Germanen ausgesprochen. Nur Bäume hegten den Gott und über Bäumen stand der Himmel offen.“

Im germanischen Urwalde wurde allem Anschein nach ein besonderer Teil für den Gottesdienst abgegrenzt. Hier

[30]) Lübecker Generalanzeiger v. 13. Januar 1916.

[1]) Deutsch. Myth. [3] S. 60.

[2]) W. Golther, Handb. d. germ. Myth., S. 590.

[3]) Geschichte der deutschen Sprache, 116.

durfte kein Holz geschlagen werden. Da erhoben sich die Opfersteine; da wurden die Feldzeichen der einzelnen Volksstämme aufbewahrt; dort wurden die Volksversammlungen abgehalten und das Gericht gehegt; dort waren die vornehmsten Friedstätten, zu denen K. Weinhold[4]) bemerkt: „Zunächst erkennen wir die gottesdienstlichen Orte als Friedstätten". Doch darf man wohl mit Weinhold annehmen, daß die Friedstätten des Kultwaldes nicht auch Freistätten waren.[5])

Aus allen diesen Umständen können wir auf den zu den einzelnen Götterhainen zugehörigen Bezirk einigermaßen Schlüsse ziehen. Die Stammesgruppen der Germanen dürften in dieser wie in vielen andern Beziehungen den maßgebendsten Einfluß ausgeübt haben. G. Steinhausen[6]) hebt die Bedeutung des Waldes für die Religion der Germanen mit folgenden Worten hervor: „Weiter aber spiegelt die Waldnatur ihren Einfluß in der Religion des Germanen wieder. Diesen Eindrücken entspringen mehr oder minder mächtige oder winzigneckische Wesen, die aber niemals scharf gestaltet werden, sondern immer nebelhaft-unklaren Charakter tragen, wie die Wasserdünste, die aus den Sümpfen steigen. Auch jene großen göttlichen Naturgewalten wurden nur unbestimmt ahnungsvoll empfunden; man fühlte nur ihr Walten und ihre Hoheit, bald durch stillen Eindruck gebannt, wie etwa im Mittagszauber des Waldes, bald in starrem Schreck und Schauder wie beim Waldgewitter. Aber bei der Häufigkeit der Winde war der Haupteindruck der des Sturmes. Brausend und knatternd, namentlich zur Nachtzeit furchtbar, fuhr der Wind durch die Bäume, daß es ächzte, krachte und splitterte, am häufigsten und eindruckvollsten von der See her durch die Ebene. Hier, in Norddeutschland, mochte zuerst der Glaube an ein göttliches Windwesen, an den Wodan, entstanden sein, den dann eine spätere Entwicklung mannigfaltig ausgestaltet hat. — Der Wald ist nun weiter die Hauptheimat der elfischen Geister."

In letztern sah man aber auch die Seelen der Verstorbenen, welche man in die Luft versetzte und in Wind

[4]) Über die deutschen Fried- und Freistätten.
[5]) Ebenda, S. 14.
[6]) Germanische Kultur in der Urzeit, S. 66 (Natur- und Geisteswelt).

und Sturm umziehend dachte. „Wind und Seele kommen früh zusammen, der Wind ist ein Seelenheer."

So ist der Glaube der Germanen zu einem wesentlichen Teile aus der Waldesnatur erwachsen. Die Beseelung der Natur war damit unlöslich verknüpft. Unter anderm legte der Germane den Bäumen eine Seele bei; so entstanden die verschiedenen Waldgeister männlichen und weiblichen Geschlechts. Die Heiligkeit der Bäume, die ihre Glaubensspuren bis in die Gegenwart verfolgen läßt, war damit unzertrennlich verbunden.

Die fortschreitende Kultur der Germanen, von außen vielfach befruchtet, führte später auch zur Errichtung von einzelnen Tempeln, welche durchweg als Holzbauten zu denken sind. Tacitus führt einen Tempel der Tanfana auf. Der Waldkult blieb bei den Südgermanen vorwiegend, bei den Nordgermanen wurde dagegen der Tempel ganz allgemein.[7])

Der oben schon erwähnte Seelenglauben rief zunächst die Totenverehrung hervor. Begraben und Leichenbrand wechselten bei den Germanen ab, ohne daß wir genaue Zeitgrenzen ziehen können. Man setzt neuerdings das Entstehen des Leichenbrandes gegen das Ende der Steinzeit an. Ausschließlich kam weder die eine noch die andere Bestattungsart vor. Die Hockerleichen sind für die Germanen bezeugt. Sonst legte man die Leiche auf die bloße Erde, beschüttete sie mit Erde oder legte sie auf ein Brett oder in einen Totenbaum. Der Holzsarg ist römischen Ursprungs. Oft wurde die Leiche von einem Steinkreise umgeben oder Steinkisten und Steinkammern wurden um dieselbe aufgetürmt. Mitunter barg ein Hügel mehrere Toten; wir dürfen aus diesem Brauch auf Sippengräber schließen. Für das Verbrennen der Toten wandte man den Scheiterhaufen an oder schichtete über die am Boden liegende Leiche Holz auf, welches in Brand gesetzt wurde. Die niederrheinischen Hügelgräber, welche sich in großer Anzahl zwischen Sieg und Ruhr befinden, „zeigen im Gegensatz zur keltischen Art eine besondere Einfachheit".[8])

Uns beschäftigt hier vor allen Dingen die Frage, wo

---

[7]) M. vergl. Alb. Thümmel, Der german. Tempel. Leipzig 1909 (Dissert.).

[8]) G. Steinhausen, Germ. Kultur in der Vorzeit, S. 133.

die Germanen ihre Toten beerdigten. Hier bietet sich für die Beantwortung das schon erwähnte Gräberfeld am Niederrhein als bestes Untersuchungsobjekt an. C. Rademacher, der sich große Verdienste um die Erforschung desselben erworben hat, schreibt darüber[9]): „Die Bergischen Höhen, der Gebirgszug zwischen Sieg und Wupper, sind in ihren letzten, dem Rheine sich nähernden Ausläufern zur Anlage von Begräbnisstätten benutzt worden. In dem Dunkel der Forsten und auf den sonnigen Weiten der Heiden dieses etwa 25 km langen Gebietes ruhen unbeachtet und ungekannt von den Umwohnern die schlichten Grabhügel, Denkmäler aus der grauen Ferne der prähistorischen Vergangenheit."

Der Wald, der geheimnisvolle Kultwald mit seinen Schrecken[10]) war auch der wichtigste Begräbnisplatz der Germanen, so den Seelenglauben wieder befruchtend. Im Walde, im Götterhaine, erwartete er auch gern den Tod. So geschah es im Jahre 779 nach einem blutigen Zusammenstoß zwischen Franken und Sachsen, daß sich ein schwerverwundeter Sachse aus seiner Burg heimlich in einen dem höchsten Gott geweihten Hain tragen ließ[11]), offenbar in der Absicht, um dort zu sterben.

Als die christlichen Sendboten ihr Werk bei den Germanen begannen, wandten sie sich in erster Linie „gegen das Heidentum durch den handgreiflichen Beweis der ungestraften Verletzung der heiligen Bäume und anderer Kultstätten. Ihre Axthiebe fällten nicht bloß das Holz, sondern erschütterten auch den Glauben an den Götterfrieden".[12]) Aber die „ererbte verehrende Scheu vor den heidnischen Höhen und Hainen" ließ sich auch durch solche Gewalttaten nicht schnell überwinden. Sie war zu tief eingewurzelt im Volk. Darum er-

[9]) Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. I, 52 ff.

[10]) Golther usw., S. 592: „Der den Göttern geweihte uralte, wilde Baumwald rief einen schauerlichen Eindruck hervor, ebenso aus ehrfürchtiger Scheu vor der unmittelbaren Gegenwart der Götter wie wegen der blutigen Opfer, wegen der verwesenden Leichen und bleichenden Gebeine. Nicht bloß den Römern, auch den germanischen Volksgenossen selber war ein solcher Urwald unheimlich."

[11]) Golther usw. S. 593.

[12]) Weinhold, Deutsche Fried- und Freistätten, S. 4.

richteten die Missionare ihre Kapellen und Kirchen mit Vorliebe auf altheiligen Stätten, also im Kultwalde oder in seiner unmittelbaren Nähe. Sonst mußte die Heiligkeit der christlichen Gotteshäuser durch hohe Bußen erzwungen werden, welche sich durch die verschiedenen Stammesrechte und das ganze Mittelalter hindurchziehen und welche uns aus dem Landfrieden, dem Rechtsspiegel, den Stadtrechten und Küren immer wieder entgegentreten. „Überall hält man es noch für nötig, an die Heiligkeit der gottesdienstlichen Gebäude und ihrer nächsten Umgebung durch doppelte, drei- oder vielfache Strafgelder zu mahnen.“[13])

Die letzten Ausführungen geben die Unterlagen für die Tatsache ab, daß noch heute zahllose Waldkapellen sich allerorten in Deutschland befinden. Darum bemerkt K. Simrock[14]) zutreffend: „Götter wohnen in diesen Hainen, das Laub der mächtigen Eiche durchrauscht der Gott; noch der christliche Berichterstatter läßt sie vom göttlichen Hauche bewegt zusammenstürzen. So wahr und naheliegend ist die Anschauung, die dem Naturgefühl unserer Väter eher Ehre macht, als sie der Roheit beschuldigt. Auch erlosch dieses Gefühl sobald nicht: die vielen Wald- und Bergkapellen, zu denen Heiligenbilder Veranlassung gaben, die in oder auf der Eiche, der Linde gefunden immer wieder dahin zurückkehren, wie oft sie auch hinweggenommen, zu bewohnten Stätten und ihren Kirchen gebracht wurden, bezeugen durch die an sie geknüpften Sagen, wie tief das Bedürfnis, sich im Wald, auf Bergen der Gottheit näher zu fühlen, im Volke wurzelte.“ Schon die Verfolgung des letzten Gedankens würde für ein kleines Gebiet eine fast unübersehbare Fülle von Ergebnissen zeitigen. Doch möchten wir Simrock[15]) nicht folgen, wenn er sagt, daß wir den Tod darum Freund Hain nennen, weil im Haine, in der Nähe des Waldheiligtums die sterbliche Hülle zu ruhen pflegte. Doch verdient die Eddastelle:

Du gibst den Gräbern zu gute Namen,
Wenn du sie Wälder-Wohnungen nennst,

unsere volle Beachtung.

[13]) Weinhold, Fried- und Freistätten, S. 5.
[14]) Handbuch usw. S. 499. — [15]) Ebenda, S. 568.

Nicht ausschließlich die Heiligkeit des Kultwaldes war es, welche ihn zum vornehmsten Begräbnisplatz der Germanen machte, sondern der Seelenglaube, den E. H. Meyer in Seelenabwehr und Seelenpflege (Gebiete, welche sich nicht scharf sondern lassen) scheidet, nötigte auch zu solchem Begraben fern von den Wohnstätten in Wäldern, auf Heiden und einsamen Höhen, um die Seelen der Verstorbenen von den Wohnungen der Lebenden abzusondern, da die Wiederkehr der Toten mit Nachdruck verhindert wurde. Diese Totenabwehr klingt noch in manchem heute oder in jüngster Vergangenheit geübten Brauche nach. Als solche seien nur angeführt: Schließen von Augen und Mund bei den Toten, oft gewaltsam durchgeführt; der Mund darf das Leichentuch nicht fassen; die Art der Beerdigung der Selbstmörder oder Verunglückten; das Brennen der Lichter bei einer Leiche; die Richtung der Füße des Toten nach der Türe; Umkehren der Töpfe im Sterbehause: das Todansagen; Verhängen der Spiegel und Fenster; Verbrennen des Leichenstrohs (Revestroh, von athd. hrêo = Leiche); die Aufstellung der Totenbretter in Bayern; die Stein- und Reisighäufungen an den Stellen, wo ein Mensch ermordet wurde; die Errichtung der Sühnekreuze; die Aufstellung der Bautasteine in der Bronzezeit im skandinavischen Norden usw. Noch heute weisen die Oberpfalz, der hohe Westerwald, viele Orte in Hessen, namentlich in Oberhessen, sehr entlegene Friedhöfe auf. W. Riehl[16]) bemerkt bezüglich des Westerwaldes: „Die vereinzelten Wälder erscheinen hier oben in ihrer schönsten Bedeutung: als die Schutzhegen der Landeskultur, als die Wälle und Vorburgen der Gesittung. Man fühlt da erst, was der Wald wert ist, wenn man, stundenlang vom Winde gezaust, plötzlich in seinen heiligen Frieden eintritt. Auf dem hohen Westerwalde hat man die Kirchhöfe fast überall am Waldsaume angelegt, selbst wenn man sie darum über die Gebühr vom Orte entfernen mußte. Es ruht eine dichterische Weihe auf dem Gedanken, daß die Leute ihre Toten vor dem Streit der Elemente in den schirmenden Burgfrieden des Waldes geborgen haben."

[16]) Land und Leute. Kehrein, Volkstümliches aus Nassau, S. 227.

Auch im Bergischen erinnern viele alte Dorfkirchhöfe (z. B. Refrath bei Bensberg) mit ihrem dem Walde entnommenen Baumschmuck an die alten Waldfriedhöfe. Und die mehrfachen Fichtenreihen, welche viele Friedhöfe selbst in den lebhaftesten Industriegebieten malerisch einrahmen, rufen die Erinnerung an diese wach. Man hat den Wald an den Kirchhof verpflanzt.[17])

Eine ganz besondere Form nahm der Friedhof in den sogenannten Rosengärten an. Schukowitz[18]) kennzeichnet sie mit folgenden Worten: „Die schlichten Gottesäcker der kleinen Toten heißen in der Schweiz, in Südbayern und auch sonst in den österreichischen Alpenländern allgemein Rosengärten. Diese Bezeichnung ist in sehr alten Urkunden belegt, eine stichhaltige geschichtliche Deutung ist aber schwer zu geben. Soll der Kampfplatz der zum Tod Entschlafenen hiermit bezeichnet sein, wie es im mittelhochdeutschen Epos gleichen Namens geschieht, in welchem die zwölf Wormser Helden um den Besitz Krimhildens fochten? Ist „rosengarten“ in Beziehung zu setzen mit dem Reckenworte „rose“, als Bezeichnung der Todeswunde? Nicht zu übersehen wäre ferner, daß im Zeitalter der Leichenverbrennung der Hagedorn als rituell vorgeschriebener Zundstrauch galt und die an ihm wachsende Donnerrose (spina soporifera) den beiden Leichengöttern Odhin und Donar geweiht war. Leitet er vielleicht doch seinen Ursprung von dem verhältnismäßig jungen Brauch her, die Gräber der Kinder mit Rosen zu schmücken? Ich weiß es nicht, nur das will ich sagen, daß dieser Plan des Friedens nicht die leiseste Spur des alten Reckenkampfes und Reckentodes zur Schau trägt. Er ist vielmehr das Bild lieblicher Einsamkeit, stiller Hoffnung und Erwartung. Auf den Rosengärten lastet ja lange nicht jener tiefe Ernst und die bange Scheu, wie das beim Friedhofe der Erwachsenen der Fall ist.“

Wir können und wollen an dieser Stelle den deutschen Waldfriedhof in seiner Geschichte nicht verfolgen. Aber das muß betont werden, daß die Gegenwart sich auch in dieser

[17]) Über Waldgräber vergl. m. u. a. Argovia V, 226. 247.

[18]) Archiv für Religionswissenschaft, III, S. 275.

Beziehung wieder der Vätersitte angeschlossen hat und mehr und mehr anschließt, aus der alten Zeit ihre Vorbilder nimmt, nicht zuletzt mit der Errichtung von Friedhöfen im Waldesschatten. Unter den allgemeinen Waldfriedhöfen muß der in München besonders angeführt werden. Er ist einzig in seiner Art, von einem packenden Zauber und einer stillen, schlichten Würde umflossen.

Unser deutsches Volk hat in diesen Tagen des Weltkrieges sein besonderes Augenmerk der Gestaltung der Gräber, deren würdiger Lage und ihrem Schmuck zugewandt. So sind die Ehrenfriedhöfe in Feindesland und in der Heimat entstanden. Eine besondere Form bildet hier der Waldfriedhof, der auf alte, nie erstorbene, aber in der Gegenwart neu belebte Formen und Anschauungen zurückgeht. Diesen in kurzen Andeutungen nachzugehen, war der Zweck der vorstehenden Ausführungen. Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, alle Ehrenfriedhöfe in Waldfriedhofsform aufzuzählen, selbst auf einem kleinen Gebiete.[19]) Greifen wir aber zwei dieser Ehrenfriedhöfe, nahe beieinander gelegen, heraus: die Ehrenfriedhöfe von Barmen und Elberfeld. Es ergibt sich aus einer Vergleichung derselben eine tiefgehende Verschiedenartigkeit. Der Elberfelder Ehrenfriedhof ist ein echter, rechter Waldfriedhof auf ragender Bergeshöhe, von dem der Blick hinwegschweift über das rastlose Arbeitstal an der Wupper und die dasselbe umschließenden, waldgekränzten Höhen. In schlichten, gleichmäßigen Gräbern ruht hier Freund und Feind, Vornehm und Gering im Banne des alles ausgleichenden Todes.

Der Barmer Ehrenfriedhof darf auch als Waldfriedhof angesprochen werden. Auch hier ist der Grundsatz der Gleichheit gewahrt. Aber der umgebende Wald ist nur ein grüner Mantel, der sich schirmend um das kleine Gräberfeld mit seinem Blumenschmuck und seinen zierlichen Einfassungen und verschiedenartigem Schmuck schlingt, so daß wir uns in

---

[19]) Auf der Wanderausstellung „Friedhofskunst", veranstaltet von der Rheinischen Bauberatung in Köln (Herbst 1915) waren vertreten: Bielefeld, Aachen, Barmen, Essen, Rheydt, Koblenz, Ohligs, Saarbrücken, Salzuflen. Außerdem besitzen solche Ehrenfriedhöfe: Elberfeld, Kettwig (Stadtwald), Mülheim-Broich, Duisburg (Kaisersberg).

einen von der Kunst verschönten, idealen Rosengarten versetzt glauben.[20]).

Beides hat seine Berechtigung und seine Vorbilder in der Vergangenheit, wie wir vorher ausführten. Darum bedarf es auch keiner Rechtfertigung, wenn wir uns in dieser Zeitschrift mit dem Ehrenfriedhof im Waldesschatten beschäftigen. Es ist ein reiches, noch nicht ausgeschriebenes Kapitel der Volkskunde, ein unerschöpfliches Gebiet des Forschens, ein Ausdruck künstlerischen Schaffens, das gerade im Ehrenfriedhof und Gedächtnishain einen dauernden Ausdruck finden soll und finden kann durch die Verkörperung der tiefen Ideen, die der Erinnerung an die gefallenen Helden geweiht sind. Die Natur bildet gerade im Waldkirchhof die Grundlage für die Kunst, mag sich dieselbe nun als Baukunst, Bildnerei oder Gartenkunst durchzusetzen bemühen. Geheimer Baurat Heimann erhob aber vor einiger Zeit in der Kölnischen Volkszeitung folgende sehr berechtigte Mahnung: Der Kleinkunst bleibt die Aufgabe, in Gedenktafeln an oder in den Kirchen die Erinnerung an die Opfer des Krieges den Gemeinden dauernd zu behalten. Ihnen wird es als Ehrenpflicht obliegen, dies auch in öffentlichen Denkmälern zu erstreben. Aber es möge die dringende Mahnung ergehen, nicht jetzt schon der Errichtung näherzutreten, weil viele unserer Künstler — und nur die besten dürften in Frage kommen — noch in Feindesland weilen. Die gewaltigen Eindrücke des Völkerringens, die sie hier empfangen, werden sie zweifellos auch auf ihr Werk zu übertragen vermögen, das die Anerkennung eigener Pflichttreue, vaterländischen Opfermutes bekundet, die der Erinnerung derer gelten soll, die als gute Kameraden in gleichem Schritt und Tritt hinausgezogen sind, denen die Rückkehr in die Heimat aber versagt war.

Der Totenkult spielt bei allen Völkern eine große Rolle. Etwas Heiliges schwebt um den Ort, da die Toten ruhen, in erster Linie als Ausfluß des Seelenglaubens, der auch in die

[20]) Zwei ältere, wenig beachtete Ehrenfriedhöfe liegen bei Bensberg im Walde versteckt, der österreichische oder kaiserliche Kirchhof und der französische Kirchhof (m. vergl. Monatsschrift des Berg. Gesch.-Vereins Jahrg. 1916).

christliche Zeit tief und stark hineinragt. Der Grabhügel trägt durchweg ein Zeichen,[21]) das den lebenden Menschen an den dort Ruhenden mahnt. Es sind Erinnerungszeichen, die aber für die ersten Jahrhunderte der Christen gewordenen Germanen fast spurlos verschwunden sind, so daß ein Forscher zu der Frage berechtigt ist: „Wie sah ein einheimischer christlicher Leichenhof aus im 8., im 10. Jahrhundert?“ — — So sind die halb heidnischen, halb christlichen Zeichen des Totenkults zum großen Teil vergessen. Aber eins ist geblieben im deutschen Volk: die Liebe zum Walde, der in seinem Schatten die Toten birgt von der Urzeit Tagen bis zur Gegenwart, zwar nicht immer im selben Maße und gleicher Ausdehnung. Und noch ein tieferer Zug verbindet das germanische Altertum mit der großen germanischen Gegenwart, die sich in diesem Weltkrieg durchsetzt gegen die romanische Welt mit ihrem so verschiedenartigen Völkeranhang: der Glaube an das Jenseits, der in der christlichen Auffassung „schon im Heidentum eine Analogie von überraschender Ähnlichkeit“ aufweist, welche Jakob Grimm, der größten Deutschen einer, in die schönen Worte einkleidet: Dem Altertum war der Tod kein tötendes Wesen, bloß ein in die Unterwelt abholendes, geleitendes. Er trat als Bote einer Gottheit auf, um ihr die abgeschiedenen Seelen zuzuführen. Sterben wird durch seine Erscheinung angekündigt, nicht verursacht.[22])

So mögen die toten Helden ruhen auf unsern Ehrenfriedhöfen, vielfach im Waldesschatten nach der Väter Sitten, nach der Vorzeit und der Gegenwart Glauben ans Jenseits, umgeben von der Liebe der Lebenden und ihrer Nachkommen, bleibende Ehrenplätze, die Gegenwart, welche mit dem Weltkriege bald der Vergangenheit angehören möge, wach erhaltend für alle Zeiten.

Ein Volkslied aus dem Kriege 1870-71.

Von **G. Kentenich**, Trier.

Der Weltkrieg hat viele Werte vernichtet, er hat uns anderseits auch Werte geschenkt und wird uns solche schenken

[21]) M. vergl. u. a. E. H. Meyer, German. Myth. § 86.

[22]) Deutsche Mythologie ² S. 799.

Hierhin gehört die Kräftigung des Volksgesanges. Der Krieg hat nicht bloß die Sangesfreude bei jung und alt neu belebt, er hat auch die Dichter und Komponisten in Bewegung gesetzt, und diese haben uns einen schier unendlichen Liedersegen beschert. Schon Ende September 1914 sollen es $1^1/_2$ Millionen Lieder gewesen sein. So berichtet W. Brecht in seinem im Weidmannschen Verlag erschienenen Büchlein „Deutsche Kriegslieder einst und jetzt". Das eine oder andere dieser Lieder wird gewiß in den Volksmund übergehen, und so unser Volksliederschatz bereichert werden.

Diese Hoffnung dürfen wir an die Tatsache knüpfen, daß auch der Krieg 1870-71 und die mit ihm verknüpfte Liederdichtung unserem Volksliederschatz eine Bereicherung seines Besitzstandes gebracht hat. Als solche dürfen wir gewiß den Übergang des Liedes „Bei Sedan auf den Höhen" in den Volksmund bezeichnen. Aus Beckers „Rheinischem Volksliederborn" und Köhler-Meiers „Volksliedern von der Mosel und der Saar" ist das Lied in viele Liederbücher übernommen worden und heute wohl geistiger Gemeinbesitz breitester Schichten im Rheinlande. Vergebens suchen wir dagegen in den genannten Liedersammlungen eine Anzahl anderer der Kriegslyrik der Jahre 1870-71 entstammender Lieder, die nicht minder bekannt sind, als das eben angezogene Lied, so das Lied „Leise tönt die Abendglocke".

Es ist ein echtes Volkslied. Das beweist zunächst seine Verbreitung. In der kurzen Frist, über welche sich die Sammeltätigkeit der Rheinischen Volksliedkommission bisher erstreckt, ist es nicht weniger als vierunddreißigmal eingesandt worden:

A Appeldorn, Kr. Kleve, Lehrerin Aryus in Appeldorn,
B Asperden, Kr. Kleve, Hauptlehrer Kickartz in Asperden,
C Frasselt, Kr. Kleve, Lehrer Oomen in Frasselt,
D Grieth, Kr. Kleve, Hauptlehrer Lensing in Grieth,
E Ratingen, Kr. Düsseldorf, Frl. Kill in Ratingen,
F Rheydt, Kr. Rheydt, Schulinspektor Dr. Schiefferens,
G Elberfeld, Kr. Elberfeld, Lehrer O. Schell in Elberfeld,
H Lobscheid, Kr. Gummersbach, Lehrer Chriske in Gummersbach,

I Düren, Kr. Düren, Seminarlehrer E. Peltzer in Düren,
K Gladbach, Kr. Düren, Seminarist A. Strapper in Düren,
L Merken bei Düren, Seminarist Berg in Düren,
M Aachen-Burtscheid, Seminarist Loehrer in Düren,
N Wüllenrath, Kr. Bergheim, Seminarist Wimmer in Düren,
O Utzerath, Kr. Daun, Lehrer Thomas in Utzerath,
P Sarmersbach, Kr. Daun, Lehrer Schmidt in Sarmersbach,
Q Üxheim, Kr. Daun, Lehrer Gemmel in Üxheim,
R Calenborn, Kr. Daun, Lehrer Vonolfen in Calenborn,
S Brockscheid, Kr. Daun, Lehrer Lellig in Brockscheid,
T Müllenborn, Kr. Daun, Lehrer Meeth in Lissingen,
U Tettscheid, Kr. Daun, Lehrer Zimmer in Tettscheid,
V Euscheid, Kr. Prüm, Lehrer Spanier in Euscheid,
W Kyllburg, Kr. Bitburg, Seminarist Niederprüm in Kyllburg,
X Mötsch, Kr. Bitburg, A. Minden in Mötsch,
Y Einig, Kr. Mayen, Lehrer Zenner in Einig,
Z Wassenach, Kr. Mayen, Lehrerin Johnen in Wassenach,
a Mayen, Kr. Mayen, Lehrerin Veling in Mayen,
b Gierschenach, Kr. Mayen, Lehrer Weber in Gierschenach,
c Trimbs, Kr. Mayen, Johann Heuft in Trimbs,
d Welling, Kr. Mayen, Lehrerin A. Peters in Welling,
e Forst b. Carden, Kr. Cochem, Lehrer Simon in Müsch,
f Kescheid, Kr. Altenkirchen, Lehrer Groß in Warmsroth,
g Saarhölzbach, Kr. Merzig, Oberlehrerin Grisar in Saarburg,
h Freudenburg, Kr. Saarburg, Hauptlehrer Harling in Freudenburg,
i Hunsrück, Lehrer Dillmann in Frankfurt a. M.

Angesichts dieser weiten Verbreitung des Liedes[1]) haben Uhrmann und Bodenstab es in ihrem Liederbuch für Fortbildungsschulen „Singt, Burschen, singt“ (Cöln, Verlag Du Mont-Schauberg, 1912) mit Recht als Volkslied bezeichnet. Das an-

[1]) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Seminarlehrer E. Peltzer in Düren ist das Lied auch in Schleiden und Blumenthal (Eifel), in Vossenack (Kr. Montjoie), in Cöln a. Rh. und in Pfalzel bei Trier bekannt. In Jülich wurde es zu Anfang des Krieges in der Schule gesungen.

gezogene Liederbuch ist unseres Wissens die einzige rheinische Sammlung, in der das Lied bisher gedruckt ist. Die Kenntnis dieses Liederbuches verdanken wir ebenso wie die oben erwähnten Niederschriften unseres Liedes, welche dem Lehrerseminar in Düren entstammen, der gütigen Vermittlung von Herrn Seminarlehrer E. Peltzer in Düren. Ihm sei auch öffentlich für seine unermüdliche Mitarbeit in der Sammlung der rheinischen Volkslieder auf das herzlichste gedankt.

Als echtes Volkslied erweist sich unser Lied aber auch durch seine zersungene Form. In der überwiegenden Mehrzahl der Einsendungen und auch in der von Uhrmann und Bodenstab mitgeteilten, aus dem Volksmund geschöpften Fassung zeigt das Lied nur folgende sechs Strophen (von der Mitteilung kleinerer Verschiedenheiten in einzelnen Worten und Wendungen ist hier abgesehen):

1. Leise tönt die Abendglocke,
Die Natur senkt sich zur Ruh,
Vöglein singen frohe Lieder,
Sonne sinkt dem Westen zu.

2. Durch das Kloster gehet leise
Eine Nonn' in schwarzer Tracht,
Betet für den armen Krieger,
Der verwund't hierhergebracht.

3. Beide Beine abgeschossen
Und dazu die rechte Hand,
Damit hat er treu gefochten
Für sein teures Vaterland.

4. Leise klopft es an die Pforte,
Ein alt Mütterlein tritt ein:
„Liegt nicht hier mein Sohn verwundet?
Ich will seine Pfleg'rin sein."

5. „Arme Mutter", spricht die Nonne,
„Euer Sohn, der lebt nicht mehr,
Eben hat er ausgelitten,
Seine Leiden waren schwer."

6. Leise tritt sie an das Bette,
Zieht das Leichentuch herab,
Einen Schrei — und sie sank nieder.
Und man grub für zwei ein Grab.

Das Lied macht in dieser Form einen durchaus einheitlichen Eindruck. Die in ihm geschilderte Handlung wickelt sich folgerichtig ab; es scheint so, als wenn das Lied, so wie es dasteht, im wesentlichen dem Kopfe des Dichters entsprungen sei. Eine kleinere Zahl der Einsendungen belehrt uns eines anderen: das Lied ist vom Volksmund erst in die mitgeteilte Form umgegossen worden.

In den Fassungen E, F, G und c beginnt das Lied übereinstimmend mit der Strophe:

In dem Kloster sind viel Kranke,
Hingebracht zur letzten Stund',
Feinde spotten ihrer Leiden,
Gönnen ihnen keine Ruh.

Der Natureingang fehlt; es folgt Strophe 2: „Durch das Kloster gehet leise".

Der hier mitgeteilte Eingang macht einen wenig originalen Eindruck. In ihrer ersten Zeile scheint die Strophe auf eine verlorene Strophe zurückzuweisen, in welcher ein ganz bestimmtes Kloster genannt war. Daß die Empfindung uns nicht täuscht, beweist eine kleine Zahl von Aufzeichnungen, in welchen das Lied also beginnt:

Leise tönt die Abendglocke.
Die Natur senkt sich zur Ruh,
Vöglein singen frohe Lieder.
Sonne sinkt dem Westen zu.

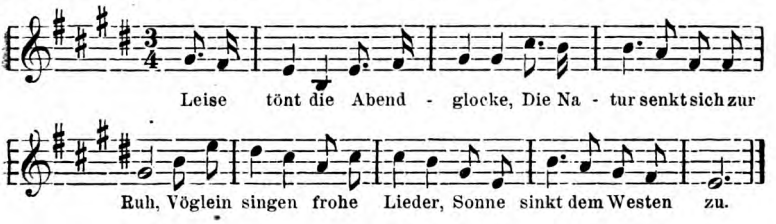
Fern in Frankreich steht ein Kloster
Auf dem Berge Sankt Anton,
Auf dem Schlachtfeld gegenüber
Liegt verwund't ein deutscher Sohn.

Also die Aufzeichnung a. Mit ihr stimmt e überein, nur hat diese Fassung statt „Auf dem Schlachtfeld gegenüber" „Grad' dem Schlachtfeld gegenüber". Y ersetzt das Kloster Sankt Anton durch „Auf dem Berge klang ein Ton".

K und d beginnen unter Weglassung des Natureingangs mit der Strophe: „Fern in Frankreich steht ein Kloster".

Mag nun die Strophe „In dem Kloster sind viel Kranke" original sein oder nicht, sie setzt die Erwähnung des Klosters Sankt Anton voraus. Nicht weniger als neun Einsendungen bezeugen also, daß der Volksmund sich das Lied zurecht gesungen hat, so, wie es ihm behagte. Die Variante, welche die Fassung Y aufweist, scheint dahin zu deuten, daß dem Volksgeschmack die Bezeichnung „Sankt Anton" nicht zusagte.

Die Erkenntnis, daß dem Liede einst die Strophe „Fern in Frankreich steht ein Kloster" angehörte, vermittelt uns die Einsicht in die Entstehungszeit unseres Liedes: Es ist ein Produkt der Kriegslyrik der Jahre 1870-71.

Soweit uns die gedruckten Sammlungen dieser Kriegslyrik zugänglich waren, haben wir das Lied vergebens gesucht. Weder Ditfurth noch Wachsmann verzeichnet das Lied. Sollte nicht an anderer Stelle das Original erhalten sein, so werden wir dieses also erschließen müssen. Eine vollkommene Lösung ist mit dem bisher vorliegenden Material kaum möglich. Insofern wäre es sehr dankenswert, wenn die Leser dieser Zeilen, denen weitere Fassungen bekannt sind, diese gütigst an die rheinische Volksliedsammelstelle (Stadtbibliothek Trier) einsenden wollten. Wenn wir hier einige Vermutungen über die ursprüngliche Fassung äußern, so geschieht dies mit allem Vorbehalt. Einen Anhalt gibt in dieser Beziehung die Melodie des Liedes. Sie lautet in der Mehrzahl der Einsendungen also:

Wie der eingangs mitgeteilte Text macht auch diese Melodie zunächst einen originalen Eindruck. Aber wenn wir deutlich hinhören, dann scheint uns aus der Melodie die Melodie eines anderen früher sehr beliebten Liedes entgegen zu klingen. Sie führt uns, namentlich die Tonfolge „Die

Natur senkt sich zur Ruh", auf Reissigers Vertonung des Geibelschen Gedichtes „Fern im Süd' das schöne Spanien". Tatsächlich zeigen die Einsendungen A, F, Q und d im ganzen ersten Halbsatz Ton für Ton die Reissigersche Melodie. Es kann danach kein Zweifel sein, daß das Lied anfangs nach dieser Melodie gesungen worden ist, und daß der Volksmund wie den Text, so die Melodie sich zurechtgesungen hat.

Damit haben wir einen wertvollen Anhalt für die vermutliche ursprüngliche Gestalt des Textes gewonnen. Die Melodie spricht dafür, daß das Original sich auch im Wortlaute an das Reissigersche Lied anlehnte und wie dieses mit „Fern" begann.

Es könnte mit folgenden Strophen begonnen haben:

Fern in Frankreich steht ein Kloster
Auf dem Berge Sankt Anton,
Auf dem Schlachtfeld gegenüber
Liegt verwund't ein deutscher Sohn.

Leise tönt die Abendglocke,
Die Natur senkt sich zur Ruh',
Vöglein singen frohe Lieder,
Sonne sinkt dem Westen zu.

In dem Kloster sind viel Kranke,
Hingebracht zur letzten Stund',
Feinde spotten ihrer Leiden,
Gönnen ihnen keine Ruh.

Durch das Kloster gehet leise,
Eine Nonn' in schwarzer Tracht,
Betet für den armen Krieger,
Der verwund't hierhergebracht.

Daß das Original im wesentlichen diese Gestalt gehabt hat — einzelne Wendungen werden natürlich anders gelautet haben —, dafür spricht, daß aus ihm die verschiedenen Formen, die es im Volksmund angenommen hat, verhältnismäßig leicht hergeleitet werden können.

Zunächst die Fassung, welche das Lied mit der Strophe „In dem Kloster sind viel Kranke" beginnen läßt. Wurde

das Lied ursprünglich nach der Reissigerschen Melodie gesungen, dann mußten beim Singen je zwei Strophen des Textes zusammengefaßt werden, und tatsächlich sind uns Aufzeichnungen der Melodie eingesandt worden, in welchen diese je zwei und zwei Strophen zusammenfaßt, und Herr Seminarlehrer Peltzer merkt bei der für Merken, Kreis Düren, verzeichneten Melodie an: „In Merken werden zwei und zwei Strophen zusammengefaßt". Die mit den Worten „In dem Kloster sind viel Kranke" beginnende Fassung erklärt sich so leicht, indem man annimmt, daß diese Fassung die erste Melodiestrophe, welche die beiden ersten Textstrophen zusammenfaßte, aufgab.

Und auch die anderen Fassungen lassen sich aus dem von uns unterstellten Original verhältnismäßig leicht ableiten. Zunächst modelte der Volksmund die Melodie so um, daß sie nur einer Strophe angepaßt war. Nachdem dies geschehen war, entstanden durch Weglassung und Umstellung verschiedener Strophen die verschiedenen oben mitgeteilten Fassungen. Die am meisten beliebte eingangs ganz verzeichnete Form strich die Eingangsstrophe „Fern in Frankreich" und die dritte Strophe „In dem Kloster sind viel Kranke". Eine andere Fassung behielt den echt volksliedartigen Eingang „Fern in Frankreich steht ein Kloster" bei und strich die Naturschilderung der zweiten Strophe. Den Preis aber gab das Volksempfinden der Fassung, welche in der Weise des alten Volksliedes die Naturschilderung an den Anfang des Liedes stellte.

Wir deuteten oben an, daß für das Aufgeben der ersten Strophe des Originals vielleicht die Bezeichnung „Sankt Anton" Bedeutung gehabt habe. Mitgewirkt hat dabei aber wohl noch ein anderes Moment. Wenn wir die vier ersten Strophen des angenommenen Originals aufmerksam lesen, dann wird uns eine Unstimmigkeit in der Komposition nicht verborgen bleiben. Nach dem uns übermittelten Wortlaut der ersten Strophe

„Fern in Frankreich steht ein Kloster
Auf dem Berge Sankt Anton,
Auf dem Schlachtfeld gegenüber
Liegt verwund't ein deutscher Sohn"

sollte man annehmen, daß die im Liede dargestellte Handlung sich auf dem Schlachtfelde abspielen werde. Die dritte Strophe aber führt uns in das Kloster, und die vierte läßt den Krieger dahin gebracht sein. Es ist ohne weiteres klar, daß das eingangs angeschlagene Motiv in dieser Weiterführung nicht einheitlich entwickelt ist. Das hat das Volksempfinden anscheinend gespürt und kurzerhand durch Streichung der Eingangsstrophe die Einheitlichkeit der Anschauung gewahrt. Ob das Original ganz so ungeschickt war, ist fraglich. Es könnte im Urtext auch gelautet haben: „Liegt verwund't manch' deutscher Sohn". Die Unstimmigkeit wäre dann auf das Konto des Sängers zu setzen, der „manch" in „ein" umwandelte.

Wie dem immer sei, ein Vergleich des Volksliedes mit dem Original, soweit dieses richtig erschlossen ist, fällt wie in so vielen Fällen zugunsten des Volksliedes aus. Die Handlung ist in dem Volkslied konzentrierter gestaltet — in der am meisten beliebten Form fehlt auch eine Strophe, welche einige wenige Einsendungen aufweisen, welche berichtet, daß die Nonne dem verschiedenen Krieger die Augen zudrückt und ihn mit einem Leichentuche zudeckt —, und wohltuend berührt das Empfinden des Sängers, der die Naturschilderung an den Eingang des Liedes stellte. Eine Einsendung freilich beweist, daß auch für den Volksmund das Wort gilt, daß von der Tugend zum Laster kein weiter Weg ist: Die Fassung H setzt an die Stelle der Mutter den Schatz des gefallenen Kriegers.

Der Humor in der deutschen Soldatensprache.[1])

Von **Th. Imme**, Essen.

Ein Militärschriftsteller (Otto Klaußmann), der ein Buch über den Humor im deutschen Heere geschrieben hat (Verlag von J. H. Schorer), hat auf das Titelblatt seines Buches das

[1]) Die erste Grundlage für diese meine Arbeit bot mir Paul Horn „Die deutsche Soldatensprache" [2] 1905 (der Verfasser ist inzwischen verstorben). Den Hauptertrag gewann ich indessen aus meinen eigenen Erkundungen in den hiesigen Kriegslazaretten. Ergänzt wurden diese

Leitwort gesetzt: Humor verloren. Feldzug verloren. — Und hierin liegt eine tiefe Wahrheit. Der Soldat würde unter den gewaltigen Anforderungen, die ein Feldzug und vor allem der gegenwärtige furchtbare Weltkampf um Sein und Nichtsein an ihn stellt, einfach zusammenbrechen, wenn ihm nicht die goldene Gabe des Humors, jenes gemütvollen Scherzes, der grade uns Deutschen in so hohem Maße verliehen ist, immer wieder von dem auf ihm lastenden Druck befreite. Er hilft ihm oft wie ein Zaubermittel über alle Leiden und Drangsale hinweg, und auch schon in den gewöhnlichen Zeiten bedarf die Härte und Strenge des Heeresdienstes, bei dem der einzelne den Ernst des Lebens in vollem Maße kennen lernt, notwendig einer Ausgleichung, wie sie eben dieser urwüchsige Humor dem Soldaten bietet. Der Soldatenhumor ist ja freilich oft etwas derber Art — der rauhe Kriegsdienst kann eben nur derbe Kost brauchen —, aber er ist im ganzen genommen kerngesund und noch nicht von einer überfeinerten Kultur angekränkelt, wie so manche Erzeugnisse unserer modernen Geisteswelt. Hier kommt auch der einfache Mann des Volkes noch zum Wort, den der Gebildete sonst oft gar nicht recht kennt. Unser Heer ist ja ein Volksheer, und es hat den besonderen Vorzug, daß sich hier alle Kreise unsers Volkes auf dem gleichen Boden zusammenfinden.

1. Die einzelnen Rangstufen und verwandte Unterschiede.

Die alten Leute des zweiten Jahrgangs tun sich den jungen Mannschaften gegenüber auf ihre größere militärische Erfahrung immer etwas zugute; sie kennen den ganzen Zimt d. h. den Dienstbetrieb viel besser als das junge Gemüse und nennen sich selbst gern alte Krieger, während sie sonst auch als alte Knöppe oder alte Knochen bekannt sind.

---

dann noch durch einzelne Stellen des oben erwähnten Buches von O. Klaußmann sowie verschiedene hierher gehörige Aufsätze in Zeitungen und Zeitschriften, wie von L. Günther (Gießen) in der Köln. Zeitung, von Karl Bergmann (Darmstadt) in der Ztschr. für den deutschen Unterricht u. a. und, was die niederdeutschen Ausdrücke anbetrifft, durch die Beiträge von Mitkämpfern aus dem Felde, wie sie namentlich die vortrefflichen „Mitteilungen aus dem Quickborn“ (Hamburg) enthalten.

Von ihnen muß sich der Rekrut, der neu zum Kommiß[2]) kommt, manches gefallen lassen; er erhält wegen seiner militärischen Unreife allerlei schöne Beinamen, wie: der Grüne, nasser Stift, weil er noch nicht trocken hinter den Ohren ist, Hammel, weil er sich leicht verläuft und ohne Führer verloren ist, Russe wegen seines noch plumpen, ungehobelten Auftretens, Mistkäfer (bei der Garde) u. a. Den Ersatz im Felde nennt man den Schwamm — man will damit wohl sagen, daß diese neu hinzugekommenen Leute noch nicht viel taugen, keine rechte Widerstandskraft haben. Daneben kennt man dafür noch andere Ausdrücke, wie im Kgr. Sachsen Satzkarpen (Ersatzkarpfen). Unter Schwamm versteht man übrigens auch die in der Garnison Zurückgebliebenen oder auch die Abkommandierten, die auch noch andere schöne Namen führen, wie Bataillonsbummler u. dgl. m. — Der Offizierbursche heißt Wichsbolzen, Wichsbürste, auch Eckendrücker u. a.

Die Einjährigfreiwilligen waren früher wohl als die Lateiner bekannt. Sonst nennt man sie auch die Einspännigen, Mutwilligen, Sommerrekruten u. a. Weil einzelne von ihnen nicht immer sogleich den strengen Anforderungen des Dienstes namentlich an körperlicher Ausdauer, Geistesgegenwart u. dgl. gewachsen sind, müssen sie sich auch Scherznamen gefallen lassen wie Blindgänger und z. B. in Mülheim a. d. Ruhr Pumänner, d. h. Leute, die man leicht umblasen kann.[3])

Der Gefreite, der „den höheren Grad der Gemeinheit“ erreicht hat, ist der Knopfsoldat, Spatz (damit ist der kleine Adler auf dem Gefreitenknopf gemeint), Sechsersergeant, Fünfgroschenschlucker oder Schnapser —

---

[2]) Dieses schon im 16. Jahrh. bekannte Wort ist uns namentlich durch Zusammensetzungen wie Kommißbrot, Kommißknopf u. a. vertraut geworden. Beim Kommiß sein heißt eigentlich: in kriegsherrlicher Verpflegung sein.

[3]) Man nannte so in Essen die sogen. Niklöskes, jene kleinen Nikolausfiguren, die gegen Weihnachten die betr. Verkäufer an den Fenstern stehen hatten (Schaufenster gab es früher noch nicht). Dann machten sich die Kinder gern einmal das Vergnügen, stark an die Scheiben zu klopfen, so daß sie umpurzelten. Vgl. Ztschr. 10 (1913), S. 251.

dies schon ein alter Name aus einer Zeit, wo der Schnaps für einen richtigen Kriegsknecht noch als unentbehrlich galt und wo die sehr vielen Leute, die ewig Gefreite blieben, als die größten Schnapsverbraucher galten.

Der Unteroffizier ist der Spinner, wohl, weil er seine Leute oft viel länger, als ihnen lieb ist, spinnen d. h. üben läßt, also eigentlich ein Ehrenname, der seinem Diensteifer und seiner Gewissenhaftigkeit gilt. Ebenso steht es mit dem freilich ganz anders zu erklärenden Beiwort Spinne für den Korporalschaftsführer. Er führt diesen Namen, weil er in allen Winkeln zu finden ist und auch in verborgenen Ecken nach der Ordnung sieht. Ist aber ein Vorgesetzter, gleichviel, ob Offizier oder Unteroffizier, gar zu kleinlich oder pedantisch in seinen dienstlichen Anforderungen, so ist er als Kommißknüppel, Kommißhengst oder Gamaschenknopf bekannt und gefürchtet. Noch stärker ist freilich das Beiwort Schinder für einen, der ohne ein Gefühl der Menschlichkeit die Leute unnötig quält. — Ein anderer weit verbreiteter Scherzname für den Unteroffizier ist der Name Kohldampfschieber. Kohldampf, eigentlich ein Wort der Gaunersprache, bedeutet in der Soldatensprache „Hunger", und schieben ist = essen. Das Wort ist also so viel wie Hungerleider und spielt darauf an, daß der oft von einem hohen Gefühl seiner Würde erfüllte Unteroffizier bei seiner kargen Löhnung doch nicht dem entsprechend leben und seine Gelüste befriedigen kann. In ähnlicher Weise hat man ja aber früher auch das arme Preußen verspottet; man sprach auch hier bei uns einst von einem prüßschen Schmachtlappen (ndd. smachtlappe auch = Hungerleider), und dieses Preußen hat sich doch zur höchsten Höhe emporgeschwungen und erregt heute die Bewunderung der ganzen Welt. So braucht sich auch der Unteroffizier derartige scherzhafte Anspielungen nicht verdrießen zu lassen; in Wahrheit bildet er ja in dem festen Gefüge unseres Heeres einen sehr wesentlichen Bestandteil, und er trägt sein gutes Teil zur Erziehung unserer jungen Mannschaften bei.

Wenn unter den Unteroffizieren der Kammerunteroffizier und der Küchenunteroffizier den Soldaten noch besondern Anlaß gaben, sie mit witzigen Beinamen auszustatten, so liegt

das in der zu solchem Spott reizenden Art ihrer Beschäftigung. Den Kammerunteroffizier nannte man früher wohl Kappendarm, eine Verdeutschung des französischen capitaine d'armes, wie er früher noch hieß. Heute ist dieser Name verschwunden; dafür gibt es aber so manche andere, wie Kammerjäger, Lumpeninspektor, Speicherratz (Bayern), Bulldogge (von seinem in der Regel nicht besonders freundlichen Gesicht, wie es seine nicht immer angenehme Tätigkeit begreiflich macht), oder, wohl am häufigsten gebraucht, Mottenfänger, Mottenhengst, Mottentod oder Mottenheinrich. So nennt man auch die Kammerarbeiter unter den Soldaten Kammermotten — auch die Bezeichnung Kameruner kommt daneben vor —, und in ähnlicher Weise waren früher die Leute vom Landwehrstamm in Essen unter dem Namen Mottenklöpper bekannt. Namentlich die böse Schuljugend, die sie wohl nicht für voll ansah, weil ihre Hauptbeschäftigung darin bestand, Hosen und Röcke auszuklopfen u. dgl., rief ihnen gern einmal von weitem zu: Ihr Mottenklöppers! (Vgl. Ztschr. 10, 1913, S. 251.)

Der Küchenunteroffizier heißt, wie überhaupt jeder in der Küche verwandte Mann Schlunz oder Schlunzmichel[4]) oder auch der Obermolch als Vorgesetzter der Molche, der Küchenmannschaften, so genannt, weil sie meist dick und fett werden. Man hat aber auch noch manche andere Namen für ihn und seine Leute, wie Küchenbulle, Küchenhengst, Küchenschlot, Küchenschmirgel, Fettpulle, Speckkönig, Schmalzkoch, Schaumschläger, Gulaschhengst oder Schmor.

Für den Feldwebel ist ja in nichtmilitärischen Kreisen wohl der beliebteste Ausdruck „Mutter der Kompanie"; die Soldaten bedienen sich aber heute dieser Bezeichnung nicht mehr. Bei ihnen heißt er der Spieß (nach dem Degen oder

[4]) Schlunz ist eigentlich die Frühsuppe, die vormals auch den Kaffee vertrat, und ebenso die Abendsuppe, und weil diese im Lazarett eine besonders große Rolle spielt, so hießen z. B. in Worms die Krankenwärter Schlunzer. Damit hängt es wohl auch zusammen, daß man bei der Marine unter Schlunz das Lazarett versteht und Schlunzmichel einen Mann nennt, der fortgesetzt im Lazarett steckt.

langen Säbel), im Königreich Sachsen der Schlepper (nach dem dort gebräuchlichen Schleppsäbel); auch der Herr Jesus (von seiner Allmacht), und entsprechend der Vizefeldwebel Vizespieß, Vizejesus oder auch Vizerich. Im Rheinland heißt der Feldwebel auch der Schrubber und außerdem vielfach — vom Kartenspiel hergenommen — der Kreuzober, Grünober oder (in Schlesien) der Baste (= der Beste). Für den Hauptmann, den „Vater der Kompanie" sind die gebräuchlichsten Beinamen: der Häuptling oder der Alte, ndd. der Olle. Der Soldat braucht diese Bezeichnungen aber durchgehends mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu, wie er sich überhaupt mit seinem Spott nicht gern an die Offiziere, die „Herren Vorgesetzten" heranwagt, die dafür schon zu hoch über ihm stehen. Wohl nennt man manche Offiziere mit ihrem Vornamen, im Norden auch ins Niederdeutsche übersetzt, wie Hinrik, Jochen u. a., und solche, die durch ihr Äußeres oder gewisse Sonderbarkeiten den Spott herausfordern, erhalten auch ihre Spitznamen, wie Hauptmann Essig (von seinem stets saueren Gesicht), Hauptmann Rrrührt euch! (von seinem auffallenden Befehlston), Leutnant Hutt (weil der Befehl Halt! in seinem Munde so klingt), Flupp (von einem, der ängstlich und unsicher auftritt). Dasselbe gilt natürlich auch von den Feldwebeln und Unteroffizieren, denen man z. B. von der übertrieben würdevollen Haltung, die sie zuweilen annehmen, Namen beilegt wie: Marschall, Exzellenz, Papa Wichtig u. dgl. Für derartige Spitznamen haben ja namentlich auch die Niederdeutschen eine besondere Vorliebe, und so kommen unter ihnen leicht scherzhafte Beinamen auf, wie Köhmsnut (= Schnapsnase), Wippstatt (eig. Name der Bachstelze, dann auf einen unruhigen Menschen übertragen), Scheefbeen, Kniepog u. a. (Vgl. Klaußmann a. a. O. S. 51).

2. Die einzelnen Waffengattungen und die ohne Waffen in Heer und Marine dienenden Leute.

Die armen Infanteristen, die oft mühsam im Schweiße ihres Angesichts daherkeuchen, die anstrengendsten Märsche ausführen oder sich die Lunge aus dem Leibe rennen, mit-

unter auch durch tiefes Wasser waten und dann wieder, wie in dem gegenwärtigen Stellungskriege, wer weiß wie lange geduldig in den Laufgräben still liegen müssen, werden vor allem von den Kavalleristen, die oft hoch zu Roß sitzend bei ihnen vorbeireiten und dann wohl mitleidig auf sie herabschauen, gern mit entsprechenden Spottnamen bedacht wie Fuß- oder Landlatscher, auch Fußlappen oder Fußlappenindianer, Kilometerfresser oder Kilometerschweine, Stoppelhopser oder Sandhasen, Dreckstampfer oder Lakenpatscher (ndd. Lake = hochd. Lache); endlich Feldmäuse oder Grabenscheißer.

Im Gegensatz zu den grünen Jägern hießen sie früher mitunter auch Blausäcke, jene aber wegen ihrer grünen Uniform Laubfrösche oder Grünspechte, sonst auch Grashüpfer, in Niedersachsen Grassippen, Strauch- oder Staudenjäger, wohl, weil man sie gern in Wald und Busch verwendet. Wenn andere Truppengattungen ihnen begegneten, rief man ihnen, den „Laubfröschen" auch gern ein Quack! quack! zu.

Die Maschinengewehrabteilungen gelten den Soldaten nach dem M. G. K. (= Maschinengewehrkompagnie), das sie also deuten, entweder als Mordgesellenklub oder als Muttergotteskompanie. Ein, wenn auch derber, doch sehr bezeichnender Name für sie ist auch Dünnschißartillerie, von dem fortgesetzten Geknatter hergenommen. Das Maschinengewehr selbst aber hat, wohl, weil seine früher nicht gekannten furchtbaren Wirkungen einen so überwältigenden Eindruck auf die kämpfenden Truppen machen, eine ganze Menge von Beinamen erhalten, wie Durchfallkanone, Stottertante, Kaffeemühle, Drehorgel, Mähmaschine, Hackfleischmaschine.

Die Kavalleristen aber gehen nun doch den Infanteristen gegenüber in bezug auf derbe Spottnamen keineswegs leer aus. Man nennt sie Fettstiefel, Stinkstiefel, Stiefelschmierer, Stiefelscheißer, Fleischhacker, Pferde- oder Stallknechte und endlich Mistböcke, Mistkratzen, Mistkastenschwenker oder Roßbollenschüttler. Bekanntlich müssen sie sich daran gewöhnen, im Stall, damit er

rein bleibt, den Pferdemist eigenhändig aufzunehmen bezw. aufzufangen und fortzutragen.

Hierzu kommen aber noch eine ganze Menge von Scherznamen für die verschiedenen Arten der Berittenen, von denen allerdings manche wegen der bei allen eingeführten feldgrauen Uniform heute nicht mehr zutreffen, die aber doch den Soldatenwitz so gut kennzeichnen, daß ich sie hier nicht übergehen möchte.

Die Kürassiere führen den Namen Klempner (von ihrem Küraß) oder, heute gewöhnlicher, Mehlsäcke (von der weißen Uniform). Die schweren Reiter in Bayern nennt man dort Trampeltiere und das Regiment Garde du corps bei uns Plumpse oder Sandjungen, weil sie bei einem scharfen Ritt mit ihren schweren Pferden leicht stürzen und sich dann wohl auch einmal im Sande wälzen.

Die Ulanen nennt man Paddenstecher oder Krötenspießer, Panduren oder, nur in gewissen Zusammensetzungen vorkommend, Kosaken. So kennt man Oderkosaken und Elbkosaken. In Bayern heißen sie reitende Laternenanzünder und in Hannover Salonjungen. Die Russen sollen sie in diesem Kriege als die Soldaten mit dem Brett auf dem Kopf bezeichnet haben, zum Unterschied von den Soldaten mit der Kartoffel auf dem Kopf, d. h. den Artilleristen.

Die Husaren sind die Bindfadenjungen, Strippenjungen oder Kordelbuben (von ihren Schnüren hergenommen), auch Pfefferkuchenmänner, Affenjacken oder das Spielzeug, und im einzelnen heißen wieder die schwarzen Husaren schwarze Katzen (von ihren schwarzen Pelzkragen, sonst auch Totenköpfe), die roten Leuchtkäfer, die braunen Kaffeejungen, die grünen Laubfrösche, die mit grünen Röcken und gelben Schnüren (in Oberschlesien) Spinat mit Ei (daneben auch Schuster, weil es in Leobschütz, wo sie stehen, viele Schuster gibt), die grünen mit weißen Verschnürungen (in Krefeld, nach einem bekannten Scherzwort des Kaisers auch Tanzhusaren genannt) Papageien und die gelbblauen Kanarienvögel. Mit dem Ruf „Litzenjungs“, der eigentlich nur für die Husaren paßt, soll zuweilen die Infanterie die Kavallerie begrüßen.

Für die Dragoner gibt es keine so sinnfälligen Namen, die ihnen allen gelten. Dagegen ist sehr bezeichnend für sie das Verschen: Halb Mensch, halb Vieh,

Zu Pferde gesetzte Infanterie,

wie man sie dementsprechend auch als reitende Infanterie bezeichnet. Einzelne Truppenteile, die zu den Dragonern gehören, haben freilich, wie das auch für andere Waffengattungen gilt, noch wieder ihre besondere Namen. So heißen die 23er Dragoner (Gardedragoner in Darmstadt) Backsteinbrenner (weshalb?), und die in Frankfurt a. M.-Sachsenhausen liegende 2. Schwadron der 5. rheinischen Dragoner führt den schönen Namen Äppelweischwadron.

Die Meldereiter habe ich als Rennbuben oder als Kuhmelker bezeichnen hören, letzteres wohl, weil sie auf ihren oft von der großen Heerstraße abführenden Ritten eher als andere einmal Gelegenheit haben, sich in der Kunst des Kuhmelkens zu versuchen.

Die Artillerie heißt die Bombe oder das Pulverfaß, und die Artilleristen sind die Bombenschmeißer, Bumber, Bumsköppe oder Pulversäcke, auch Protzkastenrutscher. Diese Bezeichnungen gelten aber nur den Kanonieren, die man heute im Felde wegen des Eingrabens der Geschütze auch Kaninchen nennt. Die Fahrer dagegen heißen wie die Kavalleristen Misthengste und ähnlich. Auch Trauerränder hörte ich sie nennen, von den schwarzen Fingern, die man bei ihnen in der Regel sieht. Man unterscheidet bei ihnen den Vorder-, Mittel- und Stangenreiter, und der Mittelreiter führt auch den derben Namen Brackenscheißer, der sich eigentlich auf das Mittelpferd bezieht (die Bracke ist das Querholz an der Deichsel). Man hat dann auch wieder besondere Namen für die Feld- und Fußartilleristen. Jene heißen Feldheimer oder Knalldroschkenkutscher — sonst kennt man für die Feldartillerie auch den Scherznamen Spatzenschreck —, und diese sind die Kanonenwischer, Wallrutscher oder Kasemattenfurze.

Die Pioniere, die so wesentlich zu unsern großen Erfolgen in dem Weltkriege beigetragen haben, sind ja ganz allgemein als die Maulwürfe der Armee bekannt. Daneben

hat man ihnen aber auch noch manche andere Beinamen gegeben, wie Erd- oder Wasserratten, Totengräber oder Rammelböcke, auch wohl Schüppenjungen.

Die Eisenbahntruppen heißen Schwellenträger oder Wagenschieber. Außerdem hat man aus E. (d. h. Eisenbahnabteilung) 1, 2, 3 usw. Einbrecher Nr. 1, 2, 3 usw. gemacht. Eine angenehmere Deutung hat aber das E. den in Berlin-Schöneberg liegenden Eisenbahnregimentern gegenüber gefunden; man nennt sie nämlich die Schöneberger Engel.

Die Radfahrer heißen Windhunde oder Chausseeflöhe. Von den Telegraphisten kenne ich nur die einfachen Bezeichnungen Drahter und Funker, letztere für die drahtlose Telegraphie. An letztern Namen schließt aber wieder die scherzhafte Bezeichnung Funkenspucker für die Nachrichtenabteilung an. Das Feldtelephon heißt der Klönkasten, Sappelkasten oder die Quasselstrippe. Die Leute von der Sappelkolonne müssen bei den Herren vom Stab die Strippe ziehen. Wegen der Drahtgabelstöcke, die sie am Tornister tragen, heißen sie auch Knüppelsoldaten.

Den Luftschiffer nennt man Luftkutschenbremser und den Flieger Schwalbenvater. Inzwischen ist aber bei den Fliegern selbst wieder eine besondere Feldfliegersprache entstanden, die auch manche humoristische Ausdrücke enthält; doch würde es zu weit führen, hier näher darauf einzugehen. Als Beispiele erwähne ich nur, daß der Flieger die Abwurfbomben Knallbonbons, Knallerbsen oder Eier — Eier legen ist soviel wie Bombenwerfen — und die kleinen Handgranaten Fliegermäuschen nennt.[5])

Der Train hat sich schon von jeher immer allerlei Spottnamen gefallen lassen müssen, wiewohl es heute sicherlich an Bedeutung hinter keiner andern Truppe zurücksteht. Er heißt die Kolonne Prr oder Kolonne Schü; sonst hat sich der Soldat das unbequeme Fremdwort Train auch in schweres Getränk oder Gedränge umgedeutscht. Ferner spricht man von Trainbauern, Mistkutschern, Zwieback-

[5]) Näheres darüber s. bei Rud. Mothes: Die Feldfliegersprache. Ztschr. für den deutschen Unterr. 1915, S. 464 ff.

kutschern oder Speckfahrern. Andere solcher Namen sind dann noch Chausseeeinnehmer (weil sie oft die ganze Straße einnehmen), Veilchendragoner (von der Farbe der Uniform) und Unsers Kaisers stolzeste Fuhrleute. Ihre Losung soll lauten: Sieg. oder Tod! Wir fahren Brot. — Endlich hat man ihnen noch die bösen Spottnamen die Lebensversicherung und Deutschlands letzte Hoffnung angehängt. Boshaft ist auch die Bemerkung, der erste Gefallene in diesem Kriege sei ein Trainsoldat gewesen; er sei nämlich vom Wagen gefallen.

Die Armierungstruppen sind die Schipper, Schippanowskis oder die Schipp-schipp-hurra-Kolonne.

Auf die Garde wendet man gern die Namen Parade- oder Sonntagssoldaten an.

Die Marinesoldaten sind, wie die Seeleute überhaupt, die Blaujacken, Teerjacken oder Wasserratten. Das Landheer nennt sie auch wohl Salzschlecker, während umgekehrt von der Marine für die Landsoldaten die Spitznamen Schaschke und Stoppelreiter gebraucht werden sollen. Im einzelnen heißen wieder auf den Schiffen die Matrosen die Kulis, Jan Maats oder fixe Kerls, die Heizer Stocher oder Schwarzkünstler, die Maschinisten Funkenputzer oder Funkenpuster, die Marine-Artilleristen Pulverköppe, die Schiffszimmerleute Klumpenhauer und die Segelmacher Sackhühner. Die Mannschaften des Seebataillons heißen Tümmler, eigentlich eine Art Delphine; die Matrosen deuten sich das Wort aber auch so um, daß jene sich, ohne etwas Rechtes zu tun, an Bord herumtummelten, wobei sie ihnen, die immer tätig sein müßten, im Wege stünden. Sie nennen sie auch Weihnachtssoldaten, angeblich, weil sie keinem Menschen etwas zuleide täten. Die Leute auf den Unterseebooten nennt man Walfische oder Seehunde; die Unterseeboote selbst aber heißen auch die Wasserpest, während man die Seeminen als Matroseneier bezeichnet.

Die Hoboisten sind das Federvieh oder die Hühner — man scheucht sie daher auch wohl mit ksch! ksch! —; auch das Hornvieh, die Blechpuster, Blechspucker, Gießkannentuter oder Grünspanfresser. Noch im Kriege

1870/71 spielten sie eine ziemlich unglückliche Rolle, indem sie da nichts Rechtes zu tun hatten und so als überflüssig erschienen. Daher hängte man ihnen damals böse Beinamen an, wie Bagagedrücker und Bagagegelumpe. Heute geht das nicht mehr an, da sie als Krankenträger u. dgl. wertvolle Dienste leisten.

Die Spielleute sind die Spielmöpse und von ihnen wieder die Hornisten die Nullpfeifer oder Gulaschbläser (weil wenigstens bei den Anfängern die Töne oft noch sehr durcheinander gehen), auch Schmetterlinge, und die Trommler Knüppeljungen oder Knüppelmusikanten Wirbeltiere, Fellkünstler oder Kälbfellverprügler und in Bayern Schachtelkratzer. — Der Tambourmajor führt den Beinamen Schwung oder Bataillonsknüppel.

Die Schreiber in einem militärischen Büro heißen Schreiberseelen, papierne Tagelöhner oder Papiersoldaten, Bleistiftfresser, Bürohengste, Tintenlecker, Tintenspione[6]) oder noch derber Tintenpisser.

Die Proviantbeamten hat man schon immer die Mehlwürmer genannt und höhere Beamte Obermehlwürmer. Der höchste Proviantbeamte in der Division, der Divisionsintendant, ist der Graupenmajor. Für den Verpflegungsoffizier kennt man gegenwärtig den Beinamen Mettwurstfähnrich. Sehr bekannt ist ja die Gulaschkanone oder Kohldampfabwehrkanone geworden, d. h. die fahrbare Feldküche, auf die der letztere Name umso besser paßt, weil bei ihr entsprechend der Ballonabwehrkanone das Ofenrohr nach oben gerichtet ist.[7])

Den Militärbäckern hat man auch allerlei schöne Beinamen gegeben, die freilich in den einzelnen Garnisonen sehr verschieden zu sein scheinen. Wir hören da von Semmeltürken (Hannover), Teigaffen (Anhalt), Mehlwürmern,

[6]) Tintenspion nennen die Offiziere den Adjutanten; daneben heißt er auch Federfuchser, höherer Schreiber u. a. Die Umgangssprache der Offiziere enthält manches, was von der der Mannschaften abweicht; doch hierauf näher einzugehen, liegt nicht in meiner Absicht.

[7]) Man kennt neuerdings auch eine Bildungskanone, d. h. eine fahrende Feldbücherei.

Mehlwurmspittern (Koblenz), Knetmamsells, Blaßgesichtern, wandelnden Leichen, Tolpatschen (von ihren vom Teigkneten plumpen Händen) usw.

Zu den Intendanturbeamten, die man auch wohl Rechenknechte nennt, gehört auch der Zahlmeister. Er hat von den vielen Zehnmark- und andern Scheinen, die er ausgibt, den Beinamen der Scheinwerfer erhalten.

Die Ökonomiehandwerker, auch die Innung genannt, heißen bei den Soldaten Bockbrüder oder Schemelhocker, auch die Römer (von den römischen Ziffern auf ihren Achselklappen), und unter ihnen wieder die Schuster Flicker oder Pechhengste und die Schneider Stepper oder Zwirnböcke. Ihre mühselige Arbeit malt der soldatische Ausdruck: Sie öksen und pöksen. Jetzt im Kriege aber führen die Mannschaften des Kriegsbekleidungsamtes den hochtönenden Namen Nähmaschinengewehrabteilung.

Auf die Militärärzte komme ich noch später zurück. Auch die Feldgeistlichen kommen nicht ganz ohne Spitznamen weg. Man nennt sie Himmelsfähnriche oder Paradieskutscher, letzteres mit Rücksicht darauf, daß manche von ihnen, die nicht reiten können, sich einer Kutsche bedienen müssen.

3. Die einzelnen Regimenter, die Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme und die einzelnen Leute im Regiment und in der Kompagnie.

Auch die einzelnen Regimenter haben fast alle ihre mehr oder weniger scherzhaften Beinamen, von denen ich hier nur einige Proben geben kann.

Allgemein bekannt sind die Maikäfer, die Gardefüseliere in Berlin. Man legte ihnen diesen Namen bei, weil sie früher von Spandau, wo sie damals lagen, regelmäßig im Mai zu den großen Frühjahrsübungen nach Berlin kamen. Die Garderegimenter haben sämtlich ihre Beinamen. So nennt man die Leute vom 1. Garderegiment Blechköppe (von den Blechmützen, die sie zuweilen anlegen), auch die Langen oder die Latten.

Die 159er in Mülheim a. d. Ruhr, auch das Kohlen-

regiment genannt — es ist das einzige Regiment im rheinisch-westfälischen Kohlenbezirk — heißen Henkelmänner oder Henkelmannssoldaten, wohl wegen der vielen Bergleute in ihren Reihen, denen ihre Angehörigen vielfach ihr Mittagessen in dem bekannten Blechgefäß bringen, das diesen Namen führt. Die 56er in Wesel führen den Beinamen Pottländer, eigentlich ein Spitzname der Westfalen, die zu diesem Regiment den Ersatz stellen, weil sie „Pott" statt „Topf" sagen. Die 13er in Münster i. W. nannte man früher Kastemännkes, und das soll so gekommen sein: Der Dreizehner oder Drütteiner war ein altes, einst in unsern Gegenden allgemein bekanntes Geldstück, etwa im Werte von 50 Pf., so benannt, weil ungefähr 13 Stüber (der Stüber = 4 Pf.) darauf gingen, und halb so viel, 25 Pf., galt das seinem Namen nach noch heute bei uns wohlbekannte Kastemännchen. Nun ging in den 50er Jahren des vorigen Jahrh. ein „Ringkadett" über die Kölner Schiffbrücke und begegnete einem auffallend kleinen Dreizehner. Er geht auf ihn zu, betrachtet kopfschüttelnd die Zahl 13 auf der Achselklappe und sagt endlich: „Wat, du wells 'ne Drüxener sin? Do bess jo noch nit emaol ens e Kastemännche!" — Der Name sei dann auf das ganze Regiment übertragen worden.[7]) Heute scheint der Name vergessen zu sein — ganz natürlich, weil man die betr. Münze nicht mehr kennt. Wenn man aber heute, wie mir wenigstens ein Soldat dieses Regiments mitteilte, die 13er Knäupkes nennt (= kleine Knöpfe), so hat man diese Bezeichnung einfach für jene andere eingesetzt; denn der Sinn beider ist im wesentlichen derselbe. Sehr bekannt sind bei uns die Hacketäuer, das 16. Inf.-Reg. in Köln, die ihren Namen dem Zuruf „Hacke tau!" (= Schlag zu!) verdanken, den sie schon in der Schlacht bei Belle Alliance gebraucht haben sollen, wo sie die Franzosen mit dem Kolben aus ihrer Stellung vertrieben. Derartige Zurufe verbreiten sich ja überhaupt sehr leicht, wenn sie bei einer bestimmten Gelegenheit die allgemeine Aufmerksamkeit erregen, und werden dann oft dauernd festgehalten. Ich erinnere an das zum Kennwort gewordene Lehmup! der

[7]) S. darüber Klaußmann a. a. O. S. 60. Wo nicht in dieser, so wird der Name doch in ähnlicher Weise entstanden sein.

Bonner Königshusaren. Wenn sie beim Exerzieren ausrückten, kamen sie jedesmal bei einer Anzahl Neubauten vorbei, von denen beständig der Zuruf „Lehmup!“ an die Handlanger ertönte. Diesen Ruf nahmen sie dann selbst auf. Er muß sich merkwürdig weit verbreitet haben; die Infanterie soll vielfach die Kavallerie damit begrüßen.[8]) Die Tanzhusaren und die Äppelweischwadron erwähnte ich bereits. Dergleichen Beinamen einzelner Truppenteile gibt es noch unendlich viele.

Auch für die Vertreter der verschiedenen deutschen Stämme und Landschaften gelten beim Militär gewisse Namen, die zum Teil auch in den bürgerlichen Kreisen bekannt sind. Die Preußen nennen die Sachsen (d. h. Leute aus dem Kgr. Sachsen) immer nur Sächser; daneben kennt man für sie auch den Beinamen Lanzer (= Landsmann).[9]) Umgekehrt hatte früher der Sachse für den Preußen den Spottnamen Zündnadelschnauze (vom Zündnadelgewehr). Die Süddeutschen führten bisher, wenn sie von den Preußen redeten, nur immer so schöne Beiwörter im Munde wie Hurrapreißen, Schnapspreißen, Schmalzpreißen, Saupreißen; die enge Waffenbrüderschaft von Nord- und Süddeutschen in diesem Kriege wird aber in dieser Beziehung wohl etwas mildernd wirken. Die Bayern heißen Knödel, Dampfnudeln, Schmalzbacken oder Seppel; bei ihnen selbst soll man wieder die Schmalzbayern, die Niederbayern, von den Knödelbayern, den

[8]) Derartige Zurufe sind überhaupt bei den Truppen sehr beliebt. Besonders lieben es verschiedene Truppengattungen oder auch verschiedene Regimenter, die einander begegnen, sich auf solche Weise gegenseitig spöttisch zu begrüßen. So ruft die Artillerie der Infanterie, bei der sie vorbeireitet, häufig zu: Has! Has!, und diese erwidert diesen ironischen Gruß mit einem langgezogenen Ssss ... und darauf folgenden kräftigen: Bum! Und einem Hamburger oder überhaupt hanseatischen Regiment ruft man gern zu: Hummel! Hummel! worauf es mit einem: Mors! mors! (Abkürzung eines bekannten Kraftwortes, das auch Götz an einer bekannten Stelle des Goetheschen Dramas braucht) antwortet. Die Bedeutung des Ausdrucks „Hummel“ soll alten Hamburgern wohl bekannt sein.

[9]) Dies Wort stammt aus der Sprache der Landsknechte, die sich untereinander Lanz oder Lanzer nannten. Es entspricht dem heutigen „Kamerad“. S. Horn a. a. O. S. 23 f. Es soll übrigens heute auch noch in Gießen als Anrede den Soldaten eines einzelnen bestimmten Regiments gegenüber gebraucht werden.

Oberbayern, unterscheiden. Die Württemberger sind die Schwǫben, Wüschteberger oder Wurschtelberger und die Badener die Gelbfüßler. Im Elsaß gilt der neuerdings zum gefährlichen Schimpfwort gewordene Name Wackes mehr der Zivilbevölkerung; für den elsässischen Kameraden haben die Soldaten andere Spitznamen bereit, wie Painköppe (spr. pęŋkǫ̈pe) oder Pisang (aus frz. paysan, im Feldzug 1870/71 allgemeine Bezeichnung der Franzosen),[10]) während der Lothringer als Schangel oder Hanjer bekannt ist. Zuweilen scheint man auch engeren Landschaftsgebieten ihre besonderen Namen zu geben. So hörte ich, die Leute der schwäbischen Alp seien als Heuschrecken bekannt, und man rede von den Odenwälder Knüppeln (auch Odenwälder Gänseriemen?).

Beim Militär fallen auch irgendwelche Mängel und Schwächen des einzelnen Mannes viel mehr als sonst ins Auge, und die stets rege Spottlust der Kameraden sorgt dann dafür, daß sie auch durch entsprechende Beinamen gegeißelt werden. Zunächst gibt ja die äußere Erscheinung eines Menschen vielfach Anlaß dazu. Kleine Soldaten werden von ihren Kameraden mit mancherlei meist landschaftlich verschiedenen Scherznamen bedacht, wie Köttel (Niederrhein; bezeichnet eigentlich die kleinen Kügelchen des Schafmists), Knösel (Niedersachsen: sonst von einer Mutse, kurzen Pfeife gebraucht), Schniggel (Bayern: eigentlich = Schnecke). Der linke Flügelmann heißt wohl auch der Schwanz oder (im Kgr. Sachsen) das Bauchkneppchen (d. h. der Nabel) der Kompanie. Besonders beliebt und verbreitet sind aber gewisse, auf die geringe Körpergröße gehende Spitznamen für die Leute der 12. Kompanie eines Regiments, wie Mündungsdeckel oder Mündungsschoner, Pottdeckel, Helmspitzen, Schuhzwecken oder Sohlennägel,

---

[10]) Der rheinisch-westfälische Ersatz nennt, wie ich hörte, die Elsässer Piemocke; doch soll man diesen Ausdruck auch auf die Polen anwenden. Dagegen sagt Paul Horn a. a. O. S. 19, der rheinisch-westfälische Ersatz nenne (z. B. in Mörchingen) die Zivilisten so. Ich bin mir infolgedessen über die Anwendung dieses Wortes, dessen Herleitung mir auch dunkel ist, nicht klar.

Kammerstengel, Kochgeschirraspiranten. Man ruft ihnen auch zu: „Husch, husch, ins Kochgeschirr!“ Man müsse sie, so meint man, auf diese Weise weiter befördern, weil sie mit den andern nicht Schritt halten könnten. Mit dem Kammerstengel aber ist der Kammerknopf gemeint; man sagt, sie müßten erst auf diesen hinaufsteigen, um den Mündungsdeckel oder Mündungsschoner oben auf der Gewehrmündung anbringen zu können.

Ebenso gibt es für besonders lang aufgeschossene Leute allerlei bezeichnende Beinamen wie Bohnenstange, Hopfenstange (Bayern), langer Heinrich, langer Lulatsch (Hannover), Schlambampel (Sachsen). Allgemeiner verbreitet sind, wie es scheint, auch hier wieder manche Scherznamen für die durch ihre Körperlänge auffallenden Leute der 1. Kompanie eines Regiments, wie Wischstöcke oder (heute üblicher) Wischstricke, Zollstöcke, Zielsäcke, Klappmesser, Langschäfter, Herrgottskitzler (Schlesien. Hier liegt die naiv mittelalterliche scherzhafte Vorstellung zugrunde, sie könnten wegen ihrer Länge den Herrgott etwa mit einem Strohhalm am Barte kitzeln). Die langen Gardisten heißen in Bayern und Baden Heufresser. Sonst soll der gewöhnliche Infanterist den Gardisten vielfach Wischstrick und dieser jenen Sohlnagel nennen, was sich bei der Verschiedenheit der Körperlänge, die zwischen beiden in der Regel besteht, gut verstehen läßt. Bei den Pionieren heißen die kleinsten Leute Rödelknöppe und die längsten Schlammlatten.

Wer in seiner körperlichen Erscheinung von der Natur stiefmütterlich bedacht worden ist, gilt als Regimentskrüppel oder muß sich gar Beinamen wie Mißgeburt u. a. gefallen lassen. Leute dieser Art faßt man auch als Knüppelgarde oder Krummstiefel zusammen. Sie müssen häufiger als andere nachbimsen, d. h. nachexerzieren, um nicht etwa eine ganze Kompagnievorstellung umzuschmeißen. Sieht ein Mensch auffallend schlecht aus, so hat man für ihn Bezeichnungen wie ein Häufchen Elend, wandelnde Leiche, Leiche auf Urlaub, zusammengeklapptes Fragezeichen u. a., und man sagt von ihm, er sei dem

Totengräber aus der Schüppe gehopst (Westfalen u. a.) oder er sei eine Schmick(e) vom Totenwagen (Rheinland. Schmicke = Peitsche, eig. Ende der Peitschenschnur).

Wer in der Regel schmutzig oder unordentlich zum Dienst kommt uud durch seine ganze unmilitärische Haltung unangenehm auffällt, heißt ganz allgemein Kompanieschlot. Daneben kommen auch andere Bezeichnungen vor wie Kompanieekel, Kompaniemarke, Kompanienudel. Namen wie Drecksack oder Dreckfink für schmutzige Leute braucht man ja auch im bürgerlichen Leben. — Beim Heer fällt aber auch schon auf, wer eine Brille trägt, und ein solcher muß Spitznamen auf sich nehmen wie Brillenschlange, Brillennazi (Süddeutschland), blinde Krähe, Sterndeuter, Astronomenkieker, Opernkieker. Und wem der Helm gar nicht passen will, muß sich sagen lassen, er habe einen unvorschriftsmäßigen Kopf: daneben spricht man freilich auch von einem musikalischen Hinterkopf.

Aber auch die Geisteseigenschaften eines Menschen kommen ans Tageslicht und werden durch entsprechende Beiwörter festgelegt. Wer mit Dummheit reichlich gesegnet ist, wird mit Spitznamen bedacht wie Simpel, Strohkopp, Döskopp, Blechseppel, Nudel, Kreuzschraube u. a. Oder man redet allgemeiner von der Kompanieblüte oder dem Schmerzenskind der Kompanie. Sehr langsame, geistig schwerfällige Menschen, die ja grade beim Militär oft übel anlaufen, bekommen Beinamen wie Tranlampe, Tranfunze, Trantute, Transuse, Nachtmütze, dower Hund oder dōwe Nuß (Niederdeutschland. Ndd. dōf = taub) u. a. Es gibt aber unter den Menschen auch manche Sonderlinge, die nicht geistig beschränkt zu sein brauchen, die aber durch ihr ganzes wunderliches Benehmen allgemein auffallen und dann eine besonders beliebte Zielscheibe des Witzes für ihre Kameraden bilden. Ein weit verbreiteter Beiname für einen solchen Menschen ist Nulpe; ein anderer Motte. Man sagt von einem solchen auch, er sei nicht richtig gebacken, habe eine Schraube los oder einen Drehwurm, einen Fimmel, einen Klaps, ihm sei die Panne (d. h. die Hirn-

pfanne, der Schädel) verfroren, er habe Mondschein ins Gehirn gekriegt usw. Es gibt dafür noch stärkere Ausdrücke, die nicht gut wiedergegeben werden können. — Wer geistesabwesend ist, was im Soldatenleben besonders auffällt, von dem sagt man, er sei am Spinnen. Manchem ist auch das Gehirn verspinnt, d. h. er kann seine Gedanken nie zusammennehmen.

Wer sich alles gefallen, sich, wie man zu sagen pflegt, auf der Nase herumtanzen läßt, ist ein Flohpott, Hampel (Hessen; vgl. Hampelmann) oder ein Haigeiger (Hamburg. Grundbedeutung?). — Das Gegenteil davon aber, ein Großmaul, ein Mensch, der überall das große Wort führt, ist eine Revolverschnauze oder ein Maschinengewehr, und ein Aufschneider, der den Leuten allerlei vorzuschwindeln weiß, ein Stußmaker oder Stußmalocher (Niederdeutschland; der Gaunersprache entlehnt) oder (in westfälischem Platt) ein Struntsbüel (struntsen = prahlen; Büel = Beutel). — Für Schwätzer überhaupt gibt es auch allerlei schöne Beinamen, wie Zungenathlet, Schnellfeuerkanone, in Niedersachsen Quatschkopp oder Schmuskopp, in Süddeutschland Schwätzbabe (Badisches Oberland) u. a. — Ein Spaßmacher und lustiger Bruder heißt Klön (engl. clown), Bajas, Schnakefänger (Rheinland), Spagitzenmeker (Westfalen) u. a. Da ein solcher auch vorzüglich geeignet sein kann, die Stimmung der Leute zu heben, so nennt man ihn mitunter die Glanznummer der Kompanie. Er hat aber auch gern einmal einen andern zum besten, und das heißt in der Soldatensprache: einen auf die Nudel schieben. — Wer in auffallender Weise in der Öffentlichkeit lärmt, ist ein Radaubruder; doch wendet man dies Wort vorzugsweise auf Zivilisten solcher Art an, die mit Soldaten Streit bekommen. Unter einer Radauflöte versteht man dagegen bei der Berliner Garde einen Schwätzer.

Ein Durchgänger, der, wie man zu sagen pflegt, gern einmal über die Latte geht, ist ein Zappenhauer oder Zappenwichser, Baubrecher oder Bremser (er bremst, wie man sagt, gern los) und, wer den Mädchen nachstellt, ein Schürzenjäger. Zappenhauen oder über den Zappen

wichsen bedeutet bei den Soldaten allgemein: über den Zapfenstreich, über die Urlaubszeit ausbleiben.

4. Der Soldat im Dienst.

Ein für den militärischen Dienst, der keine Schonung kennt, sehr bezeichnender, auch schon recht alter, zuerst um 1600 auftretender Ausdruck ist drillen (in älterer Zeit auch trillen) für die oft mit recht lästigem Zwang verbundene Ausbildung des Soldaten, namentlich des Rekruten. Das Wort, wohl verwandt mit „drehen", bedeutet ursprünglich: kreisend herumbewegen, rund drehen (drall, eig. „fest gedreht", dann „straff, stramm" hängt damit zusammen), dann: bohren, quälen. Welch wichtige Rolle aber dieses Drillen besonders im Leben der angehenden Soldaten, der Rekruten, spielt, zeigen schon die vielen, mehr oder weniger humoristischen Ausdrücke, die der Soldat dafür noch kennt. Die Rekruten werden nicht nur gedrillt, sondern auch gezwiebelt, gebimst, geschnickt (schnicken = schnellen), aufgedreht, plattd. opgedreiht, aufgeschwänzt, gestaucht, gestrippt, gebeutelt, gepisackt, getriezt, geschliffen (die Eisbeine oder die Eier werden ihnen — bis aufs Gelbe — geschliffen), die Kimme wird ihnen poliert (Kimme = Kerbe, Einschnitt, hier am After), es wird ihnen Feuer unter den Schwanz gemacht, sie werden hochgenommen, es werden ihnen die Hammelbeine gestreckt oder langgezogen, und was solcher schönen Ausdrücke noch mehr sind, bis endlich Zug oder Schmiß in die Kolonne kommt.

Beim Militär muß alles stramm gehen: wer sich da schlapp zeigt (dieser ndd. Ausdruck ist hier durchgehends statt des hochd. schlaff üblich), den verachtet man. Er ist ein Schlappier, Schlappschwanz, Schlappstiefel, Knickstiefel, Fluppbruder, Jammerlappen, eine Jammertute u. a. Auch einen unentschlossenen, überängstlichen Menschen verspottet man als Banghasen, Qualmfott, Trauerklos, Trauerarsch u. dgl., der die Hosen (gestrichen) voll hat. In Bayern und Österreich sagt man: Er ist ein Zwirnspinner oder hat Zwirnfieber. Diese Ausdrücke gelten allerdings auch von übertrieben diensteifrigen

Menschen, denen der Gedanke an den Dienst keinen Augenblick Ruhe läßt. In Norddeutschland nennt man einen solchen Menschen einen Dienstbeißer oder Kimmegänger. (Man sieht seine Hinterbacken fortwährend in Bewegung. Vgl. vorher: einem die Kimme polieren. Ein anderer bekannter Soldatenausdruck ist: sich die Kimme einölen).

Der angehende Soldat muß allerlei lernen, was er vorher gar nicht kannte: oft plötzlich lostigern und dann Stunden lang tippeln, d. h. marschieren oder Griffe kloppen, muß, wenn die Kompagnie etwa nach vorherigem Ausschwärmen wieder antritt, schnell sein Loch finden, muß sich auch an eine gute militärische Haltung gewöhnen und im gegebenen Augenblicke stramm stehen, die Knochen zusammenreißen und die Flossen d. h. die Hände an die Hosennaht legen. Früher nahm auch das Frontmachen, das sogen. Frontwegreißen oder Schönmachen die Aufmerksamkeit des Soldaten häufig in Anspruch: heute ist es fast ganz weggefallen.

Vom Nachbimsen der sogen. Krummstiefel oder der Knüppelgarde war schon die Rede. Solche Nachexerzierer nennt der Soldat spöttisch den Sport- oder Rennklub, die Sportleute oder Schwungbrüder, oder, so heißt es auch, sie nehmen eine Privatstunde bei dem Hauslehrer d. h. dem Unteroffizier, der sie nachexerzieren läßt. Dementsprechend treten die schlechten Schützen, die Scheibe links blau schießen, Schlumpschützen oder ironisch Scharfschützen, auch Schlammschützen (Anhalt u. a.) oder Mucker (Bayern) genannt, zu einem Zielverein, Zielerkränzchen oder Schlumperverein zusammen. Es gibt auch gewisse Spottverse auf sie, wie:

Wir sind die besten Schützen der . . . ten Kompagnie,
Wir zielen, daß wir schwitzen, aber treffen tun wir nie.

Oder: Wir brauchen keine Schützenschnur,
Wir sind im Zielverein.
Wir zielen jeden Mittag
Von Zwölfe bis halb Ein.
Wir mucken nicht, wir zucken nicht,
Wir krümmen ruhig durch,

Und dennoch geht ein jeder Schuß
Durch die Traverse durch.
Haltet aus, haltet aus,
Lasset hoch die Mündung steh'n usw.
(Angelehnt an das allbeliebte Soldatenlied: O Deutschland hoch in Ehren . . .)

Wenn einer von ihnen dreimal vorbeigeschossen hat, erfolge, so sagt man, von der Scheibe her die ironische Meldung: Mit drei Schuß Königliches Eigentum nicht verletzt. — Die schlechten Turner bilden den Turnverein Frühauf: sie machen dann Klimmzüge mit Augenrollen, Klimmzüge, bis der Querbaum blüht oder Knospen kriegt. Da hört man von dem betr. Unteroffizier Bemerkungen wie: Mensch, in den Himmel willst du, aber auf den Querbaum kommst du nicht rauf!

Auch die Redeweise der Vorgesetzten im Dienst pflegt ja mit allerlei humoristischen Ausdrücken der Soldatensprache durchsetzt zu sein. So hört man namentlich im Kasernenhof und auf dem Exerzierplatz Redensarten wie: Nehmen Sie Ihren Rüssel (oder Schnörchel) gefälligst nach rechts! Plauze zurück! Setzen Sie die Knarre ordentlich in die Klaue herein! Kämmen Sie Ihre Borsten vorschriftsmäßig! usw. Ich kann es an dieser Stelle nicht unterlassen, noch ein paar Kasernenhofblüten, Kraftworte von Unteroffizieren, beizufügen, die ich dem Buch von O. Klaußmann entnehme (S. 103 ff.). Denn dergleichen gehört eben auch zur Soldatensprache.

„Kommt der Kerl wieder halbnackt zum Dienst!" wird da einem Mann zugerufen, der vielleicht nur einen Knopf seiner Uniform nicht zugeknöpft hat. — Dem Rekruten, der auf das Kommando Halt! nicht achtet und noch einen kleinen Schritt vorwärts zu machen versucht, schreit der Exerzierlehrer zu: Sie wollen wohl eine Reise um die Welt auf eigene Faust unternehmen! — Und einem andern: Kerl, ich habe Stillgestanden! kommandiert, und Sie machen noch Freiübungen mit der Nase! — „Lehmann, was is das für 'ne Haltung! Sie steh'n ja da wie so'n Kuhkäse in Schwimmhosen!" — Und den Einjährigen gegenüber: Natürlich die

Einjährigen! Da bildet sich jeder ein, er wäre Nathan der Weise, der das Pulver erfunden hat. — Und ähnlich bei der Kavallerie der Reitlehrer auf der Reitbahn. Der Wachtmeister, der in der Winterreitbahn zwei Strohhalme findet, die beim Ausfegen vergessen worden sind, schreit entrüstet: Finden denn heute Rennen mit Hindernissen hier statt? — Und den einzelnen Reitern wird zugerufen: Reißen Sie den Mund nicht so auf! Der Gaul scheut ja vor dem Abgrund! — Ziehen Sie den Kopf mehr zurück! Sobald das Pferd Stroh wittert, wird es empfindlich! — Lehmann, nächstens werden Sie mich wohl das Ferd mit Ihre Beene hinter die Ohren kitzeln! usw.

Charakteristisch für alle diese Kasernenhofblüten, wie für die Soldatensprache überhaupt ist die Übertreibung oder die Hyperbel, wie der Kunstausdruck dafür lautet. Entsprechend den gewaltigen Kraftanstrengungen, wie sie mit dem Heeresdienst notwendig verbunden sind, ist auch die Soldatensprache ohne solche Kraftworte, wie wir deren nun schon so manche kennen gelernt haben, gar nicht zu denken. Werden sie aber von einem Vorgesetzten gebraucht, so darf der Soldat, wie schwer ihm das auch manchmal wird, nicht einmal grinsen oder feixen d. h. das Gesicht zum Lachen verziehen.

Aber auch noch manches andere bringt man dem jungen Soldaten bei. So muß er, wie es in der Soldatensprache heißt, mit Menschenknochen oder Menschenfett putzen lernen d. h. mit seinen eigenen Händen energisch die Wisch- und Putzlappen hantieren. Dazu kommt dann noch als besonderer Dienst der Wachdienst, das sogen. Wache schieben oder Wache kloppen, bei dem die Hundswache, das Postenstehen von 1 bis 3 Uhr nachts, namentlich von abergläubischen Leuten am meisten gefürchtet ist. Und auch die Instruktionsstunde macht manchem geistig nicht allzu geweckten Sohn vom Lande zu schaffen, vor allem die sogen. Gehirnrevision d. h. die Instruktionsprüfung durch den Hauptmann.

Auch dem besten Soldaten aber kommt es einmal vor, daß er trotz guten Willens von einem Vorgesetzten gehörig angeschnauzt, angehaucht, angespuckt, angebleckt, angepfaucht, angepfiffen oder gar angekotzt wird.

Man hört da auch Redensarten wie: Der hat mich schön behackt, behopst, bewühlt, beaast. Einzelne hierher gehörige urkräftige Ausdrücke kann man schwer zu Papier bringen; einen davon aber will ich als besonders bezeichnend doch hierher setzen: einen durch die Scheiße ziehen d. h vor versammeltem Kriegsvolk herunter machen. Er ist allerdings, wie es scheint, mehr in Offizierkreisen bekannt.

Hat aber einer irgend etwas verbrochen, dann wird er verknackt oder verdonnert d. h. bestraft und fliegt, wenn es schlimm kommt, in den Kasten oder ins Loch d. h. den Arrest, im Kgr. Sachsen Kittchen, sonst auch Lade oder Kahn genannt. Auch manche verschönernde Ausdrücke gibt es für diesen Ort, wie: bei Vater Philipp (soll aus Köln stammen), zum Franzel (Bayern), Herberge zur Heimat, Musketierkasino u. a., wo der Soldat, wie man sagt, sein Freiquartier hat oder seinen Erholungsurlaub genießt. Verhaßte Arrestverwalter aber führen Namen wie Rattenkönig, Rattenvadder, Wanzenkaptein u. a.

Der brave Soldat will jedoch noch lieber einmal eine derartige Strafe zu unrecht erleiden als ein sogen. Schmuslappen oder Schmuskadett, auch Schmarotzer, Schleimscheißer, Knierutscher (Bayern) u. a. genannt, heißen, der sich bei seinen Vorgesetzten anzuschmusen d. h. sich durch Liebedienerei bei ihnen in Gunst zu setzen sucht. Vorgesetzte aber, wie sie sein sollen, wissen solche Leute zu durchschauen. Zum Glück ist auch das in Rußland und andern Ländern so allgemein geübte, noch schlimmere Schmieren d. h. Bestechen durch Geschenke irgend welcher Art eine wenn auch leider noch vielfach bei uns vorkommende, doch im ganzen mehr vereinzelte Erscheinung und wird, wo es eine bedenklichere Form annimmt, von den dafür zuständigen Stellen unnachsichtig bestraft.

Verhaßt sind dem tüchtigen Soldaten auch alle Drückeberger, die sich mit Vorliebe jedem schwereren, den ganzen Mann in Anspruch nehmenden Dienst entziehen; im Felde, wo sie sich am liebsten hinter der Front aufhalten, heißen sie auch Frontlecker u. a.; sie suchen auch gern ohne Grund als sogen. Revierbullen, Revierhengste oder Revier-

stänker die Revier- oder Krankenstube und als sogen. Spitalbrüder (Spittelbrüder) oder Bettwanzen das Lazarett auf.

5. Der Soldat außer Dienst in und außerhalb der Kaserne.

Für die Kaserne kommen hie und da Scherznamen vor wie Schloß Elend, Villa Schleifstein u. a.; doch scheinen sie nur selten gebraucht zu werden. Während der Unteroffizier hier seinen besonderen Raum hat, seine Bude oder seinen Stall, besitzt der Soldat in der Kasernenstube, die er mit einer größeren oder kleineren Zahl von Kameraden teilen muß, für sich allein nur seinen Schrank oder ein Spind, zuweilen Katrine, in Sachsen das Büdchen genannt, und seinen Schemel oder Hocker. Im allgemeinen sind hier wohl die Verhältnisse, zumal die Vorbereitungen für den Dienst die Leute die meiste Zeit völlig in Anspruch nehmen, nicht dazu angetan, daß der Humor des Soldaten da ungestört seine Blüten treiben könnte; wohl aber offenbart er sich nicht selten, wenn auch unfreiwillig, in gewissen Herzensergüssen eines oder des anderen Vorgesetzten. In der Kasernenstube geht es nicht selten ziemlich bunt und lebhaft zu; dann fährt wohl einmal ein Donnerwetter des Aufsicht führenden Offiziers oder Unteroffiziers unter die Schwefel- oder Rasselbande, ja zuweilen ein heiliges Himmelherrgottsteufelskreuzmillionenhageldonnerwetter.

Einen Ort aber gibt es in der Kaserne, wo der Soldat sich ungestört von den Beschwerden des Dienstes ausruhen kann, das ist sein Bett; hier kann er in den ihm dazu vergönnten Nachtstunden dachsen, pennen oder powen d. h. schlafen. Das Bett hat er denn auch mit einer Reihe allerdings zum Teil recht derber Namen bedacht. Er nennt es Klappe, Falle, Kahn, Powe, Furzmulde, Furzkiste, Bratpfanne (Breslau), Sauweiher (Bayern), Flohkapsel, Flohkiste, Wanzennest, Wanzenbehälter u. a.

Diese letzten Ausdrücke deuten auf die böse Ungeziefer plage hin, der der Soldat mehr als andere ausgesetzt ist, ganz besonders allerdings in Kriegszeiten. Im Frieden ist es damit ja besser geworden; in manchen Kasernen jedoch,

namentlich aber in den Kasematten, verspürt man auch da wohl noch immer genug davon. Die Flöhe sind dem Soldaten die leichte Infanterie oder die braunen Husaren, die Wanzen aber die schwere Kavallerie. Diese jedoch sind nichts gegen das schlimmste Ungeziefer, das den Soldaten im Kriege überfällt, die Läuse. Man nennt sie gewöhnlich Bienen, daher auch einen, der besonders damit gesegnet ist, Bienenkönig oder Bienenzüchter, und einen Unterstand, in dem sie besonders zahlreich vertreten sind, Villa Bienenhaus. Daneben gibt es aber auch andere Namen für sie, wie Kreuzritter, Blechschnuten, Drahtscheren. Die unangenehmste Art der Läuse aber sind wieder die Filzläuse; man nennt sie Filzbienen, Sackratten oder Kavaliermücken. Eine wahre Wohltat sind unter diesen Umständen für den Soldaten im Felde die Läuseabwehrkanone, d. h. die fahrbare Entseuchungsvorrichtung, und die Entlausungsanstalt, das sogenannte Krematorium oder Lausoleum. — Unter Ungeziefer versteht übrigens der Soldat in diesem Kriege vielfach noch die Kriegsgefangenen.

Freier und ungezwungener, als es der Dienst erlaubt, offenbart sich der Humor des Soldaten in seinen Freistunden. Diese verbringt er gern in der Kasernenschenke, der sogenannten Kantine. Ohne Geld kann er hier natürlich nichts anfangen, und für dieses gibt es denn auch in seiner Sprache eine Menge von Ausdrücken, von denen einzelne ja auch sonst bekannt sind: Kies, Späne, Draht, Braß (Provinz Sachsen), Bickels (Westfalen), Klamotten (Koblenz u. a.), Koks (bei der Marine in Kiel), Blechmusik, Speck (Bayern), Platen (Bayern u. a.) usw. Da wird nun dann und wann einer gehoben, wozu es ja auch manche besondere Gelegenheiten gibt, z. B. wenn die Gefreitenknöpfe begossen werden, wenn einer die Schalen erhält (d. h. die Unteroffiziertressen, auch bestimmter Gurkenschalen oder Kartoffelschalen genannt) usw. Wie der Deutsche überhaupt, so kennt auch der deutsche Soldat für das Trinken eine Unmenge von Ausdrücken, von denen freilich viele auch in andern Kreisen wohlbekannt sind. Solche Ausdrücke sind: schwächen oder schöchern (aus der Gaunersprache), tötern (desgleichen),

schmoren, schläuchen, einen heben, genehmigen, verlöten, festbinden, verpassen, verhaften, pfeifen oder schmettern, die Kehle schmieren, einen auf die Lampe gießen, hinter die Binde gießen, den Nerv töten, einen verkümmeln, verkillewitschen usw. Und wenn einer darin des Guten zu viel getan hat, dann ist er beschmort, benebelt, blau, dun, knüll, schicker, hat einen Spitz, einen Sticks, hat ein Kälbchen angebunden (Pfalz), hat die Lampe übergossen, hat einen im Timpen, ist schräg oder halb schräg, hat schiefe Absätze, hat schwer geladen, ist am Kreuzen, hat einen Affen gefressen, dem Kater auf den Schwanz getreten, ist in Umständen, ist knüppeldicke, drietedicke usw.

Manche vertreiben sich dann auch die Zeit mit Kartenspielen, wofür in Niederdeutschland wohl die geläufigsten Ausdrücke sind: Karte kloppen und ein Kläppken maken Wenn es sich dabei um Geldgewinn handelt, so nennt man das: einen kleinen Pott ansetzen oder auch bloß einen ansetzen.

Einer noch größeren Beliebtheit erfreut sich das Rauchen, und hier kommt neben der Zigarre und der heute unentbehrlich gewordenen Zigarette namentlich im Felde doch auch die altväterliche Pfeife wieder mehr zu Ehren. Zigarre und Pfeife bezeichnet man beide häufig als Nasenwärmer. Die Zigarre hat daneben auch andere Namen, wie Glimmstengel und Fliegentöter. Die Zigarette wird gern mit gewissen stark herabsetzenden Namen bedacht, wie Affenflöte, Giftnudel, Sargnagel, Friedhofskerze u. a. In diesen letzten Namen scheint doch ein gewisses Bewußtsein ihrer Schädlichkeit zum Ausdruck zu kommen. Die Pfeife aber heißt Sauzahn, Schnörgel, Selcher, Kloben (Bayern), Müllkasten, Kotzbalken, Rotzkocher, Jauchenschöpper, Puddelpumpe (im Rheingau; hier ist Puddel = norddeutsch Jauche) u. a.

Auch die Musik, diese Trösterin der Menschen, kommt in den Mußestunden des Soldaten zu ihrem Recht. Sie erscheint hier nur für gewöhnlich in sehr einfacher Form. Abgesehen von Gesang, dem schlichten Volks- und Soldatenliede, dem an Wert für das Gemütsleben des Mannes nichts anderes

gleich zu achten ist (vgl. S. 82 meinen Bericht über die Kriegstätigkeit der Essener Spinnstube), sind es namentlich zwei Instrumente, die sich einer gewissen Beliebtheit bei dem gemeinen Mann erfreuen: die Mundharmonika und die Ziehharmonika. Jene heißt in unsern Gegenden das Schnutenklavier (ein in Bayern dafür gebräuchlicher Name kann hier nicht gut wiedergegeben werden), und diese der Trecksack oder Quetschkasten.

6. Die einzelnen Körperteile, die Lebensmittel und die Ausrüstungsgegenstände der Soldaten.

Für alle diese Dinge hat der Soldat sehr eigenartige, fast durchweg humoristisch gefärbte Ausdrücke. Um mit den Gliedmaßen zu beginnen, so ist der Kopf der Blechschädel oder Mostkübel (Bayern). Er führt aber außerdem noch so manche andere Namen, wie Rübe, Kürbis, Wirsching (Hessen), Grind (Süddeutschland), Bilderkasten. In Norddeutschland bildet man auch gern Zusammensetzungen mit -kopp, wie Bumskopp, Mutsekopp (Mutse eigentlich die kurze Pfeife) u. a. Platekopp bezeichnet den Kahlkopf. Mann nennt ihn auch Vollmond oder sagt von ihm scherzhaft, der Kopf sei durch die Haare gewachsen. Letztere heißen die Borsten.

Der Mund ist der Rand, die Brotfalle, Brotklappe, Futterluke, Speiseanstalt, Kommißbrotvertilgungsmaschine, Gusche (Süddeutschland) u. a., die Nase der Rüssel, die Gurke, der Lötkolben, Zinken, Giebel, die Rotzmaschine, das Löschhorn (Süddeutschland), auch der Schnarcher oder Schnörchel. Eine rote Nase heißt Glühlampe oder Glühbirne. Die Ohren sind die (Horch)löffel oder Horchbretter, die Augen, besonders große Augen die Glotzen, Billardkugeln oder Schusterleuchtkugeln.

Die Arme sind die Flossen (dies auch von den Händen gebraucht), Vorderflossen oder Flunken, die Hände die Klauen, Pfoten, Knochen (vgl. oben S. 48 mit Menschenknochen putzen), Pratzen (Bayern), Maurerkellen, Tischplatten, Fleischbutten oder Fleischbretter, Müll-

schippen u. a. Dicke lange Finger heißen bei der Berliner Garde Jauersche (nämlich: Würste).

Der Bauch ist der Wanst, der Pansen, die Plauze oder das Kommißbrotdepot. Das Wort Bauch selbst braucht man lieber in Zusammensetzungen wie Schmerbauch, Kartoffelbauch u. dgl.

Die Beine sind die Ständer (oder Scheißständer), Pedale, Stelzen (oder Kackstelzen), Hammelbeine oder Spazierhölzer, die Füße die Hufen, Lätschen oder Quadratlätschen[11]), Schneetreter (Badisches Oberland), Mauken[12]) u. a. Man spricht auch von Schweißpedalen oder Schweißbemmen (Sachsen). Plumpe Füße heißen Quanten oder Elefantenquanten, Plattfüße Flurschadenbrettchen (Bayern).

Um nunmehr zu dem Futter des Soldaten überzugehen, wie er sein Essen nennt, so heißt das Mittagessen Flaps, Pickus oder Gips. Der Soldat bekommt es in dem Picknapf, Freßkorb, der Freßkachel (Elsaß) oder dem Gipstrog. Sagt aber der niederdeutsche Feldgraue: Lang mi mal min Schanztüg her! oder: Wo heff ik denn min Schanztüg laten? (Vgl. Mitteilgn. a. d. Quickborn 9. Jhg. Nr. 1, S. 2 f.), so meint er nicht Spaten, Schaufel und Spitzhacke — das ist sonst das Schanzzeug —, sondern Messer und Löffel, um damit zu picken oder zu acheln[13]) d. h. zu essen. Für „essen" kennt man auch noch manche andere Ausdrücke wie schieben (vgl. unten) und am Rhein müffeln. (Vgl. den namentlich in Köln bekannten Ausdruck e Müffelche = ein Bissen, eig. einen Mund voll). Und wer im Essen besonders stramm ist, verpaßt sich wohl noch einen zweiten kriegsstarken Zug, d. h. er nimmt eine doppelte Portion. Dient der Pick-

[11]) Der Ausdruck (Quadrat)lätschen gilt auch für die Stiefel. Latschen sind eig. Schuhe ohne Hinterleder, und das Zeitwort latschen ist = schleppend, nachlässig gehen. Man hört auf dem Exerzierplatz oft: Ziehen Sie Ihre Latschen an! ähnlich wie: Nehmen Sie Ihre Hacken zusammen!

[12]) Es heißt z. B. bei einem Appell: Die Mauken vorzeigen! Mauke ist aber eig. eine lähmende Fußkrankheit des Pferdes oder Rindes. Vgl. auch unten S. 59.

[13]) Beide Ausdrücke stammen aus der Gaunersprache.

napf zugleich für den Kaffee, so heißt er auch Schlammkübel. So in Sachsen, wo man den Frühkaffee Schlamm nennt; daher auch schlämmen — Kaffee trinken.

Das Brot heißt Kommißschinken, Karo (weil viereckig), Torf, Hanf, Knast (Sachsen), Barras oder Kipper (Süddeutschland), und man sagt z. B.: trocknen (drögen) Torf oder Hanf schieben = trocknes Kommißbrot essen. Auch als Kaiserkuchen oder Kaiser-Wilhelm-Torte hört man das Kommißbrot nicht selten bezeichnen. Andere weniger verbreitete Ausdrücke übergehe ich hier.

Die Semmeln oder Brötchen aus Weizenmehl heißen Schuster (Sachsen) oder Schusterjungen (Berlin), aber auch Heimatlose, weil sie sich nur selten in die Kaserne verirren.

Um nun noch auf einzelne Lebensmittel und Gerichte einzugehen, so nennt man die Kartoffeln Handgranaten u. a., die Graupen Zielmunition, Kälberzähne, Totenzähne. Tapetenkleister. Mädchenaugen (Schlesien) u. a., den Reis Blauer Heinrich oder Elefantenfutter und die Reissuppe Elefantensuppe. Nudeln sind Bindfäden, Regenwürmer oder Kapitulantenschnüre. Die Griessuppe heißt in Bayern Filzlaussuppe. Sauerkraut ist Schießbaumwolle, Erbsen mit Sauerkraut Lehm und Stroh, Weißkraut heißt Kuhfutter, Läusekohl, Fußlappen. Man spricht auch von Fußlappen mit Flöhen (Weißkraut mit Kartoffeln und Kümmel), Hammelkohl mit Reserveknochen u. dgl. m. In einzelnen Gegenden hat man für dieses, wie es scheint, nicht besonders beliebte Gericht auch noch besondere, darauf hindeutende Ausdrücke wie Wupperwasser. Metzer Flurschaden u. a. Erbsen sind Proviantamtskugeln oder Schrapnelle (Bayern u. a.), Linsen Wanzen (Sachsen u. a.), Mohrrüben Polizeifinger oder Galgennägel.

Eine Suppe mit allerlei Gemüse nennt man Geländesuppe; in Metz aber sagt man dafür: Metz und Umgegend. Ein Gericht von getrockneten Pflaumen, Birnen u. dgl. mit Mehlklößen heißt in Posen und Schlesien Polnische Hochzeit. Wenn es aber Sonntags einmal als etwas ganz Besonderes ein Gericht von Fleisch, Rosinen und einer feinen Brühe gibt,

von der den einzelnen nur kleine Teile zugeteilt werden, so spricht man z. B. bei den 76ern in Hamburg von Murmannssweet, Maurerschweiß, weil er wie dieser so rar ist. Und schwimmen einmal in auffälliger Weise Fettaugen auf der Suppe, so muß der Koch wiederholt hören: Hess woll din Mütz in den Ketel fallen laten?

Besonders viele schöne Namen haben die Heringe: Seelachs, Seeleichen, Schneider- oder Schusterkarpfen, Blinde, Wahnsinnige, Freischwimmer, Fliegende Holländer, Maurerkarbonade, Kapitulantenfrühstück u. a.

Die Blutwurst heißt Trauerwurst, Negerwurst, Artilleriedeichsel, die Leberwurst Kilometerwurst, Gummi- oder Zementwurst, Radfahrerwurst, Kitt, Schlußsprung (weil sie oft zäh wie Gummi ist und dann emporschnellt, wenn man sie auf die Erde wirft). Für beide gibt es aber auch noch derbere Namen. Büchsenfleisch heißt Negerfleisch, die Margarine Kapitulantenfett, ein Handkäse Schuster- oder Maurerkotelett. Es kommen auf diesem Gebiete noch eine Menge anderer Ausdrücke vor; doch mag das Angeführte genügen.

Die sämtlichen Ausrüstungsstücke, gewöhnlich allerdings nur die Kleidungsstücke, faßt man als die Lumpen oder das Gelump zusammen; daher die bekannten Bezeichnungen Lumpenappell und Lumpenparade. Der Ausdruck ist dem Soldaten so geläufig geworden, daß er sogar von feinen, neuen Lumpen u. dgl. spricht. Andere gleichbedeutende Namen sind die Brocken, das Krämchen (Sachsen) und die Klamotten (in der Gaunersprache, aus der das Wort stammt, = Geld; vgl. oben S. 51). Allgemein für die vom Staat gelieferten Sachen gilt außerdem auch der alte Ausdruck Kommiß, der hier noch in Zusammensetzungen, wie Kommißhosen, Kommißstiefel, fortlebt. Vgl. oben Anm. 2.

Für den Waffenrock gab es in der Feldsprache der alten Landsknechte den aus dem Gaunerwort Klaffot abgeleiteten Ausdruck Kluft oder Klüftchen, der, wie es scheint, heute nur noch wenig bekannt ist (in der heutigen Arbeitersprache ist Kluft = Kleidung). Unter den sonst dafür vorkommenden Ausdrücken sind mir scherzhafte Ausdrücke nicht aufgefallen.

Ähnlich steht es mit den Hosen; nur bezeichnet man wohl die Drillichhosen als Kaffeesäcke und die weißen Hosen als Porzellanbucksen. Auch sei noch bemerkt, daß man den Hosenboden das Armeefeuerzeug nennt, weil auf dem Marsche an ihm die Zündhölzer angestrichen werden. Die Litewka soll nach Horn (a. a. O. S. 63) Beinamen haben, wie Großvaterjacke, Schlafrock u. a. Ganz vergessen ist heute, so viel ich festgestellt habe, der alte feldsprachliche Ausdruck Windfang für den Mantel.

Die meisten humoristischen Beinamen haben der unterste und der oberste Teil der Bekleidung des Soldaten davongetragen, die Stiefel und der Helm. Für jene sind allerlei Namen im Gebrauch, wie Langschäfter, Hochstapler, Gurken, Tischplatten, Brandeimer, Zigarrenkisten, Kindersärge. Die geläufigsten Ausdrücke für die Stiefel scheinen aber die folgenden zu sein: Trittchen, Gondeln, Kähne oder bestimmter Elb-, Oderkähne u. a., Quadratbotten, Quadratlatschen, Saftlatschen (Saft = Schweiß. Über den Ausdruck Latschen vgl. oben S. 54). Dazu kommen eine große Zahl landschaftlicher Ausdrücke, die man nur in ganz bestimmten Gegenden oder an einzelnen Orten kennt, so in unserer Gegend Rabattentrampler (Rabatten = Randbeete, anderswo Misttrampler) oder Kösskes (eig. = Krüstchen), in Niedersachsen Klutenpetters, am Harz Schneeschuhe, im Badischen Hohlwegsstampfer usw. In Köln nennt man sie Möllemer (= Mülheimer) Bötchen und in Düsseldorf Nüsser (= Neußer) Bötchen.

Für den Helm ist wohl der bekannteste Name Pickelhaube. Er führt aber daneben noch sehr viele andere Namen, wie Hurratute, Tulpe, Gewittertulpe, Birne (Königsberg), Kathedrale (Metz), Cylinder, Kübel oder Melkkübel (Bayern, Württemberg), Suppenpott, Dunstkiepe, Qualmtute, Schweißkübel, Dampfkessel (Oldenburg), Haarmörder, Patscheimer, Sprengtrichter u. a. Die letzten Bezeichnungen beziehen sich darauf, daß man ihn, wenn auch unvorschriftsmäßig, vielfach dazu benutzt, die Kasernenstube zu sprengen, wozu sich die kleinen Löcher im Helm gut eignen.

Der Landwehrhelm oder Tschako heißt Topf oder Pott, Feuer- oder Wasserkübel, Knobelbecher oder Schabbesdeckel (so in Bayern und Österreich), die Mütze Felddeckel. Feldkrätzchen, Schaluppe, Schwammkappe, Kaffeesack, Schmalzdeckel, Schmalzpott u. a.

Für das Gewehr ist der Name Kuhfuß heute veraltet; man liebt dafür andere Bezeichnungen, wie Knarre, Schießprügel, Kracheisen, Schinken. Besonders gern nennt es aber der Soldat, weil er es im Arm trägt, die Braut, oder er gibt ihm entsprechende, ganz bestimmte Eigennamen, wie Karoline, Minna, Laura u. a.

Das Seitengewehr heißt Käsemesser oder (in Bayern und Österreich) Krautmesser. Das Koppel ist der Schmachtriemen.

Der Säbel oder Degen heißt (schon älter) die Plempe, außerdem Kommißeisen, Spieß, Krötenspieß, Schlepper. Dolch, Latte u. a. Der Kavallerist nennt seinen Säbel die Jungfer, wie der Infanterist das Gewehr die Braut.

Der Tornister, gewöhnlich Affe genannt, heißt auch Kasten, Kommode oder bestimmter Rheumatismuskasten, Schwindsuchtskommode, Bundeslade, auch Rückenwärmer, und in Bayern Muckel.

Der Brotbeutel ist, wenn er gefüllt ist, der Freßbeutel, ist er aber leer, der Hungerbeutel. Die Feldflasche wird gewöhnlich Pulle oder Buddel, aber auch Pistole (Westpreußen u. a.) oder Fernrohr genannt. Für „die Feldflasche ansetzen“ sagt man: die Pistole ansetzen, oder, wie es scheint, heute noch häufiger: ins Fernrohr oder in die Sterne gucken, und auch: Entfernung schätzen.

Die schlechteste, 6., Garnitur d. h. der Arbeitsanzug, bei dem Rock und Hosen in der Regel aus lauter Flicken zusammengesetzt sind, führt Namen wie 6. Fritz, 6. Philipp, auch bloß: Fritz, Philipp u. a., 6. Gulasch oder 1. Garnitur von hinten. Erwähnen möchte ich endlich noch, daß man dem Befehlsbuch des Feldwebels, das er an der Brust stecken hat, schöne Namen gegeben hat, wie Ziehharmonika, Schwartemagen u. a. Anderes muß ich hier übergehen.

7. Der Soldat im Manöver und im Felde.

Einzelnes, was hierher gehört, wurde schon in den vorhergehenden Abschnitten nebenbei erwähnt, sodaß es hier nicht wiederholt zu werden braucht.

Im Manöver und im Felde spielen zunächst die oft sehr anstrengenden, tagelangen Märsche eine Hauptrolle. Schwer beladen tigert oder tippelt die Kolonne Kilometer um Kilometer, bis, wie man sagt, jeder seinen Tagelohn verdient hat. Hierbei kann es leicht vorkommen, daß auch ein sonst tüchtiger Soldat einmal schlapp wird oder, wie es soldatisch auch heißt, schlapp markiert. Er baut dann, wie man sich ausdrückt, rechts ab und gehört zum Abbaukommando oder zur Schlappmacherinnung. Wer leicht Blasen an die Füße bekommt, ist ein Eisvogel. Denn unter Eis versteht man allgemein die Blasen; man sagt z. B., wenn die Blasen aufgehen: Das Eis taut auf. Man nennt die Blasen auch Eisbonbons oder Ballöngskes und, wenn sie groß sind, Sooleier oder Zeppeline. Man sagt von einem damit Behafteten auch: Er hat Trommelfelle zu verkaufen, hat Pauken oder hat die Regimentsmusik, und man nennt das Humpeln mit solchen Füßen Paukenmarsch. Einen, der nicht gut gehen kann, fragt man wohl: Hast du dir Eis oder Gulasch gelaufen d. h. Blasen oder wunde Füße? Mancher läuft sich aber auch Knübbelchen (Knübbelkes) d. h. Anschwellungen an den Füßen. Und jeder, der schlimme Füße irgendwelcher Art hat und lahmt, ist ein Maukefritz (Mauke eine Hufkrankheit der Pferde oder Rinder; vgl. oben S. 54). Wer Schweißfüße hat, heißt Käsquante oder Limburger und, wer sich die Füße vollständig durchgelaufen hat, eine Sülzquante (Quanten = plumpe Füße; vgl. oben S. 54). Man spricht auch von Schwammfüßen (Thüringen) und nennt die Betreffenden Schmalzbrüder.

Im Felde erhält der Soldat seine Feuertaufe oder, wie man früher sagte, das Soldatensakrament. Aber auch schon im Manöver sind für den Rekruten die ersten Schüsse entscheidend; ihm wird dann, wie es militärisch heißt, der Hammelschwanz abgeschossen, d. h. er hört damit auf Rekrut zu sein und wird jetzt erst ein richtiger Soldat. Er

muß sich dann freilich vielfach, wie die Sitte bei einem Übergang in einen „neuen“ Zustand auch sonst Ähnliches kennt (vgl. über solche Übergangsbräuche Sartori, Sitte und Brauch I S. 18 ff), sobald sich die Gelegenheit dazu bietet, von seinen älteren Kameraden allerlei gefallen lassen: er wird noch einmal ausgiebig mit sauren Pillen verkohlt oder durch den Dreck gezogen.

Im Kriege ist allerdings diese Feuertaufe doch noch etwas ernster. Wenn da die verschiedenen Waffengattungen alle in Tätigkeit treten und feuern, die Infanterie knipst und die Staare fliegen läßt und die Artillerie funkt, hustet oder spuckt, wie man das Abfeuern der Geschütze auch nennt, wenn man die Granaten bratschen hört, dicke Luft herrscht und dicke Brocken, d. h. Granatstücke, durch die Luft fliegen, dann heißt es alle seine Kraft zusammennehmen. Besonders furchtbar ist ja die Wirkung des sogen. Trommelfeuers, bei dem die gesamte feindliche Artillerie stundenlang schießt, um die betreffende Stellung für einen Hauptangriff sturmreif zu machen. Dann gehen die Drückeberger oder Frontlecker (vgl. oben S. 49), auch Spinnhasen, Schwamm- oder Quetschbrüder genannt, die kein Pulver riechen können, leicht stiften, d. h. sie fliehen, sie nehmen Reißaus. Der brave Soldat aber überwindet das erste Gefühl der Bangigkeit und geht, wenn es sein muß, mutig auf den Feind los. Es ertönen dann Rufe wie: Feste drauf oder Gib ihm! auch: Gib ihm sauer! wie es im Rheinland heißt. Der Feind wird aufgejagt oder gelupft, wie der Bayer sagt, und dann gehörig abgeseift. Oft ist es freilich unmöglich, ihn im Sturmlauf zu überrennen: heute namentlich muß man nicht selten in der Weise vorgehen, daß man schlangenartig auf dem Boden vorwärts kriecht; das nennt die Soldatensprache sehr bezeichnend robben. Oder die Schützenlinie macht einzelne rasche Vorstöße und deckt sich zwischenein, wo eine flache Erdwelle u. dgl. das gestattet, so, daß womöglich keine Helmspitze hervorguckt; dies nennt man dann: das scheue Kaninchen machen.

Für die verschiedenen Arten von Geschossen[14]) hat der

[14]) Das meiste hiervon nach K. Bergmann; s. oben Anm. 1.

Soldat eine ganze Menge scherzhafter Ausdrücke. Für die Gewehrkugeln ist ja ein allbekannter Ausdruck: blaue Bohnen. Sie heißen aber auch schwarze Erbsen, Knödel (Bayern) und neuerdings Fliegen, Birnen, Spatzen, Stare oder Singvögel. Gar verschiedenartig sind die Namen für die schweren Geschosse. Solche, die in flacher Bahn mit großer Geschwindigkeit ankommen, nennt man Windhunde oder Kettenhunde, andere wieder, die langsam dahinziehen, Blindschleichen. Man spricht auch von Luftomnibussen, eisernen Liebesgaben u. a. Die 7,5 cm kalibrigen Sprenggranaten hat man Stinkwiesel getauft, Querschläger ihres brummenden Geräusches wegen Brummer oder Maikäfer. Die Handgranaten heißen Taschenkrebse oder nach ihrer eigentümlichen Bewegungsart, wonach sie sozusagen durch die Luft torkeln, besoffene Pioniere oder besoffene Blutwürste. Auch die einzelnen feindlichen Geschütze erhalten ihre Namen wie Radschbum, Tschingbum, der grobe Gottlieb, der kurze Gustav, die schwarze Marie, der Gurgelaugust (alles französische Geschütze), wie ja für unsere eigenen schweren 42 cm-Mörser der Name „fleißige oder dicke Berta“ allgemeine Verbreitung gefunden hat.

Die Verhältnisse des Soldatenlebens bringen es namentlich bei dem ungeregelten Leben im Manöver und im Felde mit sich, daß nicht selten ein Mann dem andern ein Ausrüstungsstück heimlich vertauscht oder wohl auch wegnimmt. Man betrachtet das nicht als Diebstahl im eigentlichen Sinne. Hierfür gibt es nun wieder eine große Zahl von Ausdrücken, wie mausen, klemmen, klauen, krallen, ausspannen, es einem besorgen, stauchen, einstreichen, stemmen, finden, kaufen, auch auf englisch kaufen, plus machen, krampfen (am Niederrhein und in Hannover allgemein gebraucht), zoppen, gripsen, sich einen verpassen (dies auch in anderer Bedeutung, s. oben S. 52, 54), einen kühnen Griff machen, lange Finger machen, fünf Finger greifen, flottweg (schaffen), den böhmischen Zirkel brauchen (Bayern) u. a. Wer darin groß ist, ist ein Greifenberger (Sachsen), ein Krampf-

kadett oder Nimmmichmit. Man spricht da auch von Klemm- und Greifenberger Arbeit.

Das gewaltsame Einbringen oder Beitreiben von allerlei brauchbaren Dingen in Feindesland, das sogen. Requirieren, war früher ein sehr einträgliches Geschäft. Wenn es auch heute nicht mehr in demselben Umfange betrieben wird, geschieht es doch, sobald sich Gelegenheit dazu bietet, noch immer oft genug. Ein Ausdruck für unerlaubtes Beutemachen, der heute allgemein gebraucht würde, ist mir nicht bekannt; im Kriege 1870/71 nannte man es rollen. Daß man da auch mitunter vor Gewaltsamkeiten nicht zurückschreckt, zeigen schon die Namen Türenbrecher oder Hausschlüssel für Beil oder Axt. Es fallen auch Redensarten wie: Der Kriegerverein bezahlt alles, König Albert bezahlt alles u. a. Bezeichnend sind außerdem Namen wie Klaukommando, Klimm, Klamm, Klau und Komp. (Berliner Garde) u. a. Am wenigsten machen sich die Leute ein Gewissen daraus, vorbeilaufende Hühner, Enten u. dgl. wegzuschnappen; solche heißen daher auch ganz allgemein Kochgeschirraspiranten.

Daß sich unsere Krieger durch eine derartige Aufbesserung ihrer Kost ihr rauhes Leben hin und wieder ein wenig zu versüßen suchen, ist auch sehr verzeihlich und wohl zu verstehen — wir dürfen eben an die Verhältnisse des Krieges nicht einfach den Maßstab des Friedens anlegen. Steht doch der Soldat im Felde stündlich in Lebensgefahr und meint oft, er könne, wie er sich ausdrückt, seine Knochen im Brotbeutel zurücktragen. Mancher muß auch daran glauben und wird angekratzt oder gepitscht, d. h. von einer feindlichen Kugel getroffen; man sagt auch: er kriegt einen geklebt oder verpaßt, oder er kriegt ein Stück Eisen ins Kreuz und muß, wie der alte dem Soldatenleben entnommene Ausdruck lautet, ins Gras beißen oder kommt doch in den Grützkasten, d. h. ins Lazarett, um sich hier von den Ärzten zurechtflicken zu lassen. Für diese ist ein alter soldatischer Scherzname Pflasterkasten, der aber heute mehr von den Lazarettgehilfen gebraucht wird, während für die Ärzte andere Namen gelten wie Schlangenmensch, Beinsäger, Knochenschuster (bei der Marine). Ein

grober Arzt heißt Kuhdoktor. Den Unterarzt nannte man früher Karbolfähnrich, heute vielfach Pillendreher (während er noch mit der Waffe dient, auch Aprilscherz). Die Lazarettgehilfen aber führen noch so manche schöne Beinamen wie Lazarettkolben, Knochenbrecher, Opiumbruder, Leidenheinrich, Totengräber, Bratpfannenschieber, um von andern noch derberen zu schweigen. Das Wort Veterinär, die amtlich eingeführte Bezeichnung für den Tierarzt, haben sich die Soldaten durch die Umwandlung in Viehterrinär mundgerechter gemacht.

So lange sie nur irgend können, bewahren sich unsere Feldgrauen da draußen ihren guten Humor. Das sieht man auch an den vielen schönen Bezeichnungen, die sie ihren Unterständen geben. Die meisten derselben führen den vornehmen Namen Villa. Da gibt es z. B. in Frankreich eine Villa Sorgenfrei, Villa Bombenruh, Villa Holl di gesund, Villa Duckdich, Villa zur feuchten Ecke, zum Wasserfall, zur Tropfsteinhöhle, Villa Bienenhaus (vgl. oben S. 51), Villa Lausitania, Villa Fliegenbiß, Villa zum kalten Ofen, zum Rattenloch, zum hungrigen Wolf (daneben steht am Eingang: Fütterung $12^1/_2$—$1^1/_2$ Uhr), Villa zum Wurstkessel (ein gefährlicher Platz), Villa Franzosenschreck, Villa zum Zuavenfresser, zum Bauchaufschlitzer usw. — es fehlt auch nicht an einer Villa Hügel (nach der bekannten Kruppschen Villa so benannt). Ferner finden wir da ein Hotel zum schmierigen Löffel, ein anderes zu den fünf hungrigen Jungs, ein Gasthaus zur armen Laus u. a., und auch unsere Essener Spinnstube ist da vertreten. Sogar manche Laufgänge haben Beinamen bekommen wie: Brummschädelstraße, Schweißtropfenallee u. a., und ebenso führt eine Reservestellung den schönen Namen Kaffernkral.

Auch für einzelne Gegenstände hat der Soldatenwitz allerhand neue Namen erfunden. So heißen bei Niederdeutschen herumliegende leere Bier- und Weinflaschen Utbläser (Versager). „Dat is ja man en Utbläser!“ heißt es da. Vielfach bringen sie in ihren Unterständen die sogen. Paneelbretter an; sie nennen sie aber, weil ihnen das besser

liegt, Kamelbretter. Im Anschluß hieran gebe ich hier noch ein paar Beispiele von derartigen Volksetymologien, den oft gar seltsamen Umwandlungen, wie sie unsere Soldaten mit den fremden ihnen unverständlichen Ausdrücken vornehmen. So machen sie z. B. aus der Sappe, dem Laufgraben, der in einem weiter vorn liegenden, dem Feinde näheren Graben führt, einen Zappen, ein Ausdruck, der ihnen vertrauter ist (s. oben S. 44). Da sagt z. B. einer zum andern: Ik war eben im Zappen 4; Junge, Junge, die Scheiße (allgemeiner soldatischer Ausdruck für „Dreck") löppt di da in den Stiebelschaft. — Als unsere Soldaten durch Belgien zogen und großen Durst litten, hörten sie, wie einige Kameraden den Einwohnern „de l'eau!" zuriefen und wie diese Glücklichen dann auch Wasser bekamen. Das französische Wort verstanden die meisten nicht; da sie jedoch sahen, wie rasch die Rufenden damit zum Ziel kamen, so brüllten sie es nach, machten aber daraus ein Halló! Halló![15]) — Wie im Kriege 1870/71 ein Mont Valérien zum Onkel Bullerjan oder Baldrian wurde und ein Mars la tour zum Marsch retour, so jetzt z. B. der Ort Gommécourt zum Gummigurt und Villers-en-Flos zu einem Wilddrauflos, und ein niederdeutsches Regiment soll gar aus Belle-la-Fontaine ein Pedd di man nich up de Tehn gemacht haben. (Dies nach K. Bergmann.)

Die Soldaten brauchen auch einzelne französische Brocken, die sie aufschnappen, in sehr freier Weise. Hiervon zum Schluß noch ein paar Beispiele (nach den Mitt. a. d. Quickborn 1915, Nr. 1, S. 4). Bei Einkäufen erhalten die Soldaten vielfach die Antwort: il n'y a plus, es ist nichts mehr davon da. Dies wird nun in der abgekürzten Form n'a plus bei jeder Gelegenheit gebraucht. „Hess du noch ne Sigarett för mi?" „Ne, Sigaretten n'a plus." „Hess du Water dar to'n Waschen?" „Ne, Water n'a plus." „Allens n'a plus." Mit der französischen Dankesbezeugung merci beaucoup

[15]) Diese Mitteilungen über „Zappen" und „Hallo" verdanke ich, wie noch verschiedene andere, einem ehemaligen Schüler, Herrn Busenhagen, Hilfslehrer am Kgl. Gymnasium in Essen, der gegenwärtig im Felde steht.

bezeichnet man alles, was besonders gut gefällt. „Ik segg di," erzählt z. B. ein Kamerad, „de ganze Kompanie merci beaucoup" d. h. sie hat Ruhe, hat es besonders gut. — Und Ähnliches kommt noch sonst sehr viel vor.

Der Soldatenhumor, wie wir ihn kennen gelernt haben, ist eine besondere Art des Volkshumors, deren Äußerungen nach Möglichkeit zu sammeln und übersichtlich zusammenzustellen sich wohl verlohnt;[16]) unsern Tapfern im Felde aber wollen wir wünschen, daß ihnen dieser unverwüstliche frische Humor, der ihnen über so manches Schwere hinweghilft, stets erhalten bleibe.

Kettengebete und Himmelsbriefe.

Von **K. Wehrhan**, Frankfurt a. M.

Es ist natürlich, daß der Krieg von jeher als das gefährlichste Handwerk angesehen wurde; denn „wer in den Krieg zieht, spielt mit seinem Blute", sagt schon ein alter Spruch, und darum muß für einen Soldaten der Wunsch, sich vor Verwundung oder Tod zu schützen, besonders naheliegen. In tausendfacher Gestalt umlauern täglich Tod und Verderben die in Kampf und Streit hinausziehenden tapferen Männer. Aus dem Wunsche und Gedanken heraus, wohlbehalten wieder heimzukehren, hat sich ein bestimmter Aberglauben entwickelt, der sich in gewissen Handlungen und Gebräuchen äußert, die dazu bestimmt sind, vor drohendem Unheil zu schützen.

Auch jetzt wieder während des großen Weltkrieges hat man aller Orten beobachten können, daß die alten abergläubischen Handlungen, von denen man wohl angenommen hatte, sie seien für immer in den Strom der Vergessenheit hinabgetaucht oder aber die bessere Bildung unserer Zeit habe sie zur Unmöglichkeit gemacht, in alter Kraft und

[16]) Diese Sammelarbeit geht natürlich durchaus über die Kraft des einzelnen, und es wäre daher zu wünschen, daß recht viele sich daran beteiligten; denn eine so günstige Gelegenheit dafür wie heute, wo namentlich in den Kriegslazaretten sich Leute aus den verschiedensten Gegenden des deutschen Vaterlandes zusammenfinden, kommt nie wieder.

Lebensfrische wieder aufgetaucht sind und den alten Volksspruch zur Wahrheit zu machen scheinen, daß der einmal Totgeglaubte oder Totgesagte ein um so zäheres und längeres Dasein führe.

Man sollte garnicht glauben, daß im Zeitalter des Fernsprechers und der Maschinengewehre die alten Ansichten in so großer Menge wieder aufgetaucht sein und eine so große Anzahl von gläubigen Nachbetern gefunden haben würden, wenn ja auch der Krieg dem Aberglauben stets eine besonders günstige Grundlage geboten hat.

Ein besonderer Abschnitt in diesem Aberglauben wird von geschriebenen Schutzmitteln eingenommen, zu denen besonders die Kettengebete und die Himmelsbriefe gehören; vor allem von den letzteren kann man sagen, daß sie sehr sehr alt sind. Schon Jahrhunderte hindurch haben sich die in den Krieg ziehenden Kämpfer mit Schutzbriefen versehen und geglaubt, sich durch sie schützen zu können. Bereits aus der Zeit der Kreuzzüge und des dreißigjährigen Krieges wird uns vieles von ihnen berichtet. Aus dem letzten deutsch-französischen Kriege 1870/71 haben wir ebenfalls den Beweis erhalten, daß viele Tausende von Soldaten sich mit solchen Schutzmitteln versehen und ausgerüstet hatten.

Der Wortlaut dieser Himmelsbriefe[1]) ist verschieden, zuweilen scheint er besonders hergestellt zu sein, so z. B. bei dem rührenden Segen einer Großmutter, den man bei einem vor Namur gefallenen Füsilier gefunden hat[2]):

„Meinem lieben Enkel in der Schlacht gegen die bösen Feinde mitgegeben. Die Kugel, die auf dich abgeschossen, möge ihren Lauf ändern, die Pest möge dich nicht finden, der Feinde List dich nicht betören: ich habe Gott gebeten, und er hat mich erhört. Trage dieses Zettelchen immer bei dir und dann wirst du dein Leben nicht geben müssen. Christine R . . . . . "

Der Inhalt der Himmelsbriefe ist nicht so verschieden wie der Wortlaut, auch der eben genannte, jedenfalls von der

[1]) Vgl. unsere Zeitschrift IV, 1907, S. 94—104, Himmelsbriefe aus Lippe und Westfalen.

[2]) Sellmann, im Reichsboten, Berlin, vom 14. September 1915.

sorgenden Großmutter selbst verfaßte, schließt sich in einigen Wendungen an die alten überlieferten Himmelsbriefe an. Im folgenden möchte ich einige der Himmelsbriefe, die aus unserm Gebiete stammen, zur Mitteilung bringen und zeigen, wie auch bei uns der alte Aberglaube in kräftiger Lebendigkeit und Frische neu hervorgesprießt ist.

Vor mir liegt ein Schutzbrief, der auf ein Blatt Papier in der Größe eines kleinen Briefbogens geschrieben ist. Die Schrift ist ziemlich leserlich, aber etwas unsicher; dreieinhalb Seiten sind eng beschrieben. Die Unterschrift trägt den geschichtlich denkwürdigen Tag vom 1. August 1914, da der große Weltkrieg entbrannte. Der Brief ist also in der Zeit der höchsten Aufregung niedergeschrieben, in einer Stunde, als alle abergläubischen Anschauungen wieder wie aus dunkler Grabesnacht erwachten und zu heller Lebendigkeit ans Licht stiegen. Der Brief ist dann mit ins Feld gewandert. Viermal eingeknickt oder zusammengefaltet, um in der Brieftasche oder wahrscheinlich in der Geldbörse bezw. dem Brustbeutel Platz zu finden, trägt er an den Knicken die Spuren der Zeit an sich, Risse und Löcher; der Schweiß hat ihn mürbe gemacht, und an einigen Stellen fällt er deshalb bei rauher Berührung auseinander wie Zunder. Zu schützen hat er aber seinen Träger, der eine schwere Verwundung davontrug, nicht vermocht. Wollte man das aber den Leuten als Beweis der Unwirksamkeit entgegenhalten, so würden sie sofort darauf erwidern: hätte er den Brief nicht gehabt, dann hätte ihn die Kugel womöglich tödlich getroffen.

An diesem Brief fällt besonders die Menge der Fehler auf, die er enthält, ein Zeichen der Erregung und Eile, mit der er abgeschrieben worden ist; wahrscheinlich ist er in der allerletzten Stunde vor dem Abmarsch ins Feld angefertigt. Diese Tatsache, die durch die Unterschrift erhärtet wird, kann uns eine psychologische Erklärung für das Zerlesen oder vielmehr Zerschreiben der Schutzbriefe geben.

Es ist noch zu bemerken, daß dieser Brief von einem rheinischen Soldaten stammt[3]) und von dem im Felde stehenden

[3]) Ein anderer rheinischer Schutzbrief ist mitgeteilt in der Rheinischen Zeitung, Köln, vom 4. Februar 1915.

Mitgliede Herrn Lehrer Amlinger (z. Zt. Sanitätsfeldwebel) zur Verfügung gestellt wurde.

Schutzbrief.

Ein Graf hatte einen Diener den Er töden J. R. G. G. (unleserlich, kann auch E. R. G. G. heißen) der Scharfrichter der dem dieses nicht abschlagen konnte, vollendete den Befehl, aber o Wunder das Schwert tödtete den Diener nicht, Er verwundet ihn nicht einmal, als der erstaunte Graf dieses sah, fragte Er dem Diener nach die Ursache und Dieser schreibt einen Brief mit folgenden Buchstaben B L J F K H H N M K J den Er vom archhold (!) zu haben erklärte als der Graf den Brief sah befahl Er das ein jeder diesen Brief bei sich führen sollte um nur irgend ein blutent seinen Körper der nehme diesen Brief und lege ihn darauf und das Blut wird gestillt, und die Wunde geheilt. Wer in den Krieg geht und den Brief nicht bei sich trägt, der schreibe die Buchstaben auf seinen Bogen oder auf die Seite des Gewehres der wird nicht verwundet werden folgende Buchstaben sind die fünf Wunden Christi K H P A St B ist er im Besitz von . . . . . Du sicher sein das kein falsches oder . . . geschen kann, weder Donner noch Blitz weder Feuer noch Wasserschaden Dieser Brief ist besser als wie Haus und Gold Ihm Namen des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes so wie Christus im Ölgarten still stand so soll er sich dieser Brief befindet alles Geschützt still stehen. und des Feindes nicht treffen und Diebe noch Mörder sollen ihm nicht schaden könen durch den Befehl der Geist stille stehen alle sichtbaren und unsichtbaren im Namen Gottes des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes spreche ich zu euch und wer es nicht glauben will der hänge diesen Brief einem Hunde um den Hals und schieße ihn und werdet sehen das ist wahr gesprochen ist wahr das Christus gestorben und gegen Himmel hefahren ist, so wahr er auf Erden gewandelt hat so wahr ist wär (!) diesen Brief besitz nicht geschossen noch gestochen noch verletzt werde können ich beschwöre bei den lebendigen Gott des Vaters des Sohnes des heiligen Geistes das er unbeschädigt bleibe und bitte im Namen unsers Heilandes Jesus Christin Blut das mich keine Kugel treffen thut und Gold

und Silber. Eisen oder Blei Gott vom Himmel mach Sie alle frei. Dieser Brief ist vom Himmel im Jahre 1771 in Holstein gefunden worden. Er wahr mit goldenen Buchstaben geschrieben und über den Taustein am Altare gartager (!) Als ihn greifen wollte wich er zurück bis im Jahre 1791 jemand die Gedanken faßte ihm abzuschreiben und ihn der Welt mitzuteilen zu diesen weigerte sich der Brief und andere Lehre teilte er folgendes mit wer am Sonntag arbeitet der ist von mir verdammt den Sonntag sollt ihr nicht arbeiten in die Kirche gehen und beten und bitte auch 6 Tage sollt ihr arbeiten und am siebten sollt ihr ruhen und Gottes wordt hören thut ihr dieses nicht so werd ich euch strafen durch Pestelens Krieg und Theurug (!), ich bitte auch das ihr nicht am Samstag so spät arbeitet sei Jung wie Alt ihr sollt Euch in euern Sünde beten das Euch früh vergeben werde ihr sollt nicht sein wie unverständige Tiere und euer Reichtum sollt ihr den Armen geben und nicht bei Gott falsch schwören und nich begehren des nächsten Haus und Gut Gold und Silber oder alles was sein ist ihr Vater und Mütter redet nicht falsches Zeugen wieder deinen Nächsten wer dieses Gebot hällt gebe Ich Gesundheit und Friede wer es aber nicht hält und nicht darnach thut wird von mir verlassen er wird weder Glück noch Segen Ich sage das euch auch wie Jesus Kristi Namen gesendet hat, und wiederspricht, der soll von mir keine Hilfe haben, der verflucht von der heiligen Kirche, ja sollet ihn gegenseitig abschreiben lassen, wenn Eure Sünden so viel sind wie Sand am Meere wie Blätter auf den Bäumen so sollen sie Euch vergeben werden so ihr das nicht tut, wer aber das nicht glaubt der soll des Todes sein und seine Kinder sollen eines bösen Todes sein.

Dieses Gebot hab Ich Euch durch meinen Engel gesandt
Jesus Christus Amen.

geschrieben den 1ten August 1914. — — —

Folgender Himmelsbrief stammt aus Lippe und ist in den ersten Augusttagen 1914 entstanden. Die Abschrift ist bedeutend sorgfältiger angefertigt, denn der Träger brauchte erst am 4. Mobilmachungstage abzurücken. Auch er trägt die Spuren des Kriegs an sich, da er länger als ein Jahr im

Besitze des Soldaten, eines 37jährigen Infanteristen, der im Westen gekämpft hat, gewesen ist. Seinen Besitzer hat er ebenfalls nicht zu schützen vermocht; er wurde nach Verlauf von 9 Kriegsmonaten, nachdem er eine ganze Reihe von schweren Kämpfen und besonders auch Sturmangriffen mitgemacht hatte, bei Arras verwundet. Er ist jetzt allerdings längst wieder hergestellt.

Haus und Schutz Brief.

Im Namen des Vaters, des Sohnes und Heilgen Geistes Amen.

So wie Christus im Ölgarten stille stand so soll das Geschütz stille stehn. Wer das geschrieben bei sich hat, den wird nichts schaden, es wird nicht ihn treffen des Feindes Geschütz und Waffen, dann wird es beschützen für Dieb und Mörder, es soll ihn nicht schaden Geschütz und Degen, Pistolen und alle Gewehr müssen stille stehn wenn man auf ihn los ziehlt durch den Befehl und Tod Jesu Christi. Es müssen stille stehen alle sichtbaren und unsichtbaren Gewehre durch den Befehl des heilgen Christus Amen.

Gott sei mit uns. Wer diesen Segen gegen den Feind bei sich hat, der wird für Geschütze beschützt bleiben und wer dies nicht glauben will, der schreibe es ab hänge es einem Hund um den Hals und schieße nach ihm, so wird er erfahren, das es war sei. Wer diesen Brief bei sich hat der wird nicht gefangen noch durch des Feindes Geschütz verletzt werden. Amen. So wahr als Christus gestorben und gen Himmel gefahren ist, so war er auf der Erde gewandelt hat, kann er nicht geschossen, gestochen noch am Leibe verletzt werden, und Fleisch und Blut und Gederme sollen unverletzt bleiben. Ich beschwöre alle Gewehr und Waffen auf dieser Welt, bei Gott des Vaters des Sohnes und des heiligen Geistes Amen. Ich bitte im Namen unseres Heilandes Jesu Christi Blut, das mich keine Kugel trifft Sie sei von Silber Gold Eisen oder Blei Gott im Himmel mach mich von allem frei. Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes Amen. Dieser Brief ist vom Himmel gesandt, und in Holstein gefunden worden 1784 Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben, und schwebte zu Motan über der Taufe. Wer ihn

gewand greifen wollte, wich er zurück bis 1791 Wen sich Gewand mit dem Gedanken näherte, Ihn abzuschreiben und der Welt mitzuteilen, zu diesem neigte sich der Brief. Es stand ferner darin geschrieben, Wer am Sonntag arbeitet, der ist verdammt. Ihr sollt an diesen Tag nicht arbeiten sondern in Kirchen gehn und mit Andacht beten, und sollt von euren Reichtümern mittheilen den Armen. Ihr sollt nicht sein wie unvernünftige Tiere.

2. Ich gebiete euch daß ihr sechs Tage arbeit und den siebenten sollt Ihr Gottes Wort hören. Werdet Ihr das nicht thun, so will ich euch strafen, mit theueren Zeit Pestilenz und Krieg. Ich gebiete euch das Ihr des Sonnabends nicht zu spät arbeitet. Jedermann sei es Jung oder Alt, soll für seine Sünden bitten, das sie ihm vergeben werden. Schwört blos meinen Namen Segen und begehrt nicht meinen Namen mit Gold oder Silber scheut euch vor Menschen, so wahr ich euch geschaffen habe so gewiß kann ich euch beschützen. Sei mit der Zunge nicht falsch Ehrt Vater und Mutter und gebet nicht falsch Zeugnis wieder euren Nächsten, dann habe ich Freude. Wer diesen Brief nicht glaubt und danach thut, der ist von mir verflucht und verlassen und wird weder Glück noch Segen haben. Ich sage Euch daß Jesus Christus diesen Brief geschrieben hat, wer den wiederspricht der soll verlassen sein und keine Hülfe haben. Wer diesen Brief hat und nicht offenbart der soll sein verflucht von der Christlichen Kirche. Diesen Brief soll man von andern abschreiben lassen und wer auch so viel gethan hat wie Sand am Meer und Laub an den Bäumen, so sollen sie ihm auch vergeben werden, so ihr aber den ehernen Worten wer nicht glaubt der soll büßen und dessen Kinder sollen eines elenden Todes sterben. Bekert Euch sonst werdet ihr noch von mir gestraft. Ich werde am jüngsten Gericht bestrafen wenn ihr mir keine Antwort geben könnt von euren Sünden. Wer diesen Brief bei sich hat, oder im Hause den trift kein Donner. Wann eine (Schwangere) Frau diesen Brief bei sich hat die wird eine liebliche Frucht zur Welt bringen. Haltet die Gebote die ich durch den Engel Michael verkündige. In Jesus Christus Namen. Früh morgens wenn ich aufstehe da begegnen mir

drei gerechte Engel, der erste heißt Gott der Vater, der zweite Gott der Sohn, der dritte Gott der heilige Geist die drei sollen euch bewahren für Pulver und Blei für Hauen und für Stechen. Gott halte deine Hand über und unter mir auch vor und hinter mir. Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen. — — —

Auf den Unfug der sogenannten Schutzbriefe ist in den Zeitungen häufig genug hingewiesen worden, auch in unserem Gebiete, z. B. Münster, Anzeiger, 28. August 1915; diese Zeitung beschwert sich besonders darüber, daß solch haarsträubender Blödsinn von Straßburg aus an verschiedene Familien geschickt wurde, danach muß in unsern Bezirk also von auswärts her viel hineingetragen worden sein.

Die Kettenbriefe sind früher wohl nicht so häufig gewesen, schon deswegen nicht, weil das Hauptverbreitungsmittel, die Post, in diesem Falle ihre Dienste noch nicht leisten konnte, um dem Aberglauben die Wege zu bahnen; denn jedes Gebet muß von jedem einzelnen Empfänger an neun Tagen hintereinander ohne Namensunterschrift an neun verschiedene andere Personen abgesandt werden, und jeder dieser neuen Empfänger hat dieselbe Pflicht, d. h. er muß wieder an neun andere schreiben, die dann wieder dasselbe zu tun haben; daher ja auch der Name Kettengebet. Man hat diese Art und Weise der Verbreitung wohl mit dem Aufrollen eines Schneeballes verglichen, der beim Fortwälzen auch immer an Größe und Umfang zunimmt, und deshalb von einem Schneeballsystem gesprochen.

Die Art und Weise, die Kettenbriefe zu verbreiten, ist ein arger Unfug; die Leute werden förmlich aufgestachelt, die Kette nicht zu unterbrechen, wie es heißt, da sonst die Wirkung versage und die schlimmen Folgen auf den Unterbrecher der Kette zurückfallen würden.

Wie sehr diese Kettengebete auch in unserm Vereinsgebiet verbreitet sind, dafür gibt ein Oberlehrer einer höheren Töchterschule (Oberlyzeum) in Hagen i. W. ein erschreckendes Beispiel, wenn er mitteilt, daß in einer Klasse seiner Schule, als er auf den Krieg und den Aberglauben zu sprechen kam, sich ein Drittel, in einer anderen ein Viertel der Schülerinnen,

die Kettenbriefe erhalten hatten, meldete. So werden selbst schon Jugendliche durch den Aberglauben vergiftet.

Der Bochumer Anzeiger und General-Anzeiger vom 25. November 1914 beschwert sich darüber, daß nach mehreren Zuschriften der Ketten- oder Gebetsbriefumgang in Bochum stark im gange sei. Eine ältere Frau empfing solchen Brief von einer geübten, sehr schreibfertigen Hand; sie habe ihn, wie sie der Zeitung schrieb, natürlich zur Seite gelegt und sei der Aufforderung, an neue Bekannte zu senden, nicht nachgekommen. Trotzdem sei ihr am neunten Tage etwas Gutes zugestoßen; sie habe nämlich beruhigende Nachricht von ihrem Sohne aus dem feindlichen Auslande bekommen. Hätte sie nun die Briefe geschrieben, meinte die Frau, so würde sie die gute Nachricht fälschlicherweise womöglich der Beteiligung an dem abergläubischen Kettenbriefunfug zugeschrieben haben. Eine andere Einsenderin sagte in der genannten Zeitung sehr richtig, wenn die Veranlasser des Kettenbriefwechsels wenigstens zum Sammeln von Liebesgaben geblasen hätten, würde die Sache doch noch einen Sinn gehabt haben. Andere wieder erklärten, daß sie obgleich sie garnicht abergläubig wären — sich doch recht beunruhigt fühlten, und nun sagt die Zeitung weiter, wie es wohl erst den Leuten ergehen möge, die abergläubig veranlagt seien und obendrein den Kopf in dieser Zeit sowieso voll genug hätten.

Auch anderen Aberglauben kennt man bei uns im reichlichen Maße, so hat z. B. derselbe Oberlehrer über Kriegstalismane berichtet, die er in einem Goldwarengeschäft in Hagen gefunden hatte, kleine silberne Figuren, die den St. Michael darstellten und die mit der Überschrift „Kriegstalismane“ [4]) ausgestellt waren. Dabei fand er zu ähnlichem Zwecke Heiligenbildchen, Kruzifixe, Ringe und dergleichen.

Ohne weiter auf diese Gegenstände des Aberglaubens eingehen zu wollen [5]), möchte ich im folgenden nur noch einige Kettengebete aus unserem Vereinsgebiet zur Mitteilung bringen.

Der Unfug der Kettengebete ist übrigens, wie noch erwähnt werden soll, auch bis in die Schützengräben hinein-

[4]) Sellmann, Reichsbote, Berlin. 14. September 1915.

[5]) Vergl. S. 79 ff.

gedrungen, so daß sich selbst die bekannte Liller Kriegszeitung veranlaßt gefunden hat, in ihrer Nr. 73 vom 24. Juli 1915 kräftig dagegen anzukämpfen. Sie beklagt, daß einzelnen Soldaten durch die Feldpost eine Feldpostkarte ohne Unterschrift mit folgendem Gebete zugehe:

Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts auf der Welt.
Wohlverstanden.

Diesen Spruch erhielt ich zur Weitergabe. Jeder, der ihn bekommt, soll ihn neun Tage lang jeden Tag einem anderen Freund senden, und zwar ohne Unterschrift. Die Karte darf nicht weitergegeben werden. Es ist ein Gebet von 1870, von wo die Sage ausgeht, daß jeder, der ihn erhält und nicht weitergibt, kein Glück mehr haben soll, derjenige aber, der ihn weitergibt, soll am neunten Tage eine große Freude haben.

Ein Reich. Eine Welt. Ein Gott.

Dieses Gebet ist gewiß eigenartig, weil es sich der Zeit anzupassen gewußt hat. Von dem großen Ereignis von 1870/71 weist es durch den Schluß auf die neue gewaltige Zeit hin und wird infolgedessen nicht wenig Glauben gefunden haben.

Auch mir ist ein solcher Kettenbrief von der Front zur Verfügung gestellt worden; er stammt, soviel ich weiß, von einem rheinischen Soldaten und hat folgenden Wortlaut:

„Dich Herr Jesus Christus, wir flehen dich an, segne das Menschengeschlecht, hilf alles Böse überwinden und gewähre uns mit dir in aller Friedlichkeit zu leben."

Vorstehendes Gebet erhielt ich zur Weitergabe, jeder, der es erhält, soll es neun Tage hintereinander einem lieben Menschen schicken, die Kette darf nicht unterbrochen werden. Es geht die Sage von diesem Gebet, daß, wer es nicht weitergibt, kein Glück mehr haben soll, wer es aber weitergibt, soll am neunten Tage eine große Freude haben und von allem Leid befreit sein und erlöst werden.

Zwei andere Kettenbriefe, auf Postkarten versandt, deren Empfänger ich hier aus leicht ersichtlichen Gründen verschweige, liegen mir in Urschrift aus Lippe vor. Der erste Brief lautet buchstäblich:

Herr Jesu, meine Seele fleht dich an, segne alle guten Menschen, hilf uns tragen alles Üble und alles Gute, um in dir zu sein in alle Ewigkeit. Dieser Altevangelische Spruch ist mir zur Weitergabe gereicht worden, jeder, der ihn bekommt, soll ihn neun Tage hintereinander täglich einem anderen lieben Menschen schicken ohne Unterschrift. Die Kette darf nicht unterbrochen werden. Es geht die Sage, daß derjenige, der es versäumt, kein Glück mehr haben wird, wer ihn aber schickt, soll am neunten Tage eine große Freude haben und von allen Sorgen befreit sein. Bitte nicht versäumen und tun wie geschrieben steht.

Der zweite Kettenbrief hat folgenden Wortlaut:

Ein uraltes Gebet: „O, Herr Jesu, ich flehe dich an, segne doch alle Menschheit, erlöse uns von dem Übel und laß es uns wohlergehn mit dir in Ewigkeit.“ Vorstehenden Spruch erhielt ich zur Abschrift zugeschickt. Die Kette darf nicht unterbrochen werden. Jeder, der ihn bekommt, soll ihn neun Tage hintereinander immer ein Exemplar einem guten Bekannten senden ohne Unterschrift. Es ist ein uraltes Gebet, von dem in Jerusalem gesagt wird, daß der es nicht abschreibe, auch kein Glück habe, der es aber abschreibe, am neunten Tage eine große Freude erleben wird und von allen Schmerzen befreit sein soll.“

Aus dem Rheinlande stammt folgendes Kettengebet, das ich in einer Zeitung[6]) mitgeteilt finde:

„Genau abschreiben!

O Herr Jesu, meine Seele fleht dich an, sagen alle guten Menschen. Hilf uns tragen alles Üble und Gute, um in dir zu sein in aller Ewigkeit.

Vorstehenden Spruch erhielt ich zugesandt zur Weitergabe. Jeder, der diesen Spruch erhält, soll ihn neunmal hintereinander abschreiben und einem anderen lieben Menschen schicken, ohne Unterschrift. Die Kette darf nicht unterbrochen werden. Es geht die Sage von diesem Spruch, daß, wer es versäumt, kein Glück mehr hat. Wer ihn aber schickt, soll am neunten Tage eine große Freude haben und von Sorgen frei sein.“

[6]) Köln, Rheinische Ztg., 3. Februar 1915.

Das Vaterunser der kurkölnischen Bauern.

Von Prof. **Dr. Adam Wrede**, Köln.

Friedrich Ludwig Jahn veröffentlicht in seiner Schrift „Merke zum Deutschen Volkstum“ (Hildburghausen 1833, S. 74 ff.) ein Vaterunser, das unter den „Kölnischen Bauern“ (genauer kurkölnischen Bauern) i. J. 1704 verbreitet wurde, als den Franzosen Rheinberg (Kr. Mörs) und Bonn wieder abgenommen worden war. Dieses Spott- und Fluchgedicht, das in kunstlosen und mit den Worten oder Bitten des Vaterunsers endigenden Verspaaren das wüste Treiben der Franzosen brandmarkt, findet sich etwas später in Scheibles krausem Sammelwerke „Das Kloster“, im 2. Bande S. 26 ff. (Stuttgart 1846) ohne Quellenangabe unter der Überschrift „Das Vater Unser der Kölnischen Bauern im Kriegsjahr 1704“ abgedruckt. Auch Heinrich Pröhle veröffentlichte es in seiner Sammlung „Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele“ (Aschersleben 1855) unter Nr. 99 (S. 178 ff.) mit dem Titel: „Vater unser der Cölnischen Bauern (vom Jahr 1704)“.

Eine Variante zu diesem Kriegsvaterunser bewahrt das Historische Archiv der Stadt Köln handschriftlich auf einem undatierten Doppelblatt (Chroniken und Darstellungen Nr. 119). Das Gedicht heißt: „Der Kühr-Kölnischen Bauren Vatter Unsser“. Die neuere Aufschrift lautet: Vater Unser der kurkölnischen Bauern gegen die Brandschatzungen durch die Franzosen c[irca] 1702. Das Gedicht besteht aus 24 Verspaaren, von denen jedes Paar in der üblichen Weise in ein Wort oder eine Bitte des Vaterunsers ausgeht. Da dieses kurkölnische Kriegsvaterunser von den oben erwähnten in mancher Beziehung abweicht, möge es hier mitgeteilt werden.

Der Kühr-Kölnischen Bauren Vatter Unsser.

1. Wann der Frantzosse kehret ein
   So grüßet er auß lauter schein Vater
2. Mann höret bald zu selber friest
   Waß du hast vatter daß auch ist Unser

3. Darauff antwortet denn der Baur
Der Teuffel holl dich loßer Laur[1]) der du bist.
4. Gewießlich dich noch straffen wierd
Der mächtig überall regirt Im hi̅mel
5. Ich gläub' nicht daß mann einen find,
Der unter dießem Kriegsgesind geheyliget werde
6. Ach Gott Es lebt kein Volck auf Erd
Durch welches mehr gelästert werd dein Nahme
7. Sie thun unß große überlast,
Und sagen alles waß du hast, zu kom̅e unß.
8. Ach lieber Gott wenn sie nur könten
Zu plündern sich auch unterstünden dein Reich.
9. Wenn du sie woltest all erschlagen
So würden wier miett freuden sagen dein wille geschehe.
10. Wenn wier loß würden dießer pein
Wier arme Bauren wurden sein wie im hi̅mel
11. Ich weiß nicht wo daß heer hinn gehört,
Sie sind gar nichts im hi̅mel werth also auch auf Erden.
12. Sie nehmen unß ab gutt und haab
Und schinden unß vom Munde ab unßer täglich brott.
13. Daß mann sie all in einer nacht,
Erschlagen mecht miett großer macht gieb uns heute.
14. Dieß alles haben wier verschuldt
Doch nimb unß wieder auf zur huldt und vergieb uns.
15. Ach! Ach! der hochbetrübten sachen,
Daß sie uns nun noch größer machen unßer schuldt.
16. Miett Töchtern sie Mutthwiellen treiben
Und liegen so wohl bey unssern weibern alß auch wier.
17. Daß sehen unßere augen schier
Doch müßen alles Ihnen wier vergeben.
18. Daß macht wohl große ungedult
Wenn wier auch zahlen Ihre schuldt unßern schuldigern
19. Niemand sein pferd mehr brauchen kann
Es heißet Baur spann eilend an und führ unß,

[1]) Laur = hinterlistiger, falscher Kerl, mhd. lûre. Beliebter Reim auf Bauer (Baur).

20. Sie wollen stets im hauße prassen
Und unß in unßern stuben laßen nicht
21. So billich schmertzlich unß andringt
Und offters manchen haußmann[2]) bringt in Versuchung
22. Laß herr bey unß nicht länger bleiben
Die solche Schellmeyen[3]) treiben sondern erlöße uns
23. Daß mach unß armen leuthen kundt
Und löße unß zu dießer stundt von allem übel
24. Laß die Frantzoßen einmahl fahren
Geschwind zu tausend teuffel paaren Amen.

Dieses „kurkölnische" Fluchvaterunser schließt, dem katholischen Glauben und Brauch der Kurkölner entsprechend, mit der Bitte: sondern erlöse uns von allem Übel. Es fehlt ihm also „naturgemäß" die Doxologie oder Lobpreisung „denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit in Ewigkeit", die in der evangelischen Kirche den Schluß des Vaterunsers bildet. Merkwürdigerweise enthalten die bei Jahn, Scheible und Pröhle abgedruckten Vaterunser kölnischer Bauern die Doxologie, deren Worte wie die übrigen Teile des Vaterunsers als Schluß von weiteren Verspaaren dienen. Infolgedessen zeigen sie vier Verspaare mehr. Der Schreiber des hier mitgeteilten kurkölnischen Vaterunsers hat mit mehr Verständnis für den katholischen Charakter der kurkölnischen Bevölkerung die Doxologie weggelassen. In dieser Hinsicht stimmt die vorliegende Fassung mit einem Vaterunser überein, das Fr. Leonard von Soltau in seiner Sammlung „Ein Hundert Deutsche Historische Volkslieder" (Zweite Ausgabe, Leipzig 1845, Vorwort S. LXXVI und LXXVII) unter der Überschrift: „Der Soldaten Vatter unserr" aus einer handschriftlichen braunschweigischen Chronik des 17. Jahrhunderts wiedergibt. Alle (kur)kölnischen Vaterunser aber zeigen in ihrem Hauptteile sehr starke Übereinstimmung mit diesem bei Soltau gedruckten Soldaten-Vaterunser.[4])

---

[2]) Hausmann = Landmann, Bauer.

[3]) schel(l)mei, heute Schelmerei.

[4]) Über „Das Vaterunser als politisches Kampfmittel" vgl. eine zusammenfassende Arbeit mit Literaturangaben von Mehring in der Zeit-

Über Amulette im gegenwärtigen Kriege.

Von **Karl Prümer**, Dortmund.

Behufs Ermittelung von Amuletten im gegenwärtigen Kriege war bei verschiedenen Ärzten und Sanitätern im Felde, als den Berufensten dazu, Rückfrage gehalten und dadurch zunächst deren Aufmerksamkeit auf diese Sachen gelenkt. Es ließ sich dann feststellen, daß derartige Amulette und auch jene Himmels- oder Schutzbriefe selbst heute noch in Gebrauch sind, wie sie schon in dieser oder auch in anderer Form, in den ältesten Zeiten vorhanden waren. Bei derartigen Feststellungen war wohl zu unterscheiden zwischen kirchlichen Symbolen und solchen Gegenständen, die lediglich nackte Erzeugnisse des Aberglaubens sind. Daß übrigens letztere nicht nur von wenig gebildeten und, aus Anlaß mangelnder Kenntnisse, zum Aberglauben geneigten, sondern auch von gebildeten und studierten Leuten geschätzt und gekauft werden, teils zur eigenen Benutzung, teils als Liebesgabe für im Felde stehende Familienangehörige, bekundeten auf Anfrage auch unsere Gold- und Silberschmiede, bei denen Nachfrage nach Kapseln für Amulette gehalten wurden.

Zunächst sei nun das Ergebnis der ersten Nachforschungen mit dem Bemerken zur Kenntnis unserer Mitglieder gebracht, daß weitere Ermittelungen stattfinden sollen.

1.

Soweit sich bisher feststellen ließ, ist der Gebrauch von Amuletten im deutschen Heere keiner, den man als besonders ausgiebig bezeichnen kann. Allerdings ist eine derartige Feststellung wesentlich erschwert, da die Eigentümer eines

schrift f. Volkskunde 19, 129. Daselbst ist S. 131 ein Vaterunser abgedruckt, das ebenfalls dem der Kölner oder kurkölnischen Bauern sehr ähnlich ist; seine Niederschrift gehört noch dem 16. Jahrhundert an. Den neuerdings, d. h. in diesem Kriege geübten Brauch der Spott- und Fluchvaterunser berührt Adolf Spamer in „Bayerische Hefte für Volkskunde" II, 5 (München 1915) und führt Belege an.

Die durch die Franzosen vor stark 100 Jahren im Bergischen ausgeübten Drangsale kennzeichnet ein „Schelmen-Vaterunser", das sich in der Kölnischen Zeitung abgedruckt findet (1915 Nr. 55).

solchen den Besitz vielfach leugnen, oder dem Amulett eine andere Bedeutung unterlegen und es als Liebesgabe, Andenken usw. ausgeben. Wenn es einem aber gelingt, einem Amulettbesitzer ein besonderes Vertrauen einzuflößen, geben die einen oder andern zögernd den Besitz zu und erwähnen nebenher wohl noch, daß ihr Amulett schon ein Vorfahr von ihnen getragen habe und unverletzt aus früheren Gefechten hervorgegangen sei. Nichtsdestoweniger aber pflegen sie nicht offen zu bekennen, daß sie Vertrauen zu der Wunderkraft ihres Amuletts haben. In Flandern, inmitten des Granatfeuers, konnte man gewahren, wie Soldaten in ihrer Angst ein Kettchen hervorzogen mit einer Art Münze, einem Heiligenbild, Herz, Kreuz oder Reliquienstück, und dieses flehentlich anschauten. Nach den Ermittelungen trägt dieses Kettchen häufig eine Münze, die der betreffende Soldat, dessen Vater oder Mutter als Andenken an die Kommunion erhielt. Auch Schutz- oder Himmelsbriefe finden sich noch ab und zu vor, wenngleich die Heeresverwaltung, um unnötige Geldausgaben der Soldaten zu verhindern, den Ankauf zu hintertreiben sucht. In einem Beutel um den Hals getragen, werden diese Schutz- oder Himmelsbriefe nur im Augenblick der höchsten Gefahr hervorgeholt. Ein derartiger Schutzbrief wurde bei einem Verwundeten gefunden, der ihn zum Munde oder zur Wunde führte und ihn nicht aus der Hand ließ. Bei den schwarzen feindlichen Hilfstruppen wurden Knochen gefunden, die an einer Schnur am Halse hingen und welche sie wie ein Heiligtum noch in ihren erstarrten Händen hielten. Unzweifelhaft haben wir es in diesen Fällen auch mit Amuletten zu tun.

2.

Sachen, welche bei verwundeten Gefangenen gefunden wurden und wohl als Amulette anzusprechen gewesen wären, konnten nicht mit Bestimmtheit als solche festgestellt werden. Wiederholt wurden gefangene Russen eingebracht, welche ein Säckchen mit Salz und Brot am Halse trugen, außerdem auch Leinenläppchen, die sie auf der Brust trugen. Bei unsern verwundeten Soldaten wurden Münzen mit einem Marienbild gefunden, das vielleicht als Amulett angesprochen werden

kann. Auf direkte Anfrage an die Soldaten nach dem Vorhandensein eines Amuletts, in Gestalt einer Münze, eines sogenannten Schutzbriefes und dergl., erhält man fast durchweg eine verneinende Antwort. Vielleicht mag dies daran liegen, daß sich der Soldat des Besitzes eines Amuletts schämt und fürchten mag, unter Umständen von seinen Kameraden der Feigheit geziehen zu werden.

3.

Bei unsern, den französischen und russischen verwundeten Soldaten wurden vielfach Sachen vorgefunden, die sehr wohl als Amulette gelten konnten. Es ist aber sehr schwer, dahinter zu kommen. Eine rosenkranzartige Schnur mit einem Marienbilde daran, die häufig bei den Soldaten vorkommt, ist kaum als Amulett zu betrachten, vielmehr nur als ein etwaiges Zeugnis des Vertrauens auf Gott und die Heiligen, ohne daß mit dem Besitz der Begriff der Unverwundbarkeit verbunden wird. Solche Sachen trägt auch die Zivilbevölkerung im Osten und legt sie weder beim baden noch in der Entlausungsanstalt ab. Daß der eine oder andere Träger dennoch mit dem Heiligenbild den Siegfriedsglauben der Unverwundbarkeit verbindet, wäre immerhin möglich und mag dahingestellt bleiben. Aber es werden auch Amulette gefunden und zwar solche sexuellen Ursprungs. Meist sind dies dünne Gold- oder Silberkettchen mit einem Herzen dran, das von der Geliebten gestiftet ist, im festen Vertrauen darauf oder in der Hoffnung, daß es den Mann unverwundbar machen soll. In diesem Sinne kommen auch Bilder der Geliebten, Geldstücke, Kopf- und auch Schamhaare, sowie andere Sachen, die für die Liebenden Bedeutung haben, zur Anwendung. Verschiedene Soldaten tragen auch feindliche Geschosse oder Stücke davon als Schutz bei sich, denen sie wie durch ein Wunder entgangen sind. Die Himmelsbriefe sind diejenigen Gegenstände, mit denen der Glaube an die Unverwundbarkeit am innigsten verknüpft ist. Sie sind meist in ein leinenes Säckchen eingenäht, welches erst im Augenblick der höchsten Gefahr geöffnet werden darf.

Kleinere Mitteilungen.

Die Kriegstätigkeit der Essener Spinnstube. Die Zahl der von der Essener Spinnstube ins Feld geschickten Drucksachen (Liederbücher und Flugblätter mit den von ihr gesammelten Soldatenliedern) ist nunmehr bis auf nahezu 300 000 gestiegen (123 000 Liederbücher und 169 000 Flugblätter und andere Drucksachen). Da erscheint es wohl angemessen, einmal in einem kurzen Überblick ihre ganze Kriegstätigkeit auch weiteren Kreisen darzulegen. —

Zur Sammlung der Lieder veranlaßte den „Spinnstubenvater", Herrn C. Köhler, der das Hauptverdienst darum hat, außer dem Wunsche, unsern Feldgrauen damit eine Freude zu machen, auch der Gedanke, daß, wenn man nicht bei Zeiten daran ginge, alle diese unverfälschten Offenbarungen der Zeitstimmung festzuhalten, sie oft unwiederbringlich verloren seien, wie das tatsächlich mit manchen auf den Krieg 1870/71 bezüglichen Liedern geschehen ist. So erlebte Herr Köhler es selbst mit einem Volksliede, das er in seiner Jugend in Saarbrücken vernahm und von dem ein paar Stellen also lauteten:

Bei Saarbrücken da kamen die Franzosen herein,
Sie dachten, sie wären schon an dem Rhein.
— — — — — — — — — — —
(Kehrreim) Sie müssen rausgeschmissen werden, rausgeschmissen werden,
Heraus mit den Kerls; sie müssen rausgeschmissen werden.
— — — — — — — — — — —
Und endlich den Mittag am 6. August
Da kamen die Preußen mit mutvoller Lust,
Sie riefen nun alle: Wo ist die Bestie?
— — — — — — — — — — —
Sie müssen rausgeschmissen werden usw.

Trotz aller seiner Bemühungen gelang es Herrn Köhler nicht, das ganze Volkslied, zu dem diese Bruchstücke gehörten, wieder zusammenzubekommen, was damals von hervorragenden Kennern des Volksliedes, wie Professor Karl Weinhold u. a., lebhaft bedauert wurde.

Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet, war die Drucklegung auch solcher Lieder wie „Die Serben sind alle Verbrecher" (entstanden aus dem Tingeltangelliede: Wir Männer sind alle Verbrecher) oder „O Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein falsches Luder" (in gemilderter Form: ein falscher Bruder) wohl berechtigt. Sang doch das Volk, das damals noch nichts Besseres kannte und seiner innern Empörung einen möglichst kräftigen Ausdruck geben wollte, eben diese Lieder beim Beginn des Krieges auf allen Straßen und Gassen. Bei einer späteren Auslese der Lieder von bleibendem Wert wird man sie natürlich ausscheiden müssen.

Wie sehr aber die Spinnstube mit der Zusendung dieser Lieder, von denen manche schon Lieblingslieder unserer Feldgrauen geworden

sind, einem Herzensbedürfnis derselben, die nach solcher geistigen Speise oft förmlich hungert, entgegenkommt, beweisen zahllose Zuschriften aus dem Felde, von denen hier ein paar Proben mitgeteilt seien.

Auf einer Karte heißt es: Im Besitze Ihrer Soldatenlieder .... sage ich Ihnen und der Essener Spinnstube meinen und meiner Kameraden herzlichsten Dank. Die Büchlein werden uns über manche schwere Stunde hinweghelfen, des bin ich sicher. Mithelfen werden sie aber auch, unsern alten Volksliederschatz festzuhalten und neue Kriegslieder zu Volksliedern zu machen. .... Nächste Woche geht's ins Feld nach Frankreich. Ihre Lieder sind unsere Begleiter. — Auf einer andern Karte steht zum Schluß: Sie glauben gar nicht, wie sehr man hier im Dreck und Feuer sein deutsches Lied liebt.

Ein Kenner des Volksliedes (Kuckei) schreibt: Herzlichen Dank für die prächtigen Flugblätter der „Spinnstube" und kräftig Heil. Das nenne ich mitkämpfen hinter der Front! Werde die Blätter sofort in meiner Kompagnie verteilen lassen.

Ein braver Landsturmmann drückt seine Freude über ein besonders beliebtes Lied in folgender urwüchsigen Weise aus: Das schöne Lied vom Fall Antwerpens haben wir schön eingeübt, und werden es Morgen bei eine Compagnie-Feier feierlichst vortragen. Im sechsten Vers, wo das Bumm bumm bumm drin vorkommt, hatt die dicke Trommel ein Solo, auch der Ruff (?), wo es heißt Rummsdidi, rumsdidi usw. thut unser Hauptinstrument, die große Pauke ihre Schuldigkeit. Ich werde das Lied in Flamischer Sprache übersetzen, und es hier zum Hohn den vernatischen Belgiern vorsingen.

Und besonders bezeichnend heißt es in einem Schreiben: Jetzt gehört Ihr Liederheft zum eisernen Bestande eines jeden Mannes, genau wie Gewehr, Gasmaske, Fleischbüchse usw.

Die Spinnstube hätte indessen diese ihre von unsern tapfern Kriegern so dankbar empfundene Tätigkeit nicht ausführen können, wenn ihr nicht von gütigen Gebern unserer Stadt, die ein Herz für unsere so schwer kämpfenden Brüder da draußen haben — ich nenne von ihnen hier nur den städtischen Kriegsliebesdienst und die Firma Krupp —, die Mittel dazu an die Hand gegeben worden wären, und man darf wohl hoffen, daß es ihr auch fernerhin an solchen Freunden ihrer guten Sache nicht fehlen wird. Bisher belaufen sich die Geldeinnahmen und Geldausgaben auf etwa 3200 Mark.

Auf eine andere Seite der Kriegstätigkeit der Essener Spinnstube sei hier nur ganz kurz hingewiesen: ihre Liedervorträge in den hiesigen Kriegslazaretten, die gleichfalls überall den größten Anklang fanden. Nach längerer Unterbrechung (wegen Mangels an männlichen Mitgliedern) sollen sie demnächst wieder aufgenommen werden.

Th. Imme, Essen.

Hellseher. Im Osnabrückischen wurde Ende März und Anfang April 1915 folgendes erzählt: Ein Schäfer in der Umgegend von Osna-

brück, der ein Spökenkieker war, sagte voraus, daß im Mai 1915 Frieden sein werde; als die Leute ihm nicht glauben wollten, fügte er hinzu, daß er selbst im März sterben werde. Wenn er seinen eigenen Tod richtig prophezeit habe, werde man wohl auch an die Prophezeiung des Friedens glauben; der Schäfer ist denn auch wirklich Ende März gestorben.

Es ist in mehr als einer Hinsicht bemerkenswert, zu sehen, wie Volksdichtung und Volksglaube in den verschiedensten Gegenden unseres Vaterlandes den gleichen Stoff in grundsätzlich gleicher Weise entfalten. Was hier von Osnabrück berichtet ist, wird auch von verschiedenen anderen Gegenden und von verschiedenen anderen Fällen mitgeteilt: Eine wichtige Prophezeiung wird zu ihrer Verstärkung an eine schon vor dem Eintritt des Prophezeiten zu prüfende Vorhersage auf den Tod des Wissenden selbst bezogen, so daß das „Seltsamschauerliche" der Weissagung selbst die denkbar wirksamste Steigerung erhält. In einem Falle war es ein Kind, das etwas Ähnliches voraussagte.*)

In einem anderen Beispiel von Hellsehen**) handelt es sich um einen Hellseher im Schützengraben, über den ein Mitkämpfer folgendes erzählt: Der Mann hatte sehr viele Anhänger, besonders unter den Landwehrleuten. Tatsächlich hat er allerlei richtig vorausgesagt, z. B. sagte er, daß zwei Leute von dem Regiment bei einem Unglücksfalle umkommen würden; einige Tage darauf liefen einige Leute auf eine Mine und zwei starben. Einem seiner Bekannten sagte er voraus, daß er nicht mehr lange leben würde; am nächsten Tage ist der Mann durch eine verirrte Kugel getötet worden. Auch hat er gesagt, daß ein Monarch der kriegführenden Länder sterben würde, wer, könne und wolle er nicht sagen, er wisse es nicht. Am schönsten paßte den Landwehrleuten die Aussage, daß etwa am 6. Dezember (1914) die Friedensverhandlungen beginnen würden. Der Mann sollte übrigens von den Leuten fort, weil er vielen den Kopf verdrehte. Der Berichterstatter meinte, es scheine ein ernster Mann zu sein, der sein Los, die Fähigkeit des Hellsehens, selber bedaure; man habe ihm viel geboten, um dieses oder jenes zu erfahren, aber selbst für hohe Geldgeschenke machte er keine Aussagen, sondern nur, wenn er sprechen durfte.

K. Wehrhan.

Kriegsgesichte. Aus Weidenau im Siegkreise wurde berichtet:†) Eine Anzahl Arbeiter der Sieger Schrauben- und Mutternfabrik erzählte übereinstimmend von einer seltsamen Luftspiegelung, die sie am östlichen Himmel vormittags zwischen $8^1/_2$ und $9^1/_2$ Uhr beobachtet hatten. Es erschien zunächst eine Feuerrinne, die immer größer wurde und schließlich wie eine Granate platzte. Nachdem sich dieses öfter wiederholt hatte, kamen Berge zum Vorschein, in denen gegeneinander

*) Frankfurter Ztg. vom 16. IV. 1915.
**) Frankfurter Ztg. vom 30. XII. 1914.
†) Frankfurter Ztg. vom 25. XI. 1915.

kämpfende Soldaten sichtbar wurden, auch sah man eine Feuerlinie. Weiter erblickten die Beobachter eine Anzahl Krankenschwestern, die einen Berg hinaufstiegen; sie konnten ganz deutlich deren Hauben erkennen. Darauf zeigte sich ein freier Platz, auf dem sich einige Krieger befanden, die in ein kleines Haus marschierten; deutlich war zu sehen, wie dann ein Fenster zugemacht wurde. Nun wurde wieder ein Bergeshügel sichtbar, auf dessen Spitze drei Soldaten schußbereit lagen. Zuletzt sahen die Beobachter in einem Berge Laufgräben, durch die Soldaten hindurchliefen, dann trat die Sonne stark hervor, und die Erscheinung verschwand.

Über ein ähnliches Gesicht oder ähnliche Luftspiegelungen wurde in den Blättern einige Wochen früher aus Böhmen berichtet.

K. Wehrhan.

Inschriften an Militärzügen aus Rheinland und Westfalen.

(Nachträge zu Jahrgang XII, Seite 131 ff.)

31. Wir sind Westfalen und sterben fürs Vaterland.
32. Väterchen, du wirst dich wundern,
    Wenn dir die Westfalenfaust
    In das große Schnapsmaul saust.
33. Petersburg wird die Hauptstadt von Westfalen.
34. Kastroper Jungen im D-Zug nach Paris.
35. Wir Bochumer Jungen
    Haben uns nach Paris als Drescher verdungen.
36. Geschäftsverlegung von Hagen in Westfalen nach Paris.
37. Eine unter Nr. 26 (Jahrg. XII, S. 133) schon mitgeteilte Inschrift hat sich noch in geänderter und erweiterter Form gefunden:
    Wir Unnaer ziehen heut' in den Kampf,
    Zu streiten mit der sieggewohnten Waffe,
    Wie unsre Väter einst im Pulverdampf,
    Stark wie der Tod, galt's einer heil'gen Sache;
    Wir schwören heut' und denken drum aufs neue
    An unsre Väter und an deren Treue.
38. Flinker Marsch und müde Beine
    Und dann wieder frisch drauf los,
    Von der Senne bis zur Seine
    Ist es man ein Eckchen bloß.
39. Sicherlich waren es auch Westfalen oder Lipper, die mit einem sehr bekannten Volksspruche Abschied nahmen, dabei aber den Namen „Bitterfeld" statt Bielefeld setzten, vielleicht in Erinnerung an den bekannten Luftschiffstützpunkt, gewiß mehr aber noch mit Rücksicht auf den drohenden bittern Tod:
    Und sehn wir uns nicht in dieser Welt,
    So sehn wir uns doch in Bitterfeld!
40. Wir blauen Jungs vom Niederrhein
    Machen John Bulls Kähne klein.
41. Sei ruhig, Heinrich (d. i. Graf Haeseler), die Rheinländer kommen.

K. Wehrhan.

Kriegsorakel. Was am meisten aller Herzen bewegt, ist die Frage, wann wird Frieden sein? wann hört dieses furchtbare Schlachten auf? Unter allerlei Arten, den Tag des Friedens vorher zu bestimmen, nehmen die Zahlenorakel eine besondere Stellung ein. In unserm Gebiet sind mir folgende bekannt geworden:

Der große Krieg fing im Jahre 1914 an; zählt man die Zahl 1914 als Quersumme zusammen, so ergibt sich 15, und man hat also 1914/15; nimmt man von der neuen Zahl 15 wieder die Quersumme, so ist das Ergebnis 6; die neue Zahl lautet nun 1914/15/6, und das soll heißen, der Krieg 1914 ist im sechsten Monat des Jahres 1915 beendet.*)

Eine andere Art Berechnung will den Tag des Friedensschlusses auf folgende Weise herausgefunden haben: Zählt man die beiden Jahreszahlen 1870 und 1871 zusammen, so erhält man 3741, die Quersumme der beiden ersten Stellen (3 und 7) ist 10, die der beiden letzten (4 und 1) ergibt 5; der 10. im 5. ist aber der Tag des Frankfurter Friedensschlusses, der den letzten (1870/71) Krieg beendete. Auf Grund dieser merkwürdigen Rechnung macht man nun das gleiche für die Zahl 1914 und 1915; zusammengezählt ergeben die beiden 3829, die beiden ersten Zahlen (3 und 8) ergeben die Quersumme 11, die beiden letzten (2 und 9) die gleiche Quersumme. Man schließt daraus, daß der Friede des großen Weltkrieges am 11. 11. geschlossen wird. Leider sagt die Berechnung nicht, in welchem Jahre das geschehen soll. Die Rheinländer würden den Tag des 11. 11. allerdings als einen solchen ansehen, dem man in gewöhnlichen Zeiten nicht viel Vernünftiges zutraut.**)

K. Wehrhan.

Zum Gesundbeten. Im Anzeigenteil der Lippischen Volkszeitung in Lage i. Lippe erließ eine Frau folgende geharnischte Bekanntmachung:

„Den Bewohnern von Lage und Umgebung zur gefl. Kenntnis, daß ich keine Kinder gesundbeten kann und verbitte mir, mich mit derartigen Sachen nicht mehr (!) zu belästigen.

Frau Wwe. Kopp,
Friedrichstraße 22
neben d. Synagoge.“***)

Man kann versucht sein, diese Anzeige als eine versteckte und schlaue Werbung für das Gesundbeten anzusehen, weil die Frau ihre Wohnung so genau angibt; jedenfalls geht daraus hervor, daß die Unsitte des Gesundbetens auch bei uns Eingang gefunden hat.

K. Wehrhan.

Zum Wahrsagen. Auch in unserem Gebiete sind vielfach lebhafte Klagen über das zur Kriegszeit besonders gemeingefährliche Treiben der sogenannten Wahrsagerinnen laut geworden, durch welche starke Beunruhigung in weite Volksschichten hineingetragen wird. Eine weit

---

*) Vergl. dazu Lipp. Landesztg. vom 18. III. 1915.

**) Vgl. Frankfurter Ztg. vom 16. IV. 1915.

***) Nach einer Mitteilung der Lipp. Landesztg. Nr. 229 v. 30. IX. 15.

verbreitete Zeitung*) stellt fest, daß wohl im kleinsten Dorfe sich eine solche befindet, in größeren Städten sie aber nach Dutzenden zählen. Jung und alt, nicht nur aus den niedrigen Ständen, zählen zu ihrer Kundschaft, und höchst einträglich sind ihre Geschäfte. Aber noch weit verhängnisvoller ist das von ihnen angerichtete Unheil, wenn es nach außen auch nicht so in die Erscheinung tritt. Gegenwärtig strömen hauptsächlich die Angehörigen der im Felde stehenden Krieger in hellen Haufen diesen weisen Frauen zu, und hier setzt das Gemeingefährliche dieser Schwindlerinnen ein. So sind aus jüngster Zeit Fälle bekannt geworden, in denen sie schwerste Verwundungen, sogar den Tod der Soldaten „prophezeiten" und damit namenlose Pein über die betreffenden Familien brachten.

Selten hört man davon, daß die bürgerlichen Gerichte sich dieser „Wahrsagerinnen" annehmen, weil es außerordentlich schwer ist, sie zu fassen. Der einzig anwendbare Paragraph über groben Unfug sieht nur geringe Haft- und Geldstrafen vor, und das wird wenig gescheut von den im Dunkeln ihr Unwesen treibenden Frauen. Nicht selten versagt er überhaupt; so wurde anfangs 1915 eine solche Wahrsagerin aus Neuß von der Strafkammer zu Düsseldorf freigesprochen. Eine andere — vielleicht war es dieselbe Person — in Neuß wohnende Wahrsagerin, die sich stolz mit einem fremden Namen, denn der klingt bei den Dummen immer noch mehr, „Phrenologin" nannte, war durch Polizeiverfügung zu einer Geldstrafe von 250 Mark oder zu zwei Wochen Haft verurteilt, auch war ihr dieselbe Strafe für jeden ferneren Einzelfall angekündigt wie jede Ankündigung des Wahrsagens bei Androhung der gleichen Strafe verboten. Die bestrafte Frau wandte sich im Wege des Verwaltungsstreitverfahrens an den Düsseldorfer Bezirksausschuß mit der Begründung, daß die polizeiliche Anordnung jeder tatsächlichen Grundlage entbehre. Der Bezirksausschuß gelangte auf Grund einer umfangreichen Beweisaufnahme am 18. September zur Abweisung der Klage.**) Das Erkenntnis des Ausschusses führte aus, in Übereinstimmung mit dem Oberverwaltungsgericht sei auch der Bezirksausschuß zu der Überzeugung gelangt, daß das gewerbsmäßige Wahrsagen als „grober Unfug" zu bezeichnen sei, geeignet, dem Aberglauben Vorschub zu leisten, Ärgernis zu erregen, die guten Sitten zu gefährden und der ärmeren Bevölkerung für wertlose Enthüllungen der Zukunft das Geld aus der Tasche zu locken.

In Salzuflen (Lippe) wurden am 23. Februar 1916 die Ehefrauen W. und U. wegen Übertretungen gegen § 361, Ziffer 4 des R.-Str.-G.-B. und wegen Vergehens gegen die Bekanntmachung des stellvertretenden Generalkommandos vom 24. März 1915, betreffend Wahrsagens, zu einer Gesamtgefängnisstrafe von je zwei Wochen verurteilt,***) welche Strafen

*) Rhein.-Westf. Ztg., Essen, 15. II. 1915.

**) Rhein.-Westf. Ztg., Essen-Ruhr, 18. IX. 1915.

***) Vgl. Lippische Landeszeitung Nr. 46 vom 24. Febr. 1916.

durch die erlittene Untersuchungshaft als verbüßt erachtet wurden. Lisa W. wurde in eine Haftstrafe von einer Woche genommen und wegen Vergehens gegen dieselbe Bekanntmachung des stellvertretenden Generalkommandos vom 24. März 1915 (siehe oben) mit einer Gefängnisstrafe von einem Tage bestraft.

Ob dadurch die Unvernunft weiterer Volkskreise, die von der „Wichtigkeit" solcher Prophezeiungen felsenfest überzeugt sind, ausgerottet wird? Jedenfalls ist es für die Volkskunde von Wert, zu erfahren, wie weit dieser Aberglaube auch bei uns eingerissen ist.

K. Wehrhan.

Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1915.

Aberglauben, Geschichtliche Beiträge zum, in Elberfeld. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 68.

Bauernhaus. „Drögghus" oder „Droggoffen" auf bergischen Bauernhöfen. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 16 f.

— Das sauerländische. Von T. Schneider und A. Steinmetz. Sauerländischer Gebirgsbote, 23. Jahrg., S. 127 ff.

Begräbnis der Selbstmörder in früherer Zeit. Von O. Schell. Monatsschrift d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 74.

Dorfleben, Deutsches, im alten Recht. Von D. Johann Kleinpaul. Rhein.-Westf. Zeitung vom 16. Septbr. 1915, 2. Ausg.

Elberfeld, Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Bökels (enthält viele Beiträge zur Volkskunde). Von O. Schell. Zeitschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 48, S. 192 ff.

Erntedankfest. Sitte in Schwerte a. Ruhr. Von A. Peddinghaus. Niedersachsen XXI, S. 36.

Erntepoesie, Volkstümliche. Von Franz Pflüger. Rhein.-Westf. Zeitung vom 27. Juli 1915, 2. Ausg.

Fahnenbrüderschaft der Maurer und Steinhauer Herfords. (Das Alte stürzt.) Von Maurermeister Wegener, Herford. Ravensberger Blätter 1915, S. 66 ff.

Feldpostbrief, Unser Volk im. Von Pfarrer Hammerschmidt-Bielefeld. Ravensberger Blätter 1915, S. 36 ff.

Feldzugsbriefe u. Dergl., Zur Sammlung von. Aufruf des stellvertr. kommandierenden Generals des VII. Armeekorps. Ravensberger Blätter 1915, S. 61 f.

Flurnamen. Ein „Ehebruch" (Flurname in Nieheim, Kr. Höxter). Von Dr. Lappe. Niedersachsen, 20. Jahrg., S. 248.

Gebet eines christl. Soldaten aus dem 15. Jahrh. Von A. Baldamus. Ravensberger Blätter 1915, S. 23.

Getreidepuppen, Form und Herstellung der, im Fürstentum Lippe. Von K. Wehrhan. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Berlin, 25. Jahrg. (1915), S. 366 ff.

Glockeninschriften im Sauerlande. Von Paul Deimann. Sauerländischer Gebirgsbote XXIII, S. 31 f.

Hausnamen, Bodenständige, in Essen und Umgegend. Von Th. Imme. Mitteilungen aus dem Quickborn, 9. Jahrg., Nr. 1.

Heimat (bringt Volkskundliches aus Ravensberg). Von Eduard Schoneweg. Ravensberger Blätter 1915, S. 63 ff.

Heimatschutz und Denkmalpflege, Mitgliederversammlung des Minden-Ravensbergischen Hauptvereins für, am 2. Juni 1915. Allgem. Jahresbericht des Vereins für 1914/15. Von H. Tümpel. Berichte der drei Kommissionen. In dem der dritten Kommission: Vorschläge für den Heimatschutz in den Schulen. Von Geh. Studienrat Dr. Windel. Ravensberger Blätter 1915, S. 33 ff. Berichtigung dazu a. a. O. S. 51.

Höttenbrett, Das. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 78.

Hollandsgänger, Die (Westfalen). Von Prälat Dr. Berlage. Niedersachsen, 20. Jahrg., S. 240 f.

Holzschnitzerei, Bergische, Bemerkungen über die. Von Alex. Schöpp. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 136.

Inschrift einer Weinschüssel. Von Paul Vorsteher. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 140.

Kinderlieder, Altessener. Von Th. Imme. Nachrichten des Vereins der Kruppschen Beamten, Jahrg. II, Nr. 1/2, 5/6, 7/8, 13/14 (Fortsetzungen folgen).

Kreuz und Kreuzeszeichen. Von Heinrich Pudor. Rhein.-Westf. Zeitung vom 18. April 1915, 2. Ausg.

Kriegsweihnacht (im Felde). Von Eduard Schoneweg. Ravensberger Blätter 1915, S. 4 ff.

Lebensweise, Zur Bergischen, in früherer Zeit. Von O. Schell. Berg.-Märkische Zeitung vom 26. Novbr. 1915.

Märchen, Deutsche, aus dem Nachlaß der Brüder Grimm. (Sechs Märchen aus dem Münsterlande.) Von Johannes Bolte. Zeitschr. des Ver. f. Volkskunde XXV, S. 31 ff.

Martinsgans und erster Schnee. Von Dr. Richard Hennig (Friedenau). Rhein.-Westf. Zeitung vom 11. Novbr. 1915, 2. Ausg.

Militärsignal, Worte im: Gehts ham, gehts ham, ihr Lumpenhund! Von K. Altwallstädt (Jena). Rhein.-Westf. Zeitung vom 7. Jan. 1915, 2. Ausg.

Mundarten. Ein Weihnachtsbrief in Ravensberger Platt. Ravensberger Blätter 1915, S. 71. (Feldpostbrief.)

— Besprechung des Buches: A. Vollmer, Von de olle Zärße. Vertellsels in Mönsterlännsch Platt. Münster i. W. 1914. Von E. Schoneweg. Ravensberger Blätter 1915, S. 75 f.

— Aus dem Sprachschatz westfälischer Mütter. Von Marie v. Helldorf (zuerst Kreuzztg. 1912, Nr. 278) und Prof. Dr. Wortmann. Ravensberger Blätter 1915, S. 74 f.

Mundarten. Ein Siegerländer in Polen. Siegerland III, S. 21.

— Allerlei Sprachproben aus der Essener Volkssprache. Von Th. Imme. Mitteilungen aus dem Quickborn IX, Nr. 1.

— Die plattdeutsche Dichtung im Bergischen. Von O. Schell. Monatsschrift d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 82 ff.

— Das Einheitsmoment unserer rheinischen Mundarten. Von A. Scheiner. Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde, 38. Jahrg. (1915), S. 61 ff.

Nageln, Das. Eine kulturgeschichtliche Studie bei Aufstellung des eisernen Feldgrauen in Bielefeld. Von Prof. Dr. Schirrher. 1. Beilage zum Bielefelder Gen.-Anz. 1915, Nr. 219.

Naturdenkmalpflege, Einige Bemerkungen über die (vom volkskundlichen Standpunkt). Von O. Schell. Berg.-Märkische Zeitung vom 3. Mai 1915.

Opferhecke, Die, bei Medebach. Von Lohmann. Sauerländ. Gebirgsbote XXIII, S. 35.

Osterfeuer im 18. Jahrh., Der Kampf der evangelischen Kirche gegen die. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 19.

Pfingstsitten und -sprüche, Alte, im Birkenfeldischen. Von Pfarrer Lengler. Deutsche Dorfzeitung XVIII, S. 163.

Rätsel. Plattdeutsche Volksrätsel der Grafschaft Mark. Von Heinr. Gathmann. Sauerländ. Gebirgsbote XXIII, S. 131 f.

Sagen. Das Hexenplätzchen zwischen Glöbusch und Erbrich bei Odenthal. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 179.

— Sauerländische „Hollen"-Sagen. Von Paul Deimann. Sauerländ. Gebirgsbote XXIII, S. 11 f.

— Rosenzeit und Rosenlegenden. Von Franz Pflüger. Rhein.-Westf. Zeitung vom 3. Juli 1915, 2. Ausg.

Schnadezüge (in Westfalen). Von A. Peddinghaus. Niedersachsen XXI, S. 36.

„Sonnenvogeljagen", Das, eine alte sauerländische Frühlingssitte. Von Paul Deimann. Sauerländ. Gebirgsbote XXIII, S. 22 ff.

Spielzeug, Selbstgefertigtes Weiden- und Holunderholzspielzeug (Hellweg und Münsterland). Von D. Darenberg. Niedersachsen XX, S. 248.

Sprichwörter. Der Tod von Ypern. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 77.

— Köln im Bergischen Volksmund. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. XXII, S. 20.

Straßenbenennungen, Alte. Von Wbk. (Pastor Waubke); bezieht sich auf Bielefeld. Ravensberger Blätter 1915, S. 78.

Volkskultur, Deutsche, und Heimatschutz. Von Heinr. Schierbaum. Rhein.-Westf. Zeitung vom 31. Dezbr. 1915, 3. Ausg.

Volkslied, Das, und seine Pflege im alten Essen. Von Th. Imme. Nachrichten des Vereins der Kruppschen Beamten, 1. Jahrg. (1914/15) Nr. 16/17 und 18/19, 20.

Berichte und Bücherschau.

Meisinger, Othmar. Gloria, Viktoria! Aus dem Leben unseres Soldatenlieds. Dortmund 1915. Fr. Wilh. Ruhfus. 46 S. kl. 8°. Preis Mark —.80.

Das schöne Heftchen bricht eine Lanze für das am weitesten verbreitete Soldatenlied unseres Weltkriegs, für den „Guten Kameraden" mit der Einschiebung des „Gloria". Von vielen Seiten stark abgelehnt, wird es von unseren tapferen Feldgrauen immer von neuem hervorgeholt, hat sie wie ein guter Geist begleitet auf den Märschen und in der langen Zeit des Stellungskampfes und hat damit seine Lebensfähigkeit besser bewiesen als aller gelehrte Streit darüber. Der bekannte Verfasser geht hier mit Liebe der Entwicklungsgeschichte des Liedes nach und stellt die neue Form nach Wort und Weise ins rechte Licht. K. Wehrhan.

Steinlein, Stephan. Über die Herkunft der Sage und Prophezeiung von der letzten Weltschlacht am Birkenbaum in Westfalen mit Erläuterungen zur deutschen Kaisersage und heutigen Weissagung. Leipzig 1915. Wilhelm Heims. 74 S. 8°. Mark 1.20.

Von verschiedenen Seiten ist während des Weltkrieges auf die Weissagungen vergangener Zeiten hingewiesen worden, die teils literarisch, kunstmäßig, absichtlich, teils volkstümlich, natürlich, von innen getrieben sind, in letzterem Falle nicht der Einzel-, sondern der Massenseele entstammend. Die auf westfälischem Gebiete beheimatete Sage und Weissagung von der Weltschlacht am Birkenbaum spielt darin eine besondere Rolle wegen ihres eigenartigen Ursprungs, ihrer zum Teil sehr genauen Angaben und des ganzen Kreises ihrer Gedanken. Sie ist ja seit mehreren Jahren genau untersucht von Zurbonsen, dessen Schrift seinerzeit hier angezeigt worden ist. Das vorliegende Buch von Steinlein unterscheidet sich von Zurbonsen aber bedeutend, da es, m. E. nicht besonders glücklich, die mythologische Seite besonders betont (Hellweg gleich Höllweg usw.), und da es ferner die deutsche Kaisersage in den Kreis der Vergleichung hereinzieht. Der Verfasser geht auch auf die neueste Wahrsagerei in Frankreich u. a. ein, stellt dar, wie die Weissagung ein politisches Werkzeug gewesen ist und noch sein kann und beleuchtet die Birkenbaumsage von so verschiedenen Gesichtspunkten aus, daß jeder eine Menge Anregung aus dem Schriftchen entnehmen wird. K. Wehrhan.

Klabund. Das deutsche Soldatenlied, wie es heute gesungen wird. Auswahl. Mit vielen Bildern von Emil Preetorius. München (1915). Georg Müller. 312 S. 8°.

Hier hat der bekannte neuzeitliche Lyriker eine ansehnliche Auswahl deutscher Soldatenlieder zusammengetragen und in Verbindung mit einem Meister des Zeichenstifts auch äußerlich in ein künstlerisches Gewand gekleidet. Die Sammlung ist eine der besten, die uns heute geboten werden, zumal sie in großer Zahl nach mündlicher Aufzeichnung

wiedergegebene Lieder bietet, wenn auch leider keine Weisen in dem Werke enthalten sind. Von einer Anzahl der Lieder — die Sammlung verfolgt keine philologischen und wissenschaftlichen Zwecke — ist der Verfasser, so weit er dem Herausgeber bekannt war, in Anmerkungen angegeben. Am Schlusse befindet sich eine kleine allgemeine Auslassung des Sammlers über das deutsche Soldatenlied, echte Klabundsche Charakteristik. Dafür zwei Proben: „. . . Die meisten Soldatenlieder rundet ein Refrain ab: sinnlos, aber klang- oder grauenvoll bedeutsam. Eine kleine Ballade. Gott lacht. Der Teufel brüllt . . .“ oder „. . . Das Soldatenlied mit seinen (gar nicht leicht verständlichen) Intuitionen und Assoziationen ist ausgesprochen expressionistisch. Seele strömt. Falter fliegen. Hammer dröhnt . . .“ K. Wehrhan.

Zurbonsen, Friedr. Die Prophezeiungen zum Weltkrieg. 4.—6. Tausend. Köln 1915. J. P. Bachem. 79 S. 8°. Preis Mark 1.80, geb. Mark 2.40.

Um die Prophezeiungen zum Weltkrieg mit besonderer Berücksichtigung der heimatlichen Verhältnisse darzustellen, war jedenfalls kein anderer eher berufen, als der Verfasser der auch an dieser Stelle angezeigten Bücher „Die Völkerschlacht am Birkenbaum“ und „Das zweite Gesicht“, denn die in beiden Werken behandelten Gedanken spielen auch in den Weltkriegsprophezeiungen eine treibende und beeinflussende Rolle. Ist doch in vielen Prophezeiungen von der Völkerschlacht am Birkenbaum die Rede und gehen nicht wenige von ihnen auf das zweite Gesicht zurück. Manches von den angeblichen Prophezeiungen wird mit Recht von dem Verfasser an den Pranger gestellt als Humbug und offener Betrug, anderes ist in seiner Bedeutung gewürdigt, und wieder einiges ist wenigstens niedergelegt, um später der Forschung bei der Hand zu sein. Der Verfasser spricht zuerst von der Kriegsfurcht und dem Jahre 1913, vom Kriegsausbruch und seinen Vorhersagungen, von Kriegsstimmen der Vergangenheit, die meist unter sterndeuterischem Einfluß stehen, von Nostradamus, der Birkenbaumschlacht und dem „weißen Fürsten“ der Gegenwart — recht bemerkenswert ist auch das Wagenfeldsche Gespräch darüber, daß die Leute nicht glauben wollen und doch glauben — weiter von den Prophezeiungen über den Verlauf des Krieges — in mehreren Kriegsphantasien haben die Ereignisse ihren Schatten in merkwürdiger Weise vorausgeworfen — dann berichtet er über Italien und die Prophezeiungen des Dom Bosco, von falschen Propheten — der Altöttinger Weissagung, weisen Frauen usw. — vom Ende und Ergebnis des Krieges, von Dichtern und Sehern und, in einem Anhang, von der „Straßburger Prophezeiung“ und der Kriegsphantasie des Franzosen Civrieux. K. Wehrhan.

Rees, Wilhelm, Heimatbilder aus dem großen Kriege. Elberfeld 1915. A. Martini & Grüttefien. 80 S. kl. 8°. Preis in Pappe geb. Mark 1.—.

Das Büchlein will vor allem ein getreuer Spiegel der Heimat in der Kriegszeit sein und hat zu dem Zwecke eine Reihe von Bildern festgehalten, die dazu wohl geeignet erscheinen. Den reger gehenden Pulsschlag der Volksseele in der Heimat zu beobachten, dazu sei das Büchlein gern empfohlen. K. Wehrhan.

Stückrath, Otto, Hundert nassauische Heimatlieder. Unseren Feldgrauen gewidmet vom Kommunalverband des Regierungsbezirks Wiesbaden. Biebrich. Hofbuchdruckerei Guido Zeidler. 80 S. 16°. Mark —.20; von 100 Heften ab Mark —.15.

Köhler, Karl, 40 schöne alte und neue Soldatenlieder 3 Hefte. Essen (Ruhr). F. Flothmann, G. m. b. H. Preis Mark —.10 das Heft.

Eine schöne Erscheinung bilden im allgemeinen die hier und da erschienenen heimatlichen Volksliedersammlungen, von denen wir zwei aus unserm Gebiete anzeigen; denn auch das nassauische Liederbuch dürfen wir wohl als zum Teil hierher gehörig bezeichnen, da es sich nicht so eng an die nassauischen Grenzen bindet und ein gut Teil Lieder enthält, die auch von rheinischen und westfälischen Soldaten gekannt und gesungen werden. Stückrath hat aus seinen reichhaltigen Sammlungen diejenigen Lieder ausgewählt, die früher schon gesungen wurden, während das rheinische Heft auch neue Lieder bringt, wenn ich auch einige allerdings in den Straßen bis zum Überdruß gesungenen Verse, wie z. B. „Die Serben sind alle Verbrecher . . .“ oder „O Nikolaus, o Nikolaus, du bist ein falscher Bruder (eigentlich heißt es noch derber) . . .“ nicht gerade als schöne Lieder bezeichnen kann. Daß aber diese kleinen handlichen Sammlungen das Richtige getroffen haben, geht aus der Verbreitung hervor: denn die 3 Köhlerschen Hefte sind in schon über 100000 Stück verbreitet. Mögen beide Werkchen auch weiterhin zur Verbreitung unserer schönen deutschen Volkslieder anregen.
K. Wehrhan.

Kronfeld, E. M., Krieg und Soldat in der Spruchweisheit. Sentenzen aus drei Jahrtausenden von Heraklit bis Hindenburg. München, Hugo Schmidt. 158 S. 8°. Mark 2.50.

Diese zeitgemäße Schrift ist volkskundlich nicht ohne Wert, weil sie eine Reihe Äußerungen und Urteile aus dem Sprichwörterschatze und dem Volkslied über Krieg und Soldat bringt; auch die Waffeninschriften wird die Volkskunde benutzen können. K. Wehrhan.

Kronfeld, E. M., Der Krieg im Aberglauben und Volksglauben. Kulturhistorische Beiträge. München (1915), Hugo Schmidt. 270 S. 8°.

Der Aberglaube hat durch den Krieg in mancher Beziehung neue Anregung empfangen; vieles von dem, was man längst durch die Neuzeit mit ihrer Allgemeinbildung hinweggefegt glaubte und zu dem man die vorgeschrittene Zeit nicht mehr fähig hielt, hat sich in alter zäher

Lebenskraft wieder hervorgewagt und die weitesten Kreise in seinen Bann gezogen (Schutzbriefe u. a.). Da ist es ein zweckmäßiger Gedanke gewesen, das ganze Gebiet des Aberglaubens einmal durchzusehen und alles das zu vereinen, was mit dem Krieg im Zusammenhang steht. Das hat der bekannte Verfasser und gute Kenner des Aberglaubens in dem vorliegenden Werke getan, in dem er mitteilt über. „Aberglaube der Jahrtausende; Aber- und Schicksalsglaube in Schillers Wallenstein; Amulette und Talismane; Festmachen und Freikugeln; Orakel, Prophezeiungen, Glücks- und Unglückstage; Metalle und Edelsteine im Geheimglauben; Tiere im Kriege; Wund- und Blutstillungszauber; Aus der alten Wundapotheke; Zauberkräuter im Kriege." Die Zusammenstellung all dieses Aber- und Volksglaubens bietet reichhaltigen Stoff.

K. Wehrhan.

Fragebogen zur Kriegsvolkskunde.

Folgender Fragebogen schließt sich an einigen Stellen eng an die im „Schweizerischen Archiv für Volkskunde", XIX. 1915, Seite 262 f. und in der „Dorfkirche", IX. 1915, Seite 78 ff. von Spieß veröffentlichten Rundfragen an. Freundliche Mitteilungen wolle man an den Unterzeichneten oder an ein anderes Mitglied des Vorstandes richten. Besonders seien auch unsere Feldgrauen selbst um gefl. Mitwirkung bei der Sammlung der so reichhaltigen und eigenartigen soldatischen Volkskunde ersucht.

1. Welche Vorzeichen für den Krieg sind beobachtet? (am Himmel in der Tierwelt, sonst? Träume? Gesichter?)
2. Welche merkwürdigen (übernatürlichen) Erscheinungen über den Krieg, seinen Verlauf, sein Ende usw. werden sonst erzählt?
3. Was erzählt man sich von Prophezeiungen über den Krieg, über seinen Verlauf und über sein Ende?
4. Was sagt man sich von Todesahnungen der Gefallenen und der Angehörigen? (Genaue Zeitangaben dabei erforderlich.)
5. Was berichtet man von Fernwirkungen (Telepathie) im Wachen oder Träumen? Von Erscheinungen?
6. Welche (besonders abergläubische) Mittel werden angewendet, um sich dem Kriegs- und Militärdienst zu entziehen?
7. Werden die bei der Ausmusterung im Frieden üblichen Bräuche (welche?) auch im Kriege bei den zahlreichen Ausmusterungen befolgt? (Bänder- und Blumenschmuck, Trunk, Umzug usw.)
8. Mit welchen Mitteln glaubt man das Leben im Kampfe zu schützen?
   a. Himmelsbriefe (Wortlaut; Verbreitung; werden sie gekauft oder abgeschrieben? wie erklärt man sich, wenn der Träger eines solchen Briefes dennoch fällt?)

b. Kettengebete (Wortlaut; Verbreitung; werden sie nur im Lande oder auch an der Front geschrieben? Vermittlung zwischen Heimat und Front? Schicken Soldaten sie heim?)
c. Schützen gewisse (geweihte?) Gegenstände? (Münzen, Medaillen [ihr Bild und ihre Inschrift], Zettel, Pflanzen, Steine und andere zauberkräftige Dinge?)

9. Gibt es dagegen auch Dinge, die die Gefahr anziehen? (z. B. Spielkarten u. a.)
10. Gibt es abergläubische oder harmlose Mittel, um sicher zu treffen? Sind Kugelsegen bekannt geworden?
11. Gelten bestimmte Personen für unverwundbar? (Wer? warum?)
12. Sind gewisse Bräuche vor, während und nach der Schlacht bekannt? (Kriegslisten; symbolische Handlungen u. a.)
13. Beobachten die Soldaten gewisse Dinge im Felde? (Nur mit eigener Waffe schießen; denselben Unterstand und in ihm nur immer denselben Platz benutzen u. a.)
14. Werden Mittel angewandt, um gewisse Leiden zu vermeiden oder zu vertreiben? (Kastanien gegen Gicht? Nußblätter gegen „Wolf“ usw.)
15. Was für Schlacht- und Kriegssagen erzählt man sich? (im allgemeinen, aus diesem Kriege im besonderen. Berichtet man von Geisterkämpfen?)
16. Welche Kinderlieder und Kinderreime stehen mit dem Kriege in Beziehung, und welche sind ganz frisch hervorgebracht? (Zeppelinreime, U-Boote, dicke Berta, Spottlieder auf Franzosen u. a. Feinde, auch Reime über unsere Truppen.)
17. Welche Kinderspiele sind in diesem Kriege besonders beobachtet, und wie hat der Krieg auf die Gestaltung bezw. Umgestaltung der älteren Spiele eingewirkt? (Kriegs- und Soldatenspiele; Länderkauf oder Länderraub u. a.)
18. Welche Volks- und bes. Soldatenlieder werden vom Volk und bes. von den Soldaten gesungen? (Vgl. den ausführlichen Fragebogen auf S. 271 f. Jahrgang 1915 unserer Zeitschrift, der auf Wunsch zur Verfügung steht.)
19. Welche Inschriften an Eisenbahnwagen, an Unterständen und anderen militärischen Einrichtungen sind beobachtet?
20. Welche Worte werden den Trompeter- und Trommelsignalen unterlegt? Wie gibt man Schlacht-, Kampf-, Marsch-, Lauf-, Sturm-, Geschoß- und andere Geräusche in Worten wieder?
21. Was ist Bemerkenswertes aus der Soldatensprache mitzuteilen? (Scherzhafte Bezeichnungen von Truppen; von militärischen Graden; von Waffen und Ausrüstungsgegenständen; von militärischen Vorgängen; Verkehr mit der bürgerlichen Bevölkerung im eigenen und fremden Lande usw.)

22. Welche Unterschiede machten sich bemerkbar zwischen Stadt und Land beim Kriegsausbruch? (Wie nahm man die Kriegserklärung auf? still, verhalten, begeistert, lautes Wesen? Stimmungsbilder.)
23. Bezeichnende Beispiele wilder Gerüchte am Kriegsanfang und später; Neigung zu solchem Klatsch?
24. Wie und mit welchen Trostgründen werden Verluste ertragen? Wie stellen sich Nachbarn und Gemeinde dazu? Wird für die Gefallenen die Sterbeglocke geläutet? Wie wird das Siegesgeläute beurteilt? Vielleicht als Sterbegeläut für die in der siegreichen Schlacht Gefallenen? Wird es wegen der Erinnerung an die Verluste als unangebracht empfunden?
25. Inwieweit zeigte sich das Wiederaufleben der alten Nachbarschaften oder der nachbarschaftlichen Gesinnung im Kriege? (Einbringen der Ernte der Kriegsteilnehmer? Hilfe bei andern Arbeiten?)
26. Gab es Wallfahrten, Gelöbnisse, Votivtafeln u. ä. aus Anlaß des Krieges?
27. Wie zeigte sich eine volkstümliche Gestaltung der Siegesfeiern?
28. Welchen Einfluß hatte der Krieg auf Volksfeste, auch Familienfeste, wie Hochzeitsfeiern, Kindtaufen usw.?

Die Antworten auf diese Fragen sind zwar meistens nur kleine Züge, aber sie geben doch die seelischen Regungen der Einzelnen in unserer großen Zeit, die nur zu leicht vergessen werden, wieder, und es ist die Aufgabe der Volkskunde, sie festzuhalten und zu einem Gesamtbilde zu verarbeiten und so diese Steine zu einem Denkmal zusammenzutragen, aus dem noch in späten Tagen die Seele unseres Volkes in unserer Zeit spricht, den Zeitgenossen zur Ehrung, den Enkeln ein heiliges Vermächtnis, wie Mogk sagt.*) Gerade in diesen volkstümlichen Äußerungen während des Krieges hat sich vieles gezeigt, was in langen Friedenstagen geschlummert hat, und sie werden von den großen Ereignissen unserer Tage sonst leicht übersehen und vergessen.

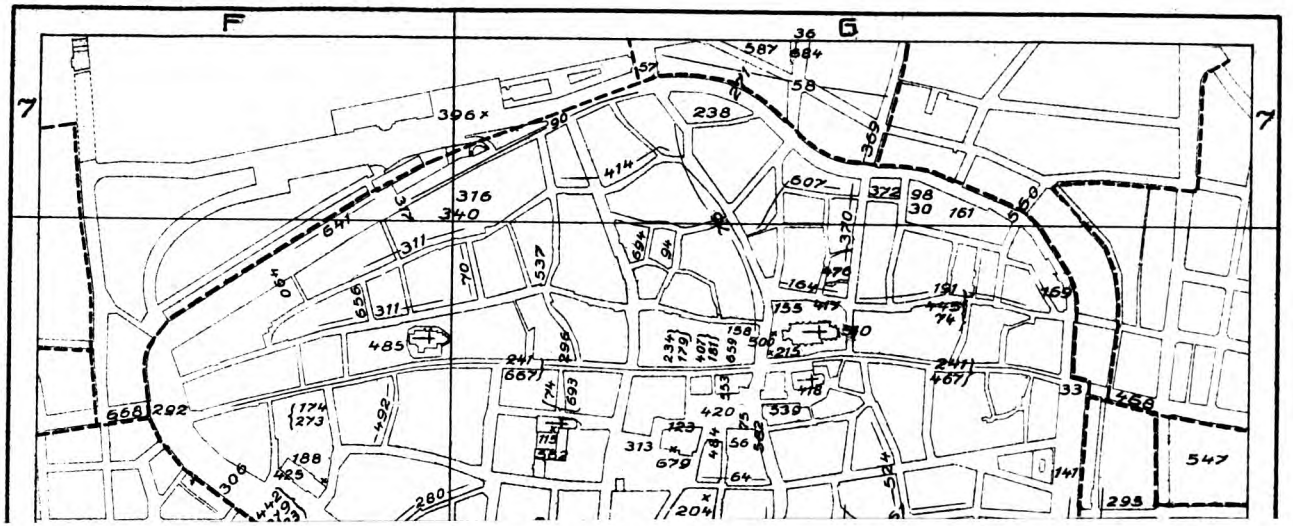
Schließlich möchte auch noch aufmerksam gemacht werden auf solche Äußerungen der Volksseele, die uns zeigen, daß die sozialen Schranken, die sich im Laufe der Jahrhunderte in unserem Volke gebildet hatten, durch die Ereignisse des Weltkrieges niedergebrochen und verschwunden sind. Auch die Volkskunde hat eine soziale Aufgabe; denn das echte Volkstum soll nicht trennen, sondern vereinen, es soll den Wurzeln neue und gesunde Säfte geben, aus denen das gesamte Volkstum erblüht. Auch nach dieser Seite hin sind deshalb Äußerungen und Beobachtungen erbeten.

K. Wehrhan,
Frankfurt a. M.-W. 13, Volta-Mittelschule.

*) Mitteilungen des Vereins für sächsische Volkskunde Bd. VI Heft 7 (1915).

Druck von A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

NEBENKARTE (JNNENSTADT) 1:10000.



Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

13. Jahrgang. 1916. Zweites Heft.

Flurnamen im Gemeindebezirk Dortmund.

Von **R. v. den Berken,** Direktor des städtischen Vermessungsamtes in Dortmund.

(Mit zwei Karten.)

Vorbemerkung.

Die nachstehend aufgeführten Flurbezeichnungen sind zum großen Teil den aus den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts stammenden Grundsteuerkatasterbüchern und Karten und den Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark entnommen. Wie in Stadtkreisen überhaupt ist dies fast die einzige Möglichkeit, die heute noch gebräuchlichen Flurnamen festzustellen, und ältere, fast untergegangene, zum Leben zurückzuführen.

Ortsbezeichnungen nach Eigennamen sind nur dann aufgeführt, wenn sie durch den Namen selbst oder infolge der öfteren Anwendung besondere Bedeutung erlangt haben.

Ebenso sind allgemeine, öfter wiederkehrende Bezeichnungen, z. B. an der Lehmkuhle, Mergelkuhle, Ochsenkamp usw., nur dann aufgeführt, wenn ihnen besondere örtliche oder historische Bedeutung beikommt.

Abkürzungen:

Unterbezirke: Gemarkung Dortmund (D), Deusen (De), Dorstfeld (Do), Eving (E), Körne (Ko), Lindenhorst (L), Rahm-Wischlingen (R-W), Kemminghausen (Ke), Huckarde (H).

Kulturarten: A = Acker, G = Garten, H = Holzung, Hf = Hofraum und Hausgarten, O = Ödland, V = Weide, W = Wiese, Wa = Wasserstück.

Vorkommen der Bezeichnungen: Grundsteuerkataster: Kat., Veröffentlichungen des historischen Vereins für Dortmund und die Grafschaft Mark: Dort. Beitr. Dortmunder Urkundenbuch: D. U. Dortmunder

Archiv: D. A. Dortmunder Chroniken: D. Chr. Urkundenbuch des Clarissenklosters Clarenberg: Cl.

Die eingeklammerten Bezeichnungen hinter den laufenden Nummern (z. B. (E 5)) geben die Quadrate der Karte an. Die weitere Anordnung ist dann folgende: Jetzige Form des Namens — Alte Form — Erstes Vorkommen — Kulturart — Erläuterungen.

1. (E 5) am Aalbach — an der Aalbeke (becke) — 1393 — Kat. D — V oder W.
2. (G 8) am Adlerturm — alter Stadtplan 1600 — Turm in der Stadtmauer — G.
3. (G 4) Ahlpothe — Kat. E — A.
4. (E 9—F 8) am Akenpfad — am Akenpat(d) — 1457 — D. U. Nr. 7314 — A.

   Jetzt Langestraße bezw. Leierweg. Akenpfad nach Dr. Rübel (D. Beitr. 1892 S. 122) der Weg (Prozessionsweg) nach Aachen (daher auch Aachenerstraße). Da der Weg keinen Fortgang nach Westen hat, liegt vielleicht eine Ableitung von Eigennamen Thilemannus de Aken, Christ. Ackenschock usw. näher (vergl. auch 5).
5. (D 9) am Akenschemm (Schemm = Fußgängerbrücke) — am Weg nach der Hahnenmühle, auch Mühle beim Akenschemm — 1443 — D. Chr. S. 48 — V u. W.

   Ake (aqua) = Kanal = Wasserlauf. Brücke über eine Ake, Ake auch Stollen im älteren Kohlenbergbau oder auch von Eigennamen Aken (de Aken) abgeleitet (vergl. 4 u. 14).
6. (J 10) Aldinghofen — Aldinc(g)hoven — 1338 — Kat. D u. D. U. B. I Nr. 534 — Hf.

   Hof des gleichnamigen Rittergeschlechts an der Emscher, die Klause zu Aldinghofen kommt ebenfalls schon 1414 vor. Cl.
7. (G 10) Olpke — Alepe — Bach aus dem Ardeygebirge, geht unterhalb Brüninghausen in die Emscher.
8. am Altarstück — de Altare, de Altere, boven dem Alterstücke, Altarstuck — 1393 — Kat. D u. D. A. Nr. 1100—26 — A.

   Lage unbekannt. Altar = Tisch. Auch das zum Altar (zum Kirchenvermögen einer bestimmten Kirche) gehörende Grundstück. Altarzinspflichtige.
9. (G 9) (am) Altmühlenweg — im Gegensatz zur neuen Mühle — auch die Hopmanns- oder Teutenmühle genannt — Kat. D — A.

10. (E 8) am Altenrade — tegen deme altenrade (tegen dat Olde Rat) — 1393 — D. A., B. XIV, 171 — A u. G.
Vergl. 502.
11. (K 7) Altestraße — Oldenweg — Weg aus dem Körner-Holz zur Körner Mersch führend — 1393 — D. A., B. XIV, 9.
12. (D 4) auf der Altstädte — Kat. H — A.
13. (C 9 u. F 4 u. H 2) auf der An(e)weide (an der Anneweih, an der Weih?) — dey aneweynde an der Imescare — 1393 — Kat. Do, L u. Ke — W u. V.
Vergl. Dort. Beitr. XV, 192. Die Bezeichnung muß wohl eine allgemeine bisher unbekannte Bedeutung haben, da sie in vielen Feldlagen vorkommt, auch z. B. bei Bad Salzuflen.
14. (D 9) Angerbruch — Angelbrock (wohl entstellt aus Akelbruch) — Kat. D — 1393 — D. A., B. XIV, 155 — A u. G.
Acketrufften wurden Bauten genannt, die den Zweck hatten, aus den kleinen flachen Schächten der alten Bergwerke das Wasser zu entfernen (Dort. Beitr. XXII, 50), auch anderweit (im Bergischen) kommt die Bezeichnung Akelsdruff (aqua und tropfen?) für Plattendurchlässe zur Ableitung von Wasser vor (vergl. 4 und 5).
15. (E 3) im Apelank (ling) — Kat. L — A u. G.
16. im Ardey (Gebirge) — um 1800 Einteilung der Schützen-Kompagnien in Ardeyer, Plattbräuker und Scharmeitländer (vergl. 489 und 543).
Pflugland am Bergrücken?
17. (J 2) im Arsch (Eschen-Gehölz) — Kat. Ke — A u. G.
18. (C 6) am Aspei (im Aspe) — Kat. H, R-W — A u. G.
Wald am Bergrücken?
19. vor dem lancgen bachus — 1393 — D. A., B. XIV, 171 — Hf.
Lage unbekannt.
20. (E 9 u. D 9) Barop — Badorpe (Padorp) — an der Baropermühle — 1399 — Dort. Beitr. 1892 — Kat. D — W u. A.
21. (E 10) am Baroperwege — Kat. Do — A u. V.
22. (D 9) am neuen Bäumchen — Kat. Do — A u. V.
23. (G 8) Balkenstraße (alte Straßenbezeichnung) — 1393 — D. A., B. XIV, 52 u. Kat.

24. by den Banebele (vergl. Wanebele 653.)
25. in den Banemole (Banemale) — 1393 — D. A., B. XIV, 171 — A u. W.
„in dem bannemole und veltmairke von Dortmund“ Dort. Beitr. XXI 6, Bannmeile? vielleicht aber doch eine bestimmte Ortsbezeichnung in der Gegend der Tremoniastraße (vergl. 653 u. 654).
26. (A 7) Bannenberg — Kat. R-W — A.
27. (J 8) am Bannwege — Kat. D — A u. G.
28. (H 4) Bauernkamp — Kat. E — V u. A.
29. (H 2) Beckerland (Bäckenland) — Kat. Ke — A.
30. (G 7) Beginenhäuser — Baginenhäuser (ein adeliges ton Braken und ein bürgerliches ton Colgarden, früher wohl auch noch eins zum Gronenhove und zum großen Wyngarden) standen unter dem Schutz des grauen Klosters und in seiner Nähe (Schwanenwall—Klosterstraße) — Dort. Beitr. 1892 u. XX S. 173.
Vergl. Col(Kol)garten 98.
31. (H J 2) auf dem Beilstiel — Kat. Ke — A. (auf dem Beil — Kat. L — A.)
32. (F 3) Bellacker — Kat. L — A.
33. (G 8) Benediktskapelle — 1393 — D. A., B. XIV, 135 — im Ostentor, 1428 eingezogen und nach der Margarethenkapelle am Reinoldikirchhof verlegt.
34. am Bentenskamp — Kat. D — V bezw. A.
35. bi dem berbome (op der . . .) (ghensyd Schure Berbome) — D. A., B. XIV, 20 u. a — 1393 — A.
Eine öfter wiederkehrende Ortsbezeichnung. Dort. Beitr. 1910 S. 3 wird erklärt „ein Hagedornstrauch mit Beeren“ (vergl. 556).
36. (G 7) auf'm Berge — Kat. D — (vergl. 57 Borg, upper Borg) — Hf u. G.
37. (F 4) am Berge — Kat. E — A.
38. (D 9) am großen Berge (auch daneben der kleine Berg) — Kat. Do — A.
39. am Berghover holenweg (boven . . .) — 1393 — D. A., B. XIV, 171 — A.
40. (G 9) by der Bei(y)enhecke (hege) — 1393 — D. A., B. XIV, 63 — Kat. — A u. G.
Vielleicht benannt nach dem Familiennamen (u. a. Albert Beye). Überfall des Bürgermeisters Sudermann 1352, Dort. Beitr. XVIII S. 103). Kat. entstellt „an der Breitenhecke“.

41. (G 8) an der Betenstraße — in der Bettenstrate — 1393 — D. A. 1100a 1 u. alte Karte — alte Straßenbezeichnung — Hf.
42. (K 8) im Bestecken — Kat. Ko — A.
43. Bifang — byvano (byvanck) — Dort. Beitr. XXI S. 123 u. XV S. 11 — 1400 — A.
    Öfter vorkommende Bezeichnung für ein am Außenrande der Siedlung ausgesondertes Stück Land.
44. (K 9) an Birnbaumshecke — Kat. Ko — A.
45. (G 4) am Birnbaum — Kat. E — A.
46. (C 9) am Birnbäumchen — Kat. Do — A u. Hf.
47. (H 7) Bleichmärsch — Kat. D — G.
48. (F G 7) Bleichplatz (Bleichwiese) — 1850 (Teilung) — W u. Wa.
49. (C 5) auf dem Boble — Kat. H — V.
50. (H J 2) auf dem Bockenacker — Kat. Ke — A.
    Vergl. 51.
51. (H 3), (H 2), (F 4) in den Böcken — Kat. E — A. — in den kleinen Böcken — Kat. Ke — A. — am Bocken (Bockenbrink) — Kat. L — A.
    Öfter wiederkehrende Bezeichnung für Orte, an denen Flachs gezogen, gebrochen und geschlagen wird. (Bök, Bökke = Buche, Hagebuche.)
52. (E 6) Böggenteich (Böggenteichgraben) — 1839 (Teilung) — Wa.
53. (F 3) auf dem Bodenacker — Kat. L — A.
    Boden = ursprünglich eine mit Gras bewachsene Fläche.
54. (G 4) falschen Boden — Kat. E — A u. V.
55. (F 11) in der Bolmke — alte Karten u. Kat. — 1600.
    Rombergs Wäldchen an der Emscher.
56. (G 8) Borgerhus — domus burgensium — 1240.
    Burgenses sind Bürger einer ummauerten Stadt, Dort. Beitr. XXIV, 70. Früher Eigentum des Grafen, 1241 seitens der Stadt vom Grafen gekauft — altes Rathaus.
57. (G 7) Borgtor (Burgtor) — an der Borg(h) (by der — upper Borgh), (Borgmühle), (an der Borghporten (buten der . . .)) — 1393 — D. A., B. XIV, 79 u. a.
    „Auf dem Berge“ ist wohl entstellt und unrichtig übersetzt aus upper Borgh, es ist allerdings auch ein kleiner Hügel vor-

handen, der für den Standort der Burg in Frage kommt. (Vergl. Dr. Meininghaus „Wo lag die Burg Dortmund?“ Dort. Beitr. XXII, vergl. 36.)

58. (G 7) zwischen Borg- u. Kuckelke-Tor — Kat. D — G.

59. Borgbauerschaft (neben Öster- u. Westerbauerschaft) umfaßt den mittleren Teil der Bauerschaftsgemeinheiten die Burgbauerschafts-Weide, Burgmärsch, Burgholz — 1393 — D. A., B. XIV — V u. H.

Vergl. 463 u. 670.

60. (benewen dem) Borneholte — 1393 — D. A., XIV, 9 — A oder G.

Lage unbekannt, bei der Hoerporte?

61. Bosinchof — 1393 — Dort. Beitr. 1908 Cl. — in der Hacheneyer Feldmark.

62. Bramey — 1561 — Dort. Beitr. XXII, 268 — Wald bei Brechten.

Lage unbekannt. Bram = Ginster.

63. (K 8) am Bramenbusch — (entstellt auch am Brennbusch) — Kat. Ko — A.

64. (G 8) Brauhausstraße — 1332 — Dort. Beitr. 1892, S. 117 — alte Straßenbezeichnung.

dat kleine strateken van der Wistraete na dem Gruethus, Westh. S. 372, 10.

65. (G 10) Brautkammer — Kat. D — A u. V.

66. (H 1) in der Brechter Wiese — (Brechten — Ortslage) — Kat. Ke — W.

67. Bredde (wohl Breite) — (des Greven) bredde — 1451 — Dort. Beitr. XXI, 6 — A.

Lage unbekannt.

68. (K 8) auf der Bredde — Kat. Ko — A.

69. (F 3/4) oberste-mittelste Bredenbusch — Kat. E — H jetzt A bezw. Hf.

70 (G 8) auf der Breitengasse — die Breide gasse — 1600 — alte Karten: alte Straßenbezeichnung.

71. (F 7) am Breitenwege — auf der Breddegasse — Kat. D — A.

72. (G 4) Breidewiese — Kat. E — W.

73. (H 2) Breite-Feld — Kat. Ke — A.

74. (G 8) Brüderwort — bi der Broderwort — (Mönchenwort — Predigerwort) — 1393 — D. A., B. XIV, 187.
Vergl. auch Wort — auf der Wort, 693.

75. (G 8) Brodhaus — Broethuys — domus pistorum — an der Ostseite des Rathauses — U. B. 2 Nr. 46.
Ursprünglich Eigentum des Grafen. 1241 an die Stadt verkauft.

76. (G 7/8) Brückstraße — Bruchstraße — Brüggestraße — upper Brüggestrate (. . . Brucgestrate — Brughstrate) — 1393 — D. A., B. XIV, 51 — alte Straßenbezeichnung.

77. (J 7) Brügmannskamp — Kat. D — A u. V.

78. (H 10) Brügmannsklei — Kat. D — A.

79. (G 10) am Brünninghauser Weg (Pfad) — Kat. D — A.

80. (C 8) auf der Brünnert — auf dem Brunner — (entstellt Bünner — auf dem Brümmer) — Kat. Do — A.

81. (H 10) Brunnenkamp — nach dem sog. Pfingstbrunnen benannt — Kat. D — W u. V.
Am Pfingstmorgen wurde das letzte auf die Weide kommende Milchmädchen als Pfingstbraut bekränzt, wobei dann mit den jungen Burschen Zuckerbranntwein getrunken und mancherlei Unfug getrieben wurde. Ähnlich geschah es auch auf den anderen Gemeindeweiden.

82. (D 4) Brushölken — Kat. H — A u. W.

83. (D 8) Buchenhorst — Kat. D — H.

84. (G 9) Bürgermeisterskamp — Kat. D — A bezw. V.

85. (J 8) im Bunten = Felde — Kat. Ko — A.

86. F G 10) am Buntenpfade — benyden den Bunnenbade, an den wege to Papelo — (außerdem entstellt: am Brunnenpfade — am Bullenpfade, andererseits ist aus dem Buntenpfad ein Pfauenpfad geworden) — 1393 — D. A., B. XIV, 171 u. Kat. — A.

87. (C 5) der Burgheisterkamp — Kat. H — V.

88. (G 5/6) Burgholz — Kat. D — H.

89. (G 7) Burgmärsch — Kat. D — V u. G.
Vergl. Borgbauerschaft 59.

90. (G 7) Burgsteinweg (am Katharinen Kloster, der heutige Königswall) — 1734 — heute verschwundene Straßenbezeichnung.
Dort. Beitr. XXIII, 31. Exerzierplatz des am 29./10. 1734 ins Winterquartier nach D. kommenden Regiments war der große

Kamp des Klosters Katharina am Burgsteinweg. (Der alte Königskamp, das Gelände der heutigen Klosterbrauerei.) Beurhaus nennt eine Lohmühle vorn am B. Dort. Beitr. 1892 S. 131.

91. (E 4) im Busch (hinterm Busch) — Kat. De — A.

92. (H 10) Buschmühle (an der . . . .), (auch am Busche) — auch die Mühle beim Schwaben oder die korte Mole oder Grafenmühle oder Papenmühle genannt — 1750 — A u. W.

93. (G 10) am Busen — Kat. D — A u. V.

94. (G 8) By(i)ssennkamp — alte Straßenbezeichnung, die aber auch in anderen Städten vorkommt und demnach wohl eine allgemeine Bedeutung haben muß — 1600 — Kat. D u. alte Pläne.

Altsäch. bissen = toll umherlaufen (des Rindviehs)?

95. (H 7) boven heren Ceries dyken. (Ableitung wohl von dem männl. Vornamen Ceries—Ceries v. Hengstenberg, Dort. Beitr. XXIV, 221. Joh. v. Vemern und Ceries sein Sohn, Dort. Beitr. XV, 203.) Kat. verschiedene Entstellungen — Lage unbekannt, wahrscheinlich die „Herrenteiche“ am schwarzen Kamp — 1393 — D. A., B. XIV, 171.

Vergl. 561 u. 129 u. 243.

96. (E F 8) an der Chaussee — Kat. D — G u. A.

97. (G 8) Kleppingstraße — Cleppingstraße (Klettergasse) — alte Straßenbezeichnung — 1600.

Vergl. 329.

98. (G 7) Kohlgarten — in dem C(K)olgarden — 1393 — D. A., B. XIV, 127.

Das Jungfrauenstift im Colgarden war eins der verschiedenen Beginenhäuser (s. diese), wohl zuerst 1315 Nr. 492 erwähnt; eine Deutung der Bezeichnung ist bisher nicht erfolgt. — Lage nicht genau bekannt, wahrscheinlich zwischen Schwanenwall und Klosterstraße (vergl. Dort. Beitr. XX S. 173, vergl. 348).

99. (F 9) am Kreuz — westene by dem Cruce — entstellt „an der Krücke“ und daraus später „Krückenweg“ — 1393 — D. A., B. XIV, 154 — A.

100. (H 8) am Steinern Kreuz (Kleineres Kreuz im Osten der Stadt aus späterer Zeit) — Kat. D — A u. G.

Vergl. 592.

101. (D 5) (in) Dackerswiese — Kat. De — W.
102. (G 10) in der Dahlbreite — Kat. D — A.
103. (J 8) Dechantsgarten — Kat. D — G.
104. (H 8) Tiefenthal (im . . .) entstellt in Diebes-Thal — in dem Defdale (Deifdale) by der Vossekulen 1393 — D. A., B. XIV, 73 — A.
Vergl. 623.
105. (H 9) am Deggingsgraben (Deckingsgraben) — by des Dekensgravene — 1393 — D. A., B. XIV, 73 — A.
Es ist nicht sicher, ob die Bezeichnung von dem alten Namen der Deggings oder von Dechantsgraben abzuleiten ist. In Deusen gab es ein „Dekensgut", das Dechantsgut gewesen sein soll. Dort. Beitr. XXII, 265.
106. (D 8) in der Delle — Kat. Do — V.
107. (J 2) am Dernschen Baum — 1727 — Dort. Beitr. XXIII, 25 u. Kat. Ke — A.
108. (D E 5) Deuse(ne)r Holz, bereits 1760/70 aufgeteilt — Kat. De — H (bezw. A).
109. (D 5) Deuse(ne)r Bruch- und Schweinebruch — Kat. De — Bruchland.
110. (D 4) Deuse(ne)r Wiesen — Kat. De — W.
111. (E 10) am Dickmüllerbaum — Dikmolen bome — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3 u. Kat. — A.
112. (E 10) Dick- (Diek) auch Varsemsmühle — Diikmole — 1393 — D. A. 1100a Nr. 10 — Kat. D.
Vergl. 636.
113. (E 10) Dickmühlenweg — op dem Dickmolen wege — 1393 — D. A. 1100a Nr. 6.
114. (H 10) am Düdingshofe (Diedinghofen) — boven Di(y)dincho(fen)ve — 1393 — D. A., B. XIV, 171 u. Kat. — V u. A.
Nach dem Rittergeschlecht v. Didinghofen, Dort. Beitr. XXIV 23, auf dem südl. Emscherufer im Kirchspiel Wellinghofen an der Königstraße.
115. (G 8) Dominikanerkloster (jetzige Propsteikirche) — 1600 — Alte Karten.
Das Kloster der schwarzen Brüder im Gegensatz zum Franziskanerkloster, dem grauen Kloster (vergl. 562).

116. (H 3) auf der Dornhecke — Kat. Ke — A.
117. (D 8) Dorstfeld — Do(u)rstvelde — 1400 — Ortslage.
118. (D 6) im Dorstfelder Holz — 1393 — Kat. H — D. A. 1100a Nr. 3 — H.
119. (C D 7) Dorstfelder Mark — 1393 — D. A., B. XIV u. Kat. D u. Do — V.
Vergl. 419.
120. (D 6) Dorstfelder Bruch — Brock — in dem noch lange Wildpferde lebten (vergl. Roßbach) — 1393 — D. A., B. XIV u. Kat. D — V (Bruch)
121. (G 8) Dortmund — Dorpmunde — als Drodminne, Trotminni schon im 10. Jahrh. erwähnt — Dort. U., B. I 10 (vergl. Dort. Beitr. XII S. 39).
122. (D 4) Dosing(c)hof — Doyzen, Doezen, Deusen — in Deusen gelegen, wohl der Ursprung des Gemarkungs-Namens. Stadt erwirbt ihn 1351 — U. B. I Nr. 672, 673.
123. (G 8) Haus zum Drachen — in dem Draken — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3.
124. (G 3) auf dem breiten Dreisch — Kat. E — A.
125. (H J 2) Dreischenwinkel — Kat. Ke — A.
126. (C 6) im Dreischen-Tal — Kat. H — A.
127. (K 8) auf der Düsterstraße — Kat. Ko — A jetzt G.
Bis 1871 wurde auch die jetzige Hövelstraße in Dortmund mit Düstere Straße bezeichnet.
128. (E 7) im Duveneck — tegen dey duven Eyck (Eck.) — D. A., B. XIV, 137 u. Kat. D — A u. V.
129. (H 7) bei den Teichen — osten by den Dyken (vergl. 95 u. 243 boven heren Ceries dyken) — D. A. 1100a Nr. 5 — Kat.: an den Herrenteichen — V u. W.
130. (H 7) Eckerenschott — by deme Eckeren Scocke — D. A. 1100a Nr. 5 — Dort. Beitr. XV, 189 — Kat. D — H u. A.
131. (E 6) Ehlenpot — Echlen- oder Eckernpoet (Eckern-pflanzstätte) — Kat. D — V.
132. (H 7 u. F 4) am Eckey — vor dem (desside) Eckey — an mehreren Stellen dieselbe Bezeichnung — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 1 u. a. — Kat. D u. E u. L. — A u. H.

133. Ederlosberg (warte) — Ederlosberg — wohl nach dem Eigentümer benannt — Ederloshus up der Veyhestraten — 1393 — D. A. 1100a Nr. 13.
Im Süden, genauere Lage unbekannt, wahrscheinlich frühere Windmühle an der Kronenburg. Vergl. Hederslosberg, 224.

134. (D 9) am Eickeler Wege — Kat. Do — A.

135. (F 8) die Elende — die Elende — 1571 — war nicht wie sonst Herberge für Verpflegung und Beherbergung Fremder, sondern ein Armenhaus und zwar besonders Verpflegungshaus für arme Frauen — Dort. Beitr. XX, S. 170 ff. u. Kat. D — Hf u. Haus.

136. (E 3) am Ellingroth (rat) — Kat. L — A.

137. (D 5) Erlei (im Erley) — im Erlenbusch, kommt verschiedentlich vor — Kat. H — Holz.

138. Encgeland — hus do E... — 1393 — D. A, B. XIV, 171.
Lage unbekannt.

139. Erseken — Pelsers hus geheyten Erseken — 1393 — D. A. 1100a Nr. 1.
Lage unbekannt.

140. im Esch — (Eschland = uneingehegtes, mehreren gehöriges Ackerland) — A.
Lage unbekannt.

141. (G 8) Eulenflucht – Turm der Stadtmauer nach Mühlers Plan — anscheinend jüngere Bezeichnung — 1600.

142. (H 4) Eving — Kat. E — Dorflage.

143. (G 4) Niedereving — Kat. E — Dorflage.

144. (F 3) (am und im) Evinger (Eveneker — Evenicker) Berg — Kat. E u. L — H.

145. (G 5/6) am Evinger Weg — up Eveniker wech — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 9 — A.

146. (G 3) am Externberg — Kat. E — A u. Hf.

147. (G 11) an der Emscher — Eymersche (Eymescher, oppe der Eymeschare, by der Emeschare tegen Meldinchusen) — 1393 — D. A., B. XIV, 115 u. a. — Kat. D — W.

148. zu den Eiken — toen Eycken — hove ton Eycken — 1391 — Dort. Beitr. 1892.
Lage unbekannt.

149. (H 4) Falläcker — Kat. E — A.

150. (C 6) Fallgatter — Kat. H — A.
151. (D 6) am Fährweg — Kat. D — V u. W.
152. (H 7) am Finker — Kat. D — V.
153. (G 3) auf den Finken — Kat. E — A.
154. (G 3/4) ober dem Fischteich — Kat. E — A.
155. (G 8) an den Fischbänken — bi den Vischebenken (opper Vysschebeynken) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 82 — Hf.
156. (C 5) Flachspoth — Kat. H — A.
157. (C 7) am Flande — Kat. H — V u. A.
158. (G 8) Fleischhaus — Vleshus — 1390 — Dort. Beitr. 1892 S. 194 — wohl am südl. Teil der Brückstraße (in der Nähe der Fischbänke und Fleischbänke) — Haus.
159. (H J 10) am Fleischers (Flescheiers, Fleischheuers) Teich — (up den Hörder dyck?) — Kat. D — A.
160. (H 2) im Fliegenstall — Kat. Ke — A.
161. (G 7) Franziskaner-Kloster (by den grawen Moeneken) oder das Minoriten-Kloster im Gegensatz zum Dominikaner-Kloster (by den swarten Moeneken) (vergl. 562) — alte Karten — Hf.
162. (F 5) am Fredenbaum — am Vredenbome — buten des Wredenbome — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 6 — V.
163. Frisingsgasse — alte Pläne — Lage unbekannt.
164. (G 8) am Friedhof — up dem Vriethove (uppen Vriithove) — 1393 — D. A., B. XIV, 22 u. a. — Hf.
165. (G 8) Fuhrgabel — Kat. D — G.
166. (C 4) am Fuchtei — Kat. H — A u. V.
167. (H 8) an der Funkenburg — Kat. D — A u. G.
168. (F G 4) auf der Furth — Kat. E — A.
169. (G 8) Gänsemarkt (Gänsemarktturm) — 1800 — Stadtteil.
170. (J 10) am Gäßchen — Kat. D — G u. A.
171. (J 8) am Galgen — Kat. D — G u. A.
172. (H 7) am Galgenmärsch — upper galgenme(ä)rsch — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 86 u. a. — G u. V.
173. (F 9) am Gartenpütt — up dem gar(r)enputt(e) — 1393 — D. A., B. XIV, Nr. 68 — A u. G.

174. (F 8) Gasthaus (Gasthauswiese) — 1358 — (auch Neues Hospital, vergl. 273).
175. (F 4 u. H 2) auf der Gehr — Kat. L, Ke (lange Gehr) — A. Langgestrecktes, spitzes Ackerstück.
176. (F 8) am Gericht — Kat. D — A u. G.
177. (D 6) Gerstenkamp — Kat. H — A u. V.
178. (F 4) auf dem Gellacker — Kat. L — A.
179. (G 8) Heilige-Geist-Kapelle (mit Hospital) — in den hilgen geist (geeste) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 13 u. a.
Vergl. 234.
180. Gewandschneiderhaus — hat als selbständiges Gebäude wohl nicht bestanden — (Dort. Beitr. 1892, S. 129) — war mit dem Rathaus verbunden.
„Wandkasten" schon vor 1390 (wohl im Brothaus, vergl. 75).
181. (G 8) Gildenhaus (als das Haus der Gerber — das Lohhaus — bezeichnet) (vergl. 407) — 1506 am Westenhellweg, östlich der Heiligegeistkapelle, 1841 (?) abgebrochen.
Wo das alte Gildenhaus stand, ist nicht ganz klar. „Das G. H. befindet sich neben dem Weinhause, das Richthaus nicht weit davon am Ostenhellweg." (Vergl. Dortm. Beitr. 1892, S. 127.)
182. (H 3) Glaserstück — Kat. Ke — G.
183. (G 8) Goldstraße — alte Karten — alte Straßenbezeichnung.
184. (H 4) Schulte-Göckings-Hof — Kat. E — Hf.
185. (G 9 u. F 4) Gänsehälse — gosehälse — Kat. D u. L. — A u. V.
186. Gänsegalgen — op der gosegalgen — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 72 u. a.
Lage unbekannt.
187. up der gosekuhlen — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 185.
Lage unbekannt.
188. (F 8) Grafenhof — tegen des greven hoeve — 1393 — D. A. 1100a, Nr. 1 — Hf.
189. (H 10) Grafenmühle — des Greven Mole — auch korte mole genannt und später Buschmühle und Stadtmühle — 1469 — D. A., Urk. Nr. 8026.
190. der Grafweg — up den graeffwech — 1470 (Ur. Staatsarch. Münster, Commende Brakel Nr. 28).

191. (G 8) Brüderweg — der Grawenbroderweg (Mi(y)nre-broderweg) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 115 u. a.
Vergl. 161 u. 445.

192. (F G 2/3) Grä(v)fingholz — Kat. E — H.
Nicht als Grafenbesitz nachweisbar, vergl. Dort. Beitr. XXII S. 272.

193. (D 5) Grevingwiese — des greven wiische — 1524 — D. A., Urk. Nr. 8063 (im Deusener Bruch).

194. (D 9 u. D 8) auf der Grevenhecke — Kat. Do — A.

195. (H 8) an der Gracht — dissyd (boven) der gracht — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 52 u. a — V u. W.
Anscheinend ist die Gracht die Begräbnisstätte der Opfer der Leprose gewesen, Gruft oder Gracht heißt Begräbnisplatz (Schiller-Lutter, Niederl. Wörterbuch 2 S. 137). Möglich ist aber auch die Ableitung von Gräfte (Wassergraben). Die Bezeichnung kommt auf alten Karten oft vor.

196. (F 9) am neuen Graben (vergl. am Neuengraben 448) — Kat. D — A u. G.

197. (G 8) am Graspfade (vorm Neutor) — Kat. D — Gärten.

198. vor gremedüvels porten — 1393 — D. A., B. XIV, 171.
Vielleicht vom Eigennamen Gremmeduvele abgeleitet, vielleicht auch zusammenhängend mit Grendelpfad. Lage unbekannt. Vergl. 568.

199. (J 6) am Grevelspfad — 1750 — A.

200. (F 10 u. D E 8) Grünerweg (Gronenweg?) — den gronen weg (wech) — (... tegen den rennebom, by Kurne, in dat Woldendal und by der Styken Kyssen) — 1393 — D. A., B. XIV, 9 u. a.
Kommt mehrfach vor; die alte Bezeichnung wahrscheinlich abgeleitet von dem Familiennamen (Kaspar Grone), die neue (Kat.) von der Beschaffenheit des Weges.

201. Gronepapenhof — Gronepapen hove to Korne — 1393 — D. A., B. XIV, 171.
Lage unbekannt.

202. (H 8) im Großengarten — Kat. D — Gärten.

203. (E 5/6) Großewiese — Kat. D — W.
Vergl. 451, 685.

204. (G 8) Gruithaus — Gruthus — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3.
An der noch heute sogenannten Brauhausstrasse oder Grudtstraße; das Haus, in dem die Hefe (Porze-Gruit) aufbewahrt wurde.

Dort. Beitr. 1892 S. 117 u. f. Bis 1477 wurde in Dortmund aus Gruit, auch Porze, Porße genannt. Bier gebraut, von da ab erst mit Hopfen. (Seibertz, Quellen I. Bd. S. 350.)

205. (H 2 u. K 8) im Grunde — Kat. Ke u. Ko — A.

206. (J 8) auf dem Günther — Ka. D u. Ko — A.

207. (F 5/6) Das kleine und das große Haferfeld — op dem havervelde — 1317 — D. A., U.-B. 1 Nr. 343, 357 — Kat. D u. E.

Das Haferfeld ist allgemein die Aussonderung einer unbewaldeten Fläche aus dem Reichsforst (vergl. Dort. Beitr. XV, S. 110).

208. (G 7) der kleine Hahlbaum (hal = trocken, mager, dörr — nicht hohl) — Kat D — A bezw. G.

209. (J 9) am Hahmir — Kat. D — A.

210. (G 8) Hahnshof — Alte Karten um 1700 — Hf.

211. (G 9) auf dem (beim) Hahnenkamp — Kat. D — A u. Gärten.

212. (E F 8) am Hahnenwege — am Hahnenmühlenwege — an der Hahnenmühle — Kat. D — A.

213. (D 8) Hahnenmühle heißt auch Wannemühle, Siepenmühle, Vemerenmühle, Knipsackmühle, Mühle beim Akenschemm (Dortm. Beitr. 1892, S. 122) — Kat. D — A.

Vergl. 335, 571, 639, 654.

214. (G 9, H 2) der Halbemorgen — Kat. D u. Ke — A.

Vergl. 437.

215. (G 8) Halle — halla = Gerichtsstätte (vergl. das Richthaus 521).

216. (C 7) (am, im, in der) Hallerey (Hollerei) — Kat. D u. R-W — V u. W. (Dort. Beitr. X, S. 142.)

217. (J 10) der Hammer — Kat. Ko — A.

218. (D 7) der Happenkamp — Kat. Do — W u. Wa.

219. (B 9) am Hart (Hardt)wege — Kat. Do — A.

220. hus to Harpen (tegen den Greven hoeve) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 1 (am oberen Westenhellweg gelegen).

221. (E 4) Hasenkamp — Kat. L — A u. H.

222. am Hofe — hus ter Hauve (vor der Borghporten), to der Hove, to de Hoeve, tor Hauve — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3.

Es ist fraglich, ob ein besonderes Haus oder eine allgemeine Bezeichnung für eine Hofbesitzung in Frage kommt (vergl. 250).

223. (E 4) (auf den) Haustelgen — Kat. De — A.
Vergl. Hundestelgen 286.

224. Hederlosberg — Hederlos berghe, Heyderloswarden (vergl. Ederlosberg 133) — 1393.
Ableitung vom Eigennamen (Joh. Hederlo) wahrscheinlich. — Lage unbekannt.

225. (G 3) Hedeger, op dem Hedeger — 1426 — D. A. Nr. 1800b (alte Gerichtsstätte südl. Gräfingholz, benachbart dem Wülferich oder Wulferichskamp vergl. 696), vergl. Dort. Beitr. XIX, S. 28/31, XXI S. 111 u. 143.
Im Kataster wohl entstellt in Heidecker, da die Lage stimmt (vergl. 232). Die als Hedeger angesprochene Flurbezeichnung „Herder" liegt weit ab in der Gemarkung Brechten.

226. (F 3) auf der 4 Heggen — Kat. L — A.

227. (B 6) auf'm Heh — Kat. R-W — A.

228. (C 6) im Heidegarten — Kat. H — G.

229. (H 2) (auf der) Heidbecke — Kat. Ke — A.

230. (H 3) in der großen Heide — Kat. E u. Ke — V.

231. (G 3 u. H J 4/5) in der kleinen Heide — Kat. E — V.

232. (G 3) Heidacker — Kat. E — A.
Vielleicht = Hedeger, da der Wülfering benachbart ist, vergl. 225.

233. (G 3) Heidpforte — Kat. E — V.
Vergl. Hollepote, anstoßend, 269.

234. (G 8) Heiligegeist-Kapelle vergl. Geist-Kap., 179.

235. (G 7) Heiligergarten — Kat. D — G.

236. Heirkerhof (in Do) — 1409 — D. U. Buch Bd. III Nr. 424.
Lage unbekannt.

237. (K 7) der Helenkamp — Kat. Ko — V u. A.

238. (G 7) Helle — in der Helle — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 3 — alte Straßenbezeichnung.
Vergl. 271. — Helle = Hölle = Tiefe?

239. (H 2) Hellacker — Kat. Ke — A.

240. (H 10) Hellebuscher Hecke — Hellebuscher hege (Helbuscher hyghe) (daraus entstellt im Kat. D Hollunderbusch) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 6 u. a. — A.

241. (F G 8) (Osten) (Westen) Hellweg — (osten) (westen) ymme Helewege — 1393 — D. A. 1100a Nr. 26 u. a. — alte Straßenbezeichnung.
Vgl. auch 467 u. 667.

242. (H 2) Hellenteich — Kat. Ke — A.

243. (H 7) an den Herrenteichen — by den Dyken — Kat. vergl. 95 u. 129 — V u. W.
244. (F 4) auf dem Hering — Kat. E — V u. A.
Vielleicht entstellt aus Hedeger, 225, da die Bezeichnung für einen großen Bezirk Geltung gehabt haben soll.
245. (B 6) Hesterkamp (Heisterkamp) — Kat. R-W — V u. A.
246. (E 9) am Hummelbeck — by der Heylenbeck — 1393 — D. A. 1100a Nr. 4 — Kat. D — A.
Vgl. Holenbeke, 265.
247. (G 8) am Heiligenweg — an dem Hilghen Weghe — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 51 — alte Wegebezeichnung — Gärten u. Hausplätze.
248. (G 8) Hiltrophof — alte Karten um 1700 — Hf.
249. (G 11) in der Himmelreichen-Kuhle — Kat. D — V.
250. (D 8 u. G 4) der Hof — Kat. Do — Haus und Hof (Wulffs Hof).
Kommt auch sonst vor (vergl. 222).
251. (B 7) (auf der) Hofestedt (Hochstedt) — Kat. R-W — V u. W.
252. (J 8) auf der Hohenfuhr — Kat. D, Ko u. a. — allgemeine Bezeichnung für hochgelegene Ackergrundstücke.
253. (G 10) auf dem Hoh(e)nacker (entstellt in Hasenacker) — Kat. D — A.
254. (G 8) by dem Ho(e)rpote (bei der Hörderpforte?) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 9.
Wahrscheinlich andere Bezeichnung für Wißstraßenpforte (vergl. 691, auch 60).
255. (E 7) an der Huckarderstraße — bim (am) Hokerder wege — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 71 u. a. — A u. G.
256. (D 5 u. C 4) Huckarder Bruch — im Hokerder broeke (brauke) — Kat. H — D. A. 1100a Nr. 3 — W u. V.
257. (C 6) Heide — Kat. H — V.
258. (D 6) am Haus Huckarde — Hucrithi — Ortslage.
259. (J 9) an der Hörder Voßkuhle — Kat. D — A.
260. (J 10) Hörde — Hurde (Horde) — Ortslage.
261. (K 9) im Hörder Felde — Kat. Ko — A.
262. (H 10) Hörder Teich — Horder Dyck (Fleischhauerteich? vergl. 159) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 79 — Wa u. V.

263. (H 9) an den Hörder-Bäumen — Kat. D — A.
264. (F 10) an der Hörderwarte — to Hordewart — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 138 u. a. Wohl am Steinern-Turm, da der Weg nach Hörde früher dort vorbei führte.
265. an der Holenbecke (bike) — tuyschen (op — bi) der Holenbeke — 1393 — D. A., B. XIV, 171 u. a.
Vergl. 246.
266. (E 9) bei den Holenderen — by den Holendoren (deren) — bi deme luttiken Holendorn — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a. — A u. G.
267. (J 9) Holenweg — (entstellt in Kat. in „am kurzen alten Wege") — de corte Hoelenweg van dem Rantwege to Hoerde — op deme corten Holden Weghe — 1393 — D. A., 1100a Nr. 3 — A.
268. (H 8) am (in dem) Hohengarten — Kat. D — G.
269. (G 3) auf der Hollepote — Kat. E — A u. V.
Vergl. Heidpforte, anstoßend 233.
270. (J 9) Homeshof — Homeshove — 1393 — D. A., 1100a Nr. 26 — Hf.
271. (G 7) Hölle (Höllenturm) (vergl. Helle 238).
272. (D 11) das Hombruch — Hohebrock — Erst durch die Gen.-Komm. Anfang des 19. Jahrhunderts aufgeteilt, war ein mit schönen Eichen bestandener Wald von rd. 630 Mg. Größe — früher Holz jetzt zum großen Teil bebaut (vergl. Dort. Beitr. XXII, S. 350).
273. (F 8) neues Hospital (s. Gasthaus 174) — Stiftung des Priesters Hildebrand Kayser 1358 — Haus u. Hf.
274. (E 2) Holthausen — Holthusen — Ortslage — 1330 — Dort. Beitr. XXI S. 11.
275. (G 5 u. H 1) Holtkamp — Kat. D, auch Kat. Ke — V u. A.
276. (F G 5) Holtkampsbach — Kat. D — Bach.
277. (F 11) Hopmannsmühle oder Teutenmole (vielleicht auch Papelomühle) — U. B. I. Nr. 125 u. a.
Hopm.-Mühle erst seit dem vorigen Jahrhundert so genannt.
Vergl. 622.
278. (F 8) Hövelpforte — an der (boven der) Hovelporten — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 6 u. a. — Tor in der Stadtmauer.

279. (F 8) Hovelermühle (Windmühle auf dem Windmühlenberg) — alte Karten um 1700.
Vergl. 442 u. 683.

280. (F 8) in der Hovel(er)strate — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a. — Alte Straßenbezeichnung.
Lage des Hövelhof vergl. Dort. Beitr. XVII, 329 (vergl. auch 127).

281. (F 8) Hovelsturm (Roterturm) — Turm in der Stadtmauer.
Vergl. 527.

282. (F 10) Hovels Kohlberg — Kat. D — A.

283. (D 5) Hoverley — Kat. H — W u. V.

284. (E 4) am Holzheck — Kat. De — A.

285. Hovenergut (in Lindenhorst) — 1494 — Dort. Beitr. XXIV S. 43 — Hf u. A.
Lage unbekannt.

286. by den(m) Hundestelgen — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 187 u. a.
Lage unbekannt, (vielleicht = auf dem Haustelgen 223 oder auch von Hundszecke, einer Art Holzwurm).

287. (D 8) an der Hütte — Kat. D — W u. V.

288. (H 10 u. J 2) an der Hühnerhecke (entstellt auch in Hammeshecke) — Kat. D u. Ke — W.

289. (H 10) Hy(i)mpendahl — Kat. D — 1271 — Dort. Beitr. XV S. 16 — Hf.

290. Hunich (Huning) östlich von Haus Rauschenberg a. d. Lippe — 1330 — Dort. Beitr. XXI S. 10.

291. (E 4) Jakobsbusch — Kat. De — H bezw. jetzt A.

292. (F 8) Jakobskapelle (im Westentor, später auf dem Westenhellweg). Alte Karten um 1600.

293. (H 7) auf der (um die) Insel — Kat. D — W u. V.
Daher die heutige Bezeichnung Inselstraße auch Lenteninsel (vergl. 391).

294. (J 7) Johanniskapelle (am Leprosenhaus an der Funkenburg, 1786 abgebrochen) — Dort. Beitr. XVIII S. 291.

295. (G 8) an Juchos-Wall — Kat. D — G.

296. (G 8) Judenbad — der juden bade — 1390 — Dort. Beitr. 1892 S. 33 u. a.
Wohl an der Weberstraße bezw. Westenhellweg, die genaue Lage ist nicht bekannt.

297. Judengasse — upper Joden gasse — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 154 u. a.
An der Werstraten tegen der Jodengassen. Alte Straßenbezeichnung; Lage nicht genau nachweisbar (vergl. Dort. Beitr. XXII S. 107).

298. Judenkirchhof — vorm Westentor, vielleicht im jetzt noch sogenannten Judenkamp an der Landwehrstraße — 1336 — D. U., Buch II Nr. 696.

299. (G 8) (am) Judenturm — Kat. D — Gärten — Turm in Stadtmauer.

300. by der Juncheren kerkhof — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 82 u. a.
Lage unbekannt. Er hat draußen gelegen, nicht, wie man wohl vermuten könnte, neben dem Jungherrenhaus am Reinoldi-Kirchhof (vergl. Dort. Beitr. XV S. 195).

301. (C D 6) am Jungbrunnen — Kat. H — A bezw. G.

302. (A 6) Jungferntal — Kat. R-W — A, W u. V.

303. vor de Jungsgarten — Kat. D — G.

304. dey Kaelsypen (by Schurre) — oppe dem Kolzipen — 1393 — D. A., 1100a Nr. 1.
Es ist zweifelhaft, ob die Bezeichnung von dem Vorhandensein von Kohle oder von einem Eigennamen stammt (by dem Karsipen) (vergl. Dort. Beitr. XV S. 191 u. 201).

305. (E 6) der große, der kleine Kälberkamp — Kat. D — V.

306. (F 8) Kaiserturm — wahrscheinlich spätere Bezeichnung für den Hovelsturm und Rotenturm — 1700 alte Karten (vergl. 281 u. 527).

307. (G 3) am Kaninchen — Kat. E — A.

308. (D 8, H2/3 u. B 7) Kamp (bei Hörde) — 1393 — D. A., 1100a Nr. 6 — wohl der Brunnenkamp bei Hörde (vergl. 81). — Kamp (am neuen Mühlenweg), auf dem Kamp — Kat. Ke. — Kamp — Kat. R-W — allgemeine Bezeichnung für ein eingefriedigtes, vorzüglich zur Weide benutztes Stück Land — V oder A.

309. (G 6) das Kämpchen — Kat. D, das kleine Kämpchen — Kat. D.

310. (H 2) in der Kampermark — Kat. Ke — A.

311. (F G 8) Kampstraße (vorderste und ächterste) — op der echtersten Kamstrate — 1393 — D. A., B. XIV. Nr. 33 bezw. 180 — alte Straßenbezeichnung.

312. (D 9) am Ke(a)ppenstück — Kat. Do — A.
Auch Koppenstück — 1701 — (vergl. Dort. Beitr. XI S. 186).

313. (G 8) Karpfenpoth — Karpenpoet (Kaupenpoet) — 1393 als Eigenname nachweisbar (hus by dem Markte, in dem Draken, dar Kaupenpoed inne wonet), daher die spätere Straßenbezeichnung.

314. (E 4) Karrenstück — Kat. L — A.

315. (E 8 u. E 2) am Karwege — Kat. D u. L.

316. (G 8) Katharinenkloster — 1393 — (to sunte Katerinen).

317. (F 7) Katharinentor und -turm (nach alten Karten um 1600) — D. A., B. XIV Nr. 76 u. a. —

318. (D 9) am Kauberge (am Keuberge) — Kat. Do — V u. W.

319. (J 5) am Kaynachs-Schemm und am Kaynachs-Pfad — 1700 alte Karten, alter Weg nach Eving, die spätere Kirchdernerstraße (?).

320. (H 2) Kemminghausen — Kedeminc(g)husen — Ortslage — 1429 alte Karten — (vergl. Dort. Beitr. XXIV S. 44).

321. (E 3) (hinter) Kellerhof (in Lindenhorst) — Kat. L. — 1493 — (Dort. Beitr. XXIV S. 44) — A.

322. (H 2, G 4) auf dem Kiep — Kat. Ke — A. — an der Kiepe — Kat. E — A.

323. (D 5) Kiewinkel — Kat. De — V.

324. (F 4) auf der Kipp — Kat. L — A.

325. (H 10) auf der Kippert — Kat. D — A.

326. (F 3) Kirchbreite — Kat. L — A.

327. (H 5) Kirchenkamp — Kat. D — V u. A.

328. (E 3) in den Kiwitskämpen — Kat. L — W u. V

329. Klettergasse = Kleppingstraße (vergl. 97) — alte Straßenbezeichnung — 1600.

330. (G H 10, G 9/10, J 10) auf dem Kley — up dem kleye (an dem Cleye tegen Meldinchusen) — 1393 — D. A., 1100a Nr. 6 u. a. — G u. A.
Das Kat. hat die Bezeichnung außerdem noch an der Ziegelei Hopp und an der Kipsburg.

331. (J 10) auf der Kluse — Klause (zu Aldinghofen) — 1400 — A u. W.
Erst von Reinoldi später vom Franziskaner-Kloster abhängig, lag nach Beurhaus 4 S. 72 in einem Weidenkamp, wo der Weg nach Wellinghofen mit einem Schemm über die Emscher geht.

332. (G 9) am Knappenberge (am Knappenbergerwege) — Kat. D — A.

333. (G 10) am Knappmannswege — Kat. D — A.

334. (B 6) am Kniepacker — Kat. R-W — A.
Vielleicht nach der Form: Knieacker.

335. (D 8) Knipsaksmühle = Hahnenmühle = Siepenmühle = Vemerenmühle = Wannemühle = Mühle am Akenschemm (vergl. 213) — A.

336. Kastell Königsberg — Kuningesberg — 1316 — D. U., B. I Nr. 343.
Hier überschritt die Königsstraße Westhofen—Dortmund—Mengede die Emscher (Dort. Beitr. XXIV S. 22).

337. (C 7) Kockersfeld — Kat. H — A.

338. an dem Koelbrincke (bei St. Martin) — 1503 — D. A. Nr. 10014, Dort. Beitr. XXIV S. 319 — Hf.

339. (F 7) Königshof — up dem Koninges hove — 1393 — D. A. 1100a Nr. 17 u. a., Dort. Beitr. 1892 S. 22 — Hf, V u. A.

340. (F G 7) Königskamp — 1393 — Dort. Beitr. 1892 S. 87 — A u. V.

341. (G 4) am Königsplatz — Kat. E — A u. V.
Ist wohl als Schützenplatz benutzt worden.

342. (K 8) Körne — Kurne — Ortslage — 1600 alte Karten.

343. (K 7) Körner Hof — Korensche hove — 1393 — D. A. 1100a Nr. 26 — Hf.

344. (J 7) Körner Heide — Kat. Ko — V.

345. Körner Holz — 1393 — D. A. 1100a Nr. 9 — liegt wohl in der Gem. Wampel — H.

346. Körner Mersch — 1393 — D. A. 1100a Nr. 9 — liegt wohl innerhalb der Körner Heide — V.

347. (J 6) an der Körne — over der Corne — 1393 — D. A. 1100a Nr. 26 u. a. — A u. W.

348. (G 7) Kohlgarten — Kolgarden — G.
Vergl. 98 Colgarden.

349. (D 8) am Kolk — Kat. D — V u. W.
350. (F 10) Konrektorskamp — Kat. D — V u. A.
351. Kordewaren hove — 1393 — D. A. 1100a Nr. 154 — Hf.
Vielleicht der Corduanische Schuhhoff der Mühlerschen Karte, damit wäre die Lage festgelegt (vergl. 553).
352. (H 10) (boeven der) K(C)ortenmolen — 1393 — D. A. 1100a Nr. 131 u. a. — A.
Auch Grafen- (vgl. diese 189) und Buschmühle (vgl. diese 92) und Mühle am Schwaben vgl. Dort. Beitr. XXIV S. 300.
353. (D 5—F 4—H 2) der Kößling (Körtlingswiesen, Köttling) — Kat. H, auch Kat. L u. Ke — A.
Anscheinend eine öfter wiederkehrende Bezeichnung von unbekannter Bedeutung.
354. auf der Kotstede (Katstede) bei Lindenhorst — 1429 — vergl. Dort. Beitr. XXIV S. 44 — Hf.
Lage unbekannt.
355. (F 3) Kränk — Kat. L — A bezw. G.
356. (F 10) Krämerskämpchen — Kat. D (entstellt aus Kleverkämpchen?) — A u. V.
357. an der Krampheige (in Holthausen) — 1548 — D. A., Or.-Urk. (vergl. Dort. Beitr. XIV S. 246 f).
358. (H 8) am Steinen Kreuz (vergl. Westen beim Kreuz 99 und im Osten 100 u. 592) — Kat. D — A u. G.
359. (E F 3) Kreuzstück — Kat. L — A.
360. (E 8) Krevetes-Acker — 1393 — D. A. 1100a Nr. 22 — A (in der Gegend der Bessemerstraße).
361. (F 10) am Krähenpoet (Kradenpoth) — an dem Kregenpode — oppe deme Kreyenpotte — an dem Krecghenphote — 1393 — D. A. 1100a Nr. 2 u. a — A.
362. (F 9) auf der Krücke, später daraus abgeleitet die Straßenbezeichnung Krückenweg — Kat. D — wohl entstellt aus dem alten westen bym cruce — (vergl. C. 4) — A.
363. (F 3) (in der) Krümde — Kat. L — A u. G.
364. (D 5) auf dem Krümmel — Kat. H — V u. W.
365. (C 6) krummer Zaun — Kat. H — A.
366. (J 2) auf den (zwölf) Kuchen — Kat. Ke — V u. H
367. (G 7) im Kuckelnschen Felde — Kat. D — A.

368. (G 7) (an der) (bei der) Kuckelkemühle — by der Kokelake moelen — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3 — Hausgarten.

369. (G 7) am (vor dem) Kuckelketor — buten der Kokelake, vor dem Kokelken, an der Kokelake porten — D. A., B. XIV Nr. 25 u. a — A u. G.

370. (G 7/8) Kuckelkestraße — in der Kokelk, in (vor) der Kokelake — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 60 u. a — alte Straßenbezeichnung.

(Bemerkuug zu 367—370.) Kuckelkestraße, Kuckelkemühle mit Kuckelketeich leiten ihre Bezeichnung ab von Kuckellerie = Köcklerei = Gauklerei. Die Straße führte zu dem Teich, in dem die Hexenproben stattfanden und in dem die der Zauberei beschuldigten Weiber zu Tode gebracht wurden.

371. (G 8) Kuhstraße (Kühestraße), — alte Karten 1600 — alte Straße.

372. (G 7) Kühl (in dem Kuhle) — alte Karte um 1600 — alte Straße.

373. (C 8) auf dem Kuckel(n)busch — Kat. Do — A u. G.

374. (H 1/2) am Kumperbaum — Kat. Ke — A.

375. (H 6) an der Kuhhütte — Kat. D — Busch, jetzt A u. G.

376. (F 4) Kurgarten — Kat. L — A u. G.

377. (J 5) Große Laaken Wiese — 1826 (Teilung) — W u. V.

378. (C 9) Lange-Fuhr — Kat. Do — A.

379. (H 9, H 10) an der langen Hecke — Kat. D — A.

380. (E 9) Lange Stück — dat Lange Stucke (by dem Holenderen) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 26 — A.

381. (G 7) Lange Teich (zwischen Kuckelke- und Lohmühle) — 1428 — vergl. Dort. Beitr. X, 892 — Wasser.

382. (B 10) hinterm Langen-Loh — Kat. Do — A.

383. (E 4, J 7) auf (an) der Landwehr — op der (by der) Lantwere (by Schuren, bowen Körne u. a.) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 17 u. a.

Osterlantwere (Osterholtes lantwere) und andere besondere örtliche Bezeichnungen der rings um das Weichbild liegenden alten Befestigung. An der Lütgeheidestraße ist die alte Anlage noch heute zu sehen.

384. (F 4) Lappwinkel (Leppwinkel) — Kat. L — A.

385. (D 8) die Lebersee — Kat. Do — Wa.
386. (G 7, F 6) Leckenbecke — upper Lede(i)kenbeke — alter Wasserlauf — 1393 — D. A. 1100a Nr. 18 u. a.
387. (E 7) an der Lehmkuhle — Kat. D — A u. V.
388. (E 8) am Leierwege — Kat. D — A.
389. (D 5) Leischwiese — Kat. H — W.
390. (D 6) Lembergs Wiese — Lemborghes wisch (in Hokerder brauke) — D. A. 1100a Nr. 3 — W.
391. (H 7) Lenten-Insel — Kat. D — W u. V — daher die heutige Bezeichnung Inselstraße (vergl. 293).
392. (H 8) Lepping(c)hof — Leppinchove (bi dem . . .) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 60 u. a. — A u. Hf.
393. (D 4) auf dem Lewert (große Levering) — auf dem Lewerk — Kat. De — Hausgarten.
394. Liekenbusch in Eving — H — Lage nicht genau nachweisbar (vergl. Dort. Beitr. XXII, S. 270, vielleicht identisch mit Liethkebach vergl. 402).
395. (G 4) im Lindacker — Kat. E — A.
396. (F G 7) an der Linde — by der lynden — 1330 — Kat. D — Dort. Beitr. XXI S. 15.
    Es müssen zwei verschiedene Orte gemeint sein. — Die Kataster-Bezeichnung bezieht sich auf die sogenannte „Femlinde“ am Königswall (vergl. 638). Die ältere Bezeichnung muß eine eine andere Örtlichkeit im Auge haben, da der Freistuhl und wohl auch die alte Linde am Königswall dort erst seit 1545 stehen (vergl. Dort. Beitr. XIX, S. 18 ff.).
397. (E F 3) Lindenhorst — Lyndenhorst — 1330 — Dort. Beitr. XXI S. 11 — Ortslage.
398. (E 3) Lindenhorster Bruch — Kat. L — Bruchland
399. (F 3) Lindenhorsterholz — Kat. L — H u. A.
400. (D E 4) auf dem Linnenstück — Kat. De — A.
401. Lindtgasse — 1611 Karte von Mühler — Lage nicht genau bekannt. Ableitung nicht von der Linde, wohl eher von einem Eigennamen.
402. (E 3) in der Lithkebach — Kat. L — A.
    Vergl. 394.
403. (G 10) an Löbb(e)kes Steingrube — Kat. D — A u. Steinbruch.
404. (H 10) Löbken-Wiese — Kat D — W.

405. (D 7, A 7) auf dem Loh — Kat. Do u. R-W — A u. V, früher H.
406. (H 2) (kleine) Lohacker — Kat. Ke — A.
407. (G 8) Lohhaus (das Haus der Gerber, wohl das wichtigste der Gildenhäuser, ursprünglich auf der Balkenstraße gelegen, später am Westenhellweg neben der Heiligegeistkapelle erwähnt (vergl. 181), vergl. Dort. Beitr. 1892 S. 127) — 1342 — U. B. I Nr. 557, 565.
408. (G 6) im Lohkamp — Kat. D — A u. V (vergl. 542).
409. (F 6) Lohmühle — um 1800 — Hf.
Die Mühle stammt aus dem Mittelalter, der Name wird erst spät erwähnt.
410. (H 2) Lohstrang — Kat. Ke — V.
411. (D 5) Loocken — Wiesen — Kat. H — V, jetzt Fabrikhof.
412. (G 9) im Loops-Holl — Kat. D — A u. Gärten.
Huoll = Loch.
413. Lück — Ludeke (Hof zu Ludeke, Gem. Lück-Lemberg) — 1431 (vergl. Dort. Beitr. 1912 S. 31) — D. A., Urk. Nr. 1961 (vergl. Dort. Beitr. 1915 S. 260) — Ortslage.
414. (G 7) Lütkebrückstraße — Luttekenbrucgestrate — 1393 — D. A. Nr. 1100a Nr. 9 — alte Straßenbezeichnung.
415. (E 4) Lütkeheide (Lütgeheide, Lüttgenbruch) — Kat. De — Bruchland.
416. (H 7) am Lüttge Hölzchen — Kat. D — G.
417. (G 8) Margarethenkapelle — auf alten Karten 1600.
418. (G 8) Marienkirche — um 1250 erbaut.
419. (C 7) an der (die) Mark — Kat. H. — in der Mark — Kat. Do — öfter wiederkehrende allgemeine Bezeichnung. Vergl. 119.
420. (G 8) Markt — dat Market, op dem Markete (by dem M...) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a.
421. (D 5 u. A 7) am Markswege — Kat. De u. R-W — A.
Wege an der Grenze der „Mark".
422. (F 4) über dem (unter dem) Mark(t)wege — Kat. L — A.
Wege zum Markt (nach Dortmund) oder auch an der Grenze der „Mark".
423. (E 4) am Marsfelde — Kat. De — A. — Marksfeld?

424. (J 8) Märtensplatz — Kat. D — A.
425. (F 8) Martinskapelle — to sun(c)te Merty(i)ne — 1399 — D. A., B. XIV Nr. 170.
426. (D 5) auf der Matlake (Mattacks-Wiese) — Martlake — 1566 u. Kat. H (vergl. Dort. Beitr. XI S. 187) — A.
427. (F 3) in der (auf der) Mattenbecke — Mattenbecke — 1561 (vergl. Dort. Beitr. XXII S. 270) — Kat. E u. L.
428. (B 5) Mailoh — Menlo, Meinloh, Mayloh (vergl. Dort. Beitr. X S. 142) — 1700 u. Kat. H u. R-W — V.
429. (C 8) auf dem Mauloh — Kat. Do — A.
43 '. (H 2) (auf dem) Maureracker — Kat. Ke — A.
431. (D 8) auf'm Meer — Kat. Do — Ortslage (nördlich).
432. (A 7) am Menkswege (vielleicht auch Marksweg? vergl. 421) — Kat. R-W — A.
433. (H 1) im Meinholt (Meinold) — Kat. Ke — H bezw. W.
434. (G 10) bei Meldinghausen — by Meldinchusen, am Meldinchuser weghe (Hof des gleichnamigen Rittergeschlechts, vergl. Dort. Beitr. XV, S. 18 u. XXIV, S. 23) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a. — A u. W.
435. am Middelpade — am Middelpade — um 1431, vergl. Dort. Beitr. XXII S. 9, liegt wohl in der Gemarkung Wambel.
436. (G 7) bei den (hinter den) Mönchen — by den Grawen Moeneken, achter den Mönchen — 1393 — D. A. 1100a Nr. 1 — G u. V.
437. (G 7, D 9, C 8, G 3) der schmale (breite, helle, kleine, große, kurze dolle) Morgen — Kat. D, Do, E.
Die öfter wiederkehrende Bezeichnung deutet auf eine außergewöhnliche Gestalt oder Größe bei der Ausscheidung der nach Morgenzahl festgelegten Einzelhöfe in den einzelnen Gewannen (vergl. Dort. Beitr. XI, S. 176). Vergl. 214.
438. (D 8) die fünf Morgen — Kat. Do — A.
439. (H 5) Morksort — 1723 — vergl. Dort. Beitr. XXIII S. 16 — A.
440. (D 7) Mortmühle — Mo(a)rtmole (auch Wickede-Mühle genannt) — 1262 — U. B. I Nr. 113.
Vergl. 678.

441. (D 7) am Mortmolen-Weg — an dem Wege to der Mortmolen (by der Mortmolen hege) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 116 — A u. W.

442. (F 8) der Mühlenberg mit der Windmühle (Windmühlenberg) — Windmolen berge — 1393 — D. A., 1100a Nr. 1 u. a.

Vergl. 279 u. 683.

443. (F 10) am Mühlenwege (Weg nach der Hopmannsmühle) — Kat. D — A.

Vergl. 622.

444. (C. 6) Mülste — Kat. H — A bezw. G.

445. (G 8) Brüderweg — an der Myn(r)ebroder wege — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 115 u. a.

Minoritenbrüder sind die Franziskaner, die Grauen Brüder, im Gegensatz zu den Dominikanern, den Schwarzen Brüdern. Vergl. auch über die Minoritenkirche (Dort. Beitr. XXIV, S. 145).

Vergl. 191.

446. (C 6) in der Nathe — Kat. H — A.

447. G 8) in den neuen Gärten — Kat. D — Gärten.

448. (F 9) am Neuengraben — Kat. D — A u. G.

Vergl. 196.

449. (D 8) Neue-Mühle (an der N . . .) (als Oyterinchus mole bereits 1373 erwähnt — U. B. II Nr. 34) — Kat. D und alte Karten — A u. W.

450. (E 8) am Neuenmühlenwege — Kat. D — A u. G.

451. (E 5) der Neuekamp — Kat. D (auch breite, große, lange Wiese genannt 203, 685) — W.

452. (G 8) Neutor (am, vor dem Neutor) — by der Nygen porte — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 44 u. a — Gärten.

453. (G 8) Zwischen dem Neuen- und Wißstraßentor — Kat. D — G.

454. (G 9) das Neuestück — Kat. D — A.

455. (G 8) St. Nikolai-Kirche — to sunte Nicolause (Nicolaweze) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3 u. 9.

Der Heilige Nikolaus als Patron der Seefahrer in bezug auf die Handelsbeziehungen des Mittelalters.

456. (C 6) Oberland — Kat. H — A.

457. (C 6) Ochsenkamp — Kat. H — A u. V.

458. (H 2) Ochsenkuhle — Kat. Ke — A.

459. (C 9) am Öckespfad — Kat. Do — A (der Weg nach Öspel).

460. (D 8) Oeteringhus-Mühle (auch Neue-Mühle genannt) — 1373 und alte Karten — vergl. 449.

461. (G 8) Olpe — Conrad uth der Olpe — 1416 — D. A., Urk. 1586 — alte Straßenbezeichnung (vergl. Dort. Beitr. XXIV S. 239).

Olpke vergl. 7.

462. (E 8, D 6, E 4, G 4, D 5, J 2, F 3) aufm (im) Ort — Kat. D, De, E, H, K u. L — up dem Orde (Oyrde) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 155 u. a.

Muß eine allgemeine Bedeutung haben, da es in manchen Gemarkungen vorkommt, in größeren mehrfach. Es handelt sich um verhältnismäßig kleine, oft spitze, abseits an den Grenzen der Gemeinden liegende Grundstücke (meistens Eckgrundstücke — Orthus = Eckhaus —), denen oft unangenehme, unheimliche Eigenschaften beigelegt werden (vergl. Quoaren-Ort 500).

463. Österbauerschaft — Österburschap — 1393 — (vergl. Dort. Beitr. 1892 S. 79 u. folg.).

Es gab drei Bauerschaften: Öster-, Wester- und Burgbauerschaft (vergl. 59 u. 670).

464. (H 5/6) Osterholz — in dem Ostholte (achter dem ...), (Osseder holt) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a. — H.

465. Östermärsch — 1850 Teilung (setzt sich zusammen aus Bleichmärsch 47, am Lüttge-Hölzchen 416 und Galgenmärsch 172).

466. Österbleiche — 1850 Teilung (in 47 mitenthalten).

467. (G 8) Ostenhellweg — Osten am (im) helweg — 1393 — alte Straßenbezeichnung.

Vergl. 241.

468. (G 8) (vorm) Ostentor — an der ostene Porten — 1393 — D. A., B. XIV, 171 u. a. — G.

469. (J 6) Östererbenholz — 1826 (Teilung) — H, A u. V.

470. Osterfeld — op dem ostervelde achter der Duven Eck — 1393 — D. A., B. XIV S. 39 u. a. — V u. W.

471. (G 4) Österfeld — Kat. E — A.

472. (G 7) am Osterholz — Kat. D — V.

473. (J 7) Osterlandwehr — by der Osterlantwer — 1393 — (vergl. Landwehr allgemein 383).

474. (G 7) Österviehgasse (heute Weißenburgerstraße genannt) (vergl. 642).

475. Oster-(wester) Reiter-Warte (vorderste, unterste) — by der Osterwarde (Oster-Unterwarde) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 138.
Lage unbekannt, wahrscheinlich am Zippen. Im Westen gab es eine Westerreiterwarte (vergl. auch 536 u. 672).

476. (G 8) Pagengasse — 1726 — (vergl. Dort. Beitr. XXIII S. 24) — alte Straßenbezeichnung nach dem Eigennamen (Bernh. Page).

477. Pentlinghof (in Deusen) — Panlynchove — 1330 — (vergl. Dort. Beitr. XXI S. 12 u. XXIV S. 45).
Ob beide Bezeichnungen denselben Hof betreffen, ist nicht ganz sicher.

478. (F 9/10) im Papelo — by (boven) (to) Papelo — by den Paplorhove to Badorpe — auch Papelomühle, Teuten-Hopmannsmühle (vergl. 277) — entstellt im Kat. im Rabenloh (vergl. 501) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a. — V u. W.

479. (G 7) im Papengarten — Kat. D — G
Vergl. 641.

480. (E 2) Papenhof in Holthausen (Lage unbekannt), kommt auch in Brechten vor.

481. (H 3) Papenkamp — Kat. Ke — V bezw. A.

482. (B 7) Pasche — Kat. R-W — A u. V.

483. (G 1) Paschhof (in Brechten) — 1426 — (vergl. Dort. Beitr. XXI S. 143).

484. (G 8) Pelzerhaus — der Pelzerhaus (das Haus der Pelzer und Schneider am Markt, wohl am Einlauf der Wißstraße) — 1399 — (vergl. Dort. Beitr. 1892 S. 137 u. a).

485. (F 8) Petri-Kirche — to sunte Petri — (an Petri Kirchhof — boven sunte Peters Kerkhove) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 22 u. a.

486. (E 9, G 10) auf den Pfennigstücken — Kat. D — A.

487. (B C 6/7) Pferdewiese (Wiese der wilden Pferde) — Kat. R-W — W.

488. (H 2) Piepenstädt — Kat. Ke — A.

489. Plattbräuke — um 1800 — vergl. 16 u. 543.
Die 4. Komp. der Dortmunder Schützen wurden zu Anfang des vorigen Jahrhunderts nach der Örtlichkeit eingeteilt und benannt: 1. und 2. Komp. südl. des Hellweges, die Ardeyer; 3. Komp. westl. der Brückstraße, Scharmaitländer: 4. Komp. östl. der Brückstraße, Plattbräuker.
Vielleicht ist die Bezeichnung aber schon viel älter. Es soll schon viel früher der nördliche und westliche Teil der Stadt als Plattbrauk (Bruch), der südliche mit Ardey, der östliche Teil mit Scharmaitland (Schamaitküste der Ostsee bei Königsberg?) bezeichnet worden sein. Nach altem Herkommen fanden am Ostermontag zwischen der männlichen Jugend, Ardeyer und Plattbräuker vereint gegen die Scharmaitländer große Prügeleien statt (vergl. Sartori: Knabenkämpfe, Heft 3/4 1915, d. Ztschr.).

490. (F 8) Pockenturm — alte Karten um 1600.

491. (G 8) Polenturm (Palenturm) — alte Karten der Befestigungsanlage; vor dem Pulverturm — um 1600.
Vergl. 496.

492. (F 8) Potgasse — Poetgate — alte Straßenbezeichnung nach einem Eigennamen — vergl. Dort. Beitr. XVII 329.

493. (F 6) Pottgießerskamp — Kat. D — A u. V.

494. (G 8) Prinzenstraße — 1803, seit dem Einzug des Erbprinzen Wilhelm von Oranien-Nassau — (vergl. Dort. Beitr. XXI S. 49).

495. (G 7) Priorswall — Kat. D — A u. G.

496. (G 8) Pulverturm (nach den alten Karten der Befestigungsanlagen) – um 1600 –; hinter dem Polenturm.
Vergl. 491.

497. tor Pypen (de grote gardem tor Pypen op dem Markete) — Heynemann tor Pypen und Fya tor Pipen sind Lehnsmannen des Grafen von Dortmund (vergl. Dort. Beitr. XXIV S. 51) — vielleicht ist der spätere Keggemannsche oder der Schäffersche Garten gemeint — 1393 — D. A. 1100a Nr. 6 — Haus u. Hof.

498. (E 7) to der Quadbecke — 1393 — D. A. 1100a Nr. 11 — Lage als Bach unbekannt (quade beke?)

499. (E 7) Quaddenburg — Kat. D — V.

500. (G 8) im Quoarenort — (Quoarenurt = böser, schlimmer, unheimlicher Ort) — Kat. D — Die Gegend des alten Richthauses, der Halle (vergl. 215).

Anklingend an die Bezeichnung ist später die verhältnismäßig weit abgelegene Straße am Hauptbahnhof „Gnadenort“ benannt werden.

Übrigens kommt die Bezeichnung Quoarenort auch in der Gemarkung Deusen vor (vergl. 462).

501. (F 9/10) im Rabenloh (wahrscheinlich entstellt aus Papeloh, vergl. dieses 478) — Kat. D — V u. W.

502. (E 8) am alten Rade (am Altenrade vergl. dieses 10) — Kat. D — A u. G.

503. (D 7) am Rade(l)kamp — Kat. H — V bezw. A.

504. (F G 8) am Randwege — an dem (up deme) Rantwech — (jetzt Wilhelm- und Gutenbergstraße u. a.) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 44 — A u. G.

505. (G H 9) am obersten Randweg — (jetzt Westfalendamm und Ringstraße) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 44 — A.

506. (G 8) am untersten (kleinen) Randweg — (jetzt Süd- und Ostrandweg) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 44 — A u. G.

507. (G 8) das Rathaus — dat Rathus — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 154 — (vergl. Dort. Beitr. 1892 S. 17, 18 u. 129) — (vergl. 56.)

508. (H 2) im Rauhenkamp — Kat. Ke — V.

509. Reichshof — der ursprüngliche Gesamtbesitz des Reiches. Ankauf durch die Stadt 1376 (vergl. Dort. Beitr. 1892 S. 21 u. a.).

Im 14. Jahrhundert bestand der Reichsbesitz aus dem eigentlichen Königshof, neunzehn größeren und sechs kleineren Königshöfen, sogen. Twedehöfen, sogen. Königshofland, Worden und Gärten und vier Gaben Holz (Dort. Beitr. XXIV S. 69).

510. (G 8) Reinoldi-Kirche — oppe suncte Reynoldes torne — 1390 — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 22 u. a. (auch Reinoldi-Kirchhof — tegen sunte Rynoldes kerchove).

511. (H 2) auf der Reislingsheide (auch Raßlingheide) — Kat. Ke — Heide u. A.

512. (D 5) Reitgraben — Kat. H — V.

Vielleicht = Reithofgraben 514.

513. (D 5) im Reithofe — Kat. H — V.

514. (D 4) im Reithofgraben — Kat. H — V.

515. (H 2) Reithwiese — Kat. Ke — W.
Entstellt in Kleidwiese.

516. am Rennebaum — (boven den) Rennebom (tegen den Gronen Wech) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 9 — W.
Lage wohl am Ende des Grünen Weges, also am Bolmcker Wäldchen; vielleicht sind auch mehrere vorhanden gewesen.

517. (F 8) Rennefeld — op deme Rennevelde boven der Hovelporten — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3 — A u. G.

518. (G 8) Reifschlägerturm — Repschlägerturm — (Seilerturm. 1754 erzählt Beurhaus von einem Repschlägerhof) — alte Karten der Befestigung) — A u. G.

519. (E 2) Hof zu Renvordynch (in Holthausen) — 1405 — U. B. III Nr. 237.

520. (G 7) an Ressingshecke (wohl entstellt aus Pisingshecke) — Kat. — G.

521. (G 8) Richthaus — tribunal oder judiciarium tribunal — halla — (vergl. Dortm. Beitr. 1892 S. 131 Anm.).
Richtstätte des Grafen bezw. des Dortmunder Stadtrichters (judex) im Gegensatz zu dem Freigericht und der Gerichtsstätte der Freigrafen und Freischöffen (vergl. Dort. Beitr. XV S. 140 u. XXIV S. 75), (vergl. 215).

522. (K 10) am Remberg (wohl entstellt aus Rodenberg) — up deme Rodenberge bi der Lantwere (boven Hörde) — 1393 — D. A. 1100 Nr. 1 u. a. — Äcker.

523. (G 5) Rommerschütt — Kat. D — V.

524. (G 8) Rosental — der (in dem) Rosenthal — alte Karten, alte Straßenbezeichnung — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 82.

525. (C 6) am Roßbach — Kat. R-W — V u. W (abgeleitet von den Wildpferden (Rossen) im Bruch, vergl. 120).

526. (D 6) Roßmühle — in der rossemolen — 1396 — (vergl. Dort. Beitr. 1892 S. 171).
Wahrscheinlich Mühle beim Haus Huckarde am Roßbach (vergl. 258 u. 525).

527. am Rotenturm (auch Hovelsturm) — Roden Torn — 1537.
Er war der größte der Türme, an Stelle der Hövelpforte (vergl. Dort. Beitr. XXI S. 158), (vergl. 281).

528. (B 9) am Rotenhause — Kat. Do — A.

529. (C 8) am Rottental (vielleicht auch Kottental) — Kat. Do — A.

530. (G 4, E 4, K 7) am Rott — Kat. E, — todte Ro(a)tt — Kat. De, — in der Rodde — Kat. Ko, — gerodete Äcker.
531. Rovensburg (vor dem Burgtor nach Lindenhorst. Lage unbekannt) — 1388 — (vergl. Dort. Beitr. XVIII S. 223).
532. (H 2) Rüchenberg — Kat. Ke — A.
533. (F 4) Rumacker — Kat. L — A.
534. Rummel-Schütt — Kat. E (vielleicht gleich mit Rommerschütt, vergl. dies 523).
535. (G 8) Rüsthaus (Münze) — alte Karten um 1600.
536. Reiterwarte — Ruterwarde und Ruterhus (vorderste R . . .) Waren wohl vor allen Toren vorhanden, Wester(Oster)reiterwarte — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 4 u. a. (vergl. auch 475 u. 672).
537. (G 8) hus to Rymbeke (westene upper Kamstrate) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 22.
Vielleicht kommt daher die heutige Bezeichnung Riemengasse (in dem alten Mühlerschen Plan Reimengasse).
538. (K 10) am Saamann — Kat. Ko — A.
539. (G 8) Saltgasse — alte Karten — um 1700.
540. (D 7) Salzlacke — Kat. D — W u. V.
541. (E 3) im Sattlerbusch — Kat. L — A.
542. (G 6) Schäfers Kamp = Lohkamp (vergl. 408) — Kat. D.
543. Scharmaitland — um 1800 Einteilung der Schützen-Komp. in Ardeyer, Plattbräuker und Scharmaitländer (vergl. 16 u. 489).
544. (D 4) Auf dem Schemels — auf der Schemmelsche — Kat. De.
545. Schenkbeersgasse — alte Karten um 1700 — Lage unbekannt.
546. (E 4) auf der Schippe — Kat. L — A.
547. (G 8) im (am) Schloßmacher — Kat. D — G.
548. (J 10) auf Schmalzklei — Kat. D — A.
549. (D 7) Schmemannskamp — Kat. D — A bezw. V.
550. (D 5) Schnabelwiese — Kat. H — W.
551. (D E 4) auf dem Schöppingskamp — Schüppenkamp — Kat. De — A.

552. (C 5) Schürzband — Kat. H — V.

553. (G 8) Schuhbänke — to den schogedemen (den Schuhbuden — Schuhhof auf alten Karten — auch der Corduanische Schohoff (vergl. Kordewaren hove 351) — 1241 — U. B. I Nr. 78 (vergl. auch Dort. Beitr. XXIV S. 24).

554. (C 9/10) im Schuppental — Kat. Do — V u. W.

555. Schüren — by Schuren — Schurre Veltmark — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 124 u. a. — Ortslage.

556. Schürer Berbaum — ghensyd Schure Berbome — 1393 — Lage unbekannt (vergl. 35).

557. (H 8) am Schürweg — Schurren weg — op dem Scurre weghe — 1393 — D. A. 1100a Nr. 26 — A.

558. am Schürer Steinbruch — der Schurren kule — 1393 — A.
Wohl der große Steinbruch in der Gemarkung Schüren.

559. (H 10) am (oberhalb dem) Schwaben — Kat. D — W u. A.

560. (G 7) Schwanenturm — und später danach die heutige Bezeichnung Schwanenwall — alte Karten — 1420 — Heynemann tom Zwanen (vergl. Dort. Beitr. XXIV S. 243).

561. (H 7) am Schwarzen-Kamp — Kat. D — V (vergl. 95).

562. (G 8) Das Schwarze-Kloster — alte Karten um 1700 — Dominikaner-Kloster, jetzige Probsteikirche (vergl. 115).

563. (F 6) Schweinefuhr — Kat. D — V u. W.

564. (F 3) im Schwienstert — Kat. L — A.

565. (E 3) Seelacker (Solacker) — Kat. L — A.

566. (J 9) (am) (der) Semerteich — dey (bi der, op der, upper) Semere (Zemere) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 22 u. a. — A.

567. (H 7) am Siecken — am Siefken (in der Niederung, der Senke?) — entstellt auch: am Sevekenskamp — Kat. D — V.

568. (H 8) am (hinterm) Siechenpfade — Kat. D — A.
Auch wohl Grendelpfad (von Grendel = Riegel, Abschlußtor) (vergl. 198).

569. (J 8) am Silben — am Silbengarten — Kat. Ko — A.

570. (J 2) (im) (kleinen) (großen) Siepen — Kat. Ke — W
Siepen ist ein wasserreiches, enges Tal — Grügelsiepen ein unheimliches Tal (Hof bei Aplerbeck).

571. (D 8) Siepenmühle — auch Hahnen- und Vemerenmühle, Knipsackmühle, Wanemole — to Sybem Molen — 1393 — D. A. 1100a Nr. 8 (vergl. 213, 335, 639).

572. (G 10) Slepwech to Meldinchusen — 1393 — D. A. 1100a Nr. 6.

573. (H 10, C 9) am Schleppwege — Kat. D u. Do — A.
Allgemeine Bezeichnung für Wege, auf denen (besonders) Kohlen geschleppt, (auf Doppelsäcken auf Pferden und Mauleseln) herangeholt wurden.

574. (E 8) an den (by den) Slyncgen (tegen dat olde Rat) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a.
Oft werden so die Drehkreuze in den Einfriedigungen der Landwehren — auch drehbare Schlagbäume in den Durchgängen der Befestigungen — bezeichnet, während sie sonst Triesel, Trisse genannt wurden. Auf dem Markt stand eine Trisse (ein drehbarer Käfig), in dem Händler bei Betrügereien zur Strafe getrisselt wurden.

575. by dem Slypstene (by der Empscher) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 11 — Lage unbekannt.

576. Sobbinchof (in Dorstfeld) — 1336 — Lage unbekannt.

577. (F 10) auf dem Sonnenblick — Kat. D — A u. W.

578. (G 8) Sonnenschein — (ein Viertel) van dem Sonnenschine — 1393 — D. A. 1100a Nr. 1.
Von der Bezeichnung des Grundstücks am Sonnenschein, die übrigens auch heute noch nicht ganz untergegangen ist, rührt die Straßenbezeichnung: Sonnenscheinsgasse her.

579. (E 3) auf dem Sorge — Kat. L — A.

580. (J 8) am Sölderwege — Kat. D — A.

581. (J 7) (vorderste) (hinterste) Spähenfeld (Spaenfeld) — up dem Speden-Velde — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 9 u. a.

582. (G 8) Haus zum Spiegel am Markt — hus ton Speyghele — 1389 — D. A., Urk. Nr. 896 — vergl. Dort. Beitr. XIX S. 59 u. folg.

583. (D 4) über (unter) Spiekersweg — Kat. De — A u. Hf.

584. (B 9) auf dem Spiekufer — Kat. Do — A.

585. (F 3) Spielbrink — Kat. L — A. Vielleicht = Stoppelbrink (vergl. 603).

586. (J 10) am Stadtwege (Staadweg) — Kat. D — A. u. Gärten.

587. (G 7) Stegerepshof — dey steyghereps hoeve (buten der Kokelaken porten) — der Reichsschultheißenhof 1393 — D. A., B. XIV Nr. 1 u. a.

588. (D 8) auf der Stennert — Kat. Do — A bezw. Hof.

589. (F 3) Steinacker — Kat. L — A.

590. (A 7) am Steinbrink — an dem (up dem) Steynbrinke (binnen u. boven Korne) — 1393 — D. A, B. XIV Nr. 22 u. a., auch anderswo z. B. in Rahm. — Kat. R-W.
brink = ansteigende Fläche, später unbebautes Land — brinksitter.

591. (G 11) an der Steinern-Brücke — an de Steynen-Brügge — Kat. D — W.

592. (H 8) am Steinern-Kreuz — Kat. D — A u. G.
Vergl. 100 u. 358.

593. (F G 10) am Steinern-Turm — am Ste(y)nen-Turm — Kat. D — A.

594. (H 8) am Steinweg — Steenwegh — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 1 u. a. — Kat. D — A.

595. boven der Stickekissen (by der Stycken Kyssen) — 1393 — D. A, B. XIV Nr. 3 u. a.
(auch tor Stillen Kisten) Lage nicht genau bekannt, wahrscheinlich südlich vom südwestl. Friedhof (vergl. Dort. Beitr. XV S. 193).

596. (G 3) Stiel — Kat. E — A.

597. (G 8) Stiepelsturm — alte Karten der Befestigung um 1700.

598 (F 4) am Stiefkamp — Kat. L — A.

599. Stiepelmanns-Kuhle — Stipelmanns kuhle — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 17 u. a. — Lage unbekannt.

600. (K 8) an der Stigskuhle (entstellt aus Stichts- oder Stiftskuhle) — Kat. Ko — A u. G.

601. (J 6) Stockheide — Stockhey — Kat. D — A, V und Heide.

602. (G 4) am Stoppelheck — Kat. E — A.

603. (F 3) am Stoppelbrink — Kat. L — A.
Vergl. 585.

604. tegen den Storkes-torn (starker Turm?) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 143.
Lage unbekannt.
605. (H 2) im Strick — Kat. Ke — A.
606. (F 3) auf dem Stründeck — Kat. L — A.
607. (G 7) Stubengasse — Stovengasse (en hus dat dey stove is) — 1393 — D. A., B. XIV 60 u. 64 — alte Straßenbezeichnung.
608. (C 9, D 6) am großen Stück — Kat. Do — A. — Das große Stück — Kat. H. — A.
609. (G 8) Südwall — Kat. D — neue Wallbezeichnung zwischen dem Neuen- und Wißstraßentor.
610. (D 5) (in der) Südwiese (Südkamp) — Kat. De — W.
611. (G 2/3) in der (im) Sügel (Süggel, Soppel, Soppelwiese, Stoppelberg, Soppelberg, Siegelberg, Süg(g)elberg) — vielleicht auch Suderik oder Suderk, vergl. Dort. Beitr. XIX S. 31 u. 32 — Kat. Ke u. E — H, A u. W.
612. (F 11) das Sümpfchen — Kat. D — W.
Die Kohlengruben Sonnenblick, Brautkammer und Ambusch, denen später Sümpfgen folgte, sind 1815 als Gewerkschaft Friedrich Wilhelm vereinigt worden.
613. (E 6) (im hintersten) Sunderfeld — Sonder-(Sunder-) Velt — 1714 u. Kat. D — A.
614. (E 6) Sunderholz — Sunderholt — 1475 (vergl. Dort. Beitr. 1892 S. 140) — H.
615. (E 7) Sunderkamp — Kat. D — A u. V.
616. (C 9) am Surk — Kat. Do — A.
Vielleicht = Suderk, vergl. Dort. Beitr. XIX S. 32 Anm., vergl. 611.
617. Syburgerstraße — an Syberger wege — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 154 — Ob Hohestraße oder Limburgerstraße, ist unbestimmt.
618. (J 7) (am) Tecklenborn — Kat. Ko — V.
619. (F 4/5) im (beim) Telgenkamp — Telgenkamp buten des Wredenbome — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 6 — Pflanzgarten.
620. (F 4) auf Teipel — Kat. L — A.
621. (E 10) die Teite — an der (to der, boven der) Toyte (Teuten) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a. — W u. A (= spitz zulaufendes Land?)

622. (F 10) am Toyten wege — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 121 u. a. (vergl. 443) — A u. W. — in der Toyten mole — 1393 — (vergl. Hopmanns Mühle 277).
623. (C 9) im Tief(en)tal (das tiefe Tal) — (Defdale vergl. 104) — Kat. Do — A.
624. (H 2) Tieracker (Tiergarten) — Kat. K — G.
625. (D 5) Tilgen (Telgen?) — Kat. H — V u. Bruch.
626. (G 8) Töllnerpforte — Tolners porten — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 51 — Tor in der alten Stadtmauer.
627. (G 8) Töllnerstraße — Tolner Strate — alte Karten u. 1700 — (ist nicht die heutige Töllnerstraße sondern der südliche Teil der heutigen Rosentalstraße).
628. (D 8) Totenkamp (auf'm Töttenkamp) — Kat. D — A. Wohl schon älter, vergl. Dort. Beitr. XI S. 186. — Vielleicht = Toyten(Teuten-)kamp (vgl. 621).
629. (H 8) an der Tränke — Kat. D — Gärten.
630. (D 8) am Trippenheuer (Treppenheuer) — Kat. Do — A.
631. (D 8) auf'm Turm — Kat. Do — A.
632. (D 9) auf der Twerskuhle (Thwerkuhle) — Kat. Do — A.
633. (F 7/8) auf der Übelgönne — Kat. D — (verrufener Ort).
634. (B 6) Übergrüne — Kat. R-W — V. Vielleicht auch entstellt aus Übelgönne, da die Bezeichnung auch an anderen Orten vorkommt.
635. (H 7) Varnhagens-Insel — Kat. D — V u. W.
636. (E 10) Varsemsmühle (auch Diekmühle genannt, vergl. 112).
637. (F 9) Veigenland — 1368 — U. B. I Nr. 817 F — A u. G.
638. an der Vehmlinde (Fehmlinde) (vergl. 396 an der Linde) — Kat. D — G.
639. Vemerenmühle (auch Siepen- oder Hahnenmühle genannt, vergl. 213, 335, 571, 654), (wohl nach einem Besitzer benannt — Joh. von Vemern Dort. Beitr. XV S. 202).
640. (G 4) auf dem Vergeßen — Kat. E — A.
641. im Vicariengarten — Kat. D (auch Papengarten genannt, vergl. 479) — G.

642. Viehgasse (Oster- und Westerviehgasse — heute die Weißenburger- und die Sedanstraße) — Vogegoitten (Voghegotte, Veghestrate) — 1393 — D. A., B. XIV 107 u. a. (vergl. 474, 673).

643. (D 6) Viehhäuserfeld (Viehschauacker?) — Kat. H — Gärten.

644. (E 10) an der Vogtskuhle — Kat. D — W.

645. (J 9) auf der Voßkuhle — upp Vossekulen (opper Vosseskulen) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 4 u. a. — A.
Es erscheint zweifelhaft, ob nach dem Fuchs oder einem Eigennamen Voß entstanden,

646. (D 8) Voetenkamp — Kat. Do — W u. V.
Vöhde ist Bruchland mit Hafer, in Wechselkultur mit Weide; bezw. langjähriger Dreisch mit mehrjährigem Hafer, vergl. Dort. Beitr. XI S. 231.

647. (D 4) an der (in der) Vogelrute — Kat. De — A.

648. (G 1) Vrilinghausen — Vrilinghusen — 1758.
Ein Gut, an dem der Vriling das Näherrecht hat — hier das zweitgrößte Gut im Brechten, vergl. Dort. Beitr. XXI S. 128 u. 136.

649. (G 8) Faulegasse — Vulegasse — alte Karten um 1700.

650. (K 8/9) Waldental — in dem Waldendal (Woldendal) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 171 u. a. — A.

651. (F G 8) am Wall — hinterm Wall — Wallgraben — Kat. D — Wallgräben.

652. (H 2) in der Waltenbecke — Kat. Ke — A.

653. (D E 9) am Wambeln — Wanebele — by Wanemele auch Bannebele — 1393 — D. A. 1100a Nr. 4 u. a. (nicht mit der heutigen Bezeichnung Gemeinde Wambel zu verwechseln) — A u. W (vergl. 24).

654. Wanemole (auch Banemole) — op Wanemoler weghe — (auch Hahnenmühle genannt) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 26 u. a. (vergl. 213, 335, 571, 639).

655. (E 9) an der Wasserfuhr (von Wasserfurche) — Kat. D — A.

656. (F 8) Weddepoth — Weddepote — 1393 — D. A. 1100a Nr. 26 — alte Straßenbezeichnung nach dem Eigennamen.
Es soll früher in Dortmund vier große Wasserbehälter (Schwemmen, Brandteiche?) gegeben haben, die W. genannt wurden.

657. (F 3) Wegescheidt — Kat. L — A bezw. Rain.

658. (K 10) Weingarten — by den Wyngharden — des Greven Wyngart — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3 u. a. (vergl. Dort. Beitr. XXIV S. 43) — G, in denen wohl zuzeiten Wein gezogen wurde.
659. (G 8) Weinhaus — 1506, Chroniken 374 — am Westenhellweg.
660. (J 2) im (in den) Wenigern — Kat. Ke — Waldwiese.
661. (G 8) am Wenkerswall — Kat. D — G.
662. (C 6) Wenge — Kat. H — Hf u. G.
663. (F 3) auf der Werferstraße — Kat. L — A.
664. (H J 2) auf dem Welschefluß — Kat. Ke — A.
665. Werstraße — Werstrate — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 103 u. a.
Es ist zweifelhaft, ob die heutige Weberstraße gemeint ist, und ob nicht von dem Eigennamen B(W)erstrate die Bezeichnung abgeleitet ist.
666. (A B 7) Westenfeld — Kat. R-W — A u. V.
667. (G 8) Westenhellweg — Westen amme Helwech (Helwege) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 155 u. a. — alte Straßenbezeichnung (vergl. 241 u. 467).
668. (F 8) (vor dem) Westentor — Westen Porte — westene vor der Porten — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 154 — A u. G.
669. (F 8) zwischen Westen- und Wißstraßentor — Kat. D — Wall u. Gärten.
670. Westerbauerschaft — Westerburschap — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 63.
Es gab drei Bauerschaften: Öster-, Wester- und Burgbauerschaft (vergl. 59 u. 463.)
671. (F 6) (vorderste, hinterste) Westerholz (am Westholze) — Kat. D — V u. H.
672. Westerreuterwarte — 1393 — D. A. 1100a Nr. 3 (vergl. auch 475 u. 536) — Lage unbekannt.
673. (F 8) Westerviehgasse (heute Sedanstraße genannt) (vergl. 642).
674. Wevelsberg (Kotten in Brechten bei dem Hedeger) — 1427 — vergl. Dort. Beitr. XXI S. 127.
675. Wickesweg — Wykes weg — 1431/32 — vergl. Dort. Beitr. XXI S. 30 — wohl in der Gemarkung Brackel.

676. (D 8) am Wickelswege (am Ficklerwege, am Winkelsweg) — Kat. Do — A.
677. (F 8) (auf den) Wickede — Gärten — Kat. D — D.
678. Wickede-Mühle (auch Mortmühle genannt) (vergl. 440).
679. (G 8) to Wyckede (hus to W....) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 1.
1377 hat hier Kaiser Karl IV. gewohnt.
680. (F G 4) im Wiedecker — Kat. E — A.
681. (D 5) Wiemersdieck — Kat. H — V u. Bruch.
682. (D 6 u. D 7) der (hinterste, vorderste) Windhaken — Kat. Do u. H — W u. V.
683. Windmühle — auf dem Windmühlenberg an der Martinskapelle — auch Westentormühle oder Hovelermühle genannt (vergl. 279 u. 442) — 1393 — D. A. 1100a Nr. 1.
684. (G 7) die Windmühle auf dem Berge (op der Borg) — ist bereits 1457 abgebrochen (vergl. 36).
685. (E 5) (breite, lange, große) Wiese — Kat. D — W. Auch der Neuekamp genannt (vergl. 203, 451).
686. (H 9) an der Windmühle (an der Kronenstaße) — spätere Kat.-Bezeichnung — A.
687. (E 4 u. E 3) im Winkel — Kat. De — A.
688. (B 7) auf dem Winkel — Kat. L — A.
689. (C 5) an der (auf der) Wispelbreite — Kat. H — V u. A.
690. (G 8) Wißstraße — Wistrate (Wystrate) — 1393 — D. A., B. XIV Nr. 154.
691. (G 8) Wißstraßentor — Wistrate porte — 1393 — D. A. 1100a Nr. 2 — vielleicht auch Hoerporte. Vergl. 254.
692. (G 4) Wittebusch — Kat. E — H bezw. A u. G.
693. (E 3, G 8) auf der Wo(o)rt (Worde, Worth) — Woirt, Woert — „Wilsen"worth, „Broder"worth, „Mönchen"-wort (vergl. 74) — Allgemeine Bezeichnung für eine Hofbesitzung, die Hausstätte, den Hausplatz — Worde = area — 1349 — Kat. D u. L — Hf.
Es heißt bei der Aufzählung: Acker, Wörden und Gärten (vergl. Dort. Beitr. XVIII S. 255 u. XXIV S. 69 u. 319).

694. (G 8) Wüstenhof — Woestenhoff — alte Karten um 1600 — alte Straßenbezeichnung.

695. (D 4) am Wolfgraben (am Wulfsgraben) — Kat. De — A u. Hausg.

696. (G 3) Wülferich — Wülbering (auf dem Wullering — an dem (auf dem) Wulferich) — 1431 — (unmittelbar südlich des Gräfingholzes, beiderseits der Landstraße, benachbart dem Hedeger) (vergl. 225), vergl. Dort. Beitr. XXI S. 111 — 1708 wird die Straße auf dem Wulfering verbessert (vergl. Dort. Beitr. XXIII S. 10 — über die Lage vergl. auch Dort. Beitr. XIX S. 29 — auch Kat. E — A.

697. (H 3) auf dem (langen) Zaun — Kat. Ke — A.

698. (F 4) am Ziegelofen — Kat. D — G.

699. (J 8) am Zippen — Kat. D u. Ko — A.

700. (C 9) am Zwieberge — Kat. Do — A.

Der Bartholomäustag im rheinischen Volksbrauche.

Von **Dr. Jos. Müller,** Bonn.

Der Bartholomäustag gilt im deutschen Volksbrauch vielfach als Herbstbeginn. Von nun an wird den ländlichen Arbeitern kein Vesperbrot mehr gereicht, und der Schäfer legt die leinenen Kleidungsstücke ab.[1] [2])

---

[1]) Sartori, Sitte und Brauch 3, 243.

[2]) Die Kurzformen von Bartholomäus im Rheinischen sind folgende: bārdəl, bǫadəl, bārts, bę̄rt (im mfr.). Aus bātələmīvəs (-mībəs) entstand mīvəs, mēvəs, mībəs, müvəs, mip, miəf, mēf, męp(kə) (alle rip., nfr.). Aus bātələmeiəs (boamīs) entstand meiəs, mīs, mīsjə, mēs (Sentərmēs), davon die Eigennamen Meisen, Meesen, Miesen. Die Kurzformen dienen mit adjekt. zusammen als Schimpfworte: fǫulən bartəl, šosbartəl; jękə, šę̄lə, drękəjə mībəs, klętsmībəs (mit Triefaugen). — B. Josef wird zu mīsjūs (Aach.).

Dies besagt auch der rheinische, vielfach wechselnde Spruch:

Bartələmīs (⏑ ∪ ∪ –) fərbēt[3]) botər on kīs[4]), lengə botsə[5]) on štrūhōt (rip.):

auch kürzer:

B. fərbit də wīsə botsə on də štrūshōt (mittl. Erft)

und mit zweifachem Prädikat:

B. špārt botər un kīs, fərbēt lengə botsə on štrūhōt (Eusk.-Dür.).

Bǫrtələmīs fərbīt[6]) botər un kīs[7])
un al fērǫuərə (Vieruhren-) gəfrīs.[8])
(Daun-Tettscheid; Ottw.-Scheuren.)

Genauer unter Verteilung der Rollen an Bauern und Hirten:

Bǫrtələmīs fərbēt də bǫuərn də kīs,[9])
vərbēt dən hērdən dat metəsgəsīs (Mittagsgesäße).
(Wittl.-Spang-Dahlem.)

B. bəbēt də botər un də kīs,
dəm hēt də leinən kīdəl (Wittl.-Binsfeld).

---

[3]) Statt fərbēt auch špārt (Reifferscheidt, Meckenheim, Scheiderhöhe, Volmershoven, Oberdollendorf, Gerolstein, Sinzig). — Statt špārt: špārt mǫ (man) (Laubach-Eifel); špār (imper.) (Brüggen).

[4]) dər wēchə kīs (Aach.), dər frešə kīs (Aach.). — Auch ohne die Fortsetzung kommt der Spruch vor: Baortələmīs fərbēt botər on kīs (Wittl.), — fərbütt — (Eupen). — In anderer Reihenfolge: Zent Batələmīs fərbükt də štrühöt, də wisə botsə on dər nomedāgskafī (Montj.). — štrūpopə on lengəsęk (Eusk.).

[5]) wīsə hǫsən (weiße Strümpfe) (Aach.), wīsə strömp (Bergh.), lenge hǫsə (Brüggen).

[6]) hērt op (Wittl.), fris (Niedermendig).

[7]) vęraurəkīs (Bernc.-Lösnich), halvərǫndskīs (Bitb.-Nasingen).

[8]) nometəsgəfrīs (Prüm-Mützenich).

[9]) dəm bǫuər dat fīrūrbrūt un dəm šęfər dən štrīhōt (Neuw.-Gladb.).

Auch hier kürzere Formen:

Bartələmīs hǫ̈lt dəm kǭjong[10]) dən kīs (St. Vith).

Dazu treten Sprüche, die auch den Mittagsschlaf verbieten:

Bartələmīs špārt botər on kīs, fərbēt tsə nondər[11]) on alən dondər,[12]) lingə strömp on štrūhǭt (Königsw.)[13]).

Auch kürzer:

Möt Bartələmeisdāgh hūrt də enungər op (Viersen).[14])

B. fərbüt dər ongərə, dər drachtərongərə (Dormagen).

Bartələmīs fərtreibt də bǫrwəsə fīs un də fīrǫurəštekər (St. Goar).

Mit Einschränkung:

Bartələmēs fərbeit də botər un də kēs
St. Plein darf ət nǫch ə pankēchəlchə sein.
(Oberemmel-Saar.)

Scherzhaft fortgesetzt:

Bartoləmę̄s fərbeut botər on kę̄s, vīrūrəbrūt, leinə štrömp on štrūhǭt, on dū hęt də mę̄d gesǭt; och də vīərdə bǭʳt (Bürde). (Neuw.-Leutesdorf.)

Noch vor 30 Jahren wurde in der Eifel diese Regel streng beachtet. Vom 24. August an gab es nachmittags nichts mehr zu essen und zu trinken. Diese Einschränkung dauerte bis Ostern im folgenden Jahr, mochte dieses nun früh oder spät fallen. Doch traf diese Regel hauptsächlich nur Tagelöhner und Gesinde.

Am Niederrhein sagte man: B. werden zu Neuß zwei festgesetzt, die erst übers Jahr am 1. Mai wieder loskommen, nämlich der enuhr' für die Knechte und das Butterbrot für

---

[10]) dən hīrdən (Malm.-Emmels).

[11]) nondər = ondərn — undərn ‚Mittagsschläfchen halten'.

[12]) Bezieht sich auf die Ansicht, daß Gewitter auf B. schlechten Herbst ankündigt (dondər = Donner).

[13]) B. fərbeit dər ōəngərə on dər frešə kīs (Aach.-Merkstein). — də midāgsunərə (Soest-Mosel).

[14]) də enongər ös ut (Kempen), — də nuərə es ut (Geldern).

die Mägde (Heimat 1876, S. 42). Um die Einschränkung an Butter und Käse zu entschuldigen, sagte man:

Bartolomēs, də kou es męs (trocken),
štęt em štal un get kę keis (Bernc.-Dhron).

Bardolomę es rem, šmęar də bodər den (Sgld.).

Auch in andern Bauernregeln tritt uns der Bartholomäustag als Herbstanfang entgegen:

St. Lurenz (10. Aug.) tsō Bārtəl sęt: šūr, Bārtəl šūr, ən 14 dāgh ös ət an dīr (Dransdorf).

Heit ist Bartlomę, węr kǫrə hǫt, dər sę, wər hāwər hǫt, dər ręf, wər ębəl hǫt, dər bręch (St. Wendel),

Mit Fortsetzung: węr nüs hat, dər šil, węr gęlt hat, dęr kling.

Bādələmē, węr kǫrən hat, dęr sę, węr ębəl hat, dęr bręch, węr grumət hat, dęr ręch, un wēr ən wil hērə krachə, mus ən an bādələmēsdāgh machə (Kreuzn.).

Auch allein für die einzelnen Herbstarbeiten tritt der B. auf:

Bartələmī — būər sī (säe) (Dülken).

Op batələmībəs es kēnə apəl on ken bīr mī tsə jrōn (Bergh.).

Op Bartolomeus gen ębəl on bīrən seis (Saar). — kimt salts un šmalts in də ępəl (Saarbr.).

Wer will hēre grumet krachə, mus ən am bardelemēssdāgh machə (Kreuzn., Saarbr., Ottw.).

Diese Bedeutung des Tages hat wohl auch einige tabuartige Anschauungen und Gebräuche gezeitigt.

Im Siegerland sagt man, wenn zur Zeit des B.-Tages das Korn sich legt: Bardolomę gēat durch ət koarn. Einen sehr großen Fuß nennt man daher Bardolomęfōs und einen sehr großen Schuh B.-šô.

Nach B. ißt man keine Brombeeren mehr: denn węn B. ovər də brombērə gəkrōpən es, dan sin dər wörm in (Kevelaer); am Bardələmęsdāg kamər də šwartsbīrən nəmī ęsən, dan hat dər deiwəl ən hout driwər gətsoh (St. Wendel-Absweiler). Die bǫartələmīsbotər hält sich ungesalzen gut und hat besondere Heilkraft (Eifel).

Im übrigen ist der B.-Tag ein in ganz Deutschland beachteter Lostag.

Wi sech də bartələmīs fərhęlt, su es fūər ə fīərdəljōhr ət wędər bəstęlt (allgem.).

Nach St. Bartolomäusgesicht meist dər ganze herbst sich richt (Saarbr.-Camphausen).

Wi Batələmüs də wönk stēt, esu blīf ər ə gants fīədəljǭr (Schleid.-Stolzheim).

Wi Lōrents on bartəl sent, wę̄rt dər hęrfs, of rou of lent (Dülken).

Sen Luarents on batəl šūn, ös ēnə jōdə hęrəs fürus tsə sēn (rip.).

Küt nǭ tsint mībəs šlę̄ch wedər, šreiə də bīrə: donərledər (Köln).

šūrən op bartlomę̄ brę̨ŋən hāghəl on völ šnē (Geld.-Wettin).

rę̨nt ət op Batolomē, šreit də būr: o wē (Lohmar).

rę̨nt ət op bartelmę̄sdāg, ət doch net fil šǭdən māch (Katzwinkel).

könt nǭ tsent mēwəs ə homəlwę̄ər, bəwār os för šā dər lēwən hę̄ər (Geilenk.-Grotenrath).

Gəwirər ,öm bartoləmę̄ brengen hagəl on och šnie (Saar).

Wę̨n ət bartələmīvəs rę̨əngərt, wört də hęrfs drüch on də ę̄rtę̨pəl gout (Dülken).

Rēn uf bartolomī, das dut də trouwə wī (Kreuzn.).

Də rēwə, dē fīr B. wāsə, krę̨chən nǭhę̄r (Mayen).

Sage und Legende in einem Moseldorfe.

Von **J. J.**

Der vorliegende Beitrag vermag der Sagenforschung unmöglich wesentlich neue Stoffe zu bieten, da die zu erörternden Gegenstände meist unter die Kategorie der sog. Wandersage fallen, also ihrem Hauptmotive nach weiten Kreisen des Volkes angehörend, von den verschiedensten Örtlichkeiten erzählt werden. Insofern jedoch auch die Wandersage trotz dieser Gleichheit ihres Motives bei jedesmaliger Lokalisierung in stets neuer Variation erscheint und so für die ewige Frische der Sage überhaupt einen Beweis liefert,

darf vielleicht auch die Variante in etwa Beachtung und Interesse beanspruchen. Daß immer der individuelle Charakter einer Lokalsage durch jeweilige geschichtlich und örtlich gegebene Voraussetzungen bestimmt wird, ist naturgemäß und geht auch aus jeder dem Banne Clüsserath angehörigen Sage hervor.

Mit der an so vielen Orten unseres Landes erzählten Geschichte von der wunderbaren Rettung der verfolgten Unschuld durch den kühnen Sprung in die Tiefe erklärt sich das Volk die eigenartigen Abdrücke in einem auf der Höhe zwischen Clüsserath und Trittenheim befindlichen Wackensteine. Es ist ein schräg gelagerter Block mit flacher Oberfläche von 2,70 m Länge und 2,25 m Breite. Die ziemlich regelmäßig runde Form, die nach der einen Seite hin eine kopfähnliche Ausbauschung erleidet, gibt den Umrissen des Steines Ähnlichkeit mit der Silhouette eines menschlichen Brustbildes. In der Gegend des Halses ist beiderseits je eine Furche und ungefähr im Mittelpunkt eine runde Vertiefung von etwa 10 cm Durchmesser, die sog. „Eselstrapp", eingegraben. Bereits ein Schöffenweistum von 1547 erwähnt die Eselstrapp als Orientierungspunkt für die Grenzen des Clüsserather Hochgerichtsbezirkes. Ob Natur oder Menschenhand dem Steine solche Form und Abdrücke verliehen, ob hier auf der einsamen Höhe, wo den Naturmenschen ein Ahnen des Unendlichen und Überweltlichen überkommen mochte, irgend eine heilige Stätte gewesen, der Stein also kultischen Zwecken gedient hat, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls mußten die rätselhaften Abdrücke sowie die eigentümliche Gestaltung, die heute noch jeden Beschauer durch ihre auffallende Symmetrie überraschen, den frühmittelalterlichen Menschen auf einen wunderbaren Ursprung hindeuten und zur Erklärung dieses Ursprungs anregen: Die runde Vertiefung war ihm die Spur eines Huftrittes; in kurzer Entfernung davon stürzt die Berglehne plötzlich jäh hinab, und damit waren die wesentlichen Elemente für die Legende vom Sprung in die Tiefe schon gegeben. Die Erzählung läßt eine christliche Jungfrau auf einem Esel vor einem heidnischen Verfolger flüchten. An der Bergkante angekommen,

sieht sie keinen andern Ausweg, als im Vertrauen auf Gottes Hilfe den furchtbaren Sprung zu wagen. Das Vertrauen wird belohnt; durch ein Wunder bewahrt, kommt sie unversehrt im Tale an. Das Tier hinterläßt den Hufabdruck. Der Anblick des Wunders bewirkt bei dem heidnischen Lüstling Bekehrung zum Christenglauben und Besserung des bisherigen Lebens.

Die wesentliche Übereinstimmung dieser Erzählung mit der bekannten Dreijungfrauensage von Auw (an der Kyll) ist sofort zu erkennen. Die Forschung sieht in diesen drei Schwestern drei keltische Gottheiten, die tria fata, von den Römern als matres, matronae verehrt, die Sinnbilder der treibenden Naturkräfte. Beim vordringenden Lichte der christlichen Lehre müssen alle nunmehr zu Dämonen gewordenen Götter des Heidentums die Flucht ergreifen. Dürfte man nicht nach Analogie dieser Erklärung auch in unserm Falle die Vorstellung von einer fliehenden Gottheit supponieren? Bei der Jungfrau von Clüsserath könnte man an die gallische Rosmerta, die in der Moselgegend viel verehrte Göttin der Fruchtbarkeit, denken, der zu Ehren man auf der Niederemmeler Höhe einen Tempel gebaut hatte, oder, was noch berechtigter wäre, an Diana, deren Relief in der Hinterwand des uralten Michaelskirchleins zu Clüsserath eingemauert war. Man kann wegen der geringen Größe des aufgefundenen Bildes seine bloß private Bedeutung vermuten, dennoch nennt das Visitationsprotokoll von 1609 die Michaelskapelle ausdrücklich einen gewesenen Dianatempel[1]). Durch Gregor von Tours wissen wir, welche Mühe es kostete, den Kultus der Göttin bei unsern jagdliebenden Vorfahren auszurotten. Auch für Clüsserath dürfen wir ihre Verehrung vermuten, jedenfalls war die Jagd von jeher eingefleischte Leidenschaft der Einwohner. Das angeführte Weistum räumt den Armen des Ortes völlig uneingeschränktes Jagd- und Fischereirecht ein: „den fisch vff dem sand, daß wildt vff dem land, was der arm man des kriegen kan in nutz vndt notturfft seiner nahrung“, und noch im 18. Jahrhundert klagt das Amt Pfalzel

[1]) De Lorenzi, Beiträge zur Geschichte sämtlicher Pfarreien der Diözese Trier S. 595.

bitter über das Übermaß in Ausübung der Jagd in Clüsserath, weil sie manchen Bürger „von seiner Haus- und Landarbeit ab- und in das erfolgte Unvermögen gezogen“ habe[2]).

Eine Umdeutung der vor den Verkündigern der christlichen Lehre fliehenden Jagdgöttin in eine christliche Jungfrau müßte sich nun, um bei unserer Annahme zu bleiben, im Laufe der Zeit vollzogen haben. In Wirklichkeit vollzog das Volk am Bilde selbst eine Verchristlichung durch Umwandlung in ein Hubertusbild. Farbspuren lassen heute noch das Kreuz zwischen dem Geweih der Hirschkuh und den Bart am Kinn der Göttin erkennen.

Daneben mochten auch die Einfälle der Hunnen und Normannen mit ihren Verwüstungen und Vergewaltigungen bei der Bildung der Sage Züge abgegeben haben. Es ist begreiflich, daß die Furcht vor den wilden Horden noch lange in der Volksseele nachzitterte.

Es waren vielleicht ähnliche dunkel fortlebende Erinnerungen an die Schrecken jener Ereignisse, die auch den Ursprung der Sage vom Tempelherrnschatz in der „Geldkaul“ veranlaßten. An dem haufenweise umherliegenden Bauschutt wird jeder die Spur menschlicher Siedelung erblicken. Die Form der vorgefundenen Dachziegel hat sich als die römische ergeben. Ebenso zeigt eine noch vorhandene Kupfermünze, welche die Pflugschar hier zutage gefördert, einen Imperatorenkopf. Ein geschichtlicher Ausgangspunkt für die Bildung einer Templersage wäre gefunden, wollte man annehmen, von den Hunnen- oder Normannenzügen zurückgebliebenes Gesindel habe sich hier in den verlassenen Räumen einer villa rustica eingenistet und von hier aus die Umgegend unsicher gemacht. Daß derartige Raubbanden in der Vorstellung der einen zu Raubrittern wurden, haben die Zustände der Raubritterzeit bewirkt. Im nahe gelegenen Neumagen machte sich um das Jahr 1310 der Ritter Friedrich von Numagen durch Beraubung der von Trier moselabwärts fahrenden Kaufleute zum Schrecken des Landes, bis Erzbischof Balduin ihm das Handwerk legte.[3]) Als dann im 14. Jahrhundert die Kunde von der

[2]) Trierische Chronik, VIII. Jahrg. Nr. 3 und 4 S. 54.

[3]) Bärsch, Der Moselstrom, S. 390.

Aufhebung des Templerordens, von der Einziehung ihrer Güter, von ihren angeblichen Verbrechen durch die Welt drang, war bei andern die Identifizierung von Raubrittern und Tempelherrn leicht möglich. Die Templer hatten einst hier das wüste Leben geführt, die reichen Templer die unermeßlichen Schätze hier aufgehäuft.[4])

Daß die Sage vom verborgenen Schatze gern um das alte Schatzgräbermotiv bereichert wird, ist begreiflich. Die Hebung des Schatzes ist nur vor Sonnenaufgang möglich. Peinliches Stillschweigen ist unerläßliche Bedingung. Manchen mochte es in Zeiten der Not zum Nachgraben verlockt haben. Und man erzählt sich auch von zwei Clüsserathern — ganz bestimmte Namen werden genannt —, daß sie sich zur vorgeschriebenen Zeit an die Geldkaul begaben, um nach dem Gelde zu suchen. Es wurde mit besonderer Sorgfalt das Stillschweigen beobachtet. Und wirklich, eine eisenbeschlagene Kiste kam zum Vorschein. Schon war der Schatz bis an die Oberfläche emporgehoben, als die nicht mehr zu haltende Freude des einen sich Luft machte in den Worten: „Jetzt ist gesorgt für unsere Kinder und Kindeskinder.“ Mit gewaltigem Poltern, das wie Hohngelächter klang, kollerte die Kiste in unermeßliche Tiefen hinab. Die erschrockenen Schatzgräber aber wurden von unsichtbarer Hand hinweggepeitscht. Seitdem hat es keiner mehr gewagt, zu graben nach dem durch Raub und Diebstahl angehäuften und darum auch von bösen Geistern gehüteten Klosterschatz in der „Geldkaul“.

Außerdem ist wie in den meisten Schatzsagen auch hier vom Gebrauche der Wünschelrute in Varianten die Rede.

Welcher Beliebtheit und Verbreitung sich die Templersage beim Volke erfreute, beweist, daß sie nicht nur vom „Tempelhof“ bei Löf an der Mosel oder von den Felsenkammern in der Nähe des Dörfchens Schutz im Tale der kleinen Kyll und vielen Orten unserer Gegend erzählt wird, sondern bereits in der Gemarkung des nahegelegenen Ensch unter fast gleicher Erzählung wiederkehrt. Der betreffende Distrikt wird heute noch „Kloster“ genannt. Auch hier

---

[4]) Ein in der Nähe gelegener Berg heißt noch der „Tempelberg“.

verdankt wieder der Flurname der Sage seine Entstehung, auch hier deuten zerstreut liegende Bausteine und Dachziegel den geschichtlichen Untergrund an. Die Sage ist in ihren Hauptmotiven die gleiche, nur der Bericht von in Gewölben lagerndem Wein, der in seiner eigenen Haut gehalten wird, während die Dauben der Fässer längst vermodert sind, kommt noch hinzu.

Schätze liegen an verschiedenen Stellen der Gemarkung Clüsserath. Ein Feuerchen oder eine Lage glühender Kohlen bezeichnet gewöhnlich die Stelle; ein riesiger schwarzer Hund mit feurigen Augen bewacht den Schatz.

Wie auch Grabsteine von Persönlichkeiten, deren Leben in ein geschichtliches Dunkel gehüllt bleibt, Anlaß zur Sagenbildung geben können, zeigt die Legende vom wunderbar geretteten Ritter von Hagen. Im gotischen Chor der Pfarrkirche ist der Grabstein mit der Abbildung des 1558 gestorbenen Richard von Hagen eingemauert. Daß der in der Kirche Bestattete auch ein Wohltäter der Kirche gewesen, war für das Volk nicht wahrscheinlich sondern ganz selbstverständlich, so selbstverständlich, daß die Sage ihn gleich zum Gründer der Kirche erhebt. Richard weilte lange in türkischer Gefangenschaft und wird nach inständigem Gebet zur Gottesmutter endlich befreit. Engel tragen ihn übers Meer in die Heimat. In dem Augenblicke, da er auf heimatlicher Erde niedergelassen wird, beginnen die Glocken plötzlich zu läuten. Man sucht die Gemarkung ab und findet den Ritter „hinter dem Wald". In feierlicher Prozession nimmt ihn die Gemeinde in Empfang und geleitet ihn in die Burg. Die Fußschellen, mit denen er gefesselt war, läßt er vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter zu Clausen aufhängen und ebenfalls aus Dankbarkeit für seine Befreiung die Kirche bauen. — Auch hier oft wiederkehrende Motive: Die wunderbare Übertragung in die Heimat, das Läuten der Glocken von unsichtbarer Hand.

Der Belohnung des Guten entspricht in der Sage die gerechte Bestrafung des Bösen. Und so weist auch die Clüsserather Sage eine Anzahl gebannter Frevler auf, die nach ihrem Tode umgehen müssen. Es darf nicht auffallen, daß zwei

Sagen den Grenzfrevel zum Gegenstand haben, denn naturgemäß waren und sind noch immer Ungerechtigkeiten dieser Art unter Menschen, die mit ihrem Grund und Boden so innig verwachsen sind, daß ihnen nicht nur seine Bebauung sondern auch seine Vergrößerung ausschließlich Ideal werden kann, keine Seltenheiten, und so konnte es kommen, daß die Sage sich mit diesem Falle ausgiebiger befaßt

Einer muß den Grenzstein, den er verschoben hat, vor sich hertragen und an jeden, der ihm begegnet, die Frage richten: „Wohin soll ich ihn stellen?“ Als ihm einst erwidert wurde: „Dort stell' ihn nieder, wohin er gehört“, entgegnete er: „Auf diese Antwort habe ich schon hundert Jahre gewartet“ und war zugleich von seinem Banne erlöst.

Die andere Sage berichtet: Vor vielen Jahren wurde zwischen den Gemeinden Clüsserath und Thörnich ein Prozeß um die über den Walddistrikt „Rudem“ verlaufende Banngrenze geführt. Clüsserath stand im Recht, aber ein Thörnicher, der Clüsserath das ihm zukommende Land durchaus nicht zuerkennen wollte, versuchte es, durch eine List die Gegenpartei einzuschüchtern und so mit seinen Forderungen durchzudringen. Insgeheim legte er sich etwas Erde von seiner Gemarkung in die Schuhe, verbarg unter seinem Hut einen Löffel und schwur auf dem strittigen Gebiete stehend, daß er, so wahr der „Schöpfer“ über seinem Haupte sei, auf Thörnicher Erde stehe. Wer so nicht nur Menschen sondern auch Gott hintergehen will, ist zu der weit härteren Strafe verurteilt, ohne jede Hoffnung auf Erlösung am Orte seiner Missetat umherirren zu müssen. Ein solcher wird zu einem bösen Geiste, der auch andern Schreck und Ungemach bereitet. Hier zeigt er sich als grauenerregende Spuckgestalt,[5]) dort führt er jemand in die Irre, anderswo stößt er ein vollgeladenes Holzfuhrwerk um: kurz, alles Unglück, das einem in dieser Gegend begegnen kann, hat das „Rudemsmännchen“ verursacht. Man wäre versucht, als Urtyp dieser Sage einen Waldgeist anzunehmen, erschienen solche nicht

[5]) Den einen erscheint er in Begleitung eines Hündchens, einen blechernen Hut auf dem Kopfe, andern wieder, die unmittelbar mit ihm in Berührung kommen, als körperloses Wesen.

stets als menschenholde Wesen. Auch wächst in dieser Waldgegend, wo die Natur des Ortes eine Verirrung leicht veranlaßt, ein „Irrkraut", das man mit den Füßen nicht berühren darf, wenn man den rechten Weg nicht verlieren will.

Ein umgehender Jäger wird auf der „Hetzerather Seite" gesehen. Obwohl es sich zunächst um den vielerorts vorkommenden gebannten Sonntagsjäger handeln kann, ist man doch berechtigt, in ihm Züge des ewig jagenden „wilden Jägers" wiederzuerkennen. Das im Dialekt noch erhaltene woudeshoor hängt zweifellos mit der Erscheinung des „wütenden Heeres" zusammen. Dumpfe, schreckenerregende Töne kommen wie aus einem woudeshoor. Bei hoor (Horn) hat man entweder an das wilde Getöse und Heulen zu denken, unter dem das Wotansheer durch die Lüfte rast, oder es handelt sich um eine Verunstaltung von „Heer". In Binsfeld. Dreis an der Salm u. a. Eifelorten erzählt man sich heute noch vom wuthesheer.

Auch die gebannte Kindesmörderin fehlt nicht. Da, wo der Salmbach den Ort berührt, wird öfters zur Zeit der Abenddämmerung eine Frau gesehen, die ein Kind ins Wasser wirft und dann unter klagenden Ausrufen die Flucht ergreift.

Ebenso wird dem Frevler an Kreuzen und Heiligenbildern seine Strafe zuteil. Ein altes Holzkreuz nahm ein Jude namens Daniel[6]) beim Holzsammeln mit fort. Schon lagen die Stücke im Feuer, als der fanatische Jude zu seinem Schrecken wahrnahm, daß sie von den Flammen unberührt blieben. Zugleich erhielt er auch schon heftige Hiebe, die solange andauerten, bis er die Stücke wieder aus dem Ofen nahm, sie zusammenfügte und das Kreuz an seinem Orte wieder aufstellte.

Mit dieser Erzählung wäre unsere Sammlung zu ihrem Abschlusse gekommen. Ist der Kreis, dem die Sagen angehören, auch ein enger, so weist er doch genügende Verschiedenheit der Motive auf, um einen Mikrokosmos seiner Art darstellen zu können. Als ein kleines System ethischer

---

[6]) Auch hier wieder die Erscheinung, daß eine bestimmte, älteren Einwohnern noch bekannte Person genannt wird.

Grundanschauungen der Vorfahren könnte man eine solche Ortssagengruppe ansprechen, denn in der Sage spiegelt sich ein gut Teil der gesunden Ethik unsers Volkes wider. Indes wäre es verfehlt, jedesmal den ethischen Grundgedanken einer Sage herausstellen, die Geschichte auf ihre „Moral“ untersuchen zu wollen. Die Pädagogik der Sage ist, obgleich sicherlich gewollt, doch eine so feine, daß sie ihre Lehre beizubringen weiß, ohne irgendwie lehrhaft zu werden. Sie ist eben im Grunde doch reines Werk der Dichtung, denn die Phantasie des Volkes ist bei ihrer Erschaffung zwar von örtlichen und geschichtlichen Voraussetzungen ausgegangen, bei ihrer weiteren Gestaltung jedoch frei dichtend verfahren. Die Sage ist deshalb auch Kunstwerk, aber in schlichtestem Sinne, denn der naive Mensch kannte nicht die Anwendung raffinierter Kunstmittel, und hätte er sie gekannt, sie wäre ihm zuwider gewesen. Die Sage ist unmittelbarer, ungekünstelter dichterischer Ausdruck völkischen Denkens und Empfindens ebensogut wie das Volkslied. Und gerade dieses Fehlen aller künstlerischen — nicht dramatischen — Effekte verlieh ihrem sittlichen Werte auch die sittigende Wirkung. Für jeden Unverdorbenen hat ihre kindliche Poesie unwiderstehliche Gewalt.

Kleinere Mitteilungen.

Amtliche Beförderung des Aberglaubens in Kurtrier im 18. Jahrh. Ein heute wohl ganz geschwundener Aberglaube machte in früheren Jahrhunderten das Eintreten einer Sonnenfinsternis für das Volk zu einem schreckhaften Ereignis. Man war überzeugt, daß während der Sonnenfinsternis Gift vom Himmel falle. Infolgedessen durfte man während der Finsternis nicht essen und nicht aus dem Hause gehn, oder doch nur, indem man den Mund mit einem Tuche verband, durfte auch kein Kraut und keine Frucht, die während der Finsternis im Freien waren, genießen, bevor sie durch den Regen gereinigt waren, auch das Vieh nicht auf die Weide treiben. Man schloß die Fensterläden und deckte die Brunnen zu.

Den Glauben des Volkes haben die Gebildeten geteilt. So führt Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, 3. Aufl. Berlin 1900, S. 301 amtliche Kundmachungen aus dem 17. Jahrhundert an, welche

auf die von der Sonnenfinsternis ausgehenden Gefahren hinweisen und Verhaltungsmaßregeln angeben. „Eine amtliche Kundmachung des Pfalzgrafen von Sulzbach vom Jahre 1654 befahl die Brunnen zuzudecken und das Vieh im Stalle zu behalten, und eine fürstbischöfliche Anordnung vom Jahre 1654 empfahl für die bevorstehende Sonnenfinsternis ein zwölftägiges Fasten, Gebrauch von Pillen, und verbot während der Finsternis zu essen oder zu trinken, weil Luft und Wasser vergiftet seien."

Für die unmittelbar dem dreißigjährigen Kriege folgende Zeit erscheint uns diese Verstrickung der Gebildeten in den Volksaberglauben begreiflich, Staunen aber erregt es, daß noch hundert Jahre später, nachdem seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts die Naturwissenschaften auch in Deutschland ihr Haupt erhoben und Zeitungen und Zeitschriften allerwärts die Einsicht in die Mechanik der Naturvorgänge verbreiteten, eine Regierungsbehörde, anstatt das Volk über die Irrigkeit seiner mit der Sonnenfinsternis verknüpften Vorstellungen aufzuklären, diesem ihrerseits die Gefahren der Sonnenfinsternis vorhielt, Verhaltungsmaßregeln anordnete und so das Volk in seinem Aberglauben bestärkte. Dieses Verhalten war der kurtrierischen Regierung vorbehalten. Das Trierer Stadtarchiv bewahrt unter Capsula F 100 den „Churfürstlich gnädigsten Spezialbefehl an Stadtmagistrat zu Trier puncto wegen der den 25. Julii 1748 sich ereignender sichtbarlicher Sonnenfinsternus zu verstopfender Bronnen, Pütz und nicht auszutreibenden Viehes". Er hat folgenden Wortlaut:

„Nachdemalen auf nächstkünftigen Donnerstag, als dem Fest des heiligen Jacobi, eine allgemeine, grose, sichtbare Sonnenfinsternus sich ereignet, wordurch besorglich vieles Gift auf dem Feldt und sonsten in die Pützen und Brunnen fallen dörffte, als wird von wegen seiner Churfürstlichen Gnaden unseres gnädigsten Herrn und Landfürst vätterlicher Vorsorg dem Stadtmagistrat zu Trier hierdurch ernstgnädigst befohlen, sogleich und angesichts dieses in der Stadt offentlich zu publizieren, daß auf nemlichen Tag zu Verhüt- und Abkehrung alles Unglücks nicht nur kein Viehe, es mag Nahmen haben, wie es wolle, zur Waydt ausgetrieben, sondern auch alle Pütz und Brunnen sorgfältigst bedeckt und verwahret werden sollen.

Decretum Ehrenbreitstein, den 22. Julii 1748.

Ex mandato speciali
eminentissimi domini Electoris
I. V. Wüest m. p."

Der „eminentissimus dominus elector" war der Trierer Kurfürst Franz Georg von Schönborn, der von 1729 bis 1756 regierte. Er war befreundet mit Friedrich dem Großen und auf anderen Gebieten, wie dem des Unterrichts, zeitgemäßen Neuerungen nicht abhold*), um so auffälliger und eine Mahnung zur Selbstprüfung ist die von ihm gutgeheißene Verfügung des Jahres 1748. Dr. G. Kentenich, Trier.

*) Kentenich, Geschichte der Stadt Trier, S. 564.

Leise tönt die Abendglocke. Von diesem Liede habe ich in meiner Liedersammlung 1907—09 vier voneinander abweichende Texte allein aus der Gemeinde Geistingen (Siegkr.). Ich gebe die Abweichungen von dem von G. Kentenich in der Zeitschr. f. rh. u. westf. Volkskunde 1916 Heft 1 S. 20 veröffentlichten Texte hier wieder:

Erste Aufzeichnung (von meiner Schwester Maria, aus dem Krankenhause Geistingen):

1. Str. 2. Zl.:

Und der Tag senkt sich zur Ruh.

2. Str.:

Durch das Kloster geht 'ne Nonne,
Angetan in schwarzer Tracht,
Betend für den armen Krieger,
Der verwundet in der Schlacht.

3. Str.:

Beide Beine sind durchschossen,
Und dazu der rechte Arm,
Denn er hat ja treu gefochten
Für das Vaterland so warm.

4. Str. 3. u. 4. Zl.:

Spricht: Mein Sohn liegt hier verwundet,
Möchte seine Pfleg'rin sein.

5. Str.:

„Gute Frau", so spricht die Nonne,
„Euer Sohn der lebt nicht mehr.
Eben erst ist er gestorben,
Seine Leiden waren schwer."

6. Str. 2. Zl.:

Hebt das Leichentuch hinweg.

Zweite Aufzeichnung (von meiner Schwester Elise) vor der mitgeteilten 1. Str. die folgende Str.:

In dem Kloster sind die Kranken
Hingebracht zur letzten Ruh.
Sie ertragen viele Leiden,
Gönnen ihnen keine Ruh.

Die von Kentenich veröffentlichten 2.—4. Str. verschmelzen sich hier zur folgenden 3. Str.:

Leise rauscht es durch die Halle
Und ein altes Weib tritt ein:
„Liegt mein Sohn nicht hier verwundet?
Möcht' so gern die Pfleg'rin sein."

Die folgende Str. wie die veröffentlichte 5., jedoch 3. Zl.:

Eben erst ist er gestorben.

Vorletzte und letzte Str. wie folgt:

Und die Nonne trat zum Bette,
Drückt' ihm sanft die Augen zu.
Deckt mit einem Leichentuche
Den verstorb'nen Krieger zu.

Und die Mutter trat zum Bette,
Riß das Leichentuch herab.
Einen Schrei und sie sank nieder.
Gräber grub für zwei ein Grab.

Die dritte Aufzeichnung (aus Westerhausen) ist verworren. Der Sänger hat den Text nicht richtig behalten und nach eigenem Gutdünken falsch zusammengestellt. Beachtenswert ist nur diese Stelle:

In dem Kloster sind viel Kranken
Aufgebett' (aufgebahrt) zur ew'gen Ruh.

Vierte Aufzeichnung (ebenfalls aus Westerhausen): Die 1. Str. lautet wie von Kentenich veröffentlicht, die 2., 3. u. 4. Str. lauten wie oben, erste Aufzeichnung, mitgeteilt. Aus der 5. Str. kannte der Sänger nur zwei Zeilen, die er wie folgt wiederholte:

Euer Sohn hat ausgelitten,
Seine Schmerzen war'n zu groß.
Eben hat er ausgelitten,
Seine Schmerzen war'n zu groß.

Die Singweise des Liedes war bei allen vier Aufzeichnungen die gleiche: sie stimmt mit der im angeführten Aufsatz veröffentlichten überein. Wilh. Schneider, Oberbuchholz-Oberpleis.

„Ziehung" (Aushebung auf dem Hunsrück). Die Sitten, die sonst von den jungen Leuten des Hunsrücks vor und nach der Aushebung beobachtet werden, sind auch in den langen Kriegsmonaten kaum vernachlässigt worden, es sei denn, daß die älteren Landsturmpflichtigen sie weniger beachtet haben.

Die Leute die ausgehoben werden sollen, kommen in die „Ziehung", wo sie zu einer Truppengattung „gezōh" (gezogen), ausgehoben werden. Am Tage der Aushebung ziehen die Burschen frühmorgens unter dem Gesange von Soldatenliedern nach der benachbarten Kreisstadt, wo die „Ziehung" stattfindet; die Leute, die tauglich sind, werden „angeschrīb" (angeschrieben, in eine Liste eingetragen). Alle jungen Leute, auch die nichttauglichen, schmücken sich nach der Aushebung die Hüte mit Bändern und stecken sich einen Strauß an den Hut und den Rock. Pfauenfedern als Hutschmuck werden oft beobachtet. Die langen Bänder, die am Hute hinten befestigt werden, haben meist rote oder schwarze Farbe, auch findet man grüne Bänder. Schwarze Bänder tragen meistens diejenigen Burschen, die „gezogen" wurden, während die anderen Farben von denen bevorzugt werden, die freigekommen sind oder zurückgestellt

wurden. Die Ausgehobenen stecken sich häufig kleine runde Papierschilde an den Rock, auf denen die Truppengattung, zu der sie tauglich befunden wurden, bezeichnet ist. Nach der Ziehung kehren die jungen Leute in ein Wirtshaus ein, meist in das, wohin man immer geht, wenn man in die Stadt kommt, wo zu Mittag gegessen und tüchtig getrunken wird. Früher ist es häufig vorgekommen, daß die Burschen, die auf dem Rückweg von der Aushebung durch das Dorf Holzbach (bei Simmern) kamen, mit den Dorfbewohnern Händel bekamen, weil sie es sich nicht nehmen ließen, den Holzbachern ihren Schimpfnamen „Bübert, Bēreflāre“ (Birnfladen) zuzurufen, ein Ausdruck, der auch heute noch für die Bewohner von Holzbach angewandt wird, weil dort viel Birnenkuchen gebacken wird, auch die Leute in Ohlweiler (bei Simmern) werden aus denselben Gründen so genannt. Seit den letzten Jahren werden indessen die Holzbacher nicht mehr durch Schimpfnamen von den „Ziehungsbörsch“ (Ziehungsburschen) belästigt, weil die Zahl der Strafmandate u. a. zu groß wurde. Es kam auch schon öfter vor, daß die „Ziehungsbörsch“, unter sich in Streit gerieten — Zwistigkeiten zwischen der Jugend einzelner Dörfer kamen öfter vor — und diese Zwistigkeiten wurden am „Ziehungstage“ ausgetragen. Kam es auch nicht immer zu Tätlichkeiten, so versäumten die jungen Leute wenigstens nicht, sich einander auszuschimpfen. Die Burschen, die aus Frohnhofen, Reich und Naunhausen kommen (die Orte liegen bei Simmern), sind die „Bäsendäler“ (Besentäler, Leute aus dem Besental, weil dort viel Besen gemacht werden), die Leute aus Schönborn (bei Kirchberg) sind die „Gādereisser“ (Gartenreißer, weil dort viel Birken wachsen, die als Gartenreißer verwandt werden); die „Tiefenbacher“ (Leute aus Tiefenbach bei Simmern) sind die „Walddeiwel“ (Waldteufel, weil sie nahe am Wald wohnen); den Leuten aus Schlierschied (bei Gemünden) ruft man „Kuckuck“ zu, weil man dort den Kuckuck am ersten hören soll, und die Leute aus Gemünden kommen aus „Nazareth“, weil es dort viele Juden gibt. —

Mit Gesang — oft sind die Kehlen von dem vielen Alkoholgenuß schon recht rauh geworden — ziehen die Burschen, die „aus der Ziehung kommen“, in die Dörfer ein. Früher ging eine Musikkapelle den Burschen bis zum nächsten Ort entgegen und geleitete sie ins Dorf zurück. Zunächst zieht der Haufe singend durch den Ort, von der Dorfjugend, die ihm schon entgegenzieht, freudig begrüßt und durchs Dorf begleitet. Den Mädchen und Kindern, die auf der Straße oder an den Fenstern sind, werfen die Burschen „Feierstän“ (Feuersteine = kleine viereckige Zuckersteine) zu oder die „Zuckerstän“ werden „in die Rabsch geschmiss“ (in die Höhe geworfen), worauf sie von den Kindern hastig gesucht und aufgehoben werden. Nach dem Umzug geht es in die Wirtschaften, wo bis in die Nacht getrunken wird. Walter Diener.

Wie man die Springwurzel erhält. In früheren Zeiten gab es im Sülztal, Nebental der Agger, Diebe, vor welchen weder Schloß noch Riegel standhielt. Sie bedienten sich der Springwurzel. Es ist

aber schwierig, dieselbe zu erlangen. Nur der Grünspecht weiß damit Bescheid, darum suchten die Diebe das Loch im Baume, wo ein solcher Vogel sein Nest hatte und schlugen einen Keil hinein. Der Specht, welcher zu Neste will, und nicht zu demselben gelangen kann, fliegt aus, die Springwurzel zu suchen, um mit derselben das Loch wieder zu öffnen. Die Diebe haben aber unterdessen unter dem Baume ein feuerrotes Tuch ausgebreitet. Der Specht kommt nun zum Schlupfloch zurück; vor der Wurzel springt der Keil mit Getöse heraus. Weil er aber die Wurzel keinem andern gönnt, läßt er sie auf das Tuch fallen, in der Meinung, daß es Feuer sei, in welchem sie verbrenne.

Auf diese Weise erhält man die Springwurzel. (Nach schriftlichen Mitteilungen von Karl Thomas in Olpe.) O. Schell.

Sühnekreuze im Bergischen. Am 11. Mai 1893 teilte Carl Thomas in Olperhof bei Cürten dem Unterzeichneten schriftlich mit, daß man an der Stelle, wo jemand ermordet wurde, ein steinernes Kreuz errichtete (m. vergl. des Verf. betr. Abhandlungen in der Monatsschrift des Berg. Gesch.-Ver. XXI, 13. 215). O. Schell.

Kurze Beiträge zum Volksglauben im Bergischen.

(Olpe.)

1. Wenn jemand Warzen an den Händen hat, so muß er dieselben über eine Leiche streichen, damit sie verschwinden.
2. Wirft der Maulwurf einen Haufen Erde aus einem Hause heraus, so muß einer aus dem Hause fort, wirft er aber einen Haufen Erde in das Haus, so kommt noch einer ins Haus.
3. Läßt die Hausfrau ein Messer, eine Gabel, oder eine Schere fallen und bleiben diese Gegenstände mit der Spitze in der Diele stehen, dann kommt Besuch.
4. Kommt ein Heerbrand durch die Luft zu fliegen, und er fällt in einen Schornstein, so brennt es über 7 Jahre dort. O. Schell.

Handschrift an den Galgen geschlagen. In den Protokollen des Konsistoriums (nunmehr Presbyteriums) der reformierten Gemeinde zu Elberfeld befindet sich unter dem 1. Juli 1657 folgende Eintragung:

„Peter am Scheid übergibt ein Zettelchen, welches ihm bei der Nacht an sein Haus gehangen worden, unter welchem diese Unterschrift steht, Werner Ottenbruch. Daher Peter gemelt. Werner vor das Konsistorium fordern lassen, vorgebens, daß Werner solches Zettelchen geschrieben und angeheftet habe. Darauf Werner geantwortet, und zu seiner Entschuldigung anbracht, 1. daß er nit schreiben könne, 2. daß er denjenigen, so solches geschrieben, vor einen Schelm und Dieb halte und halten wolle. Dabei auch Peter sich ausdrücklich erkläret, daß er solches Zettelchen an den Galgen wolle anschlagen lassen."

Diese kulturgeschichtlich wichtige Mitteilung hat auch eine große Bedeutung für die Volkskunde. Sie geht zurück auf sehr alte, ungemein

weit verbreitete Anschauungen der Völker der ganzen Welt. Im vorliegenden Falle war die Erreichung des Missetäters unmöglich. Auch sein Bild war nicht zu erlangen. Man mußte sich also mit seiner Handschrift begnügen und heftete diese am bedeutsamsten Schandmal jener Zeit, dem Galgen, an. Damit war dem Schuldigen nicht nur angedeutet, welche Strafe ihn eigentlich treffen müsse, vielmehr war damit der Glaube verbunden, man würde ihn mit diesem Vorgehen unmittelbar schädigen. Es spielt der oben schon angedeutete Glauben vom Doppelgänger hinein (der sich in manchen Überresten des Bergischen Volksglaubens nachweisen läßt), über welchen sich u. a. von Negelein im 5. Bande des Archivs für Religionswissenschaft (S. 1 ff., besonders S. 8 9) eingehend verbreitet hat.

Der letzte Satz unserer Mitteilung läßt übrigens den Schluß zu, daß ein derartiges Vorgehen nicht selten war und wahrscheinlich durch den Henker ausgeführt wurde. O. Schell.

Die Anbahnung des Liebesverhältnisses in Much und Umgegend. Ein heiratsfähiges Mädchen bei Much wird von 6, 8 und noch mehr jungen Burschen gleichzeitig besucht. Alle sitzen gemeinsam in der Stube und plaudern. Auch die Eltern des Mädchens sind anfänglich zugegen, verschwinden aber, wenn der Abend weiter vorrückt. Einer der Burschen nach dem andern verläßt die Stube und jeden geleitet das umworbene Mädchen bis zur Türe, wo er sich mit einigen Küssen verabschiedet. Dieses gemeinsame Werben wird so lange fortgesetzt, bis das Mädchen einen Burschen offenbar bevorzugt.

(Nach mündl. Mitteilungen vom Lehrer Friedr. Fütterer.)

O. Schell.

Kriegsweissagung. In Kempen (Rh.) erfuhr ich zu Neujahr 1916, der Krieg werde im Monat Mai zu Ende gehen, weil in diesem Monate zum erstenmal während des Krieges zweimal Neumond eintritt. Gleichzeitig gehe damit auch die andere bekannte Weissagung vom Friedensschluß zur Zeit der Kirschenblüte in Erfüllung. Wilh. Sieben, Viersen.

Berichte und Bücherschau.

Werner Manz, Volksbrauch und Volksglaube des Sarganserlandes. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 12.) Basel und Straßburg i. E. 1916. 162 S. Preis Fr. 6.—.

Was der Verfasser uns zu bringen hat, ist in zwei Hauptabschnitte gegliedert. Der erste, „Knabenschaften" überschrieben, umfaßt die Bräuche, der zweite, umfangreichere, den „Volksglauben" des Sarganserlandes. Was die Bräuche betrifft, so hat der Verfasser dadurch, daß er auf die

sonst gewöhnliche Einteilung nach dem Kalenderjahr verzichtet und statt dessen die mannigfache Betätigung der Knabenschaft in den Mittelpunkt seiner Berichte stellt, den inneren Zusammenhang besser zu wahren gesucht. Seine Mitteilungen sind reichhaltig und mit eingehenden Literaturnachweisen versehen, bei denen die Schweizer Volkskunde mit Recht bevorzugt ist. Auch sieben Bildertafeln (größtenteils Masken), eine Übersichtskarte des Untersuchungsgebietes und ein gutes Register sind vorhanden. Sartori.

Deutsche Dialektgeographie. Berichte und Studien über G. Wenkers Sprachatlas des Deutschen Reichs, herausgegeben von Ferdinand Wrede.

Heft XIV: Die rheinische Accentuierung. Vorstudie zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten. Von Theodor Frings. Marburg, N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1916. Subskriptionspreis Mark 2.60, Einzelpreis Mark 3.50.

Wir dürfen die vorliegende Arbeit als einen weitern, wichtigen Beitrag an dem großen Werke des Deutschen Sprachatlas bezeichnen.

Der Verfasser bemerkt selbst in der Vorbemerkung: „Das Accentkapitel, das ich vor vier Jahren den Studien zur Dialektgeographie des Niederrheins zwischen Düsseldorf und Aachen beifügte, war dem Zweifel an wichtigen Grundanschauungen der rheinischen Accentforscher entsprungen. Ich mußte es niederschreiben, ehe meine eigenen, abweichenden Meinungen ausreifen konnten. Die Vorarbeiten zu einer Grammatik der rheinischen Mundarten, die als Ergänzung des Rheinischen Wörterbuchs und als Interpretation eines Rheinischen Dialektatlas gedacht ist, haben inzwischen meine Ansichten geklärt. Die vorliegende Studie bringt sie in eine endgültige Form."

Es wäre dringend zu wünschen, wenn diese „endgültige Form" allgemein angenommen würde, selbst wenn hier und da Bedenken auftauchen sollten. Denn der Verfasser sagt weiterhin mit vollem Recht: „Die Vereinheitlichung der verschiedenen Transskriptionen, mit denen die rheinische Dialektforschung operiert, hat manche Schwierigkeit bereitet, vor allem weil Wert und Zahl der verwandten Zeichen mit dem Standpunkt der Forscher wechseln: der großzügige Dialektgeograph sucht das Charakteristische, der peinliche Ortsphonetiker das Inviduelle der Lautwerte zu erfassen. Diese Ungleichheit des Materials habe ich nach Kräften zu überwinden gesucht."

Eine eingehende Würdigung des bedeutsamen Werkes müssen wir uns hier versagen. Schell.

John Meier, Das deutsche Soldatenlied im Felde. Trübners Bibliothek, Band 4. Straßburg 1916. Verlag von Karl J. Trübner. 76 S.

Soeben ist dieses Büchlein im Druck erschienen. Es zeigt, daß der gewaltige Weltkrieg, der zwar vernichtend und umstürzend über die Welt im Sturm dahinbraust, auch neue Werte schafft. Nicht nur die

Fortschritte der Wissenschaft und Technik dürfen dabei beachtet werden, sondern auch die Erfolge auf ethischem und moralischem Gebiet. Größer und höher als das Ringen um materielle Güter steht der Kampf für das Geistige, für die Idee. Der Begriff „Vaterland" hat sich mit starkem, warmem Leben erfüllt, ist in den Mittelpunkt des Empfindens getreten. Die Begriffe Staat und Fürst, Vaterland und Heimat wirken naturgemäß auf die Lieder, die im Kriege gesungen werden.

Das ist das Grundthema der Ausführungen des Verfassers, das er mit psychologischer Vertiefung aufs packendste durchführt und zwar auf Grund einer großen Anzahl von Beantwortungen ausgesandter Fragebogen. So beruht die Arbeit nicht auf kühnen Gedankengängen, sondern auf lebensvollem Tatsachenmaterial, das vielfach wörtlich angeführt wird.

Welche Bedeutung solche Arbeiten, zur rechten Zeit vorgenommen, haben, lehrt schon die Tatsache, daß über die Rolle des deutschen Liedes im deutsch-französischen Krieg 1870/71 nur unzureichendes Material vorliegt. Darum hat der Verband der deutschen Vereine für Volkskunde den mit größter Freude zu begrüßenden Beschluß gefaßt, eine möglichst vollständige Sammlung der jetzt im Kriege gesungenen Volkslieder nach Worten und Weisen zu veranstalten. Jede Einsendung (an das Deutsche Volksliedarchiv in Freiburg i. B., dem Prof. John Meier vorsteht) ist willkommen. —e—.

Hellwig, Albert, Weltkrieg und Aberglaube. Erlebtes und Erlauschtes. Leipzig 1916. Wilhelm Heims. VII u. 159 S. kl. 8°. Preis Mark 2.40, geb. 3.20.

Von besonderem Reiz und höherem Wert ist vorliegendes Buch dadurch, daß der Verfasser, z. Zt. im Felde, aus dem Krieg selbst berichtet und eine große Menge der Mitteilungen das Merkmal unmittelbarer Frische des Erlebnisses an sich trägt, z. B. diejenigen über Amulette und Himmelsbriefe. Dazu ist vieles recht treffend aus anderen Schriften zusammengestellt und damit eine Übersicht über das ganze Gebiet des Aberglaubens in seinen Hauptrichtungen gegeben, soweit er mit dem Kriege in Verbindung steht. Nach allgemeinen Auslassungen über den Aberglauben im 20. Jahrhundert, dessen Entwicklung der Verfasser seit einem Jahrzehnt verfolgt, und über den Begriff und die Entstehungsbedingungen des Aberglaubens spricht er über den Kriegsaberglaube nach seiner geschichtlichen und psychologischen Seite hin, über Amulette, Himmelsbriefe, Prophezeiungen allgemeiner Art und besonders über solche, die das Geschick der Krieger betreffen, über Maßnahmen der Gerichte und Verwaltungsbehörden gegen Wahrsager und die Pflicht des Staates, gegen das Wahrsageunwesen und die abergläubische Schundliteratur schonungslos einzuschreiten. Das gut ausgestattete Buch sei warm empfohlen. K. Wehrhan.

Eduard Kück, Wetterglaube in der Lüneburger Heide (Niederdeutsche Bücherei Band 15). Hamburg 1915, Richard Hermes.

VI, 176 S. Geheftet 2 Mark, gebunden 2,80 Mark. Zum ersten Male wird hier von einem bewährten Kenner und Forscher der Volkskunde eine planmäßige Sammlung der Reste des Wetterglaubens für ein bestimmtes Gebiet Deutschlands dargeboten. Außer den Wetterregeln der Heidjer sind auch die benachbarter Teile Niederdeutschlands, Oldenburgs, Ostfrieslands, Westfalens und Mecklenburgs herangezogen. Der umfangreiche Stoff ist in nicht weniger als 20 Abschnitte eingeteilt, von denen der neunte, die Kalendertage, der größte ist (S. 53—98). Hier werden auch namentlich die Lostage behandelt. Andere Teile beziehen sich auf den Mond, die besten Säe- und Pflanzzeiten, das Wachsen und Gedeihen der Feldfrüchte, auf das Obstjahr, die Honigernte, Regenpropheten (Tiere und Pflanzen), Sonne und Sonnenregen, Wind und Wolken, Gewitter, Schnee und Tauwetter. Ausdrücke wie „Der Fuchs badet sich" und „Die Wetterkatzen laufen" sind ebenfalls in besonderen Abschnitten behandelt. Zu dem Abschnitt „Hagelfeier" ist zu bemerken, daß diese am Rhein, z. B. in dem fruchtbaren Landkreis Köln, seit alters üblich ist. In Köln ist sie auch in Brauch gewesen (vgl. Adam Wrede, Die Kölner Bauerbänke, Köln 1905, S. 68 u. 78) und noch vor 10 Jahren wurde sie in St. Severin, St. Pantaleon in der Schnurgasse und St. Gereon abgehalten. Der Sammlung ist ein Ortsverzeichnis beigefügt, während die eingehende Inhaltsübersicht wohl ein Sachverzeichnis ersetzen helfen soll. Ein Umschlagbild (Heidjer mit Herde) von F. Müller-Münster ziert den Band, der sicher manchen reizen wird, die Überlieferungen des Wetterglaubens seiner Heimat in ebenso sorgfältiger Weise festzulegen, wie Kück es für die Heide getan hat. Adam Wrede.

Stiefkinder, Roman von Fritz Stoffel. (Franz Moeser Nachf. in Leipzig.) Auch in seinem neuen Hunsrückroman hat der Verfasser das charakteristische Volksgepräge in seinen Tiefen erfaßt und in eine schöne und gefällige dichterische Form gekleidet. Die „Stiefkinder", die durch widrige Geschicke nicht können zusammenkommen, sind sowohl mit ihren Vorzügen, als auch mit ihren Schwächen getreu gezeichnet. Der Leser, der zum „Jungbrunnen des Volks" hinabsteigen, das einfache Landvolk bei harter Arbeit und in seiner Ungezwungenheit und Natürlichkeit beobachten und dort geistige Labsal schöpfen will, wird Stoffels kraftvollen Bauernroman gewiß nicht unbefriedigt beiseite legen. — Ob das Bild der Stiefkinder durch den Einfluß der „Armensünderin" nicht an einzelnen Stellen unvorteilhaft beeinträchtigt wurde, diese Frage sei nebenbei aufgeworfen. Dillmann.

Druck von A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

13. Jahrgang. 1916. 3. u. 4. Heft.

Der Ursprung einiger Kinderspiele.

Von Professor **Carl Clemen** in Bonn.

Wie die Spiele überhaupt, so erklärt man sich auch die Spiele unserer Kinder in der Regel oder wenigstens in erster Linie aus dem Triebe des Menschen, seine körperlichen und geistigen Kräfte auch dann zu gebrauchen, wenn er damit keine unmittelbare Wirkung hervorbringen will. Und in der Tat werden unsere Spiele zu diesem Zweck nicht nur immer von neuem gespielt, sondern sind auch auf diese Weise zum großen Teil entstanden. Die Befriedigung, die uns unsere Arbeit gewährt, veranlaßt uns, unsere Kräfte auch sonst zu gebrauchen, und natürlich in der Weise, daß dadurch jene Lustempfindung möglichst gesteigert wird. Insofern ist das Spiel also ein Kind der Arbeit; es besteht daher auch sehr häufig in einer Nachahmung von Tätigkeiten, und zwar das kindliche Spiel in einer Nachahmung von Tätigkeiten von Erwachsenen, vielleicht solcher Tätigkeiten, die sich wenigstens bei uns jetzt nicht mehr finden, sondern die nur vor Jahrhunderten oder Jahrtausenden üblich waren.

Aber, wie schon angedeutet, diese Erklärung der Kinderspiele genügt noch nicht. Wundt[1]) stellt daher neben die bisher besprochenen Arbeitsspiele die von ihm sog. Kultspiele; ja sie sind nicht nur Nachahmungen von religiösen Handlungen — so möchte ich lieber statt kultischer Akte sagen —, sondern sie waren ursprünglich selbst nichts anderes als solche. Diese ursprünglich religiösen Spiele sind auch viel zahlreicher, als es bei Wundt den Anschein gewinnt und wohl überhaupt den meisten Deutschen bisher zum Bewußtsein gekommen ist; viel

[1]) Ethik 1886.[4] 1912, I, 176 ff.

mehr ist das in England und Amerika geschehen, wo daher auch zuerst, wenngleich nur vereinzelt, die Behauptung aufgestellt worden ist, alle Spiele seien auf diese Weise entstanden.[2]) Selbstverständlich ist das eine Übertreibung; es läßt sich nur von manchen Spielen behaupten, von denen wieder hier nur einige wenige besprochen werden können. Und zwar beschränke ich mich auf die Untersuchung solcher Spiele, die bei uns vorkommen, wenngleich sie nur durch Vergleichung mit religiösen Gebräuchen anderer und zwar primitiver Völker verständlich werden.

Daß Spiele unserer Kinder diesen Ursprung haben können, sieht man am deutlichsten an einer Kategorie, die vielleicht eigentlich noch nicht zu den Spielen selbst gehört, sondern nur die Einleitung zu solchen bildet: den Auszählverschen. Sie haben ja zum Teil noch einen Sinn, wenn er auch nie sehr tief ist und wenn auch manchmal in dem sonst verständlichen Text unverständliche Worte vorkommen, die nur gebildet sind, um sich auf andere oder einander zu reimen. So z. B. in dem Auszählreim:

Ene, dene, Tintenfaß,
Geh in die Schul' und lerne was.
Wenn du was gelernet hast,
Komm nach Haus und sag mir was.
Eins, zwei, drei,
Du bist frei.

Aber manchmal bestehen sie auch nur aus solchen sinnlosen, sich reimenden und sonst gleichklingenden Lautverbindungen. So gebraucht man z. B. in Österreichisch-Schlesien folgenden Auszählreim:

Ense, Dense,
Diche, Dache,
Bohne, Knache,
Im, Tschim,
Pärlein, Puff.

---

[2]) Vgl. Culin, Korean Games 1895, XVII ff. XXXIV, Games of the North American Indians, 24th Report of the Bureau of American Ethnology 1907, 32, Meeker, Ogalala Games, Bulletin of the Free Museum of Science and Art, Philadelphia III, 1, 1901, 25 ff., 4, 1902, 251 ff., Preuß, Religionen der Naturvölker, Archiv f. Religionswiss. 1907, 237.

oder in der Schweiz:

Ellerli, Sellerli,
Sikerli, Sa,
Ribedi, Rabedi, Knoll.

Auch in den verschiedensten anderen Sprachen gibt es solche Auszählverse, die doch aus der betreffenden Sprache nicht zu erklären sind — wo kommen sie also her?

Wir begegnen solchen sinnlosen Variationen gewisser Silben schon in viel früherer Zeit, z. B. bei den Babyloniern, wo eine dieser Formeln lautet:

Ki
rischti libiki
rischti la libiki
la libi
pisch
pischti scha anziischti
scha anziisch
schu anziisch
anziisch.[3])

Und zwar ist das da eine Zauberformel, die wohl aus Geheimnamen von Göttern oder Dämonen bestehen soll. Der Name ist ja für das primitive Denken nicht, wie Goethe im Faust sagt, Schall und Rauch, sondern ein Teil des betreffenden Wesens oder Gegenstandes, und zwar ein sehr wichtiger; auch der Name der Gottheit. Kennt man ihn, so hat man auch die Gottheit in seiner Gewalt; daher noch im Alten und Neuen Testament die Formel: den Namen Gottes anrufen, in seinem Namen etwas tun usw. Deutlicher noch wirkt dieser Namenglaube in dem Märchen vom Rumpelstilzchen nach, das sich freut, daß niemand seinen Namen kennt, und sich in Stücke reißt, als sein Name bekannt geworden ist. Aber vielfach hat nun doch die Anrufung einer Gottheit unter ihrem gewöhnlichen Namen keinen Erfolg; dann nimmt man an, daß sie noch einen geheimen Namen hat, den es zu entdecken gilt. Und zwar geschieht das ganz einfach dadurch, daß man alle Möglichkeiten durchprobiert,

[3]) Vgl. Jastrow, Die Religion Babyloniens und Assyriens I, 1905, 339.

daß man völlig sinnlose Laute und Silben aneinanderreiht; scheint die Gottheit dann auf einen solchen Namen zu hören, so überliefert man ihn späteren Geschlechtern als den geheimen Namen der Gottheit, ja er wandert auch von einem Volk zum andern. Und daß aus diesen Beschwörungsformeln schließlich jene Auszählreime geworden sind, das beweist nicht nur die Ähnlichkeit zwischen beiden, sondern das ist für manche Fälle auch noch ausdrücklich nachzuweisen. Wir haben z. B. eine solche sinnlose Formel aus der Sologne (südlich von Orleans), die bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts als Beschwörungsformel diente; am Ende desselben wurde sie zum Auszählen gebraucht.[4])

Nun ließe sich das natürlich an sich so erklären, daß eine Beschwörungsformel nur später zum Auszählen benutzt worden wäre, wie religiöse oder kirchliche Formeln ja auch sonst in anderm Zusammenhange, vielleicht in veränderter Gestalt, verwendet werden und wie andererseits Auszählreime manchmal aus noch anderen Quellen stammen, namentlich aus zeitgenössischen Liedern — so z. B. der Reim:

Eins, zehn, zwanzig,
Napoleon fuhr durch Danzig.
Moskau ist abgebrannt,
Die Franzosen sind davongerannt
Ohne Strümpf' und ohne Schuh',
Immer weiter — nach Frankfurt zu.

Aber hier liegt die Sache doch anders. Schon wenn in manchen Auszählverschen von einer Hexe die Rede ist:

(Drei, sechs, neune,
Im Hofe steht die Scheune,
In dem Garten jagt der Wind,
In dem Brunnen liegt das Kind,
Alte Hexe, springt!

oder:

1, 2, 3, 4, 5,
Stiefel, Schuh' und Strümpf',
5, 4, 3, 2, 1,
Besser doch als keins,

[4]) Vgl. Rolland, Rimes et jeux de l'enfance 1883, 242, 4, 1.

6, 7, 8, 9, 0,
Tra, tre, tri, tro, trull,
0, 9, 8, 7, 6,
Sprach die alte Hex),

so weist das darauf hin, daß das Auszählen als Zauberei betrachtet wird, und vor allem ist es deshalb anzunehmen, weil ja auch das Losen ursprünglich ein religiöser Brauch war: die Gottheit traf die Wahl, wie zwischen verschiedenen Tätigkeiten, die man vornehmen oder nicht vornehmen konnte, wie zwischen verschiedenen Zeiten, zu denen man das tun konnte, so auch zwischen verschiedenen Menschen. Auch wenn man mit Hilfe von Spielkarten und Würfeln ein Geheimnis oder die Zukunft erforschen zu können glaubt, so ist das darauf gedeutet worden, daß diese ursprünglich überhaupt nur als Mittel zum Wahrsagen gedient hätten.[5]) Und in der Tat sind wenigstens die koreanischen und chinesischen Spielkarten aus Pfeilen entstanden, mit denen man ursprünglich wahrsagte, während Würfel im alten Indien sogar im Kult gebraucht wurden; aber das beweist doch nicht, daß sie oder die Spielkarten einen derartigen Ursprung hatten. Denn anderwärts, wo Würfel auch schon sehr früh vorkommen, deutet nichts darauf hin.

Ebenso wäre es durchaus verkehrt, wenn man daraus, daß in den verschiedensten Gegenden zu Anfang des Jahres ein Kampf mit einem bestimmten Ausgang aufgeführt wurde oder wird, um den Sieg des Frühlings über den Winter zu bewirken, schließen wollte, solche Wettkämpfe seien selbst erst auf diese Weise entstanden. Hier liegt es natürlich umgekehrt: sie mußten schon üblich sein, wenn man sie in jener Weise verwenden sollte. Aber anders steht es nun doch mit einigen Spielen, die auch ursprünglich nur zu bestimmten Zeiten gespielt wurden und außerdem erst in neuerer Zeit zu uns gekommen sind.

So ist die Sitte, Drachen steigen zu lassen, bei uns erst

---

[5]) Vgl. Tylor, Primitive Culture 1871. [5] 1913, I, 79 f., The History of Games, Fortnightly Revien 1879, 31, 741 f., Haddon, The Study of Man 1898, 223, Sidney Hartland, Games, Encyclopaedia of Religion and Ethics VI, 1913, 170.

gegen Ende des 17. Jahrhunderts bekannt geworden;[6]) auch der englische Ausdruck Kites kommt in diesem Sinne nach dem Oxford Dictionary zuerst im Jahre 1664 vor. Dagegen soll die Sitte in China bereits 200 v. Chr. durch den General Han Sin aufgebracht worden sein, und noch jetzt herrscht sie ja dort, sowie in Korea und Japan, nicht nur bei Kindern, sondern auch bei Erwachsenen und bei ganz alten Leuten. Man läßt seinen Drachen ferner immer nur zu einer bestimmten kurzen Zeit des Jahres, ja manchmal nur an einem bestimmten Tage steigen — das kann also nicht nur den Grund haben, daß dazu natürlich Wind gehört, sondern das deutet wohl schon auf einen tieferen Sinn dieses Spieles hin. In Siam hat jeder Mandarin seinen besonderen Drachen, und einer der obersten von ihnen läßt außerdem jede Nacht den Drachen des Königs steigen. In Indien und auf Java werden auch Kämpfe zwischen den Drachen ausgefochten: man bringt an ihnen bezw. ihren Schwänzen Glassplitter an und sucht mit diesen den Faden, an dem ein anderer Drache hängt, durchzuschneiden. So scheint der Drache hier und in Siam gewissermaßen der Repräsentant, vielleicht der Sitz der Seele eines Menschen zu sein, aber dazu stimmt nicht, wenn die Jungen in Korea an den Faden ihres Drachens ein Stück Schwefelpapier binden und dieses anzünden, so daß nach einiger Zeit der Faden durchgebrannt wird und der Drache davonfliegt. Man schreibt auch auf die Drachen den Wunsch, das Unglück des Jahres möchte mit ihnen davonfliegen, und hat das wohl ursprünglich dadurch, daß man sie steigen ließ, bewirken wollen, während man es in Japan wieder als ein Unglück betrachtet, wenn einem der Drache davonfliegt. So können wir zwar sagen: der Drache wird, wie übrigens auch nach Melanesien und Polynesien, so nach Europa aus Ostasien gekommen sein (am Ende des 17. Jahrhunderts interessierte man sich ja auch sonst da für alles Chinesische); aber welche Bedeutung er ursprünglich gehabt hatte, das möchte ich wenigstens nicht entscheiden. Gibt man hier seiner Phantasie nach, so kann es ihr leicht gehen, wie manchmal dem Drachen

[6]) Vgl. Haddon a. a. O. 232.

selbst: sie fliegt einem davon oder sie fällt plötzlich zu Boden, wie der Drache, wenn der Wind nachläßt.

Ebenfalls erst ziemlich spät scheint bei uns das Fadenspiel aufgekommen zu sein, bei dem man aus einem Faden, dessen beide Enden miteinander verknüpft sind und den man zwischen seinen beiden Händen ausspannt, durch geeignetes Abheben immer neue Gestalten herstellt.[7]) Wir finden dieses Spiel auf demselben Gebiete, wie das Drachensteigenlassen, also von Japan bis nach Polynesien, aber außerdem noch in Australien, Afrika, Amerika und bei den Eskimos. Und an zwei so weit voneinander entfernten Stellen, wie Neuguinea und Grönland, meint man damit die Fruchtbarkeit befördern zu können, entweder indem man die Sonne in einer Schlinge fängt und so verhindert, im Winter unter dem Horizont zu versinken, oder indem man das Wachstum der Saat nachahmt oder vielmehr bewirkt. Hat das Fadenspiel daher vielleicht auch ursprünglich einen religiösen Sinn? Jedenfalls wird es, ebenso wie das Drachensteigenlassen, bei uns immer nur als Spiel aufgefaßt worden sein, während andere Spiele, die wir nicht von anderen Völkern entlehnt zu haben brauchen, doch ursprünglich auch bei uns eine magische Bedeutung gehabt haben werden.

Es wird Verwunderung erregen, wenn ich da zunächst das bekannte Spiel nenne, bei dem gesungen wird: Wollt ihr wissen, wie der Bauer seinen Hafer aussät, — abmäht, — ausdrischt — verkauft? und jede dieser Tätigkeiten nachgeahmt wird. Denn ist das nicht ein reines Arbeitsspiel, ja der Typus eines solchen? Auch in England finden wir ein ähnliches Spiel, da lautet die erste Strophe:

First the farmer sows his seed,
stands awhile and takes his heed (oder ease),
stamps his foot and claps his hand
and turns round to view the land.

Ganz ähnlich in Schweden, während dagegen in Frankreich noch ein interessanter Zusatz gemacht worden ist. Da lautet nämlich die betreffende Strophe:

[7]) Vgl. Tylor, Remarks on the Geographical Distribution of Games, Journal of the Anthropological Institute 1880, 26.

Qui veut ouir, qui veut savoir,
comment on sème l'aveine?
mon père la semait ainsi,
puis il se reposait à demi,
frappe du pied, puis de la main,
un petit tour pour ton voisin:
aveine, aveine, aveine,
que le bon Dieu t'amène.

Oder ist das kein späterer Zusatz, sondern ursprünglicher Bestandteil? Wollte man noch früher durch Nachahmung der Tätigkeit des Säens usw. dieselbe Wirkung, wie durch das Säen selbst erzielen? Das ist sehr wohl möglich; denn wir haben schon bei primitiven Völkern manche Gebräuche, die auf dem Glauben, daß das überhaupt angeht, beruhen. Am bekanntesten ist wohl die Sitte, daß der Kaiser von China im Frühling ein Stück Land umpflügen mußte und noch jetzt in den einzelnen Provinzen die verschiedenen Gouverneure dasselbe tun, um dadurch den Feldbau im ganzen Reiche zu fördern; auch auf der rarischen Ebene bei Eleusis und an zwei anderen Stellen in Attika fand ein solches heiliges Pflügen statt.[8]) Ja vielleicht dürfen wir in der Deutung unseres Kinderspiels noch einen Schritt weiter gehen und dann auch das bisher erreichte Resultat als noch wahrscheinlicher betrachten. In der englischen Fassung des Liedes steht der Bauer, nachdem er seinen Samen ausgesät hat, eine Weile still und stampft dann, wie auch in der französischen, mit dem Fuße und klatscht in die Hände — aber das alles tut man doch eigentlich nicht regelmäßig beim Säen. Nur beim magischen Säen, wie es wieder an verschiedenen Stellen üblich war oder ist, kommt etwas Ähnliches vor. So mußte in Cambodja ein zeitweiliger König, dem der wirkliche für drei Tage seinen Thron überließ, zu Anfang des Jahres durch seine Elefanten den Reisberg, d. h. ein Gerüst von Bambusstäben, an die Reisgarben gebunden waren, niedertreten lassen, das Volk sammelte den Reis, nahm ihn mit nach Hause und versprach sich davon eine gute Ernte; jenes Niedertreten des

[8]) Vgl. Frazer, The Golden Bough 1890. [3] V. 1912, 2, 14 f.

Reisberges war also offenbar wieder ein magischer Gebrauch, der einen Akt der Reisaussaat (das Feststampfen des besäten Feldes) nachahmen und dadurch eine gute Reisernte bewirken sollte. Oder in Siam mußte der zeitweilige König im April, nachdem er ein Stück Land gepflügt hatte, einige Zeit auf einem erhöhten Platz auf einem Bein stehen, und wie von dem Pflügen und Säen, so erwartete man auch davon eine gute Wirkung für die Felder überhaupt. Warum der König zu diesem Zweck auf einem Bein stehen mußte, ist wohl schon daraus zu entnehmen, daß sich gleichzeitig die Brahmanen an Bambusstäben möglichst hoch schaukeln mußten und daß man erwartete, ebenso hoch würde der Reis wachsen — also eine ähnliche Verwendung der Schaukel, wie wir sie bei den Griechen und Römern und jetzt noch bei den lettischen Bauern finden. Auch wenn die Brahmanen zugleich tanzen mußten, so geschah das, damit der Reis ebenso hoch wüchse, wie sie sprangen — aus dem gleichen Grunde, nur nicht um des Reises, sondern des Getreides und namentlich des Hanfes und Flachses willen, glaubte man ja ursprünglich in vielen Gegenden Deutschlands und Österreichs, im Frühling, namentlich zu Lichtmeß oder zu Fastnacht, auf dem Felde, daheim oder im Wirtshaus tanzen und springen zu müssen. Und bei den alten Preußen mußte nun nach der Flachsaussaat außerdem das größte Mädchen auf einem Fuße stehen und unter Opfern den Gott Waizganthos und seine Geister anrufen, daß sie den Flachs gut wachsen ließen; verlor das Mädchen dabei nicht das Gleichgewicht, so galt das für ein gutes Vorzeichen, ja ursprünglich sollte es wohl bewirken, daß der Flachs (wie der Reis), obwohl auch er gewissermaßen auf einem Fuße und scheinbar nicht fest steht, doch gut wächst.[9]) Dieses zuletzt angeführte Beispiel zeigt zugleich, daß solche Anschauungen auch in Mitteleuropa geherrscht haben, daß also hier auch dem Säen usw. ursprünglich eine magische Bedeutung zugeschrieben worden sein kann und daß das auch in jenem Kinderspiel „Wollt ihr wissen, wie der Bauer" noch nachklingen mag.[10])

[9]) Vgl. ebd. [3] III, 1911, 148 ff.

[10]) Vgl. auch Haddon a. a. O. 340 ff.

Zum Schluß bespreche ich ein Spiel, bei dem sich zwei Kinder an den Händen fassen, die Arme hochhalten und unter ihnen die andern durchgehen lassen. Eins von ihnen wird gefangen und gefragt, für welches von zwei Dingen, die die beiden ersterwähnten Kinder miteinander als Geheimnamen für sich selbst ausgemacht haben, es sich entscheidet. Sind alle gefangen und auf die beiden Kinder verteilt, so veranstalten die beiden Parteien vielleicht noch ein Tauziehen — aber das ist offenbar nicht das Ursprüngliche; denn dabei muß ja natürlich diejenige Partei siegen, zu der die meisten gehören. Anderwärts ist daher das Spiel schon vorher zu Ende, oder aber — so in Italien — singt die eine Partei ein sanftes Lied, während die andere Schmerzensschreie ausstößt; die einen sind eben die Seligen im Paradies, die andern die Verdammten in der Hölle. So heißt das Spiel ja auch manchmal, namentlich in Frankreich, geradezu Himmel und Hölle, und gewiß soll es die Entscheidung beim jüngsten Gericht, wie sie zunächst in geistlichen Spielen dargestellt wurde, im kindlichen Spiel abbilden. Auch wenn dazu gesungen wird:

Wir woll'n durch die goldne Brücke gehn,

oder:

Ziehe durch, ziehe durch,
Durch die goldne Brücke,

so erklärt sich das unter jener Voraussetzung: die Anschauung, daß man in der Unterwelt oder im Himmel eine Brücke überschreiten müsse, die wir bei Natur- und Kulturvölkern von Indien bis nach Gallien und Britannien (vor allem allerdings im Zarathuštrismus und Islam) finden, war in Westeuropa auch ins Christentum übergegangen. Aber völlig verständlich wird das Spiel auch dadurch noch nicht; ja alles, wovon wir bisher gesprochen haben, gehörte wohl ursprünglich gar nicht mit dem übrigen zusammen, sondern wurde erst später mit ihm verquickt — sei es nun, daß das ursprüngliche Spiel in der angegebenen Weise umgedeutet oder daß ein anderes, von Haus aus selbständiges Spiel damit verknüpft wurde.

Das Lied, das zu dem Spiel gesungen wird, geht nämlich nach den vorhin schon angeführten Zeilen weiter:

Wer hat sie denn zerbrochen?

oder:

Sie ist entzwei, sie ist entzwei,
Wir woll'n sie wieder flicken.

Wie kann denn aber die Brücke in der Unterwelt oder im Himmel zerbrochen und wieder geflickt oder gebaut werden? Und vollends, was soll es bedeuten, wenn es in der ersten Fassung weiter heißt:

Der Goldschmied, der Goldschmied
Mit seiner jüngsten Tochter?

Ja, was haben ein Goldschmied und seine Tochter überhaupt mit einer Brücke zu tun? Auch wenn es in manchen anderen Fassungen heißt, die Brücke solle mit Gold, Silber und Edelsteinen wiedergebaut werden, so ist das zunächst ebenso unverständlich.

Nun bestehen aber in England, wo unser Spiel: London Bridge heißt, die einzelnen Verse, die dazu z. B. in der Nähe von Cambridge gesungen werden, zunächst aus einer dreimaligen Wiederholung folgender Zeilen:

London Bridge is broken down.
Build it up with bricks and mortar.
Bricks and mortar will mould away.
Build it up with penny loaves.
Penny loaves will be stolen away.
Build it up with gold and silver.
Gold and silver will be stolen away.

Es wird also angenommen, eine Brücke könne nicht nur mit Ziegelsteinen und Mörtel, sondern auch mit Brotlaiben zu einem Penny oder Gold und Silber gebaut werden, und das letztere ist wieder ebenso unverständlich wie das erstere verständlich. Es wird erst begreiflich, wenn man an Opfer denkt, die aus Nahrungsmitteln oder Kostbarkeiten bestehen und, um den bisher mißlungenen Brückenbau zu ermöglichen, dem Gott des Stromes dargebracht werden müssen — und darauf weist nun in der Tat auch die Fortsetzung des englischen Liedes hin.

Zwar wenn es in der bisher benutzten Fassung desselben weiter geht:

Send a man to watch all night.
Suppose the man should fall asleep.
Set a dog to bark all night

(hier fehlt wohl ein Vers; er lautet in einer andern, irischen Fassung: If that dog should run away).

Give him nuts to crack all night.
Suppose the nuts should all be bad.
Set a horse to gallop all night

(hier fehlt wieder ein Vers, den ich nicht ergänzen kann) — so paßt das nicht zu jener Deutung; aber es ist wohl auch nicht die ursprüngliche Fortsetzung. Häufig ist von einem Gefangenen die Rede, und der Wächter wird nur hereingekommen sein, weil er den Gefangenen bewachen zu müssen schien oder weil man nicht verstand, was dieser hier sollte. Eben deshalb aber wird er ursprünglich sein, wie denn auch in dem deutschen Spiel einer gefangen wird — es heißt in der ersten der vorhin zitierten Fassungen:

Zieht alle durch, zieht alle durch,
Den letzten woll'n wir fangen
Mit Spießen und mit Stangen

und in der zweiten:

Der erste kommt,
Der zweite kommt,
Der dritte muß gefangen sein.

Aber was sollte ein solcher Gefangener beim Brückenbau?

In dieser zweiten Fassung heißt es nach den vorhin schon angeführten Worten:

Sie ist entzwei, sie ist entzwei,
Wir woll'n sie wieder flicken

manchmal weiter:

Mit was?
Mit Gras,
Mit Steinerlein,
Mit Beinerlein.

Von Gras ist vielleicht nur die Rede, weil es sich auf was reimt: daß man mit Steinerlein eine Brücke bauen will, das verstehen wir; aber mit Beinerlein? Das ist wieder nur begreiflich, wenn an ein Opfer, und zwar wohl ein Menschenopfer zu denken ist. Vielleicht deutet darauf ja auch hin, wenn in Württemberg am Schluß des Spiels manchmal dasjenige Kind, das weniger Kinder gefangen hat, von den andern geköpft und dann von den übrigen Kindern mit dem Ruf: Blutiges Mannle, blutiges Mannle! umschwärmt wird. Denn das hat keinen rechten Sinn; das könnte also ursprünglich vielmehr mit dem oder den Gefangenen geschehen sein und würde dann von neuem beweisen, daß sie eigentlich geopfert wurden.

Solche Menschenopfer, durch die man entweder eine Gottheit versöhnen oder eine andere neuschaffen wollte, sind ja, wie bei anderen Bauten (bei Natur- und Kulturvölkern manchmal beim Bau eines jeden Hauses, später bei dem besonders wichtiger Gebäude), so auch bei Brückenbauten nicht nur in Asien, sondern ebenso in Europa früher dargebracht worden. Noch als 1872 in Calcutta die Hooghly-Brücke gebaut werden sollte, entstand unter den Eingeborenen eine Panik; denn sie meinten, wenn der Ganges überhaupt zuließe, überbrückt zu werden, dann würde jeder Pfeiler der Brücke auf eine Unterlage von Kinderköpfen gesetzt werden müssen. Ähnlich berichtete 1890 die Pall Mall Gazette aus China, dort würde jetzt häufig Reisenden, die nicht Acht auf sich gäben, der Kopf abgeschnitten und von dem Ministerium für öffentliche Arbeiten mit 10 Lstr. das Stück bezahlt, weil es solche brauchte, um sie in die Fundamente einiger damals gerade im Bau begriffener Brücken einzumauern. Besonders verbreitet war dieser Glaube dann bis vor kurzem bei den Griechen; wir haben verschiedene Gedichte, in denen erzählt wird, wie von drei Schwestern schließlich auch noch die dritte in eine Brücke eingemauert wird, damit diese nicht bei Nacht immer wieder zusammenfällt.[11]) Hängt es also damit vielleicht auch zusammen, wenn in dem deutschen Spiellied die jüngste Tochter des Gold-

[11]) Vgl. auch Thumb, Handbuch der neugriech. Volkssprache 1895.[2] 1910, 20 ff.

schmieds erwähnt wird? Allerdings scheint dieser mit seiner Tochter die Brücke zerbrochen zu haben; aber das könnte, ebenso wie der Goldschmied der goldenen Himmelsbrücke sein Dasein verdankt, ein Mißverständnis sein; die jüngste Tochter könnte ursprünglich haben helfen sollen, die Brücke wiederzubauen. Und ähnlich würde es sich aufs einfachste erklären, wenn in dem englischen Liede nach der Cambridger Fassung jede Strophe mit dem Refrain: my fair lady endigt; die schöne Dame könnte ursprünglich das Opfer, das dargebracht werden mußte, gewesen sein. Wenn wir nämlich auch den Glauben, daß gerade ein Mädchen oder eine Frau in eine Brücke eingemauert werden muß, in Deutschland oder England nicht nachweisen können: die Tradition besteht doch in England, daß die Grundsteine von London Bridge mit Blut von Kindern besprengt worden seien. Ja als 1867 die Blackfriars Bridge neu gebaut wurde, fand man in den Fundamenten des zweiten Pfeilers auf der Stadtseite, 15 Fuß unter dem Themsebett, außer tierischen auch menschliche Knochen. Noch 1871 wurde ferner der Erbauer einer Brücke in Stoneleigh, Lord Leigh, beschuldigt, in ihr Fundament einen Menschen, nach anderen sogar acht, eingemauert zu haben, und ebenso glauben in Amerika manche Leute, daß das beim Bau der großen Brücke zwischen Newyork und Brooklyn (1870—83) geschehen sei. Aus Deutschland, das ja jetzt einmal wieder als das Land der Barbaren schlechthin gilt, kann ich solche Beispiele aus neuester Zeit nicht anführen; immerhin meinten, als 1843 in Halle an der Saale eine neue Brücke gebaut werden sollte, auch da weite Kreise, ein Kind müßte in sie eingemauert werden. Und wenn nun nach allem bisherigen an dem ursprünglichen Sinn des Brückenspiels als der Nachahmung eines Brückenopfers wohl nicht mehr zu zweifeln ist, so können wir umgekehrt aus diesem Spiel schließen, daß, wie in Griechenland, so auch in England und Deutschland früher einmal der Brauch wirklich geherrscht haben muß, gerade eine Frau zu diesem Zweck zu verwenden.[12])

[12]) Vgl. Mrs. Gomme, The Traditional Games of England, Scotland and Ireland I, 1894, 333 ff., Haddon a. a. O. 347 ff., Frank Knight, Bridge, Enc. of Rel. and Eth. II, 1909, 852. Sidney Hartland, ebd. VI, 169.

So werden nicht nur einige unserer Kinderspiele erst verständlich, wenn wir in ihnen einen ursprünglich religiösen Sinn finden, sondern andere helfen uns auch umgekehrt dazu, die religiösen Anschauungen unserer Vorfahren besser als bisher zu erkennen. Und dadurch wird es als gerechtfertigt erscheinen, daß ich in dieser ernsten und schweren Zeit von scheinbar so läppischen Dingen, wie von Kinderspielen, zu reden wagte.

Rheinische Kartoffelgerichte und ihre Benennung.

Von **Dr. Jos. Müller**, Bonn.

Die Kartoffel ist nicht erst in der rauhen Kriegszeit zu hohen Ehren gekommen, schon vorher beherrschte sie den Küchenzettel der Bauern und Städter in überwältigender Weise. Und doch hat sie, die in den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts erst allgemein Eingang in die Ackerkultur fand,[1]) erst allmählich sich ihre Herrscherstellung

[1]) Eine Geschichte der Kartoffelkultur in den Rheinlanden muß noch geschrieben werden. Noch wäre es möglich, aus dem Munde alter Leute, die in den 40 er, 50 er Jahren jung gewesen sind, über den allmählichen Fortschritt der Anbaufläche Näheres zu hören. Wieweit die Akten der Landwirtschaftskammer Aufklärung geben können, entzieht sich meiner Kenntnis. Hier seien kurz urkundliche Notizen aus dem 18. Jahrhundert zusammengestellt, die mir bei der Arbeit am Rheinischen Wörterbuch vor Augen kamen: grund Birn 1735 (Jüngst, Gesch v. St. Johannisberg S. 81); ‚Verlosung von „Grundbeeren-Stücken" 1736 (Jungk, Urkundl. Gesch. des Dorfes Bischmisheim S. 16); „Die Weidbuben, welche im Feld Grundbirnen braten" 1757 (Sittel, Provinz. Gesetze 1, 706); ‚mithin auch keine schädliche bäum, bohnen, mohren, grundbirnen in die weingärten gepflanzt werden dörfen' 1769 (Rh. Weist. I, 1, 141), ebd. 1780 (S. 161); ‚neue Grundbeeren, Kohlrabie, Bohnen' 1781 (Trier. Chron.[2] 7, 91); ‚anderthalb Vierttel Land für Grundbirnen', Rhaunen 1786 (Trier. Arch. Erg.-Heft 8, 69); ‚Das Branntweinbrennen aus Grundbieren' 1793 (Scotti, Churtrier. Ges. 1503); ‚Gott weiß, wo die Saathaber, Gerst und Krumbeeren werden hergenommen' Rhaunen 1795 (Trier. Arch. Erg.-Heft 8, 42). — Alle Belege aus dem Gebiet des Moselfränkischen. Das Lagebuch von Drabben in St. Hubert (bei Krefeld) bis 1868 geführt, berichtet:

erringen müssen. Noch in den 40er, 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts spielte auf dem Bauerntisch die tsǫp (Wasserbrühe mit Speckgrieben und eingebrocktem Brot) und das mōs (Mus aus Gemüsen, freilich durch Kartoffel gelängt) die Hauptrolle. Scherzweise war das ewige Einerlei der Gerichte abgeurteilt in dem Spruche:

Morjənts brei en nöüst dərbei;
Metəs tsǫp en dǭmet op;
ǭvənts mōs en kālə fōs. (Malmedy.)

Demgegenüber klagt heute der nach Abwechselung verlangende Bauer:

Morjənts ront
Metāchs jəštompt
ǭvənts en sōurər brǭ,
mǫrjənts widər en alər frǭ. (Mayen.)

Mǫrjənts met ānər šēl,
Metəchs jədatštən,
ǭvənds šibəlrǭtchər
un dər jənōch,
dēr bleift em fōch. (Leienkaul.)

Morjəts gits krombīrəsub,
Midās wẹrə sə al fəršdubt,
ǭwəts kumə sə met samt dər šāl,
Is das nit e krombīrəkwāl. (Westrich, Hunsrück.)

Am Niederrhein klagt der Bauer: s'mẹrgəs pipəs, medechs pipəs, s'ǭwəs pipəs, ömәs pipəs.

Scherzend sagt man an der Mosel: Im Waldland (Hunsr.) git ət 21 mǭl grumpərə un ẹ̄mǭl də šū gəšmīrt, dan is də woch ərum.

Aber trotz dieser Kartoffelüberschwemmung darf der Rheinländer sich nicht beklagen. Denn mit der Zeit hat sich eine derartige vielseitige Art der Zubereitung entwickelt, daß trotzdem die appetitanregende Abwechselung erzielt ist. Freilich in jedem Bauernhause dampft schon morgens beim

1790 wurden auf den größten Höfen in St. Hubert jährlich nur 5 bis 10 Malter Kartoffeln geerntet „so nur an den Feiertagen einmal genossen wurden" (Niederrhein 1912. S. 110).

Morgenimbiß die Kartoffelschüssel auf dem Tische (kafe on ę̄rpəl), und jeder holt sich aus der gemeinsamen Schüssel sein Deputat heraus. Mittags füllt die Kartoffel wiederum den recht aufnahmefähigen Magen, und abends langt jeder wieder gerne in die gemeinsame Schüssel hinein. Keine Suppe, kein Gemüse erscheint auf dem Tische, dessen Quantität nicht durch Kartoffelbeigabe um das Vielfache vermehrt wäre. Aber immerhin, wie gesagt, für Abwechselung ist gesorgt. Und dies möge die folgende Liste rheinischer Kartoffelgerichte beweisen[2]). (Siehe auch in den Anfragen und Mitteilungen zum Rheinischen Wörterbuche 2 u. 3, S. 27—34 meine Zusammenstellung über den Begriffskreis ‚Kartoffel'.)

A. Gerichte aus gekochten Kartoffeln.

1. Salzkartoffel: Die in Salzwasser abgekochte Kartoffel nimmt die erste Stelle ein. Man nennt sie einfach mit dem Gattungsnamen: et git tufələ, krombərə, ę̄rtępəl (ę̄ərpəl), ę̄abərn, kropętən, pipərs. Aber auch genauer: saltskrumbērə (Hunsr.), šmāl ę̄əpəl (Rösberg), gəšeimptə grompərə (in Wasser gekocht, nachher mit Fett übergossen) (Dörbach), ǫusgəšęptə krumbērə (Glan), ę̄abərn ous'm wasər (Westerw.), ę̄əpəltsštökər (Ründeroth), štökərdufələ (Siegen), krumbērštekər (Simmern), ę̄abənštökər (Westerw.), štikərijə krumbērə (Sohren), knipchər (Monzelfeld). Diese Stückerkartoffeln werden vor dem Kochen geschält, in Stücke geschnitten und in ziemlich viel Wasser gekocht. Wenn sie weich sind, wird das Wasser abgeschüttet, die Kartoffeln werden im Topf tüchtig geschüttelt, und dann läßt man sie noch eine Weile auf dem Feuer stehen, damit sie mehlig werden.

2. Kartoffelbrei, Stampfkartoffeln. Mit dem tinkərt oder tunkərt (grompərəntinkərt, scherzhaft auch: grompərənteimәs) (moselfr.), štüsər, tufəltsštüsər, ēəpəls-štō̆ətər, štūvər (rip.), dęmər (nfr.) werden die gekochten Kartoffeln zu einem Brei (štampəs, pampəs, šdǫmbəs) zerstoßen; sie werden jəštūf (gestovt) (rip), tsərknętš (rip.), gəštumpt (Coch., Wittl.), gədę̄tšt (Mosel), gəditšt (Metternich), gədubšt (Westerw.), gəpungt

[2]) Siehe auch Lengler, Die Kartoffel im Birkenfelder Land. (Deutsche Dorfzeitung 1912, S. 127 f.).

(Siegerl.). Mit saurer Milch, Buttermilch gelängt, wird der Kartoffelbrei genossen. Man sagt, wir essen: gəštumptə, gədatštə, gədętštə, gəditštə, gədubštə grompərən; dōtgədrüktə (Langendreer), pungdufəln (Siegen); ęrpəlsdün (nordrip., nfr.), grombīərəšdambəs (moselfr.), grumbērəperi (Nahe), štruwəl (Baumholder), ęrdępəlspampəs (Dirmerzheim); tratš, prutš (Elsdorf), jətatš (Mülh. Rhein), īapəltsknętš (Wickrath), ęrpəltsjəknęts (Solingen), flǫ̈p, ęrpəlsflǫ̈p (nordrip., südnfr.), ęrpəlsgədęmərtən (Kupferdreh), ērdapələmūs (Emmerich), grombərəbuli (lux.); scherzhaft: wupdich (Burbach-Saar), štrits (Hunsr.) In Düsseldorf fügt man zu dem jəštōfs Fleischbrühe, Lorbeerblätter und dergl. hinzu. In Birkėn bei Wissen gießt man zum Kartoffelbrei Essig und nennt dies Gericht ęapəltsšlǫudər, šlǫurerərbəl (Wissen), mit Sauce ęapəlsšluts.

3. Aus dem Kartoffelbrei wird außerdem in Speck der Kartoffelkuchen gebacken. Man nennt ihn, der aus der Pfanne auf beiden Seiten krustig gebacken, auf den Tisch kommt: štambəskōchə (Siegen), štampəlkōchə (Sinzig), štombekōchən (Frensburg), pungkōchə (Siegerld.), hodəltskōchə (niederberg.), tufəltskōchə (Sieg), grompərəkōchən (moselfr.), datšərt (Altenk.), böükōchən (Sieg), ęrpəlsdanięl (Haan); in kleinerer Form: grompərəhipəl (Binsfeld).

Im Bergischen nennt man diesen Kuchen, der oft aus den vom Mittag übrig gebliebenen gekochten Kartoffeln hergestellt wird, die mit dem ēəpəlsštōətər zerstampft und mit Mehl und Wasser (statt Milch) verrührt werden, lengəwēəvər, lengəwēəvərškūkən, weil er ein Gericht für arme Leute war (für die armen Leineweber). Scherzhaft nennt man ihn auch šluk-kūkən, „weil man einen Anlauf nehmen muß zum Schlucken, um den trockenen Kuchen herunterzukriegen". (So der Gewährsmann). Ein anderer erklärte, im šlukkūkən sei Milch und Ei verrührt, nicht wie im trockenen ‚Leinenweber' nur Wasser. Deshalb šlukt der Hungrige ihn gern, d. h. er schlaucht ihn, ist šluchich nach ihm. Im Kreise Merzig vergleicht man ihn mit der madrich (franz. madrille ‚dickes Brett') und nennt ihn madrichən.

4. Kartoffelsuppe: Wenn Schinken oder Speck abgekocht wird, fügt man in viereckige Würfel geschnittene

Kartoffeln (jədǫbəltə, jəknubəltə ę̄rtępəl) hinzu; auch Gerste kocht man dabei. Diese Kartoffelsuppe nennt man: grompərətsop (Moselfr.), jrompərəflǫ̈p und ęrpəlsdönt (Sinzig), bībəlchəssop (Quierschied-Hunsr.), brödufələ (Siegen), ę̄apəltsbrō̈ und ę̄apəltsfelwəs (Birken-Sieg), knubəltsǫpə (Niederseßmar), werfelchəsgrombəro (Bernc.), grompərəntúret (Dollendorf-Ahr), grombərəbulәs (Lux. Grenze), grombərəštüp (Prüm-Burbach), hamələk (Niederrh.). Man begnügt sich auch damit, den hamələk mit Speckschwarten zu kochen. Auch fügt man Wirsing, Sellerie in die Fleischbrühe hinzu. An der Sieg nennt man eine Suppe aus Kartoffeln, Brot, Rosinen ratədu oder frantsūsətsup.

5. Sahnekartoffeln: Über die, meist flach geschnittenen, gekochten Kartoffeln gießt man eine Tunke aus in Speck geröstetem Mehl, Zwiebel und Sahne: tsǫusę̄rpəl (berg., rip.), sōs-chəs (Metternich), warəm tufəlslǭt (-salat) (Aegidienb.), husārəšlāt (Geldern), remrīrchəs (Siegen), lagīərdə (lakierte) (Metternich), krombərə kaləf-flę̄š (Laubach-Eifel), šratələ (Mayen, Zell), šrǫtələ (Cobl.-Neuendorf, Ochtendung), šradələrt (Laubach-Eifel), husārən (scherzhaft) (Moers-Neukirchen), hekəndöndəl (Wittl.-Großlittgen). — Wiegt in dieser warmen Sauce die Zwiebel vor, so nennt man sie öləchsę̄əpəl, ölksęrpəl (met krūtən ‚roten Beeten').

6. Bratkartoffeln: Der Bauer verschwendet kein Fett, die ganzen, gekochten Kartoffeln werden in der Pfanne gebraten. Auch Rüböl wird verwandt; hierbei werden gerne weiche in sich zerfallene gebraten, besonders, wenn es sich um Reste vom Mittag handelt: brǭrədufələ (Siegen), gərēsdə grombīrə (Hunsr.), brǭtšər (Rheinbrohl), kērštjəs-krombīrə (Saar), kīštchər (Saar), brǭthęntsjər (Cochem), onəbrę̄tchər (Saarburg), blenə (blind) fisch (nfr.), gəbrǭdənə hǭsən (Hasen) (Kenn), panənę̄ərpəl (Mülh.-Rhein). Im Kreise Bitburg und im Luxemburgischen sagt man: də grombərə gęn gəfūst (wohl = gefuchst, braun gebraten) oder gəbǭtst.

7. Buttermilchskartoffeln: Sobald die Kartoffeln gar gekocht sind, wird ein Teil der Brühe abgeschüttet, die Kartoffeln werden dann mit dem Schaumlöffel zu kleinen Stückchen zerstoßen, und das Ganze wird mit Buttermilch

durchrührt und weiter gekocht: botərmeləchsgrompərə, botərmeləksjrīs (nfr.), botərmeləchskrǫu (Abenden), ę̄apəltsprink (nfr.).

8. Kartoffelsalat (kalt), mit Essig, Öl, Pfeffer, Zwiebel aus gekochten Kartoffelscheiben hergerichtet: kāl tufəlšlǭt, kāl ę̄əpəlšlǭt, sǫuərn jērš (Freiendiez), kǫ̣stlęfələ (Kostlöffeln) (Ottw.-Elversberg), unterschieden von dem warəm tufəlšlǭt mit Sahnetunke.

B. Dämpfkartoffel.

Die einzelne Kartoffel wird durch einen Kreuzschnitt in vier längliche Stücke geschnitten und in einem eisernen Tiegel in Öl (Rüböl) und Zwiebel roh gedämpft, ohne irgend einen Tropfen Wasser. Wenn man an Bauernhäusern gegen Abend vorbeikommt, hört man schon von weitem das Kreischen der im Öl siedenden Kartoffel, und der Bauer riecht gerne den Öldampf; verheißt er ihm doch einen rechten Abendgenuß: ölgefettete, zwiebelgenährte, nicht in sich zerfallene, feste Kartoffeln; jədęmptə ę̄ətępəl (rip.), dęmpę̄rpəl (Gummersb.), dęmpchər (Hetzerath-Mosel), ingədęmptən grumpę̄rə (Roden-Saar), dęmbədufələ (Siegerld.), gəšwęldə grombīrə (Reichweiler-Nahe), šmōrę̄ərpəl (Barmen) werden sie genannt. In Hückeswagen nennt man sie gəpīnichtən, weil sie ja wirklich während des Röstens wie gepeinigte Wesen aufschreien. In Bedburg (Bergh.) röstet man Kartoffeln und Zwiebel zu gleichen Teilen in Butter und Schmalz. Dazu tut man eine Prise Pfeffer und Salz. Das Gericht heißt ölichsjəmōs (Zwiebelgemüse).

C. Pellkartoffeln.

1. Die Kartoffeln werden mit der Schale gekocht und kommen so auf den Tisch. Jeder zieht nun die Schale (šal, pęl, bün) ab. Man nennt sie: pęlēəpəl (Wermelsk.), pęlkropętən (Eupen), palmānər (Merzig), jəkwaltə ę̄rtępəl (allgem.), kwalmęnər (rip.), kwęlchər (moselfr.), kwęləsə (ebd.), kwęlmǫ̈ps (berg.), kwęlərtən (Bonerath), šwęlmęnchərə (Aach., Eupen), bünę̄rpəl (berg.). Gerade diese Art der Zubereitung fördert die scherzhafte Bezeichnungen: gədunərtə (Westerw.), felthinkəl (Saar), felthōnər (Sieg, Ahr, Westerw.),

krǭmətsfüjəl (Sinzig), lērchər (Kenn), preussə un hęring (Mayen), gəroptə felthinkəl un hunt ‚Pellkartoffeln mit Essigtunke' (Hunsrück), grombərə en dər mondōr (Montur) (Bernc.), gants un hās (Westerw.), gədeləjə (Geduldige) (Westerw.). Ohne Tipp oder Fett oder Butter genossen, nennt man sie scherzhaft ęapəl met nakə föt (podex) (Rheindahlen), grombīrə möt ōrfeigə gəšmęltst (Trier).

Am liebsten genießt man sie mit Häring, oder, was noch mehr verbreitet ist, man bereitet eine Tunke aus Essig, Öl, Senf, Zwiebel (oder Rahm und Essig), in die man die Quellmänner tunkt (tipt, tonkt, štipt). Diese Schüssel mit tswīwəlnęts (Mosel), węch (Weiche) (Hunsr.), tswīwəlwęch (ebd.), tunkəs (moselfr.), tip (rip.), ęəpəltstip, dupəs (Neuw-Catharinen), štip (Siegen), ist für alle gemeinsam. Jeder tunkt seine Kartoffeln in diese Schüssel hinein. Man nennt deshalb auch diese so genossenen Kartoffeln tonkęrpəl, tipęəpəl. In Enkirch (Mosel) bereitet man außerdem für die kwęlərtən eine mēldip, eine Mehltunke. In Monzelfeld (Bernc.) ißt man gəquęldə met brętlǫch (Breitlauch).

Schneidet man die gequellten Kartoffeln in Scheiben und brät diese in der Pfanne, so bunichəlt man sie (Merz-Keuchingen, Trier-Gutweiler); man bezeichnet sie mit henərreksən (Wittb.), gəwantənən (Bonerath).

2. Gegelzte Kartoffeln: Die Kartoffeln werden ringsum 1 cm breit etwa geschält und dann mit der übrigen Schale gequellt. Der Vorteil dieser Quellart besteht darin, daß sich die Schale leichter löst; sie strecken die flichtən (Flügel) von sich, so sagt man. Freilich ist die Güte der Pellkartoffel in sofern gemindert, als das kochende Wasser in sie hineindringt, die Säfte der Kartoffel ausziehen und die Kartoffel leichter in sich zerfällt. Man nennt sie grombərən mǫt ęnər šel (Schale) (Laubach), gəgęltstən (Moselfr.). (Zu gelzen, das Schwein verschneiden), gęlts-chər (Mosel), ringəlchər (Neuwied), ringəlchəs (Metternich), gərengəltə (Westerw., Saar, St. Wendel), rīmchəsdufəln (Siegen), bantgrompərn (Trier), krętschəstufələ (Rhöndorf), gəkrętstə gr. (Sohren), peitšmęnchən (Engelskirchen), jəkrekəltə (Ochtendung), eis-dröm (einmal drum) (Neuwied), pröüsən (Preußen) (Mayen).

D. Aus rohen Kartoffeln.

1. Rohe Kartoffeln mit der Schale in der Pfanne gebraten: die allerkleinsten Kartoffeln, nicht reif geworden, werden gewaschen und mit der Haut gebraten; dann pīəpšən (zischen) sie in der Pfanne. Deshalb nennt man sie pīəpšmöl, pīəpšmęnər, pīəpšēəpəl (Gummersbach); in der Krefelder Gegend nennt man sie brǭanföks, Bratfüchse.

2. Schält man diese kleineren, runden Kartoffeln vorher und brät sie dann, so werden sie gəbrult, gəbunsəlt (Lux., Bitb.); man nennt sie brulərtən.

3. Kartoffeln mit der Schale auf dem Felde im Feuer gebraten: grompərə flęmsən, rētsən, fūsən, foksən (moselfr.)

4. Rohe Scheibenkartoffeln in der Pfanne gebraten: panənšīvən (berg.), spęichərnę̄l ‚Speichernägel' (Büschfeld).

5. Kartoffelkuchen aus rohen Streifenkartoffeln. Rohe Kartoffeln werden in Streifen (pinən, pilən) wie Möhren geschnitten und mit Eimehlteig vermengt und gebacken. Nach den Streifen wird der Kuchen genannt: pinəkūkən (Gummersb.), piləkōkə (niederberg., Cleve) (zu pil = Pfeil), šnibəlskōkən (Soling., M. Gladb.).

6. In der Eupener Gegend (Raeren) klebt man dünne Scheibchen roher Kartoffeln an die heiße Ofenwand; diese braten sofort braun an. Mit Salz ißt man sie (knudələ plętsə nennt man den Vorgang).

E. Aus roh geriebenen Kartoffeln.

1. Kartoffelreibekuchen, in Öl (Rüböl) und ausgelassener (jəkrētštər) Butter in der Pfanne gebacken, ein Lieblingsgericht des Rheinländers. Auf großen Jahrmärkten (z. B. auf Pützches Markt bei Bonn) gibt es Buden, in denen diese Reibekuchen gebacken und feilgeboten werden. In Bauernhäusern sind es große, die ganze Pfanne ausfüllende, zusammenhängende Pfannenkuchen; in jüngerer Zeit kennt man auch die kleineren, krappen Küchelchen.

a. Die großen: rīfkōchən (rip.), rīvəkōkən (nfr.), rapkūch(ən) (moselfr.). gəraptəkūchən (Wittl.), rapəs (Castellaun), grumpərəpangkəch (moselfr.), flipəs (Hunsr.).

b. Die kleineren: krombīrənkīchələ (Saar), krępəl (Hunsr.), kribəlchər (Neuw.), grǫ̈bəlchər (Coch.), krachəlchər (Sohren), grumbərənhipəl (Wittl.), —šnitchər (Eifel), —meis-chər (Saar), dętšəlchər (Nahe), —onəbrīdərchər (Bitb.), —ditšər (Saar), —rękjən (Röckchen) (Lutzerath), —kreišəlchər (Merchingen), fīts-chər (Dickenschied), fontsəln (Daun), oligspląts-chər (Ebschied), lęfəlchər (Weiler-Saar), šlępchər (Meurig-Saar).

2. Kesselkuchen: Roh geriebene Kartoffeln werden zu einem recht dicken Kuchen in Öl (auch ausgelassenem Speck, Schmalz) in einem eisernen Topf (Kessel, Tiegel) gebacken. Während in der Pfanne zumeist die dünnen Reibekuchen reihenweise hergerichtet werden, hat dieser Kuchen, nebenan auf die Herdplatte gestellt, Zeit durchzubraten. Oft auch, wenn es die Gelegenheit mit sich bringt, stellt man den eisernen Tiegel mit der dicken Kartoffelschicht in den noch vom Brotbacken her geheizten Backofen. Am Niederrhein tut man auch Rosinen und Korinten hinein. Man nennt ihn: döbəkōchə (Cochem), döpkōchə (Remagen), döpchəskōchə (Sinzig), debəlabəs (Mosel), dipəhoufən (Westerw.), kęsəlchəskōche (ebd.), kęsəltsbrǖtchə (Königswinter), dijəlhants (Mettlach), dijəlts (dīəlts)-knal (rip. verbr.), pǫtkōkən (berg.), ęrbəlrantsə (Westerw.), ę̄rdəbəltspofət (Wissen), püfərt (Hönscheid), rīvəpufərt (Gummersb.), ūləs (Rheinbrohl) (zu ūl ‚Aule', Topf), putəs (Siegburg), dādšərt (Dierdorf), grompərəndaləs (Valendar), grǫpəkūchən (im grǫpən Topf gebacken) (Hunsr.), wats (Wissen), štruwəl (Pfeffelbach), šālərt (Malberg-Eifel), löbəs (Westerw.). Im Hunsrück nennt man den 5 cm dicken Topfkuchen grindkǫp wegen des knusperigen Schorfes; ist er 10—15 cm dick, heist er šāləs (hebr.). Der šāləs der Juden wird besonders geschätzt wegen des gebrauchten Rindsfettes. Der puks in Scheiderhöhe wird aus geriebenen Kartoffeln mit oder ohne getrockneten Pflaumen im Backofen in einer Tonkasserole gebacken.

3. Ofenplätze: Im Westerwald und an der Sieg ist ein Kartoffelgericht üblich, das folgendermaßen hergestellt wird: Reiner, roher, oder auch mit Hefe vermengter roher Kartoffelteig wird über der heißen Ofenplatte ohne Fett aus-

gebreitet und geröstet. Besonders morgens zum Frühstück in den Wintermonaten wird dieses Gericht genossen, zuweilen mit Butter belegt. Die Kuchen heißen: blęts, ōwəratšəl, flebəs, rīwəplęts, knikəs, lebəs, ritšər. Dieser in alten Bauernhäusern übliche Kastenofen heißt danach auch blętsənōvən. Wird der Kartoffelteig auf der inneren Ofenplatte des Kastenofens gebacken, so entstehen tofəltsblęts-chər (Rodenbach).

4. Bräterskuchen: Im Westerwald wird in einem Bräter Kartoffelteig, der mit Mehl und Hefe oder Sauerteig vermengt ist, gebacken, brǭrərškōchən genannt, auch wohl einfach tofəltskōchən. Ist der Kartoffelteig unvermengt, so nennt man das Gebäck scherzweise šleifšdein, weil es recht zähe ist. Es entspricht dann dem Kesselkuchen.

5. Kartoffelklöße: Die Kartoffeln werden roh gerieben auf der rīf (nfr., rip.) oder auf der rap, rapeisən (moselfr.) oder auch gemahlen; das Kartoffelwasser wird in einem Sieb (sei) herausgedrückt und dann zur Bindung der Masse Mehl (oder eingeweichte Weckstückchen) und Eier hinzugetan, worauf das Ganze zu einem Teige vermengt wird. Mit der Hand werden dann die einzelnen Teigmassen zu länglichen oder mehr runden Klößen gerollt. Diese läßt man so lange kochen, bis sie im heißen Wasser hin- und herwallen. Man richtet sie zu, indem man entweder eine Sahne- oder Milchtunke drüber gießt (in einer aus Speck ausgelassenen Fettflüssigkeit werden Mehl mit Zwiebeln geröstet, dies wird mit Wasser und Milch gelängt und Sahne hinzugefügt), oder indem man sie mit Zwiebelscheiben zusammen in Speckstücken (spękkūsən) in der Pfanne brät. Im nfr. und rip. bezeichnet man sie durchweg als knūdəl f., plur. knūdələ (ę̄rtępəltsknūdələ, rīfknūdələ[3]), ein Wort, das mit dem hd. Knödel zum Stamme knud- gehört, der auch in „Knoten" wiederkehrt. Das Wasser, in dem die knūdələ gekocht wurden, wird durch Zugabe von Milch zum knūdəltsbrei, zur klēsbreisop (Hunsr.), in dem sich die abgelösten Teilchen der Klöße befinden. Dieser Brei dient als Suppe vor dem eigentlichen Knūdəlts-

[3]) rīvəklǭsə (Gummersbach).

ęsən. Ihre Form, ihre Beliebtheit führt zu scherzhaften Benennungen, besonders im Gebiete des Südmoselfr. (Hunsr., Saar) heißen die knīədəln, klīs (Klöße), wenn sie lang und spitz gerollt sind: šbitsbūwə (Südingen), judəšwęnts (Büschfeld), hęrtsdregər(tən) „Herzdrücker“ (allgem.), šdortsə, grombīərənšdortsə (eigentl. „Aststützen“) (Ottw.), šdīərts (Bitb., Prüm), tsingə ‚Zinken‘ (Ottw.), wasəršbatsə (Ottw.-Neunkirchen), grombīarənšbatsən (Merzig), šleifsdęn (Fließem); sind sie dick, rund, dann nennt man sie šnēbalə (Jüdingen), štompknīedəln (Tettingen), šdupərtə (Saar allgem.), krombərəšdipchər (Mettnich), grompərəštupərtə, knęp ‚Knöpfe‘, krombərəknęp (St. Wendel, Ottw.), hǭrəjə knępchər (Ottw.-Neunkirchen), gəfildə gnęb (Reichweiler), fərheiradə knēdələ (Südingen), krombīrənkęil (Quierschied).

Aus Bous (Saarl.) ist šninkəln für Kartoffelklöße überliefert.

6. Suppenbrei aus geriebenen Kartoffeln: Nicht nur liebt man den knūdəltsbrei; man bereitet auch, ohne Klöße zu kochen, aus roh geriebenen Kartoffeln die rapgrompərətsop, šnūdəltsop (Binsfeld), den grīwəs, rīvəbrei (Sieg), pǫtgəwǭls (mit Gewürz) (Barmen).

7. Kartoffelwaffeln: Roh geriebene Kartoffeln werden im Waffeleisen gebacken: rīvəwafəln (Sieg-Leuscheid), jrumpərəwāfəln (Prüm-Neustraßburg), grombīarənwafələ (verbr. in den Kr. Ottw., Saarbr.).

8. Kartoffelwurst: An der Saar und auf dem Hunsrück füllt man auch die geriebenen Kartoffeln in Därme und Saumagen; man nennt die Würste, die gar gekocht werden, krombīərəwūršt, sǫumāə.

9. Kartoffelbrot: In Jahren des Mißwachses hat man auch früher, wie jetzt in den Kriegszeiten, Kartoffelbrot gebacken, indem man gestampfte Kartoffeln in den Mehlteig mit vermengte (tufəltsbrūt). Brot aus reinem Kartoffelbrei backt man noch auf dem Westerwald; man nennt es šǫsəplats, weil es mit der šǫs, der Schieße, in den Backofen hineingeschossen wird.

F. Kartoffelgemisch.

Auf dem Bauerntisch erscheint kein Gemüse, das nicht durch eine gehörige Portion Kartoffeln gelängt ist. Einige besondere Mischungen führen besondere Namen:

1. Sauerkraut mit gestampften Kartoffeln gemengt: tîərtich, tîərtəs (moselfr.), nach dem Webstoff Tirtei (halb Leinen und Baumwolle) genannt, grumbərntîərtich, štampəstîərtəs (Büschfeld), kapəstîərtich (Saar), gəfachlāmə (Gefachlehm = Stroh und Lehm) (Freiendiez), štrōlǫmə (Rheingau), krę̄wəs (Mosel), gəštömsəl (obere Sieg), kabəsmęngsəl (Moselfr.), kāpəsmęng (Pellingen).

2. Gestampfte Kartoffeln mit süßem Kohl: kapəsmōs (Sieg), kapəstsǫp (Siebengeb.), mangsəl (Trier-Braunshausen), štōfkrǫut (Glan), lēmštrō (Kreuznach), brōudərmūs (Neunkirchen-Saar), kompəs (Düren, Aach.) (< compositum), halbleinə (Heusweiler), fūslapəsup, Kartoffelsuppe mit Kohlblättern (Rheingau).

3. Kartoffeln mit Möhren: föüər on ę̄rt (Sinzig), jolt on selvər (Gummersb.), murəpuspas (Niedercassel), šnīdərkurās (nfr.), štülkəs on bęnkskəs (nfr.), mūərəmbǭngk, mūrəjubət, —pruchəl, —jüchəl, —trotəl (nfr.).

4. Kartoffeln mit Bohnen (Buttermilch) (auch oft Möhren dazu): dolə jākob (rip.), bonəjǭkǫp (Grefrath), gəmengsəl (Westerw.), kiköm (Breyell).

5. Gestampfte Kartoffeln und Apfelbrei: himəl on ę̄rt (allgem.), grombīrəštuts (Rübenach).

6. Kartoffeln mit Gerste (oder Reis) riləsraləs (Hunsr.).

7. Kartoffeln mit Fleischstücken: hǫtələpǫt (Düsseld.), tsütsərlüs (Aach.) (auch mit Fisch), prikə ‚Kartoffelwürfel, Fleischstücke, Pflaumen, Gewürz, Essig' (Styrum), šamörməl (dabei auch Obst) (Mettmann), kušələmus ‚Kartoffeln und Stockfisch' (allgem.), sǫu un šǭf ‚Kartoffeln und Klößegemisch' (St. Wendel).

Mögen all diese Kartoffelgerichte dem Rheinländer in der harten Kriegszeit über manche Entbehrungen hinweghelfen. Schon in Friedenszeiten hat er sich an sie mit Lust und Liebe gewöhnt.

Das Halmmessen.

Aus dem Rheinischen von **Dr. Jos. Müller,** Bonn.

Mich hât ein halm gemachet frô:
er giht, ich sül genâde vinden,
ich maz daz selbe kleine strô,
als ich hie vor gesach von Kinden.
Nû hôeret unde merket, ob siz denne tuo:
„si tuot, sie entuot, si tuot, sie entuot, sie tuot."
swie dicke ichs tete, sô was ie daz ende guot,
das troestet mich: dâ hoeret ouch geloube zuo.

So singt Walter von der Vogelweide, wie er das Halmorakel zur Beruhigung seines sehnenden Herzens befragt und stets gute Antwort erhalten habe. Die dabei gebrauchten Worte stimmen überein mit der beim Blumenorakel, dem Zerzupfen der Sternblumen üblichen.[1])

Auch sonst ist das Halmenmessen in der mittelalterlichen Literatur mehrfach überliefert;[2]) ja er fand in die Rechtsgebräuche Eingang,[3]) und der Halm ward ein so allgemeines Mittel, das Los zu ziehen, daß man geradezu sagte: Wir wollen den Halm zieh'n, auch wenn kein Halm zum Losen gebraucht wurde, und noch heutzutage die oft gebrauchte Redensart: „den Kürzeren ziehen" davon herrührt.[4])

Das Halmenmessen, so wie es Walter im Sinne hat, ging nun so vor sich, daß man einen beliebigen Getreide- oder Grashalm nahm und an ihm nach Art des Blumenorakels die Knoten abzählte.

Das Halmenziehen verlief so, daß man wohl zunächst mehrere Halme nahm, die Losenden ziehen ließ und den als Gewinner erklärte, der den Halm mit den meisten Knoten gezogen hatte.

---

[1]) Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mitttelalter, S. 32. Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel, S. 185. [Vgl. Zeitschr. d. Verf. Volkskunde, 10, S. 227 f.]

[2]) So beim Meissner, Zingerle a. a. O., S. 32.

[3]) Grimm, Rechtsaltertümer, S. 126.

[4]) Zingerle a. a. O., S. 33.

Oder aber man nahm mehrere Teile eines Halmes verschiedener Größe; auch hierbei war es noch möglich, den Halm so in verschiedene Teile zu zerlegen, daß man von Knoten zu Knoten die Teile trennte; wer den kleinsten (oder je nach Übereinkunft den größten) zog, war der Gewinner.

Den Halm konnte man aber auch durch irgend eine andere Art von Losen (Hölzchen, Papierstreifen) verschiedener Größe ersetzen.

Je nach Übereinkunft wählte man auch soviele Lose, als Mitlosende vorhanden waren; alle Lose waren gleicher Größe mit Ausnahme eines Loses, das entweder das kürzeste (oder nach Übereinkunft) das längste war. Wer dieses zog, hatte im Losen gesiegt.

Heute zieht man nur noch Halme (oder Hölzchen, Papierstreifen), wobei das kürzere (oder längere) den Sieger bezeichnet. Das Halmenmessen nach der Anzahl der Knoten ist nicht mehr üblich, soweit ich in Erfahrung bringen konnte. Nur aus der Eifel (Bitb.-Geichlingen, Mitteilung des Herrn Pfarrers Kilburg) kommt beim Halmziehen, um etwaige Betrügereien leichter auszuschließen, noch der Knotenhalm in Anwendung; man nimmt Halme von gleicher Länge, darunter einen mit Knoten. Wer den letzteren zieht, gewinnt (kniədən). Dies Kniədən wird im wirtschaftlichen Leben besonders dann angewandt, wenn eine gemeinschaftliche teilbare Masse ganz unparteiisch unter zwei Berechtigte verteilt werden soll: A und B haben gemeinschaftlich die Grasscher einer Wiese angesteigert und gemeinschaftlich alle Arbeiten bis zum Einscheuern gemacht. Jetzt soll geteilt werden. Es werden mehrere Reihen — in gerader Zahl 2, 4, 6 usw. — mit gleich vielen hęihęp in gleicher Größe gemacht, dann der erste hǫp der ersten, der dritten usw. Reihe mit Haselnußzweig gekennzeichnet, oder es werden, wenn die geometrische Figur der Wiesenparzelle oder die ungleichartige Beschaffenheit der Produktivität des Bodens Reihen mit gleicher Zahl von hęp oder mit gleicher Heuqualität nicht zuläßt, der 1., 3., 5., 7. usw. hǫp gekennzeichnet. Dann nimmt A zwei Halme gleicher Größe — einen mit Knoten — und läßt B ziehen; der, in dessen Hand der Knotenhalm bleibt, erhält die gekennzeichneten hęp.

Daß der Knotenhalm aber auch sonst im rheinischen Volksleben in Gebrauch war, verraten die noch heute geltenden volkstümlichen Namen für die Loshalme, die immer noch nach den Knoten[5]) benannt werden, obwohl ihre Anzahl nicht mehr in Frage kommt.

So heißt es an der Saar (Oberemmel, Freudenberg), an der Mosel (Conz) noch heute: ma tsīən knūədəhęlm; ma tseiən knīədənhęlm; aber auch noch in der Eifel (Daun-Hartingen): knīədənhē̜ləm tseiən (Knotenhälme). Verbreitet im ganzen Gebiete vom moselfr. bis zum nfr. (Grevenbr.-Capellen, Wickrathhahn, Rheydt) ist der Ausdruck „Knoten, Knötchen ziehen“: də knūdə tsīən (Bernc.), knǭrə tsīən (Nahe), knǭadən tsīən (Prüm), knǭdə tsējə (Adenau-Engelen, Daun-Katzwinkel), knōdə tsējə (Mayfeld). Während aber im moselfr. die Form „Knoten“ stets gewählt ist, finden wir im ripuarischen Gebiete (hier aber nur linksrheinisch)[6]) die Verkleinerungsform ‚Knötchen‘ vorherrschend: knǫ̈tchə tsējə, trękə; auch im nfr. knǫ̈tchər trękə (knǫ̈tchəs). Im Kreise Prüm bildete man zu Knoten ein Zeitwort knǫadən ‚losen‘ (mer knǫadə drum). Auch knepənhęlm tseiən (Merzig-Haustadt) führt auf die Halmknoten zurück, da knepən- zu knöpən ‚knüpfen, einen Knoten machen‘ gehört; knǫp un hęlm tsīə (Ottweiler) ist ohne weiteres klar. knowəlhęlm tsīə (Saarl.-Eusdorf) hat mit dem hd. ‚knobeln‘ nichts zu tun; knubəl (rip.), knowəl (moselfr.) ‚Verdickung‘ liegt auch hier zugrunde. Im Kreise Saarlouis herrscht sonst glokənhęlm tsīən vor (Differten, Fraulautern, Hülzweiler). Mit einiger Konzession an volkstümliche Vorstellungsweise läßt sich auch hier an die Halmknoten denken, wenn man beachtet, daß diese Knoten in Glockenform den unteren Halmteil einschließen. Aber diese Erklärung soll doch auch nur Volksetymologie sein.

[5]) Von den „Knoten“ am Getreidehalme spricht das Weistum von Pellingen 1545 (Grimm, Wst. 2, 116): es sollen auch die frohner verpflicht sein, das korn und habern uff den dritten knoden zu schneiden.

[6]) Rechtsrheinisch (westerw., Sieg, berg.) begegnet überhaupt „Knoten ziehen“ nicht. Hier gilt durchaus Hälmchen, Hölzchen, Pinn trecken! Wichtig für die Wortgeographie ist es, daß vom Moselfr. aus der Begriff „Knoten ziehen“ wohl bis ins linksrheinische Flachland vordrang, aber nicht über den Rhein gelangen konnte. Vgl. aber Muche trecken.

Aus Köln-Deutz ist knǫ̈lchə trękə überliefert; hierbei ist die Beziehung zum Halmknoten ohne weiteres klar.

Im Siegkreise und im Bergischen (Lindlar, Overath, Gummersb.-Bellingroth) heißt das Halmziehen allgemein: muchə trękə.[7]), much (rip.), mǫuch (moselfr.) fem. bedeutet ‚Krebsbeule am Baum; Fußgeschwulst an den Hufen der Tiere. Frostbeule an Händen und Füßen'. Nun sind die Halmknoten ja ähnliche Verdickungen; ohne Gefahr also können wir dies rip. muchə trękə auch auf die Knoten am Halme beziehen, so daß also auch das rechtsrheinische Gebiet wenigstens in einem Teile an der alten Vorstellungsart Anteil hat, wenn auch in einer ganz anderen Form als das linksrheinische Franken.[8])

Allgemein, ohne jede Beziehung auf die Knoten im Halme heißt es: hęlmchər, hęlmkəs tsīən, trękə māchən (Hunsr.), plökən (Lennep-Windgassen), mem hęlmchə dröm trękə (Düren); lūšhęlmchə tsīən (Coch.-Lutzerath). Im Kreise Bitburg (Geichlingen, Mettendorf) bildet man dazu ein Zeitwort hęlmən ‚mit Halmen losen'.

Aber auch andere Losmittel kommen in den Redewendungen zum Ausdruck:

hölts-chər tsējə (moselfr. rip.); zu Holz.

penchər trękə (Aach., Kemp., M. Gladb.), pinchəs trękə (Elberf., Solingen); zu pinn ‚Holzstift'.

štǫ̈kskən trękən (nfr. allgem.); zu stǫk.

štękskə trękən (Cref., Geilenk., Kempen, M. Gladbach, Moers); zu stęk(ən).

štipchə, — štöpchə tsējə (Mayfeld, Adenau); štüpkə trękə (Cleve-Uedemerbruch); zu štup ‚abgekürzt'; also das ‚Kürzeste ziehen'.

špǫ̈nkəs trękə (Kemp.-St. Hubert, Velbert); zu Span.

tsępchə tsējə (May.-Collig); zu Zapfen.

špekskəs trękə (Geld.-Sevelen).

kǫ̈tchə trękə (Sieg-Rheydt); zu Kordel.

tukə trękə (M. Gladb., Erkel., Heinsb., Geldern).

---

[7]) S. auch diese Zeitschr. 7, 129.

[8]) Aus Bergheim (Sieg) ist mufə trękə überliefert, also aus dem Much-Gebiet. Verschreibung oder Entstellung?

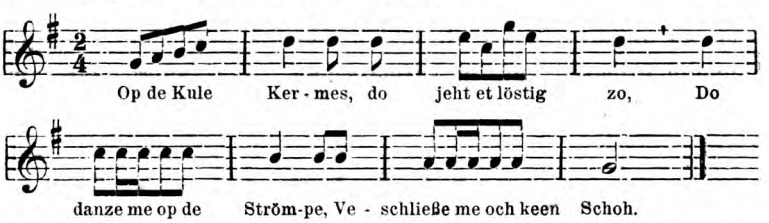
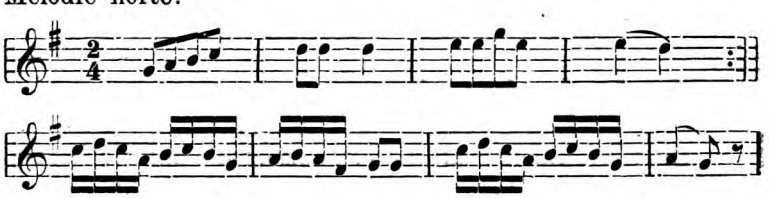
Auch das Wort ‚Los' wird verwandt. lēsər māchə (Hunsr.); lūšər machə (Cobl.-Höhr), ət lǫs tsēje (rip.); lǫ̈s-chə trękə (rip.); lǫ̈tjəs trękə (nfr.); und so ist auch verbal die Handlung des Halmziehens ausgedrückt im moselfr. allgemein durch lōsə, lūsə, lousə, lūšə, loušə, lūje, lōsərn (westerw.). In Kemp.-St. Toenis nennt man dies pǫngərə = pandern, das von Pfand abgeleitet ist.

Handelt es sich, wie meist, um das kürzeste Los, so sagt man auch: kűrts trękə, dər kűrts dröm trękə; wer trekt ət langkt ǫf ət kōrt (Eupen); kūrt on lang tsējə.

Wer beim Losen zu betrügen sucht, dēr röntselt (Moers-Orsoy).

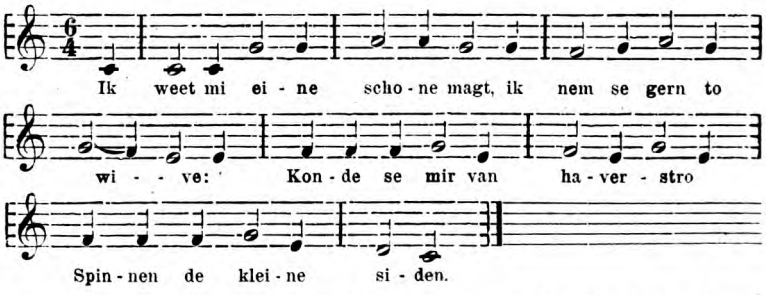
Eine alte rheinische Melodie.

Von **Dr. Kentenich.**

Gelegentlich der sogenannten Kauler Kirmes, des Kirchweihfestes der Dietkirchenpfarre, wird in Bonn von Alt und Jung folgende Melodie gesungen:[1])

An diese Melodie erinnerte ich mich, als ich folgende Melodie hörte:

[1]) In dieser Form ist die Melodie der Rheinischen Volksliedersammlung von Fräulein Lehrerin Anna Rahm in Widdig übersandt worden.

Es ist die Jubelmelodie der am Pfingstdienstag stattfindenden, weitbekannten Echternacher Springprozession. Im ersten Halbsatz ist die Übereinstimmung beider Melodien annähernd vollkommen.

Damit ergibt sich für die Stammelodie, aus welcher beide geflossen sind, ein hohes Alter. Die Echternacher Springprozession ist uns ziemlich sicher schon für das Ende des 15. Jahrhunderts bezeugt. Der Trierer Jesuit Brower (Annales Treverenses XVI n. 95) erzählt, „daß seine Zeitgenossen ihm gesagt, sie hätten als Knaben von den ältesten Leuten gehört, daß bei jeweiliger Unterlassung dieser Prozession das Vieh in den Ställen zu tanzen angefangen und nicht eher zur Ruhe gekommen sei, bis die Menschen die Springprozession wieder gehalten hätten. Da nun Brower im Jahre 1559 geboren war, so wird die Erinnerung der ältesten noch lebenden Vorfahren zur Zeit des Knabenalters seiner Zeitgenossen bis zu Ende des 15. Jahrhunderts zurückreichen, und also jene Springprozession wenigstens schon als damals bestehend angenommen werden müssen.“ [2])

So alt wie die Prozession wird aber auch die Melodie sein. Daß dieser Schluß zutrifft, wird dadurch bewiesen, daß sich an anderer Stelle alten deutschen Volksbodens dieselbe Melodie erhalten hat, in Ditmarschen. Dort singt man zum Springeltanz:[3])

Die Urverwandtschaft dieser Tanzmelodie mit der Echternacher Melodie ist bei sorgfältigem Hinhören nicht zu ver-

[2]) Marx, Geschichte des Erzstifts Trier III. S. 379.

[3]) Fleischer in Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft I, Leipzig 1900, S. 26.

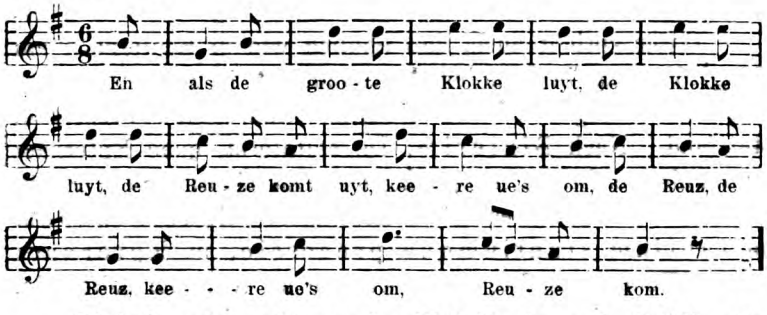
kennen. Die Ditmarscher Tanzmelodie findet sich nun aber schon im Jahre 1545 gedruckt in Rhaus Bicinia (I 96).

So dürfen wir denn unbedenklich annehmen, daß die Echternacher Melodie ebenso alt ist wie die Prozession.

Diese Erkenntnis ist nun von Wert für die Entscheidung der vielumstrittenen Frage nach der Herkunft oder der Entstehung der Echternacher Prozession.

Der Bericht der Limburger Chronik von dem sogenannten „Veitstanz", einer schrecklichen Plage, welche im Sommer des Jahres 1374 das Land zwischen Mosel und Rhein, namentlich die Eifel, die Umgegend von Aachen und Lüttich, betroffen hat, in Verbindung mit der Nachricht Browers, daß von Trier aus eine Prozession zu dem Oratorium des h. Johannes an der Kyll unweit Kyllburg angeordnet und von jener Zeit an jährlich gehalten worden sei zur Abwendung jenes Übels, hat Marx und andere veranlaßt, die Entstehung der Echternacher Springprozession auf die Anordnung einer entsprechenden Prozession zur Abwendung des Veitstanzes zurückzuführen.

Die Erkenntnis, daß die die Echternacher Prozession begleitende Melodie eine uralte deutsche Tanzmelodie ist, legt vielmehr die Vermutung nahe, daß die kirchliche Prozession an die Stelle eines alten heidnischen Umzuges getreten ist, und das läßt sich, wie ich glaube, beweisen.

Aus Flandern teilt Fleischer a. a. O. S. 25 folgende Melodie mit:

Fleischer bemerkt zu der Melodie (a. a. O. S. 24): „In Dünkirchen und vielen anderen flandrischen Städten gab es bis vor kurzem und in Gent gibt es jetzt noch, wie mir bei meinem Aufenthalt daselbst neulich glaubwürdig berichtet

wurde, eine jährliche Volksprozession, bei der eine riesengroße Puppe den Mittelpunkt der Volksbelustigung bildet. Das ist der „Reuze", der Riese, das Bild eines mittelalterlichen Kriegers mit Panzer und Helm, wie ihn jede flandrische Stadt als Wahrzeichen besitzt, und wie sie sich unter dem Namen „Roland" auch in Deutschland, z. B. am Rathaus zu Bremen, am Roten Turm in Halle a. d. Saale und in anderen Städten als Zeichen früherer Gerichtsbarkeit noch heutigen Tages vorfinden. Diesen Riesen fährt man in der Stadt umher und singt dabei ein Lied, das Reuzelied, dessen Text in Übersetzung mit Hinweglassung der Wiederholungen lautet: „Als die große Glocke läutete, der Riese kommt raus: Kehr um, Riese, guter Riese! Mutter, hänge den Topf übers Feuer, der Riese kommt her. Mutter, schneide eine Brotschnitte, der Riese ist böse. Mutter, steck das beste Bier an, der Riese ist hier. Mutter, stopfe rasch das Faß zu, der Riese ist voll. Mutter, gib mir Käse und Brot, der Riese ist tot."

Die Melodie, welche bei dieser Prozession gesungen wird, ist in ihren Grundzügen nun unverkennbar wieder unsere Bonn-Echternacher Melodie.

Der Schluß läßt sich nicht abweisen, daß in Echternach die heute noch gesungene Melodie von Anfang an mit derselben oder einer ähnlichen heidnischen Prozession verknüpft war wie in Flandern, und daß die christliche Prozession in Echternach an die Stelle des heidnischen Umzuges getreten ist.

Dafür spricht auch, daß ähnlich wie in Echternach am Pfingstdienstag in früheren Jahrhunderten in Prüm in der Eifel am Tage vor Christi Himmelfahrt eine Prozession stattfand. Nach Binterim, De saltatoria, quae Epternaci quotannis celebratur supplicatione (Düsseldorf 1848) S. 25 beschreibt Brower diese Prozession also: „Eadem tandem saltantium stantiumque processio, ut Epternaci a festo Pentecoste die, ita Prumiae ad templum collegiale, et postea ad abbatiale ab ascensionis Domini solemnitate pari ritu et viarum fere etiam intervallo instituitur. Nam juxta sacellum ante urbem exorsi saltum, per forum ad collegiatam primo ecclesiam procedunt triplicique istic ante sacram aedem

corona in gyrum acti, postquam ingressi. aram primam saltando circumdedere, hinc ad basilicam abbatiae se transferunt, ubi triplicato rursum ante templum circuitu chorum agentes aram quoque intra aedem admissi circumdant, ac demum in medio basilicae, ter in coronam saltitando circumacti, proni in terram cum manuum vocisque Jesum et Mariam insonantis plausu et hymno decantando absolvunt."

Der Prümer Chronist Heinrich Brandt erzählt, daß die Prozession in der Zeit des Prümer Abtes Heinrich von Schönecken aufgekommen sei. Dieser aber residierte in Prüm in den Jahren 1288—1342. Jahrzehnte also vor der in der Limburger Chronik erwähnten Zeit des Veitstanzes, auf den man die Springprozession in Echternach zurückführen will, bestand in Prüm in der Eifel eine der Echternacher sehr ähnliche Springprozession.

Heinrich Brandt ist der Ansicht, daß die Prümer Prozession ihren Ursprung von einer öffentlichen Drangsal genommen habe. Der Wahrheit näher ist ein anderer Chronist derselben Abtei, Servatius Otler. Er erwähnt die Prozession unter demselben Abte, vermutet aber, sie sei entweder wegen Unfruchtbarkeit und schweren Heimsuchungen eingerichtet worden oder „sei durch christlich fromme Umwandlung des Zweckes und der Absicht aus irgend einem heidnischen Gebrauche entstanden."

In Bonn a. Rhein ist, so viel ich weiß, jede Erinnerung an einen entsprechenden heidnischen Umzug verweht[4]), daß er einst auch dort stattgefunden hat, dafür spricht die noch heute gelegentlich der Kauler Kirmes gesungene Melodie.

Der Hummelbeitel.

Von **Johann Schmitz,** Kand. d. Höh. Lehramts, z. Z. im Lazarett.

Die alten Germanen glaubten, daß im Gewitter Donar, der Donnergott, mit dem Hammer durch die Lüfte zöge und

[4]) Doch erinnern sich ältere Leute noch, daß zwischen den Häusern der Kaule eine Strohpuppe aufgehängt wurde, die zum Schlusse der Kirmes unter Absingung der Melodie begraben wurde.

den Donner mache. Heutzutage spricht man noch von dem Donnerkeil. So fand ich am Niederrhein bei alten Leuten die Meinung, daß wenigstens bei Blitzschlägen, die nicht zünden, bei sogenannten „kalten Schlägen", ein Stein oder Eisen in der Form eines Keiles in Haus, Baum usw. einschlüge. Diesen Gegenstand nennt man „Hummelbeitel".

Ein Beispiel will ich anführen. Eine Frau erzählte mir, daß sie in ihrer Jugend bei einem Nachbarn einen Hummelbeitel gesehen hätte. Er habe eine längliche Form gehabt. Durch Nachfragen erhielt ich die Gewißheit, daß der Stein den Doppelbeilen der Steinzeit glich, oder vielmehr, daß es ein solches wirklich war. Bei Gewittern hätte der Beitel „geschwitzt"; sie hätte ihn noch öfter abgeputzt; sie selbst sagt, daß dies an dem Steine liege, er sei so naß gewesen wie die Steine einer Flur bei feuchtem Wetter. Der Stein hätte auch der „kalte Beitel" geheißen. So erklärt es sich, daß Wasserdünste einen kalten Niederschlag auf ihm bildeten. Auch hätte er bei Gewittern gebebt, „gedawert", wie sie sagte. Bei jedem Gewitter hätte man ihn auf den Tisch gelegt. Nach allem handelte es sich um einen Stein, der wegen seiner Form auffällig war, dem man im Aberglauben abwehrende Macht in Gewittern zuschrieb; denn nur deshalb legte man ihn aus alter Gewohnheit auf den Tisch. Der Name „Hummelbeitel" kam nach der Meinung der Frau davon, daß der Stein beim Donner, beim „Hummel", sich bewegte, „dawerte". Ein anderer, der die Erzählung mit angehört hatte, meinte, der Name „Hummelbeitel" käme von den kalten Schlägen her, wovon ich oben ja schon sprach. Alle erklärten nur den ersten Teil des Wortes.

Bevor ich zur Etymologie des zweiten Teiles des Wortes übergehe, will ich zunächst das Ergebnis meiner Erkundigungen kurz zusammenfassen. Am Niederrhein hat man an verschiedenen Stellen Beile aus der Steinzeit, die primitiven Geräte unserer Urvorsassen, gefunden. Sie wurden vielfach von Leuten aus dem Volk entdeckt, die deren Ursprung und wahre Bedeutung nicht kannten. Die Frage nach der Herkunft dieser sonderbaren Steine drängte sich ihnen aber mit aller Gewalt auf. Noch war der alte Volksglaube von Donars

Hammer nicht ausgestorben. Kann man sich da wundern, daß man ihn auf jene überträgt, oder vielmehr schon übertrug in alter Zeit und immer wieder von neuem übertrug? Die Steine nannte man „Beitel", weshalb, werden wir später sehen. Weil der Donner für das Volksgefühl beim Gewitter die wichtigste Rolle spielt, nannte man sie nach dem Donner, dem „Hummel", „Hummelbeitel". Die Steine, „Beitels", wurden wohl meist entdeckt, wenn man tief in die Erde grub, bei Ausrodungen und beim Auswerfen von Fundamenten, wie das auch noch heute der Fall ist. Wurden Fundamente für ein Haus ausgegraben, das vom Blitz getroffen war, und fand man dabei einen solchen Beitel, dann wurde der Glaube an die Hummelbeitel noch viel stärker.

An dieser Stelle will ich einer Unterredung Erwähnung tun, die ich mit einem älteren Manne hatte, als er mir einen alten, vom Blitze getroffenen Kastanienbaum zeigte. Er sagte mir, einen Hummelbeitel habe er nicht dabei finden können, obwohl er alles nachgesucht habe. Im Baume säße er nicht; er zeigte mir auch die Stelle, wo der Beitel aus dem Baume herausgegangen wäre. Rund um den Baum hätte er aber in der Erde kein Loch gefunden. Der Beitel wäre vielleicht ganz weit weggeflogen. Sonst hätte er schon von vielen Leuten gehört, daß man einen solchen Hummelbeitel gefunden hätte beim Graben der Fundamente für den Neubau eines vom Blitze getroffenen Hauses. — Einen ganz sonderbaren Fall, von dem ich hörte, will ich hier auch noch anführen. Auf einem Bauernhofe, der mir auch genannt wurde, wäre in früherer Zeit ein Hummelbeitel aufbewahrt worden, der, wie man erzählte, in die Küche eingeschlagen und dann durchs Fenster hinaus bis aufs Feld geflogen wäre. Dort hätte man ihn nachher gefunden. Die Entstehung dieser Sage ist durchsichtig. Der Blitz war in die Küche eingeschlagen, durch den Knall war das Fenster zertrümmert. Nach kurz oder lang fand man auf dem Felde einen Beitel. Natürlich war der nun in die Küche eingeschlagen und durchs Fenster hinaus bis aufs Feld geflogen.

Gehen wir jetzt zur Etymologie des Wortes Hummelbeitel über. Daß der erste Teil mit dem Donner, dem „Hummel",

zusammenhängt, haben wir oben schon gesehen. Dort wurde gesagt, er wäre so benannt nach den „kalten Blitzschlägen". Im Plattdeutschen redet man meist vom „Hummel", selten vom Blitz, und unter dem Hummel versteht man den Donner. Im Hochdeutschen kommt das Wort „Hummel" nur für das Insekt vor, das von „hummen" = summen so benannt sein soll. Es ließe sich denken, daß man ähnlich am Niederrhein den Donner onomatopoetisch benannte. Das Wort habe ich in dieser Bedeutung noch in keinem Wörterbuch gefunden; auch im Holländischen scheint es nicht vorzukommen, wenigstens nicht in allgemeinem Gebrauche zu stehen. Ein Wort „Hummel" in anderer Verwendung als für das Insekt fand ich nur in Fr. Woestes „Wörterbuch der Westph. Mundart", Leipzig 1882, S. 109, wo es ein altes Messer, besonders ein ausgeschlissenes, bezeichnet. Das würde schließlich auf unsere Erklärung der Hummelbeitel als die alten Beile der Steinzeit passen, aber kaum würde man damit das Richtige treffen, weil dieses „hummel" wahrscheinlich von einem „humm = stumm, stumpf" gebildet ist. Andererseits scheint aber auch dieselbe Wurzel „humm, ham" „schlagen" zu bedeuten, und dann könnte unser „Hummel" = Hammer sein und ursprünglich den Blitzhammer bezeichnet haben, bis dann später das Wort als onomatopoetische Bezeichnung für den Donner aufgefaßt wurde. Die Bezeichnung „Hummelbeitel" wäre dann Tautologie, wie wir nachher sehen werden; doch immerhin könnte dies das Ursprüngliche sein. Natürlicher scheint es, beim Worte Hummelbeitel die gleiche Bildung wie beim „Donnerkeil" anzunehmen. Auch könnte der Beitel „Hummelbeitel" genannt sein, weil er beim abergläubischen Volk im Gewitter prophylaktische Kraft haben, den „Hummel" abwehren soll.

Betrachten wir den zweiten Teil des Wortes. Der „Beitel" ist ein keilförmiges Werkzeug, das vorzüglich von Zimmerleuten benutzt wird. Man hört das Wort nicht oft, es ist mehr ein Fachausdruck der Handwerker. Als „stemmeisenähnliches Werkzeug" wird es erklärt in den Konversationslexika von Meyer und Herder, bei Brockhaus fehlt es ganz. Auch Grimm, „Deutsches Wörterbuch", Leipzig 1854, kennt

kein hochdeutsches Beitel, wohl ein „Beißel“, mit dem er das neuniederländische „beitel“ zusammenstellt, das er als „spaltendes Werkzeug“ erklärt. Im Holländischen wird das Wort „Beitel“ für Meißel gebraucht, ebenso am Niederrhein. — Außer für das Handwerkszeug wird am Niederrhein das Wort „Beitel“ in der Zusammensetzung „Hummelbeitel“ gebraucht. Wie der Augenschein lehrt, sind Hummelbeitel Steine, die vielfach, wohl meistens, die Gestalt des Doppelbeiles der Steinzeit haben.

Für Doppelbeil und Beil gebrauchte man in den alten Sprachen dieselben Ausdrücke. Dies wird man auch für das Altgermanische annehmen dürfen. „Beil“ bezeichnete ursprünglich auch das „Doppelbeil“ und hatte in der alten Zeit noch nicht den engen Begriff wie heute. So gebraucht man z. B. im plattdeutschen Dialekt meiner Heimat das entsprechende Wort „Bill“ noch heute für den vom Hammerstiel ausgehenden, der Hammerfläche gegenüberliegenden Teil des Hammers.

Die Etymologie des Wortes „Beil“ gibt uns, wie ich glaube, näheren Aufschluß. Neben „Beil“ wurde früher, und auch noch heute, dialektisch ein „Beihel“ gebraucht, welch letzterem auch Grimm a. a. O. I, S. 1374 die Priorität zuzuerkennen geneigt ist. Kluge, „Etymol. Wörterbuch“, 7. Auflage (unter „Beil“), spricht die Ansicht aus, daß man wohl eine alte Form bîthl, bîtl annehmen müsse. Damit müßte man auch das oben angeführte „Beißel“ zusammenstellen. Zum besseren Verständnis mag man auch die Etymologie des Wortes „Keil“ bei Kluge vergleichen, wo eine spätmittelhochdeutsche Form kîdel und eine neuhochdeutsche, dialektische Form „Keidel“ erwähnt werden. Ähnlich hätte sich dann bei „Beil“ eine dialektische Nebenform „Beitel“ erhalten, die später nur noch in zwei bestimmten Fällen gebraucht wurde: einmal als Fachausdruck in der Handwerkersprache für Meißel, und ferner im Volksglauben, in der Sage, wo alte Ausdrücke ja sehr zähe sich zu halten pflegen. Der Hummelbeitel hätte also seinen Namen wegen der Ähnlichkeit mit dem Beile der Steinzeit, und zwar hätte er diesen Namen schon in sehr alter Zeit bekommen.

Für das Wort „Beitel" ist aber auch noch eine andere Erklärung möglich. Es kann ein Lehnwort sein. Und in der Tat finden wir bei Griechen und Römern ein ähnliches Wort für die gleiche Sache: *βαίτυλος* und baetulus. In der griechischen Mythologie ist der *βαίτυλος* jener Stein, der dem Kronos statt des Zeuskindes dargereicht wurde. Jedoch wird dieser Stein von Hesiod in seiner Theogonie an der betreffenden Stelle (467—491) überhaupt nicht so genannt. Auch in der Folgezeit wird das Wort kaum gebraucht sein, bis in späteren Jahrhunderten die religionsphilosophische Literatur sich seiner bemächtigt. Es wird eponym für einen Baitylos, der dann Repräsentant der Zeit nach Uranos und auch dessen Sohn wird. Näheres darüber findet man unter dem Artikel „Baitylos II" von Tümpel in Pauly-Wissowa, Realenz. d. kl. Alt. II, 2. ebendort auch in dem Artikel von Tümpel „Baitylia" Sp. 2780 Z. 3 ff. und in Maximilian Mayers Artikel Kronos in Roscher, Lex. d. gr. u. röm. Mythol. II, 1, Sp. 1523 Z. 40 ff. In jener späten Zeit wurden dann auch vielfach die kultisch verehrten Steine *βαίτυλος* und *βαιτύλιον* genannt, und so auch der Stein in Delphi.

Auf einen anderen Gebrauch des griechischen *βαίτυλος* weist uns das lateinische baetulus. Alle diesbezüglichen Stellen findet man bequem zusammengestellt in dem Monumentalwerk „Thesaurus linguae Latinae" unter dem Worte baetulus. Danach heißt es bei Plinius, Naturalis historia 1, 37, 51: „baetulos genus cerauniae gemmae" und 1, 37, 135: ex his quae nigrae sint ac rotundae . . . baetulos vocari, quae vero longae sint, ceraunias. Diese letztere Unterscheidung macht Plinius nach Sotacus. Das Wort *βαίτυλος* fand sich also damals schon in griechischen Werken, und zwar zur Bezeichnung eines Steines, der mit dem Blitze vom Himmel gefallen ist. Das letztere bezeugt uns der Name ceraunia, der vom griechischen *κεραυνός* „Blitz" abgeleitet ist; das bezeugt uns auch Plinius „Nat. hist. 1, 37, 176 (s. Thes. l. Lat. unter ceraunius 1.), der sagt: „ombria . . . sicut et ceraunia et brontea cadere cum imbribus et fulminibus dicitur." Was für die ceraunia galt, galt auch für die Unterart baetulus. Der baetulus nahm also damals dieselbe Stelle ein, wie unser „Hummelbeitel"; auch hielt man

ihn für ein Amulett gegen Blitz; das bezeugen die Mythographi 3, 8 (s. Thes. l. Lat. unter ceraunus): „ceraunus lapis est fulvus: repperitur ubi crebra fulmina cadunt et contra fulmina fertur opitulari.“ Dies könnten wir übersetzen: „Der Hummelbeitel ist ein blaßgelber Stein; er wird gefunden, wo der Blitz häufig einschlägt, und gegen den Blitz soll er helfen.“ Im weiten Römerreiche bestand also schon derselbe Aberglaube, der sich heute noch am Niederrhein findet, und derselbe Name wurde gebraucht. Da liegt allerdings die Vermutung nahe, sehr nahe, daß unser „Hummelbeitel“ noch ein Überrest des römischen baetulus ist. Die römischen Legionen hatten Jahrhunderte hindurch Standquartiere am Rhein, ihre Sitten wirkten auf die Eingeborenen, und auch ihr Aberglaube konnte diesen nicht fremd bleiben. Aber man muß bedenken, daß auch eine entgegengesetzte Einwirkung stattfand, daß der Aberglaube der Einheimischen, der Leute, mit denen die römischen Soldaten lange verkehrten, auch auf diese großen Einfluß ausübte und mit den römischen Legionen durch das weite Römerreich wanderte. Und dieses letztere ist auch für unseren Fall nicht so unwahrscheinlich. Bei Griechen und Römern ist das Wort *βαίτυλος*, baetulus mehr ein ephemeres, im Laufe der Jahrhunderte ist es wieder verschwunden, wird unbekannt, wie zu der Zeit, bevor es in der Literatur auftauchte, in der es vorzugsweise von Schriftstellern gebraucht wird, die alle Gelehrsamkeit sammeln und denen neue, unbekannte Worte immer willkommen sind, die dann für gewöhnlich auch rasch wieder veralten und vergessen werden. Unser „Hummelbeitel“ dagegen hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch erhalten, erhalten im Munde des Volkes am Niederrhein, und erst unsere Zeit der Aufklärung droht ihm den Untergang zu bereiten. Die meisten jungen Leute kennen den „Hummelbeitel“ nicht mehr.

Wir wollen nun zu der Frage übergehen, ob nicht das lateinisch-griechische Wort aus dem Altgermanischen entlehnt sein könne. Zu diesem Zwecke müssen wir zu den entgegenstehenden Erklärungsversuchen Stellung nehmen und dann die eigene Ansicht begründen.

Von den alten griechischen Etymologien wird neuerdings

eine von Maximilian Mayer in seinem schon zitierten Artikel vertreten. Nur diese brauchen wir uns vorzuführen. „Der Stein wäre so genannt, weil ihn ἡ Ῥέα βαίτῃ αἰγὸς σπαργανώσασα τῷ Κρόνῳ δέδωκεν, weil ihn „Rhea in ein Ziegenfell wickelte und so dem Kronos reichte". Dagegen spricht sich Tümpel in dem Artikel „Baitylia" in Pauly-Wissowas Realenz. d. kl. Alt. II, 2 aus. Gegen diese Etymologie möchte ich noch einen anderen Grund anführen: Wäre die Etymologie βαίτυλος von βαίτη richtig, dann hätte der Zeusstein zuerst diesen Namen getragen. Von dort wäre er anf die anderen Steine und auch auf die Blitzsteine übertragen. Plinius spricht schon vom baetulus, Pausanias erwähnt den heiligen Stein in Delphi und die heiligen Gebräuche daselbst, aber den Namen βαίτυλος und auch das Wort βαίτη erwähnt er nicht. Das weist deutlich darauf hin, daß die griechische Etymologie bloße Grammatikererfindung ist; dasselbe gilt in noch größerem Maße von einer anderen Etymologie, die Tümpel a. a. O. aus dem Altertum anführt, auf die ich aber nicht eingehen will.

Findet das Wort βαίτυλος im griechischen Wortschatz keine Erklärung, so kann es ein Lehnwort sein. Und schon früh ist Entlehnung aus dem Semitischen angenommen worden. Ein heiliger, βαίτυλος genannter Stein kommt vor in Heliopolis in Coelesyrien, in Emesa und in Delphi. Von diesen drei Stätten liegen zwei im semitischen Sprachgebiet. In der Genesis wird der von Jakob gesalbte Stein bet-el genannt. Betrachten wir jene Ansicht in der Form, wie Tümpel a. a. O. sie vorbringt. Sp. 2780 Z. 52 ff. sagt er: „Βαίτυλος dagegen würde nach Analogie des aus Ain-el entstandenen Αἴτυλος (Arrian, anab. II, 20 = „Auge des El") auf ein syrisches bet-el (st. abs. bait) auch dann zurückweisen, wenn der berühmte Bet-el der Genesis (28, 18 f) nicht sachlich entspräche. Er wird von Jakob „zu einem Mal errichtet und mit Öl gesalbt", denn er gab ihm den Himmelstraum von der Jakobsleiter ein bei der Inkubation und galt offenbar als alter Seelensitz des El. Man braucht sich nur noch den aus orientalischer Magie stammenden, runden, schwarzen Zauberstein der orphischen Λιθιακά (355 ff.; 364; 368—374; 381; 340) gegenwärtig zu halten: Θεουειδὴς πέτρος ἔμψυχος ὀρείτης, σιδηρίτης, ὀστρίτης,

der „wie ein Säugling in Windeln gewickelt und als Wickelkind im Arm gewiegt zart zu schreien anfängt", so hat man die auffälligsten Eigentümlichkeiten, welche die Griechen verleiteten, in jenem *Βαίτυλος* den *λίθος σπαργανώμενος* zu erkennen. der einst anstatt des Zeuskindes dem gefräßigen Kronos dargeboten, von ihm verschluckt und wieder ausgespieen wurde."

Trotz der anscheinenden Natürlichkeit dieser Erklärung möchte ich dagegen Stellung nehmen. Im Semitischen ist das t in Bet-el aspiriert, dem würde das griechische *θ* entsprechen und nicht *τ*. Es wäre also unerfindlich, weshalb man den Stein *βαίτυλος* und nicht *βαίθυλος* genannt hätte. Doch sehen wir uns auch die Sache selber an. Der *Βαίτυλος*, den uns Damascius in der vita Isidori (bei Photius, bibl. cod. 242 p. 348 Bekk) beschreibt, war rund und hatte nur eine Spanne Durchmesser. Ein solcher Stein kann der Beth-el des Jakob nicht gewesen sein; denn ein kleiner, runder Stein kann nicht als Kopfkissen dienen und nicht zu einem Mal errichtet werden. Der Bethel der Genesis entspricht also dem *Βαίτυλος* keineswegs, und von einem Worte beth-el würde man ein griechisches *Βαίθυλος* oder *Βέθυλος* herleiten. Die von Tümpel genannten abergläubischen Gebräuche mit dem Zauberstein der orphischen *Λιθιακά* sind Parallelen zu dem von Rhea anstatt des Zeuskindes dem Kronos dargereichten Steine auch dann, wenn der Name *Βαίτυλος* dafür nicht semitischen Ursprungs ist, wie sie es ja auch wären, wenn der Name *Βαίτυλος* dafür nicht angewandt würde. Übrigens stammen die *Λιθιακά* nach Christ-Schmid, G. d. gr. L. II, 2^5 S. 796 aus dem 4.—5. Jahrhundert n. Chr.

Oben wurde schon angedeutet, daß das Wort *Βαίτυλος* dem Germanischen entlehnt sein könnte und unserm „Hummelbeitel" entspräche. An einen Donnerkeil denkt schon S. Wide (Lakonische Kulte 21), fordert aber damit den Widerspruch Tümpels heraus, der a. a. O. Sp. 2781 Z. 28 es für ungerechtfertigt hält, „weil der Mythos keinen Donnerschlag kenne, und die Aerolithennatur zur Erklärung des griechischen Mythos genüge". Jedoch muß man bedenken, daß auch von der Aerolithennatur des Steines, den Rhea dem Kronos reichte,

der griechische Mythos nichts weiß. Die Herkunft des Steines ist für unsere Frage auch gleichgültig. Jedenfalls existierte er schon lange im Kultus, bevor der Name *Βαίτυλος* auf ihn übertragen wurde; denn schon Hesiod Theogonie 467—491 erzählt uns den Mythos, Pausanias teilt ihn uns des öfteren mit und führt uns (X, 24, 6) auch den betreffenden Kultus in Delphi vor Augen; doch keiner von beiden nennt den Stein *Βαίτυλος*. Ob der Stein in Delphi ein Donnerkeil war oder nicht, ist für uns gleichgültig; jedenfalls dürfen wir den *Βαίτυλος* allgemein als Donnerkeil auffassen, wenn wir Gründe dafür haben.

In der weiteren Behandlung unserer Frage wollen wir von der Zeit ausgehen, in der das Wort *Βαίτυλος* und verwandte Worte in der Literatur auftreten. Betrachten wir zuerst die Zeit, in der das Wort *Βαίτυλος* für den Zeusstein in Delphi gebraucht wurde. Pausanias, der zur Zeit des Hadrian und Antoninus Pius schrieb, nennt das Wort noch nicht, wohl aber schon der Grammatiker Herodianos, der zur Zeit des Marc Aurel lebte, in der Schrift *περὶ καθολικῆς προσῳδίας* 6 (aus Theognost) I, p. 163. Auf ihn gehen vielleicht die Stellen in den folgenden Grammatikern oder Lexikographen zurück. Auf wen Herodian zurückgeht, läßt sich nicht bestimmen; jedenfalls ist seine Quelle gleichzeitig oder nicht viel älter. Sonst würden wir das Schweigen des Pausanias nicht verstehen, der den Namen *Βαίτυλος* für den Zeusstein sicher gebracht hätte, wenn er ihm bekannt gewesen wäre.

Etwas vor Herodian lebte Herennius Philon von Byblos, der 9 Bücher *Φοινικικά* schrieb, eine Überarbeitung einer Schrift des Sanchuniathon, der angeblich in vortrojanischer Zeit eine Geschichte Phönikiens verfaßt hatte, die aber, wie Christ-Schmid, Gesch. d. griech. Lit. II, 2^5 S. 690 darlegt, eine Fälschung ist. Einen Auszug daraus bietet Eusebius, Praepar. evang. I cap. 9; 10. *Βαίτυλος* (f. *Βέτυλος*) wird dort p. 36 als Sohn des Uranos und der Ge in die Genealogie eingeführt. Doch außer dem Namen hören wir nichts. Dann wird erzählt, wie Kronos die Herrschaft hat, und Uranos gegen ihn allerhand Plagen schickt, die alle noch ziemlich breit ausgesponnen werden. Von der letzten Plage, den *Βαιτύλια*,

heißt es dann p. 37 nur: *Ἔτι δὲ, φησὶν, ἐπενόησε θεὸς Οὐρανὸς Βαιτύλια, λίθους ἐμψύχους μηχανησάμενος;* „Zuletzt erdachte und machte der Himmelsgott die *Βαιτύλια*, die beseelten Steine." Aber es wird uns nichts davon erzählt, wie sie wirkten und was sie ausrichteten. Philon hat hier also bloß neue Namen eingeführt, hat es aber nicht verstanden, die Träger dieser Namen auch zu Personen mit Fleisch und Bein zu machen und sie auch handeln zu lassen. Doch immerhin war jetzt der Name *Βαίτυλος* in den Mythenkreis des Kronos eingeführt. Andere haben das Vorhandene weiter ausgesponnen, und die Quelle, die Herodian benutzte, kannte den *Βαίτυλος* schon als den Stein, den Rhea anstatt des Zeuskindes dem Kronos reichte.

Woher nahm Philon den Namen *Βαίτυλος*? Aus dem semitischen Wortschatz läßt er sich, wie wir oben sahen, nicht erklären. Im Lateinischen haben wir ein ähnliches Wort baetulus, das wir auf den ersten Blick allerdings auf das griechische Wort zurückzuführen geneigt sind. Und dieses Wort kommt schon im ersten Jahrhundert nach Chr. vor bei Plinius, wie wir oben sahen. Wohl beruft sich Plinius auf Sotacus. Diesen teilt Christ-Schmid a. a. O. II, 1 S. 222 dem 3. oder 2. Jahrhundert vor Chr. zu. Nach Apollonios, Hist. Mirab. 36 hat er ein Buch *περὶ λίθων* geschrieben. Führen wir uns vor Augen, was Christ-Schmid a. a. O. S. 222 Anm. 3 über diese Literaturgattung sagt: „Die Literatur *περὶ λίθων* betrifft vor allem Edelsteine und wunderkräftige Steine und bildet den Ausgangspunkt der alchymistischen Bücher, die zum Teil schon in hellenistischer Zeit auf die Namen des Zoroaster, des Magiers Damigeron, des Demokritos, des Ägypterkönigs Nechepso, des Assyrerkönigs Oros u. a. gefälscht worden sind." Da werden wir uns nicht zu wundern brauchen, wenn auch die Schrift des Sotacus viele Zusätze erhielt, unter anderem auch jetzt vom *βαίτυλος* sprach. Dieser Zusatz kann einige Jahrzehnte vor Plinius gemacht sein, zu einer Zeit, wo römische Soldaten und Marketender schon im Anschluß an das germanische „Hummelbeitel" vom baetulus sprechen konnten.

Bezeugt ist uns der Ursprung des baetulus aus Ger-

manien nicht. Doch spielt Germanien in der Literatur über die Blitzsteine eine nicht unbedeutende Rolle. Bei Solin. 20, 15 (s. Thes. l. Lat. s. ceraunius 1) heißt es: ceraunium. . . . . Germanicum candidum est, „der germanische Blitzstein ist von heller Farbe"; bei Isidor, orig. 14, 4, 4 heißt es (Thes. l. l. a. a. O.): Germania mittit ceraunium candidum, „Germanien liefert den hellfarbigen Blitzstein", und 16, 3, 5: cerauniorum duo genera sunt: unum, quod Germania mittit, crystalli simile. „Es gibt zwei Arten Blitzsteine: der eine, den Germanien liefert, ist krystallähnlich . . ."

Alle diese Zeugnisse über den germanischen Blitzstein stehen allerdings im Widerspruch mit der Behauptung des bei Plinius zitierten Sotacus — Pseudo-Sotacus dürfen wir wohl sagen —, die wir oben anführten, daß von den Blitzsteinen die runden schwarzen baetulus genannt würden. Jedoch müssen wir bedenken, daß wir es bei der ganzen hier in Frage kommenden Literaturgattung mit Büchergelehrsamkeit zu tun haben. Ich stelle mir die Entwickelung folgendermaßen vor: Das Wort baetulus wurde von Legionssoldaten, die am Rheine gestanden hatten, allgemein für Blitzsteine gebraucht. Einem Literaten fiel das auf. Die Soldaten, deren Wahrheitsliebe man ja kennt, gaben ihm in ihrer Weise Auskunft. Stephanus, Thesaurus l. Graecae unter *βαίτυλος* gibt die Stelle des Plinius nach Sotacus folgendermaßen: Per illas, quae nigrae sunt et rotundae urbes expugnari et classes, easque baetulos vocari, „Mit jenen, die schwarz und rund sind, kann man Städte und Flotten erobern und sie werden baetulus genannt". Wie schön passen diese Worte in den Mund eines Legionärs, der in Germanien gekämpft hatte! Pseudo-Sotacus oder seine Quelle nahmen das fremde Wort begierig auf; die runden Blitzsteine, die vielleicht sehr selten waren, wurden so genannt; vielleicht hatten ihm die Soldaten auch gesagt, daß sie runde, dunkle Blitzsteine gesehen hätten; wo sie diese gesehen hatten, sagten sie nicht. Jedenfalls kann das Wort baetulus so in die lateinische und griechische Literatur übergegangen sein.

Prüfen wir jetzt die Stellen, wo das griechische Wort *Βαίτυλος* sonst gebraucht wird. Ein Sklavenname *Βαίτυλος*

kommt nach Stephanus Thes. l. Gr. s. v. vor bei Chion, epist. 4, 6. Nach Christ-Schmid, G. d. gr. L. II, 1[5] S. 366 sind diese Briefe des Platonikers Chion, der 352 v. Chr. den Tyrannen Klearchos von Herakleia getötet hatte, dem Stile nach nicht vor dem 2. Jahrhundert n. Chr. geschrieben. Damit ständen wir in der Zeit des Philon von Byblos, der einen Uranossohn Baitylos anführt, nach dem dann der Sklavenname gebildet sein könnte.

Wie kam *Βαίτυλος* bei Philon in die Genealogie des Uranos? Apollodorus „Bibliotheca" beginnt mit Uranos, der Ge heiratete und von ihr zuerst die „Hunderthänder" zeugte; „danach gebar ihm Ge die Kyklopen, Arges, Steropes, Brontes, von denen jeder ein Auge auf der Stirn hatte". Diese Namen sind offenbar von Donner und Blitz hergenommen, da ließ sich auch ein Baitylos unterbringen. Die sogenannte Bibliothek des Apollodor, die nach Christ-Schmid a. a. O. II, 1[5] S. 321 der Sprache und dem Stile nach noch dem 1. Jahrhundert n. Chr. angehört, nennt noch Arges, Steropes und Brontes, die schon Hesiod, Theogonie 140 nannte; Philon von Byblos führt dafür den Baitylos ein.

Den Baitylos nennt Philon schon in derselben Generation wie Kronos. Das Wort *Βαίτυλος* war somit in den Kronosmythos eingeführt. Jedoch die Bücher *περὶ λίθων* ließen ihn seinen Charakter als Stein nicht einbüßen. Philon erzählte, wie wir oben sahen, von dem Gotte Baitylos nichts, er nannte bloß den Namen. Da war es nur natürlich, daß man dem Worte *Βαίτυλος* auch eine Rolle gab, und bei seiner Bedeutung in der Literatur über die Steine lag nichts näher, als mit dem Namen *Βαίτυλος* den von Rhea anstatt des Zeuskindes dem Kronos gereichten Stein zu bezeichnen. Diese Bedeutung des *Βαίτυλος* finden wir, wie wir oben schon sahen, bei dem Grammatiker Herodian, der zur Zeit des Marc Aurel in Rom weilte. Aus ihm schöpften dann die folgenden Grammatiker und Lexikographen, die den Namen *Βαίτυλος* natürlich wie den Mythos vom Zeusstein für uralt hielten.

Jetzt bleibt es mir noch übrig, den *Βαίτυλος* zu erklären, der uns aus der vita Isidori des Damaskios bekannt ist, von der uns Photios, bibl. cod. 242 einen Auszug erhalten

hat. Die erste Stelle, wo dort vom *βαίτυλος* die Rede ist, steht S. 342 der Bekkerschen Ausgabe. Dort wird erzählt, daß „Asclepiades bei dem syrischen Heliopolis auf das Libanongebirge gestiegen sei und dort viele von den sogenannten Baitylien oder Baitylen gesehen habe, über die er unzählige Fabeln erzählte, die nur für eine schamlose (d. i. gegen die Götter: *ἀσεβούσης*; wir könnten sagen, sakrilegisch, unchristlich) Zunge passen". Aus dieser Stelle schöpft Tümpel a. a. O. wohl seine Kenntnis von einem als *Βαίτυλος* verehrten Stein in Heliopolis. Den in Emesa erschließt er wohl aus der zweiten Stelle, die in der Bekkerschen Ausgabe S. 348 steht. Von Emesa aus trat nach dieser Stelle Eusebios seine nächtliche Wanderung an, auf der er den *Βαίτυλος* sah, den er dann nach Hause, also wohl nach Emesa trug. In beiden Fällen handelt es sich meines Erachtens nur um private Kulte, wenn ich es nicht persönlichen Aberglauben nennen soll, der bloß weitläufig erzählt wird, so daß man versucht ist, mehr darin zu suchen.

Meines Erachtens sind alle diese Wunderberichte aus der Literatur *περὶ λίθων* geschöpft. Damaskios beschreibt uns den *βαίτυλος* (p. 348): „Genau hatte er Kugelgestalt, die Farbe war weißlich, der Durchmesser eine Spanne lang, bisweilen mehr, bisweilen weniger[1]), und die Farbe ging manchmal ins Rote über." Plinius sprach schon von den runden baetuli. In der Beschreibung der Farbe finden wir einen Anklang bei einem viel späteren Schriftsteller, der aber aus alten Quellen schöpfte, bei Marbodus Redonensis Episcopus in seinem liber lapidum (Migne, Patrologia Lat. 171, S. 1756 im Kapitel de ceraunio): „Den kristallähnlichen Blitzstein, heißt es, liefert Germanien; aber er hat doch auch blau- und rotfarbige Stellen." In der ersten Stelle des Damaskios können wir überhaupt ohne weiteres für *βαιτύλια* baetuli einsetzen; nur müssen wir die von den letzteren erzählten Fabeln unendlich potenzieren. In der zweiten Stelle könnte man eher an einen öffentlichen Kultus denken; wir lesen die Auffindung so feierlich beschrieben, und am Schluß der ganzen

[1]) Oder, wenn man an ein Wachsen des Steines denken will: „bisweilen wurde er größer, bisweilen kleiner".

Erzählung heißt es: „Die Baityle sind verschiedenen Göttern geweiht, dem Kronos, Zeus, Helios usw.“ Mir scheint diese Bemerkung, wie auch die Erwähnung der Streitfrage, ob die Baityle dämonischen oder göttlichen Charakter haben, nur den Zweck zu verfolgen, den Anstrich der Wissenschaftlichkeit hervorzukehren. Kronos und Zeus standen von dem Kronosmythos her, Helios wegen der vorhergehenden Erzählung in einem Verhältnis zu dem *βαίτυλος*, und „die andern“, nun die gehören eben dazu; er weiß keine anderen Götter mehr, deshalb sagt er „die andern“ oder „usw.“.

Vielleicht läßt sich über die Entstehung der wunderbaren Erzählung bei Damaskios auch noch etwas vermuten. Eusebios sah nachts auf dem Berge des heliopolitanischen Athenatempels einen leuchtenden Baitylos vom Himmel fallen, dabei stand ein Löwe; als dieser verschwand, sprach der Stein: er selbst sei der *γενναῖος*, der Löwe des Zeustempels von Heliopolis. Einen Fingerzeig kann uns vielleicht eine dunkle Stelle der Mythographi geben (3, 8 im Thes. l. L. unter ceraunus): ceraunus[2]) igitur ob fulminum naturam in figura leonis ponitur. Man wußte nicht, was der Blitzstein, der ceraunus, der *βαίτυλος* mit dem Sternbild des Löwen zu tun hätte; deshalb verstand man unter dem Löwen etwas Greifbares, den Löwen am Zeustempel zu Heliopolis, und erdichtete nun eine wunderbare Erscheinung, die alles erklären sollte. Danach wären also auch die von Damaskios angeführten *βαιτύλια* Blitzsteine. Den ganzen Bereich des Wortes *βαίτυλος* hätten wir somit aus der Bedeutung *βαίτυλος*, baetulus, Blitzstein erklärt. Und wie wir oben sahen, kann das Wort baetulus von römischen Legionssoldaten aus Germanien importiert sein und dem noch heute am Niederrhein gebrauchten Worte Hummelbeitel entsprechen. Aus der Literatur *περὶ λίθων* der späteren Kaiserzeit ist der baetulus, *βαίτυλος* verschwunden; erklären kann man sich das, wenn man bedenkt, wie viel Material sich dort aufhäufte, da jeder wieder etwas Neues bringen wollte. Für die Blitzsteine gebrauchte man

[2]) Gemeint ist wohl, das Fallen des Blitzsteines würde in den Juli-August gesetzt, wo die Sonne im Sternbild des Löwen steht.

nur noch das etymologisch durchsichtige ceraunius, und hierin folgt ihnen die lateinische Literatur des Mittelalters.

Wenn so, wie wir gesehen haben, baetulus und *βαίτυλος* wahrscheinlich aus dem Germanischen entlehnt ist und dem niederrheinischen „Hummelbeitel" entspricht, dann ist das umgekehrte Verhältnis, eine Ableitung des „Hummelbeitels" vom *βαίτυλος*, nicht mehr zutreffend. Wir dürfen daher die oben zuerst genannte Etymologie von einem alten „beithel" = Beil wohl für richtig halten, die an die altgermanische Anschauung von Donar anknüpfte, der im Gewitter seinen Hammer durch die Lüfte schwingt.

Bei Griechen und Römern schleudert Zeus und Juppiter den Blitz aus dem Himmel herab. Besonders im römischen Götterglauben spielt das Gewitter eine große Rolle. Juppiter, der Gott des Himmels, ist auch der Gott des Blitzes, und gerade als solcher scheint er anfänglich besonders verehrt worden zu sein. Darauf weist der in seinem Kulte erscheinende heilige Feuerstein (silex) hin, über den Wissowa, „Religion und Kultus der Römer" [2] S. 32 sagt: „Nur für diejenigen Gottheiten, deren Machtbereich minder nahe und greifbar war, wünschte man sichtbare Anzeichen und Bürgschaften ihres Waltens zu besitzen, und darum verehrte man den Juppiter in dem heiligen silex, dem Abbilde des Donnerkeils, und den Mars als Lanze und in den heiligen Schilden (ancilia): wenn die Priester dieser Götter (Fetiales und Salii) im Namen ihres Gottes in Funktion treten, führen sie in Gestalt dieser Gegenstände ihren Gott selbst mit sich."

Bei den Römern spielte auch die Blitzbestattung eine große Rolle. Wissowa a. a. O. S. 121 sagt, daß „dem Juppiter Fulgur die nach römischem Ritus angelegten Blitzgräber geweiht sind", und er beschreibt dort die Blitzbestattung in folgender Weise: „Schlug nämlich der Blitz in einen locus publicus, so erfolgte eine Prokuration durch die pontifices, und der Blitz wurde begraben, indem die Stelle mit einer zylinderförmigen Mündung (puteal) eingefaßt und mit der Inschrift fulgur conditum versehen wurde; dabei schied man jedoch fulgur Dium und fulgur Summanum, da nur die bei Tage fallenden Blitze als unmittelbare Äußerungen des Juppiter

angesehen wurden, während sich von ihm ein eigener Gott des nächtlichen Himmels, Summanus, loslöste, welchem die Prokuration der nachts gefallenen Blitze galt.“ Auch bei einem anderen Gotte, der sich von Juppiter loslöste, bei Semo Sancus Dius Fidius, offenbart sich noch der Charakter des Blitzgottes (vergl. Wissowa a. a. O. S. 131); bei seinem Tempel wohnen nämlich die sacerdotes bidentales, „denen das zur Blitzsühne erforderliche Opfer des bidental obliegt“.

Wie hat man sich dieses bidental zu erklären? Daß es von dem in den Zähnen zu erkennenden Alter des Opfertieres herrührte und benannt wurde, halte ich für ausgeschlossen[3]). Bidens ist ein altes Wort für eine zweizackige Hacke, Karst (s. Thes. l. lat. s. v.), bidentare heißt pflügen (ebd. s. v.). Bidens war also Bezeichnung für ein spitzes Werkzeug, mit dem die Erde aufgewühlt wurde. Ursprünglich war der Begriff wohl noch nicht so spezialisiert wie später: es war wohl überhaupt ein spitzes Werkzeug. Dann kann man es sich sehr gut erklären, daß das Wort Bezeichnung für den Blitz wurde, der, wie man vielfach glaubte, als spitzer Gegenstand vom Himmel herniedergeworfen würde. So entspräche bidens genau unserm „Beitel“ = Beil. — Die Stelle, wo ein solcher bidens, ein Blitz, niedergefallen war, war heilig. Sie wurde bidental genannt, und für den bidens wurde ein Sühnopfer dargebracht, das auch bidens genannt wurde. Von der brunnenähnlichen Umfassung bekamen diese Stellen auch den Namen puteal[4]). Von bidens aus läßt sich auch am besten der oben genannte Ausdruck sacerdotes bidentales erklären, wozu man nachher ein bidens, ein zweijähriges Opfertier, erfand.

Weil man bei der Blitzbestattung wohl niemals den bidens fand, konnte daran der Aberglaube von den Blitzsteinen nicht anknüpfen; er tat es wenigstens nicht, und er fand ja auch anderswoher hinreichend Nahrung. In einem anderen Literaturkreise hat sich der Aberglaube später an eine ähn-

[3]) Vergl. Usener im Rhein. Museum, 60, S. 22.

[4]) Den Brauch wird man leichter begreifen, wenn man bedenkt, daß man in christlichen Gegenden ein Kreuz an der Stelle errichtet, an der ein Mensch vom Blitz getroffen ist.

liche Vorstellung angeschlossen, nämlich bei den Juden. In der poetischen Literatur des alten Testaments wird der Blitz als Pfeil aufgefaßt; in Psalm 144, 6 heißt es z. B.: „Laß Deine Blitze leuchten, so zerstreust Du sie: entsende Deine Pfeile, so verwirrst Du sie.“ Im Talmud finden wir dann die Vorstellung vom Stein der Lilith, der in Gestalt eines Pfeiles mit dem Blitze auf die Erde fällt (s. O. Gruppe, „Griech. Myth. u. R.“ S. 773 Anm. 3, und Grünbaum, Zeitschr. d. Morgenl. Ges. XXXI, 1877 S. 251).

Die Vorstellung, die dem niederrheinischen Aberglauben vom „Hummelbeitel“ zugrunde liegt, trifft man also überall an. „Hummelbeitel“, *βαίτυλος* und baetulus haben wohl den gleichen Ursprung. Was man von dem ceraunius glaubte, glaubte man auch von seiner Unterart, dem baetulus; und ähnliche abergläubische Vorstellungen findet man noch heute vom Hummelbeitel. Sie bestanden das ganze Mittelalter hindurch. Zusammengestellt hat sie Marbod, der um 1100 Bischof von Rennes war, in seinem schon oben angeführten liber lapidum (Migne, Patr. Lat. 171 p. 1756) in den Hexametern de ceraunio. Einige von ihnen mögen, da sie zeitlich ein Bindeglied zwischen „Hummelbeitel“ und *βαίτυλος* bilden, als Abschluß ein Bild von den abergläubischen Vorstellungen geben, um die es sich hier handelt:

„Cum tonat horrendum, cum fulgurat igneus aether,
Nubibus illisis, coelo cadit iste lapillus,
Cuius apud Graecos exstat de fulmine nomen.
— — — — — — — — — — — — — — —
Qui caste gerit hunc, a fulmine non ferietur,
Nec domus, aut villae, quibus assuerit lapis ille.
Sed neque navigio per flumen vel mare vectus,
Turbine mergetur, vel fulmine percutietur.
Ad causas etiam vincendaque proelia prodest,
Et dulces somnos et dulcia somnia praestat.

In freier Übersetzung lauten die Verse folgendermaßen:

„Wenn es gar fürchterlich donnert, wenn Blitze entsendet der Äther,
Fällt, die Wolken durchschlagend, der Stein vom Himmel herunter,

Den schon in alter Zeit nach dem Blitze die Griechen benannten.
Wer ihn in Reinheit trägt, wird nie vom Blitze getroffen,
Noch das Gebäude, das Haus, das mit dem Steine vertraut ist.
Auch nicht, wer auf dem Meer und den Flüssen im Schiffe daherfährt,
Wird vom Strudel versenkt, noch auch vom Blitze getötet.
Sieg zu verleihn vor Gericht und im Kampf, dazu ist er nütze;
Auch gewährt er geruhigen Schlaf und liebliche Träume."

Volkssitten und Gebräuche in der ehemaligen reichsunmittelbaren Herrschaft Dyck.

Von **Theodor Trippel,** Hauptlehrer in Odenkirchen-Gütterath.

Vorbei sind die glücklichen Zeiten der echten Volkssitten und Gebräuche, die so recht einen Einblick gewährten in das tiefe Fühlen und Denken der Volksseele, in das warme Gemütsleben der kindlich frohen und heiteren Bewohner. Vorbei sind die winterlichen Spinnabende, an denen frohe Scherze und lustige Lieder zum stillen Abendhimmel emporstiegen. Verklungen ist der laute Festesjubel, der frohe Feierklang der wahren Volksfeste! Im Hasten und Treiben der Jetztzeit ist ein gutes Stück Volksleben zu Grabe getragen worden. Aber auch in die Gegenwart haben sich noch viele schöne Sitten und Gebräuche herübergerettet. Diese Sitten und Gebräuche knüpften und knüpfen sich teilweise auch heute noch

a. an bestimmte Feste und Zeiten.

1. Neujahrsbräuche.

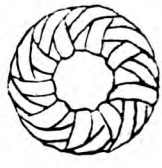
Sie entsprangen alle dem Bedürfnisse, andern Glück zu wünschen. Am Sylvesterabend fanden sich die Männer des Dorfes in der Dorfschenke ein, um bretzele ze kaate. Dabei

erschienen auch diejenigen, die sonst sehr selten die Wirtschaft besuchten. Der eəde mutz, auch knäller genannt, de hallef lang und lang pief hüllten bald die Spieler, die sich gegenseitig derbe anhauchten, wenn Fehler im Spiele gemacht wurden, in Tabakswolken ein. Wenn die Schwarzwälderuhr, de kaasteuər, mit 12 Schlägen den Anbruch des neuen Jahres verkündete, ruhten die Karten. Man wünschte sich glöcksellig Neu^{n}joər, während draußen Pistolenschüsse erklangen. Jetzt fand das Kartenspiel seinen Fortgang, bis der eine oder andere es satt woər. Manche trennten sich erst beim Morgengrauen, schwankten mit Brezeln beladen den häuslichen Penaten zu und suchten den Zorn der bessern Hälfte mit dem Erfolge des Kartenglückes zu besänftigen. Am Neujahrstage selbst suchten Kinder den Eltern, Bruder der Schwester usw. neu^{n}joər affzegewenne. Man stellte sich verborgen hin und überraschte den Herankommenden mit dem Gruße: glöcksellig neu^{n}joər! Der junge Freiersmann schlich sich ans Haus, häufig ans Schlafzimmerfenster seiner Geliebten, klopfte ans Fenster und rief: Grittche oder Marieche usw. glöcksellig neu^{n}joər! und schoß mit seiner Pistole der schlaftrunkenen Erkorenen den neu^{n}joər us, die häufig freudestrahlend die Wünsche mit einem heimlichen Kusse erwiderte. Am Nachmittage wanderte die frohe Jugend hinaus no patte on jöttche, um die Brezel zu holen. Bäcker beschenkten ihre Kunden mit einer Brezel. Die Brezel wurde aus bestem Teig geflochten und im Backofen gebacken. (Feinen Teig bezeichnete man mit dem Namen bretzelsdeeg). Man unterschied zwei-, drei- on veerfleit, je nachdem die Brezel aus 2, 3 oder 4 Teigstreifen geflochten war.

Auch backte man räddches und kränges.

brezel.

räddche.



kranges.

Zu Neujahr riefen die Kinder:

Glöcksellig neuⁿjoər,
der kopp voll hoər,
der bühl voll geld,
schennert et dur de welt.

2. leⁱdmesse (Maria Lichtmeß).

Im täglichen Leben der Dienstboten war und ist heute noch leⁱdmesse ein bedeutungsvoller Tag. An diesem oder an einem der nächsten Tage ginge se en, d. h. sie traten ihre neue Dienststelle an, begleitet von Vater oder Mutter. Die Dienststellen wurden durch den Gesindemakler, siəleverköfer, vermittelt, der dafür von der Herrschaft sowohl wie von dem Dienstboten einen bestimmten Betrag erhielt. Das Gesinde begab sich einige Wochen vorher zu der vom siəleverköfer bezeichneten Herrschaft und bekam, wenn Einigkeit erzielt wurde, der mettpännəng. Auch wurde der Tag des Dienstantritts festgesetzt. Beim engonn trug die Mutter die Kleider der mähd in der Regel in einer bunten köße, Kissenüberzug. Wünschte die Herrschaft den Knecht oder die Magd nach Ablauf des Dienstjahres noch länger, so frogde se: wie es et, bliffste wiər? In der Regel war man schnell handelsennig.

3. Fastnacht.

An diesen Tagen führte toller Jubel so recht das Zepter. Man wollte vor der ernsten, stillen Fastenzeit sich noch einmal austoben, aber in einem fremden Gewande: man verkledd sich. Die Kinder liefen den Verkleideten nach und riefen: hans da, hans da! oder: fuhljeck, jemmech enne weck möm bähßemschteck! (Anmerkung: fuhl jedenfalls von dem französischen le fous der Narr.) Allgemein wurde in jedem Dorfe der beər gelet. Man wickelte einen stämmigen Burschen in Stroh ein oder gab ihm eine Kleidung aus Sackleinen und führte ihn an einem Seile durch den Ort. Dabei machte der beər allerhand Sprünge zur Freude der Jugend. Ärmere Kinder gingen mömm rommelspott an den Türen vorbei und erbettelten sich einige Pfennige. Der rommelspott war ein Senftöpfchen aus Stein, welches teilweise mit Wasser gefüllt und mit einer Haut, fäll, oben zugebunden war. Mitten durch et fäll führte ein Strohhalm.

Mit dem feuchten Daumen und Zeigefinger strichen die Kinder an dem Strohhalm auf und ab, wodurch ein grunzender Ton entstand, rommele. Dabei sangen die Kinder:

möhn, möhn, ei of zwei
zwei sollt er geəfe,
lang sollt er leəfe,
hondert joər on ene dag,
sedder och, dat ech eier mag.

Der rommelspott ist im Laufe der Zeit in Wegfall gekommen. Am Aschermittwoch wurde der herrəng geschörgt.

4. Fastenzeit.

En der vaas wurde allabendlich in den Familien der ruəsekranges kniend gebetet. Am palləmsonndag wuət der palləmwösch gedräht on en der kerch gesähnt. Man benutzte die Zweige vom Buchsbaum und steckte den palləmappel hinein. Karfreitag gingen die abkömmlichen Leute des Dorfes abends de foßfäll. Am Abend zogen die Kinder durch den Ort und riefen: En dä ruəsekrangəs! Dann versammelten sich die Teilnehmer am Dorfkreuze und begannen den Bittgang durch das Feld, der eine ansehnliche Länge hatte. An verschiedenen Kreuzen (foßfäll) kniete man nieder und betete die hl. 5 Wunden. Den Schluß bildete ein Gebet am Dorfkreuze.

(Anmerkung: Wenn am Gründonnerstag beim Gloria die Glocken ertönen und erst Karsamstag wieder beim Gloria geläutet werden, sagen die Kinder: de klocke sent no Rom weggemelləch äße, on komme samstag wiər.)

5. Ostern, poəsche.

Auf dieses herrliche Fest freut sich jung und alt, bringt es doch die schöngefärbten poəscheier. Am Karsamstag nachmittag werden die poəscheier gefärbt mit öllichschalen oder eierferrəf. Am hl. Osterfeste schenken die Leute den Kindern als Belohnung für kleinere Dienste poəscheier, und die Kinder keppen, klopfen mit den Eiern gegeneinander und freuen sich, wenn ihr Ei eine stärkere Schale hat. Die größeren Burschen keppten häufig wat sich gelt, d. h. wer das Ei eines andern kappott keppte, erhielt dasselbe als Gewinn. Dabei traten

nicht selten Unredlichkeiten zu Tage, indem gefärbte Eier aus Holz oder Porzellan beim keppen benutzt wurden. Des Mittags bei der Ostermahlzeit nimmt die Mutter ein Gefäß mit Weihwasser, taucht einen geweihten Palmzweig (von Palmsonntag) hinein und segnet damit die Hausbewohner und das Essen. In den Wirtschaften erhielten die Gäste an beiden Ostertagen je ein Ei, die verzehrt oder mit nach Hause genommen wurden. Dabei fanden sich Gäste aus der näheren und weiteren Umgebung ein, die von Wirtschaft zu Wirtschaft wanderten, und mancher soll sich an diesen Tagen durch den Genuß allzu vieler Eier den Magen verdorben haben. Am Ostermontag nachmittag gingen Vater und Mutter hinaus in den sonnigen Frühling, um unter dem Jubilieren der Lerchen den gesegneten Palm auf die Äcker zu setzen, damit der liebe Gott die Saaten schützen und segnen möge. Während dieser Zeit eilen die Kinder zu patte on jöttche, um die poəscheier zu holen (in der Regel 5—6, auch schon mehr).

6. Der erste April.

Dieser Tag bot von jeher Gelegenheit zu Scherz und Neckerei. Schon die kleinen Kinder bemühten sich, ene derbei ze kriegen, in den April zu schicken. Kick ens do, sagt der kleine Schelm zu seinem Bruder. Schaut der andere neugierig hin, so ruft jener: prelljeck! und der Gefoppte wird tüchtig ausgelacht. Besonders beschränkte Menschen schickt man zum Laden, um wieße öllʲgsom zu holen, (Zwiebelsamen ist stets schwarz), oder zum Nachbar, um die glasere palləmschiər zu holen. Solche Scherze und Neckereien halten sich noch immer in erlaubtem Rahmen; es sollen auch andere vorkommen, die nicht so harmlos sind.

Der 1. Mai. Dieser Tag wird besonders von den hoffnungsvollen Dorfschönen mit Sehnsucht erwartet. In der Nacht zum 1. Mai setzen die Burschen den Mädchen einen mit Fähnchen und bunten Bändern geschmückten „mei“; während denjenigen, welche sich nicht gut aufgeführt haben, zur Strafe ein Dornzweig ans Fenster gesteckt wird. Auch errichten die Burschen den „dörpmei“, es ist ein mit Fähnchen gezierter Zweig auf einer langen Stange.

7. Kruckweiə.

(Kräuterweihe am Sonntag nach Mariä Himmelfahrt. 15. August.)

An diesem Sonntage wurde in der Kirche der kruckwösch (Kräuter) gesähnt. Einige Tage vorher durchstöberten die Kinder Felder, Hohlwege und Wälder, um die üblichen Kräuter für den zu segnenden Strauß zu erlangen: bletzkruck, (Weidenröschen) donnerkruck (Baldrian), livəra bettschtrüh (Unserer lieben Frau Bettstroh = Wirbeldost), wormknoppe (Rainfarn), dann wuəzelezeï (Osterluzei), Spargel und viele Blumen, mitten eine Sonnenblume. Der kruckwösch wurde in der Regel unter dem Dache aufbewahrt. Bei einem schweren Gewitter holte die Mutter einen Teil desselben und zündete ihn im Ofen an, so woər et donnerweər gesähnt.

Mit kruckweie war meistens die Ernte beendet. In der Woche vorher droschen die ärmeren Leute „et gesüəmesch", ließen es mahlen und backten aus dem Mehl Weißbrot. Der grees, ein graues Weißbrot (ähnlich Graubrot) mundete vorzüglich.

8. kerrəməß. (Kirmeß.)

Auf Kirmeß freute sich schon lange Zeit alles: jung und alt, arm und reich, war sie doch so recht ein frohes Familienfest, an dem auch die entfernt wohnenden Verwandten teilnahmen. Die Kinder, die auswärts in Diensten standen, fanden sich frühzeitig ein, um mit kerrəməß ze halde. Den drei Tagen gingen umfassende Vorbereitungen voraus. Es wurde gekehrt, gereinigt, geschrubbt, gewießt on ahngeschtriche. Jeder Winkel des Hauses wurde gefegt und gereinigt. Alle dienstbaren Geister hatten vollauf zu tun, die Möbel abzuseifen, Betten auszuklopfen, Kleider auszubürsten. Das ganze Haus vom Keller bis unter das Dach war bald bletzblank, ein Umstand, der in gesundheitlicher Beziehung von großem Werte war, so daß ein alter Arzt häufig betonte, er wünsche, daß es mehrmals im Jahre Kirmeß und Ostern (wo auch eine ähnliche Reinigung vorgenommen wurde) wäre. Wenn alles rein war, begann die Tätigkeit des Backens. War sonst weck auf dem ländlichen Tische eine Seltenheit, Kirmeß wurde er in verschwenderischer Fülle geboten und zwar vom

feinsten Mehl, blom. Wenn de taht fertig war, bereitete die Mutter dem Kinde ne kollemoll, ein Apfel, der rund in Teig gehüllt war und mit in den Backofen kam. Große Sorgfalt widmeten Vater und Mutter der Auswahl des kerrəməßflēsch, Rindfleisch, das auf keinem Kirmeßtische fehlte. Abends vorher wurde de schengk gekocht und probiert, und ein wohliger Duft erfüllte die Luft im Dorfe. Am Abend brachte man der pußpaß nom backoəfe. Birnen kamen geschält in et pußpaßdöppe, in einen breiten, braunen, irdenen Topf. Die Mutter gab einige Löffel Kraut und krucknähl zu und trug den Topf zum Backofen, von wo aus er am Kirmeßmorgen hoffnungsfroh nach Hause gebracht wurde. Pußpaß war ein charakteristisches Attribut des Kirmeßtisches. Wenn der weck gar on got gelöck woər, wanderte ein Glied der Familie, ein Sohn oder eine Tochter, hinaus zu den nächsten Verwandten, um den kerrəməßweck ze drage und dieselben einzuladen. Jede Familie war stolz darauf, viele Kirmeßgäste zu haben, die Küche und Keller alle Ehre antaten, wenn auch nach den festlichen Tagen Schmalhans Küchenmeister war. Auf dem Lande wird die Kirmeß in fast gleicher Weise noch gefeiert, wenn dieselbe auch vieles an ihrem alten, herzlichen Charakter eingebüßt hat.

9. Zink meəte.

St. Martin war ein Fest für jung und alt, selbstredend an erster Stelle für die frohe Kinderschar. Am Martinsabend (11. Novbr.) wurde in der Wiese ein großes Feuer meətesfür angezündet. Die Bewohner hoben für diesen Zweck Schanzen, Stroh, Bohnenranken, Kartoffelstroh auf. Am Nachmittage zogen die Kinder von Haus zu Haus, um die Sachen für das Feuer abzuholen. Sobald sich die Dämmerung auf die herbstliche Erde herniedersenkte, gingen die Kinder durch die Straßen und riefen: En dat meətesfür! Mit Spannung erwartete man den Leiter der Veranstaltung, einen angesehenen Bürger. Dieser gab das Zeichen zum Aufbruch. Mit den gesammelten Bürden auf dem Rücken ging's frohgemut zur Wiese. Mit gewichtiger Miene wurde das Feuer angebrannt,

und bald beleuchteten die Flammen die abendliche Dunkelheit. Die Kinder trugen ausgehöhlte Kürbisse und Runkelrüben, in denen ein Kerzchen brannte, während die größeren Burschen flammbane trugen. Eine Bohnenstange war mit Stroh fest umwickelt. Dieses Stroh wurde angezündet und die Stange rund geschwenkt, ein nicht ungefährliches Spiel, welches später in Wegfall kam. Allmählich verschaffte die Papierfackel sich Eingang. Nachdem das Feuer erloschen war, zogen die Kinder nach Hause singend:

dat meətesfür es us,
die koochbröck op die fus.

Zu Hause hatte die Mutter Buchweizen-Pfannkuchen gebacken, der, mit Kraut bestrichen, vorzüglich mundete.

Im Laufe der Zeit ist das Martinsfeuer in Wegfall gekommen. Es werden jetzt fast allenthalben Kinderfackelzüge veranstaltet.

10. Zingkterkloos. (6. Dez.).

Dieser Tag war so recht für die kleinen Kinder gemacht, die mit ängstlicher Spannung den Abend vorher erwarteten. Ehe die Kinder zu Bett gingen, beteten sie recht andächtig; dann wurde der teller oder eine Schüssel gesatz, sehr häufig auch de botterbahr, weil diese viele Gaben faßte. Bald verkündeten die regelmäßigen Atemzüge, daß die unschuldigen Kleinen, von denen manche sich aus Angst die Decke über den Kopf gezogen hatten, in Morpheus Armen ruhten. Des Nachts rett der hellige mann. Schon morgens in aller Frühe eilte alles an Teller und Schüssel, um zu sehen, was der hellige mann gebracht hatte, und mit stiller Freude sahen die Eltern auf die frohen, glücklichen Kinder, dabei zurückdenkend an ihre eigenen seligen Kinderjahre und an ihre Eltern, die unter dem sanften Hügel des stillen Friedhofes ruhen.

Weihnachten wurde in früheren Zeiten in den Familien auf dem Lande wenig gefeiert, heute prangt auch in vielen Häusern des Dorfes ein Christbaum mit Kerzenschein und flimmernden Sachen.

b. Gebräuche bei besonderen Veranlassungen.

1. Hochzeit.

En huchzick war im Dorfe ein verhältnismäßig seltenes Ereignis und deshalb auch mit verschiedenen Gebräuchen verbunden.

An einem Dienstag oder Donnerstag gingen de brutlück no pastuər on lette sech ahschrieve. Am Sonntag darauf wurden sie in der Kirche verkündigt, opgeroofe, se floche üffer de bängk. Am Samstag nach dem 2. Ruf kreche de jonge et beer vom Bräutigam: es war der Junggesellen-Abschied, während die Braut den mädcher der kaaffee goəf. Zur Hochzeit lud die Braut de nohber mädcher en, die streue und den Kranz um die Tür machen mußten. Nicht selten machte sich auch ein sehr unangenehmer Brauch bemerkbar, et wuət der mann udder de frau gesatz. Es kam vor, daß ein lange bestandenes Verhältnis gelöst wurde. Heiratete nun der frühere Geliebte ein anderes Mädchen, so wuət dem iəschte mädche ne mann gesatz. In einen hohen Baum in der Nähe ihrer Wohnung befestigte man einen Strohmann und gab ihm nach der Art des Berufes, den der Ungetreue ausübte, ein entsprechendes Attribut mit, z. B. eine Säge, einen Hammer, einen Schuh, ein Buch usw. Umgekehrt erhielt der männliche Teil in einem ähnlichen Falle de frau gesatz. Selbstredend trachteten die Beteiligten darnach, den Gegenstand ihres Ärgers schnell verschwinden zu lassen. Nicht selten bot dieser häßliche Brauch Veranlassung zu Parteilichkeiten und bösartigen Streitigkeiten im Orte. Eine noch viel häßlichere Unsitte war das Häckselstreuen. Falls die Braut oder der Bräutigam Feinde im Dorfe hatte, so streuten diese in der Nacht vor dem Hochzeitstage über die Straße, welche der Brautzug passieren mußte, statt Blumen Häcksel oder Stroh und setzten sie so der öffentlichen Beschämung aus. Gewöhnlich am Tage vor der kirchlichen Trauung fand auf dem Standesamte die Ziviltrauung statt, se wuəde ongertrout. Von dort begaben sich die lenksgetroude mit den Trauzeugen zur nahen Wirtschaft, woselbst der hochgewichtige Akt „begosse“ wurde. Wenn das neuvermählte Paar aus der Kirche trat, wurden

sie „geschnappt“. Vor der Kirche stand ein größeres Mädchen mit einem Tablett, auf welchem mit feinem Schnaps gefüllte Gläschen standen, die dem Brautpaare angeboten wurden. Diese sowie die übrigen Hochzeitsteilnehmer tranken eben, mußten dafür aber ein ansehnliches drenkgeld latze.

2. Sterbefall.

Das innige Mitgefühl der ländlichen Bevölkerung zeigte sich so recht bei einem Sterbefalle. Häufig besuchten die nōhbəre den Schwerkranken und brachten ihm allerlei Erfrischungen. Wenn der Kranke bere¹t (versehen) wurde, knieten sie an dessen Hause nieder, um ihre Ehrfurcht gegen den göttlichen Heiland zu bezeigen. Nahte das letzte Stündchen, so begaben sie sich zum Sterbenden ans Krankenbett und verrichteten die Sterbegebete. Wenn der Tod den müden Erdenpilger von seinen Leiden befreit hatte, wurde die Leiche gewaschen und op et schoof geleit = auf frisches Stroh ins Bett. An den Abenden vor dem Begräbnisse erschienen die Nachbarn und auch sonstige Dorfbewohner zur duədewach, um die Angehörigen zu trösten und für den Verstorbenen den Rosenkranz zu beten, gewiß eine löbliche Sitte. Allmählich aber arteten diese Totenwachen aus. Es wurden die gruseligsten Geschichten von Spuk, Hexen, führbedücknisse (Vorgeschäfte) aufgetischt, wodurch die Angehörigen, die ohnehin schon in einer ängstlichen Stimmung sich befanden, noch aufgeregter wurden. Nicht selten machte auch die Schnapsflasche die Runde, oder man spielte bis in die tiefe Nacht Karten, und die vordem schöne und herzliche Sitte wurde zum häßlichen Auswuchs und kam immer mehr in Wegfall. Am zweiten Abend fanden sich die Nachbarn ein, um knöttche ze trecke, welches Amt sie am Begräbnistage zu versehen hatten: de lich beschwiere, ze lüə (läuten), ze drage (den Toten zu tragen) u. a. Am Nachmittage vor der Beerdigung erhielt die durch das Los bestimmte Frau den Auftrag, de lich ze beschwiere. Sie trug ein schwarzes Kleid und hatte ein schwarzes Tuch um den Kopf. Sie ging von Haus zu Haus und sagte: die N. N. lotte öch zer lich beschwiere, em (Angabe der Zeit) em trurhuhs, em (Angabe der Zeit) zə bebber

(Pfarrkirche Bedburdyck). Die Frau durfte sonst keine Worte sprechen. Am Begräbnistage begaben sich die Leidtragenden (Verwandte und Bekannte) schon beizeiten nom röü. Wenn die Leiche nach einem Gebete auf den Leichenwagen oder auf die dröbel (Tragbahre) getragen worden war, setzte sich der Leichenzug unter Gebet in Bewegung. Ein benachbarter Junge mußte et schoof verbrenne, das Stroh, auf dem der Tote geruht hatte. Dafür erhielt derselbe ein Kleidungsstück des Verstorbenen. Nach der Beerdigung nahmen die Männer den trurdrongk, während der weibliche Teil im Trauerhause den Kaffee erhielt.

3. et schlachfähs.

Eine Abwechselung in das Einerlei der dörflichen Familien brachte et ferrəkeschlachte, an dem so ziemlich die ganze Nachbarschaft teilnahm. Nachdem der vom Schlächter bestimmte Tag des Schlachtens angebrochen war, wurde in der Morgenfrühe alles parat gemaht: de ledder, worauf das Schwein gehängt wurde, et krompholz, de bütt möt waaßer, et seel für ze schtröppe, de pann, et blotdöppe usw.

Endlich erschien der heißersehnte Lohnmetzger mit beil on metzerscheet. Sofort bestellte man einige handfeste Männer oder Burschen zur Hilfeleistung. Der Schlächter schtröppte et ferrəke an einem Hinterfuße und führte es auf den Hof. Er zog den Strick an, um das Schwein zu Boden zu werfen. Sogleich fielen die Hilfsmannschaften darüber her und hielten ihm die Beine fest. Dabei spielten sich ganz ergötzliche Szenen ab, bes. wenn man es mit einem alten Eber zu tun hatte. War das Schwein zur Ruhe gebracht, so erfolgte der Stich, und es hielt die Mutter oder sonst jemand de pann (Bratpfanne), um das Blut aufzufangen und ins blotdöppe zu gießen. Ein anderer dienstbarer Geist kloppde et bloot möm meəlbähßem. Furchtbar schrie das gestochene Schwein. Wenn es gelungen war, dem Tier glücklich den Garaus zu machen, was bei ungeschickten Metzgern häufig lange dauerte, so stärkten sich alle an einem Gläschen Schnaps. Darauf wurde das Schwein mit Stroh gebrangk, geschrappt und opgeschniə. Et gebött wurde auf et hackbrett gelegt, während Herz, Lunge und Leber in einen Kübel mit Wasser kam.

Jetzt hängte der Metzger das Schwein möm krompholz op de ledder, damit es kalt wurde, und hatte dann vorab seine Tätigkeit beendet.

Nun begann für die Kinder eine Arbeit, die sie nicht gerne ausführten, et wuəschpenn plöcke on schrabbe. Die Würste wurden früher mit den langen, geschälten Dornen vom Schwarzdorn zugemacht; heute geschieht dies mit Bindfaden. Dies mußten die Kinder besorgen (eine Geduldsarbeit, besonders wenn die Spielkameraden draußen warteten). Die Mutter holte im Laden et gekrücks: Salz, Pfeffer, Salpeter usw. In der Regel am 2. Tage wurde gewuəscht. Der Schlächter erschien, um das Fleisch udereenzeschnion und einzusalzen. Die Kinder erhielten de drenkelschtrōß zum Aufblasen. De blōs (Blase) wurde getrocknet, mit einer Kordel umgeben, die mit Knoten versehen war. Man hing dieselbe über den Ofen. Die Luft in der Blase erwärmte sich und dehnte die Blase aus, wobei die Knoten unter Knallen aufsprangen, zuletzt die ganze Kordel. Die getrocknete Blase verwandte der Vater als Tabaksbeutel; et schmeer (Lünte) wurde in Scheiben geschnitten und ausgebraten; de greeve kamen in die Blutwurst und in den pannas. Wenn der Metzger genügend brōtfleesch ausgeschnitten, zerkleinert und gewürzt hatte, nahm er et wuəhörche und füllte de derrem. Mit leuchtenden Augen sahen die Hausbewohner, besonders die Kinder zu. Die besonders dicken Bratwürste hießen bellsterwüəsch. Sie wurden in Rindergedärme gefüllt. Nach den Bratwürsten kamen die Leber- und Blutwürste an die Reihe. Die Brühe der Leberwürste lieferte den pannas. Es wurde die Wurstbrühe in einen großen Kessel, pannaspott, auf dem Ofen zum Kochen gebracht, mit bockezmeəl vermischt und so lange mit dem pannasklöppel gerührt, bis eine breiige Masse entstand, der pannas, der gebraten vorzüglich schmeckte. Die Kinder mußten der pannaspott schare, mit dem Löffel die Reste aus dem Kessel schöpfen. In ähnlicher Weise wurde der knabbedangəs von der Brühe der Blutwurst hergestellt. Während dieser Zeit brodelte in der Bratpfanne de koərwuəsch, die nachher mit Kennermiene verzehrt wurde. Am andern Tage hatte die Mutter vollauf zu tun, den Nachbarn und Verwandten get vam geschlachs

ze bränge: e röckschtöck, schellrebbe, en brootwuəsch, leəverwuəsch, blotwuəsch und ne boəm pannas.

4. et deerjage (der Klatschert).

Eine häßliche, für den Beteiligten aber sehr heilsame Sitte war et deerjage, der Klatschert, ähnlich dem bayerischen Haberfeldtreiben. Hatte der gestrenge Hausherr sich tätlich an seiner bessern Hälfte vergriffen, oder sogar umgekehrt, so wurde denselben an drei aufeinander folgenden Samstagabenden et deer gejäht. Die erwachsenen, zuweilen auch halbwüchsigen Burschen fanden sich nach eingetretener Dunkelheit an der fraglichen Wohnung ein, versehen mit Peitschen, Hörnern, alten Gießkannen, Topfdeckeln, Pistolen usw. und machten einen wahren Höllenlärm, der durch das ganze Dorf hinschallte. Dies geschah, wie schon oben erwähnt, an drei Samstagen. So wurden die Betreffenden der öffentlichen Verspottung und Beschämung preisgegeben, zumal sich öfters auch verschiedene Bewohner der Nachbarorte einfanden. Allmählich legte sich die Polizei ins Mittel, und allmählich verschwand dieser widerliche Brauch.

5. lampefihr.

Wenn im Winter die Dämmerung sich leise auf die Erde herniedersenkte, mußten die Kinder et föngkelholz greet mahche die Mutter machte die Lampe zurecht, während der Vater den fimpeklöppel (Weidenholz) nahm und mit einem scharfen Messer fimpe schnitt. Dann versammelten sich die Hausbewohner um des Ofens behagliche Wärme zur lampefihr. Der Vater erzählte aus seiner Soldaten- und Kriegszeit, und alle lauschten gespannt auf seine Erzählungen. Nicht selten fanden sich auch die Nachbarn ein zum nõbəre, und in traulichem Gespräch floß die Zeit dahin, bis der vorgerückte Abend das Anzünden der Lampe nötig machte.

c. Aberglaube.

Die Leute der kleinen Dörfer wohnten ziemlich weit ab von der großen Heerstraße der Bildung; daher kam es auch, daß der Aberglaube so tief im Volke wurzelte und Angst und Entsetzen verbreitete. Hex, führmann, weərwollef, spohk, führ-

bedückniß (Vorgeschäft) spielten eine große Rolle, und fast jeder wußte irgend eine Begebenheit davon zu erzählen. Wahre Zauberkraft schrieb man der alängsklaue zu (aläng von Elend). Es war ein Rehfuß, der in wohlverschlossener Kiste von Generation zu Generation aufbewahrt wurde und bei bestimmten Krankheiten seine geheime Gewalt ausübte. Dem Verfasser wurde eine alängsklaue gezeigt, ein mächtiger Rehfuß, der seit undenklichen Zeiten im Besitze einer Familie in Glehn, Kreis Neuß, ist. Sie mußte im Stammhause bleiben. Eigentümlich ist, daß der Zahn der Zeit vergebens seine zerstörende Kraft an der alängsklaue versucht hat. Sie wurde besonders bei bejõfong, Krämpfen bei kleinen Kindern, angewandt. Man legte sie zu den Füßen des von Schmerzen geplagten Kindes ins Bett, und die Krämpfe wichen. Die Besitzerin berichtete mit großer Überzeugungstreue über die unfehlbare Heilkraft der alängsklaue, die bei vorkommenden Krämpfen von den sämtlichen Bewohnern des Ortes als rettender Engel geholt worden sei. Warum sie jetzt ihre geheime Zauberkraft nicht mehr ausübe, vermochte der Verfasser nicht zu ermitteln. Vielleicht hat sie der Kunst des Arztes weichen müssen.

Die Bienenzucht in einem Eifeldorfe.

Von **Schottler**, Dahlem.

Von jeher wurde in unserm stillen Dörfchen die Bienenzucht betrieben, wenn auch in sehr bescheidenem Umfange. Die „Beiəmänər“ waren entweder „ā'l Junggesälen, ā'l Imchər“ oder Leute mit einem körperlichen Gebrechen behaftet, welches ihnen die anstrengenden Arbeiten des Landmannes nicht gestattete. Alle diese „Beiəmäner“ der alten Zeit werden geschildert als stille, ruhige Leute, die stundenlang das Leben und Treiben ihrer Völkchen beobachten konnten und sich ihnen mit liebender Sorgfalt widmeten, ohne jedoch in das Wesen der Bienen einzudringen, so wie sie es von ihren Ahnen erlernt hatten. „Mei Gru'ßvoader (oder auch vatter), mei Pätər oder mein Hä'rchen hot et esu gemäch, eich mächən et och esu.“ Dieses Mißtrauen gegen Neuerungen brachte

es mit sich, daß der alte Schlendrian sich bis in die neueste Zeit hinein erhielt. Der Bienenstand war stets an einer gegen Kälte und störenden Verkehr von Menschen und Vieh geschützten, kurzum an einer lauschigen Stelle errichtet mit Ausflug zur Mittagsonne; er hieß und heißt heute noch das „Beiəbē't." Dort standen die Völker in einer Reihe nebeneinander, und da man alle nach Belieben schwärmen ließ, vermehrte sich ihre Zahl oft außerordentlich, so daß der Stand erweitert, oder eine zweite Reihe über der ersten angebracht werden mußte. Die Völker wohnten in „He^{i}pen" oder „Stölpən", von Stroh geflochten. Im Spätsommer oder Herbst ging der Besitzer sehr oft auf den Stand und hob eine He^{i}p nach der andern prüfend ein wenig vom „Bu^{o}dəmsbre^{a}t" (Bodenbrett) auf; dann konnte er mit ziemlicher Sicherheit die Menge des aufgespeicherten „Hunig" schätzen. Ein leicht erklärliches Schmunzeln, ja ein förmliches Strahlen ging dann über sein ganzes Gesicht, wenn die Zahl der Völker, die sich zum „Schlo^{a}jdən" (Schlachten) eigneten, sich noch steigerte. Denn unbarmherzig wurden alle die fleißigen Immen im Spätherbste abgeschwefelt, nur wenige blieben zur Nachzucht stehen, und von diesen ging dann noch ein Teil während des Winters ein.

Zur Honiggewinnung bediente man sich eines Sackes, in welchen die herausgebrochenen „Beiərǫ'sen" (Waben) nebst den toten Bienen und den Pollen gesteckt wurden. Der Sack wurde irgendwo in einem sehr warmen Raume über einem Gefäß aufgehängt, am andern Ende erfaßt und gedreht, wie die Wäscherinnen ein Leintuch auswinden; dann lief der Honig nebst dem Saft der zerquetschten Bienen und Larven durch die Finger des Mannes in die Schüssel. Diese ekelhafte Honigentnahme wurde später durch eine kleine Kelter etwas appetitlicher bewerkstelligt, aber immerhin war die Brühe noch ein schauderhaftes Gemisch von Honig, Madensaft und Wabenstücken, und doch sagte mir ein alter Imker im Brustton der Überzeugung: „Dēn (dieser) Hunig aß immer nǭch de bestən; wat de ā'lə māchən, doriwer gēt ne^{i}st." Von der Feinheit und Güte des Schleuderhonigs wollte er nichts wissen.

Die alten Imker glaubten mit unerschütterlicher Festig-

keit, daß man an den Quatembertagen (im Sept. und Dezbr.) keinen Honig gewinnen dürfe, denn „dē gett so^{u}er.“

In unserm Dörfchen gab es jedoch nur Kleinimker mit wenigen Völkern, und der Honiggewinn war auch in guten Jahren gering. Höchst selten bekam ein Kind einmal eine „Hunigschmer“ (Honig auf Brot gestrichen). Was nach dem Auffüttern im Herbst und Frühjahr übrig blieb, wurde als kostbarer Schatz gehütet und von den alten Knaben im Bedarfsfalle selbst verzehrt und auch davon als Hausmittel an die Dorfbewohner verkauft und auch verschenkt. Der Ertrag an „Wo^{a}s“ (Wachs) war gering; entweder wurden Kerzen davon gemacht oder es wurde im Hause zu allerlei Zwecken gebraucht, z. B. als Streichwachs, um die rauhen Zwirnfäden zu glätten.

Jetzt gibt es hier meist Mobilbau; eine bessere Erkenntnis hat sich durchgerungen. Die alten Ha^{i}pen werden nur zum Einfangen der Schwärme gebraucht oder als „Schwǭrmstǭck,“ den man nächstes Jahr schwärmen lassen will, während die Kastenvölker nur der Honigerzeugung dienen.

Nur drei Familien betreiben Bienenzucht, zwei andere haben ihren Bestand eingebüßt und werden den Betrieb wieder aufnehmen, aber alle nur als Nebenbeschäftigung. Was über den jetzigen Betrieb zu sagen ist, mag teilweise in einem Zwiegespräch mitgeteilt werden:

1. Jä'b: (Zeitig im Frühjahr) Wat māchən deng Bəien?
2. Hanes: Et aß mir ē'nən erǫ'fgangen (heruntergefallen — verhungert.)
1. Jä'b: E^{i}ch hat och Onglöck, de Mei's hǫ mer ē'nə geholt. De anər fönf se^{i}n noch all dǫ. Wann emǫ'l e go'den Dāg aß, da botzen e^{i}chse.
2. Hanes: Meng se^{i} schung gebotzt, et waren net vil dudd^{i}gen dərbe^{i}. Se hǫ geno'g Hunig, se hǫ schung dichtig Brō't ugəsāt. (Brut angesetzt.)

Im Mai gibt es dann, gute Witterung und Tracht vorausgesetzt, viel „Ǫrbicht“.

1. Jä'b: Heit hǫn ech zwing Beien den Hunigro^{u}m opgemāch, ech hǫ jiddəm 6 Konstwǫ'ben be^{i}gesāt.

Iwər e pǭr Dǭ'g gēn ech den anern och den Hunigroᵘm.

2. Hanes: Göstər hǫn ech e junge Beikrē't. Wie sǫn de ā'len? E Schwǫrm am Mai aß wert e Fo'der Hai.
1. Jä'b: Et wä'r mir lēd, wenn ech (oder auch eⁱch) ē'ne krig, eⁱch hǫ lē'wər viel Hunig.

Im Juni und Juli wird die Schleuder in Betrieb genommen, und hohe Wonne erfüllt des Imkers Herz, wenn er die schwergefüllten Waben anblickt.

1. Jä'b: Hǫs doᵘ schung geschleidert?
2. Hanes: Jǭ, et hǫt go't gangen (auch gāng), awer de Lo'dern warə bī's. Se hǫ mech greilich zerstǭch.
1. Jä'b: Eⁱch setze mer immer en Döppchə mat Ässig newen de Kasten fir de Hän nāß ze mächen, dān don ech e Schlaier omm, awer kē'n Hänschen un, un dā mō'ß mer se dichtig dämpen.

Doch die schöne Zeit der Ernte ist bald vorüber, und im August beginnt die Drohnenschlacht. Die Drohnen, hier noch vielfach „Brō'tbeien" genannt, weil sie nach dem Volksglauben die junge Brut pflegen sollen, werden als unnütze und überflüssige Müßiggänger zum Stock hinausgeworfen. Die Herbsttracht fällt manchmal reichlich aus, und danach hat die Schleuder wieder Ruhe. Der goldige Honig steht als Augen- und mehr noch als Gaumenweide in Gläsern und schweren Steintöpfen, und nun folgt die Herbstschau.

1. Jä'b: Mō'ß doᵘ och fē'dern?
2. Hanes: Nēn, meng hǫn all gənō'g.
1. Jä'b: Eⁱch hǫn dər zwing beⁱənanər gedō'n (vereinigt), dē wa'ren ze (auch zo) schwāch. Noᵘ stinn se all go't.

Ende Oktober oder im Nov. werden die leeren „Rimchər" (Waben in Rahmen) herausgenommen und die Fluglöcher gegen das Eindringen von Mäusen gesichert. Beim Einsetzen scharfer Kälte werden die Völker entsprechend geschützt durch schlechte Wärmeleiter, wie Papier, Strohmatten, alte Decken.

Im Winter und Frühjahr werden die leeren Waben gegen Mottenfraß mehrmals „geschweᵃwelt", auch werden

neue Rähmchen gemacht. Ohne Not wird der Bienenstand nicht betreten, Hunde, Katzen und Vögel werden ferngehalten.

Einige landläufige Meinungen seien noch erwähnt.

1. Ungedeckelter Honig soll noch nicht geschleudert werden, denn er gärt nicht und wird sauer und man kann ihn fortwerfen. (Tatsächlich kann aber sauer gewordener Honig wieder verfüttert und so wieder normal werden.)
2. Ungedeckelter Honig „zīlt“ (erzeugt) Ameisen.
3. Honig, mit einer Hand voll Erbsen vermengt und dem Vieh ins Maul gestrichen, befördert den notwendigen Prozeß des Wiederkauens. (Ist wahr.)

Obschon der hohe Wert reinen Honigs allgemein anerkannt wird, gibt sich der Bauer von echtem Schrot und Korn nicht mit Bienenzucht ab, nicht allein deshalb, weil ihm die Zeit zur Bienenpflege fehlt, sondern weil er es unter seiner Bauernwürde hält, sich mit solchem Viehchen abzugeben. Manche werden auch durch Furcht vor den „Angeln“ (Stichen) abgehalten. Nicht viele sind von der Aufgabe der Bienen zur Herbeiführung der Pflanzenbefruchtung zu überzeugen und wollen nicht an die Rolle glauben, welche den fleißigen, „ǫ'məsᵗgən“ Tierchen im Haushalte der Natur aufgetragen ist.

Ortsneckereien im Vorder-Hunsrück.

Von **Edm. Protsch**, Frankfurt a. M.

Die drei wichtigsten Orte des Vorder-Hunsrücks sind die drei Städtchen Simmern, Kirchberg und Kastellaun. Zwischen ihnen herrscht bei aller Beschränktheit des Landlebens oder gerade deshalb ein stiller Wettbewerb, ein bißchen Rangstreit, wer von ihnen die erste Stelle einnimmt. Kein Wunder, daß jeder Ort auf die Schwächen des andern scharf achtet und sich darüber lustig macht. Simmern, als Kreisstadt, glaubt seine Überlegenheit durch vornehmes Tun beweisen zu können. Aber der Spott folgt auf dem Fuße:

Siemerscher wind,
voore logge, hine grind.

Dabei spielt die erste Zeile auf die Lage des Städtchens an, das im Tale des Simmer-Bachs liegt, wo es stets recht windig ist. Die Schwächen der Kirchberger liegen auf ähnlichem Gebiet und finden ihre Rüge in dem Spott und Schimpfwort „Keerbericher hoorfigge". Die Bewohner Kastellauns ziert der Ehrenname „Kestleiner bigg", wohl eine Anspielung auf die am Rathaus des Ortes angebrachten Köpfe von zwei Böcken. Die Bewohner des früheren „Amtes" Kastellan sind ein etwas anderer Menschenschlag als die übrigen Hunsrücker; das zeigt sich schon in der äußeren Körperform. Daher die liebevolle Bezeichnung: „Kestleiner-ämder digg-ärsch."

Wie es in den Landstädtchen ist, so auch auf den Dörfern. Zum Kirchspiel (Pfarrei) Horn gehören außer diesem Dorf die Filialgemeinden Laubach und Bubach. Deren Bewohner verspotten sich gegenseitig. Die von Horn sind die „Muus-pens" (pans = Bauch), weil sie am ersten im Frühjahr Mus bereiten können (das aus den Blättern gewisser Wiesenpflanzen statt des Spinats hergestellt wird). Die Laubacher sind die „Weck-pens", weil ihr Dorf das einzige in diesem Sprengel ist, in welchem eine Bäckerei betrieben wird. Die Bewohner Bubachs aber tragen — wohl nach ihrem Lieblingsgericht — den Ehrennamen „Brei-pens". Verkündet doch sogar das Kirchglöcklein des Orts den Ruhm des Breies; es hat einen gar wimmernden Ton, den der Volksmund deutet: „meng brei, meng brei, meng brei!" — Der Spott geht aber noch weiter und erzählt, daß in der Heu-Ernte, wenn die Bäuerin keine genügende Zeit zur Herstellung eines richtigen Mittagsmahls hat, sich die Bubacherin zu helfen weiß. Sie steht besonders früh auf, noch vor dem Mann und kocht sofort das Leibgericht, so daß es schon fertig ist, wenn sich der Mann erhebt. Dann bringt die Frau die verdeckte Breischüssel, stellt sie auf die noch warme Stelle im Bett und breitet dicht und fest die Decke darüber. Mittags ist der Brei noch warm und gerade recht, um sofort vertilgt zu werden So haben die Bubacher anscheinend das Urbild zu der jetzt so berühmt gewordenen Kochkiste geliefert.

Früher wurden bekanntlich auf dem Lande die Gehälter für Geistliche und Lehrer zum großen Teil durch Natural-

gaben aufgebracht. Dabei war natürlich Voraussetzung, wenn nicht ausdrückliche Bestimmung, daß diese Naturalien — meist handelte es sich um Getreide — vollwichtig, also von bester Sorte zu liefern waren. Gern drückte man ein Auge zu, wenn mal ein geringer Mann jener Bestimmung nicht ganz gerecht werden konnte. Daß aber auch mitunter von besser gestellten, jedoch geizigen Bauern versucht wurde, dabei Betrug zu üben und statt guter nur „näliche", d. h. schlecht entwickelte oder unausgereifte und daher geschrumpfte Körner zu liefern, läßt sich leicht denken. Schlimm muß es nun in dieser Hinsicht in dem Dorf Norath (bereits zum Kreis St. Goar gehörend) bestellt gewesen sein; wenigstens erzählt der Volksmund, daß einst einem katholischen Pastor des Ortes die Sache zu bunt wurde und er am nächsten Sonntag seinem Ingrimm über den Betrug von der Kanzel aus mit den Worten Luft machte:

Doord, Rad un Voolswigge[1])
Du' mer die Noorder Bauere zum Ärjernis schigge:
Hoch sin Jerusalems Mauere,
Spitzbue sin die Noorder Bauere!

Auf das Dörfchen Michelbach bei Kastellaun bezieht sich der Reim:

Michelbach, die Lumbe-Stadt,
Runderim mit Hegge;
Drugge Brot un doch nid sadd,
Michelbach sall fregge.

Harmloser ist der Reim, mit dem man das Dorf Dillendorf bei Kirchdorf, das tief in einem Tal versenkt liegt, verspottet:

Dilledoref leit im Loch,
Hod en alde Gaul verstoch.

Den Einwohnern von Dill, etwa 45 Minuten von Dillendorf entfernt, wird nachgesagt, daß sie kaum die Roggenernte abwarten können, um sofort Brot vom neuen Mehl zu backen daß sie aber schon im Frühjahr ihr Mehl all verbraucht haben und sich nun Brot kaufen müssen.

---

[1]) Trespe, Kornrade und Vogelswicken.

Sprichwörtlich geworden ist die Heilkraft der Milch von dem Ort Crastel bei Kastellaun. Will man von einem Getränke eine recht erfrischende und heilende Wirkung nachrühmen, so sagt man: Dad kihlt un häält wie die Craasdeler Milich.

Znm Schluß mögen noch einige Neckereien erwähnt sein, die sich auf das Dorf Löffelschied und das benachbarte Peterswald beziehen, die beide bereits im Kreise Zell liegen. Den Bewohnern dieser Orte ist es eigentümlich, daß sie im Gegensatz zu den übrigen Hunsrückern (die vorwiegend das Zungen-r sprechen) ausschließlich das Gaumen-r anwenden und zwar recht auffällig schnarrend; sie „reißen" das r, wie der Hunsrücker sagt. Sie werden aber auch noch wegen sonstiger Eigentümlichkeiten genugsam verspottet, so wegen ihrer Vorliebe für bunte und grelle Farben, besonders bei den von den weiblichen Personen viel getragenen Kopf-Knüpftüchern. So werden von Löffelschied stammende Leute mit dem Ausruf geneckt:

Abelunche (von Apollonia), komm äs hai heer, hai sin schine Knaubdicher! wie einst eine Bauernfrau von dort ihrer Tochter auf einem Markt zugerufen haben soll.

Manche Löffelschieder befassen sich mit der Anfertigung von Holzlöffeln und anderem Holzgeschirr, das sie selbst in der näheren und weiteren Umgegend hausierend absetzen. Nun befanden sich auch einst drei Männer auf einem solchen Hausiergang in einer Stadt. Am andern Tag, einem Sonntag, gingen sie auch zur Kirche, verspäteten sich aber etwas und traten erst ein, als schon der Pastor die Predigt hielt. Er hatte als Text die Geschichte von den Weisen aus dem Morgenlande. Dabei warf er die Frage auf: „Wo kamen die drei (natürlich die Weisen) nun her?" Just in diesem Augenblick kamen jene drei Löffelschieder zur Tür herein. Den Zusammenhang nicht kennend, blieben sie verblüfft stehen und glaubten, der Geistliche wolle sie wegen ihrer Saumseligkeit und Störung öffentlich zur Rede stellen. Einer stieß den andern in die Seite und flüsterte ihm zu: Pitterrr, saa dau'd! (= sag du es). Da nun noch der Geistliche die Frage wiederholte: „Wo mögen nun die drei hergekommen sein?" rief der

eine der vermeintlichen Sünder stotternd: „Merr kaame fun Läfelschidd un hannele mid Hiltse-Geschirr!“

Hunde, Katzen, Mäus' und Ratzen im Volksmund zu Kempen (Rh.).

Von **Wilh. Sieben,** Viersen.

1. Woə Knöək sind, di düəjən,
   doə sind ok Hong, di sə müəjə.
   (= Ein rechtes Mädchen findet auch einen Freier.)
2. Wẹn ənən Honk on ənə Jong lọngəs en kọ̈nə joən, dọn dö̆ dən Honk o̧f də Jong nit. (= Rechte Jungen und Hunde dürfen miteinander nicht in Frieden leben.)
3. Jruətə Hong bītə se̊ sẹldə; mar wẹn sə se̊ bītən, dọm bītə sə se̊ hart. (= Der Streit unter Reichen und Mächtigen ist leidenschaftlich.)
4. Dẹ̈s so mü̆ wi 'nən Honk. (= Der ist sehr müde.)
5. Doə bön ək bəkent wi 'nə jongən Honk. (= Da bin ich gut bekannt.)
6. Mə mut möt di Hong jaghən, di əm hät. (= Man muß sich nach der Decke strecken.)
7. Dẹ sŭk Hongshoər. (= Der sucht Hundshaare, d. h. er ist ein Kleinigkeitskrämer oder ein streitsüchtiger Mensch. Hundshaare wurden früher betrügerischerweise von Tuchmachern der Wolle beigefügt. Wer das Tuch also gründlich untersuchte, fand diese. Später wurde die Wendung allgemein auf jemand bezogen, der stets Ausstellungen zu machen pflegt.)
8. Wẹn ək enən Honk wel schmītən, dọ vöng ək ok enə Stēn. (= Wer einen Streit will, findet auch leicht einen Grund.)
9. Mə kọn ok enə jughən Honk so lọng tẹrəjəm bis dat əm bīt. (= Auch dem Besten geht endlich die Geduld aus.)
10. Op dən Honk kuəmə (= auf den Hund kommen. Die Wendung ist wohl, ähnlich wie „vọn də Rọ̄s op dən

Eəsəl kuəmə“ dem Märchen vom Hans im Glück nachgebildet.

Dę's op dən Honk. (= Der ist verarmt.)

11. Höng, di lughəm, bitə nit. (= „Bellende Hunde beißen nicht.“)
12. Dę mäk dęm ut, dat jenən Honk mər ə Stök Bruət vǫn əm anömt. (= Der macht ihn sehr schlecht, beschimpft ihn.)
13. Ek bön dǫch dinən Hongsjong (= Hundsjunge) nit. (= Ich bin doch nicht etwa dein Narr, Gegenstand deines Übermutes!)
14. Dę hät ən Hongsnas. (= Der hat eine Spürnase.)
15. Dat led əm so kalt wi 'n Hongsschnüt. (= Das läßt ihn kalt.)
16. Da 's ə Weər, doə sol əm jenən Honk vör də Düər jaghə. (= Das ist ein Hundewetter.)
17. „et kös wal en də Hongsdagh siən“ heißt es bei großer Hitze. (Vergl. S. 251, Jahrgang 1915 dieser Zeitschrift.)
18. Węn ək övər dən Honk kuəm, dǫ kuəm ək ok övər də Start. (= Wer die Hauptschwierigkeiten überwunden hat, wird auch Herr der kleineren Hindernisse.)
19. Wad əm spart vǫn də Monk,
    kriɣ də Kǫt ǫf dən Honk.
    (= Was man aus übel angebrachter Sparsamkeit aufbewahrt, wird häufig, wenn es verdorben ist, das Futter der Katzen und Hunde.)
20. Di leəvən dəsamə wi Kǫt on Honk. (= „Sie leben zusammen wie Katz und Hund“, in beständigem Streit.)
21. En dən Düstərə sind alə Kǫtə jrau. (= Im Dunkel kann man sich leicht täuschen.)
22. Da's ən Kats. (= Das ist eine heimtückische streitsüchtige Frauensperson.) In dieser Wendung wird die mundartliche Form „Kǫt“ nicht gebraucht.
23. Doə set Schmets Kätschən drop. (= Das ist abgeschlossen. „Schmets Kätschən“ ist also das Schloß. Vereinzelt hört man auch noch die Bezeichnnug „Mafeiə Kätschə“: vielleicht steckt darin der Name eines früheren Schlossers.

24. „Di hät də Kǫt nit jut jəvughərt“ sagt man von der Braut, deren Hochzeitstag verregnet. Die Katze galt ja ehemals als ein der Freya, der Göttin der Ehe und des häuslichen Glückes, geweihtes Tier.
25. „Doə kǫnstə 'n Kǫt drövər jaghə“ sagt der Landmann, wenn das Getreide recht dicht steht.
26. Doə wǫ̈rt də Kǫt aitər də Brǫnkmughər (= Brandmauer) niks vǫ jəwār. (= Davon erfährt niemand etwas.)
27. Mə mut də Kǫt nit en də Sǫk jǫlə. (= Man darf nichts unbesehen kaufen.)
28. No jet də Kǫt nit mötə Magh lōpe. (= Nun bin ich gründlich gesättigt.)
29. Da 's vör də Kǫt. (= Das ist zwecklos oder wertlos.)
30. „Üərschtə Jəwön ös Kǫtəjəwön“, d. h. ist bald wieder verloren, also auch wertlos, sagt der Spieler.
31. Da 's mar ənə Kǫtəsprönk. (= Das ist nur eine ganz kurze Strecke Weges.)
32. „Dǫ löp wi 'n jəjeßəldə Kǫt“ heißt es von einem, der schleunigst Reißaus nimmt.
33. Dən enən helt də Sǫk op, dən ǫngərtə jö̈ɣ də Kǫt dren. (= Sie arbeiten zu gemeinsamem Nutzen.)
34. Dǫ spelt doəmöt wi də Kǫt möt də Mus. (= Der hat ihn ganz in seiner Gewalt.)
35. Wǫn də Kǫtə nit də Hus sind, sprönqən də Müs övər Döschən (= Tische) on Bänk. (= Wo die Aufsicht fehlt, geht's drunter und drüber.)
36. Wǫn də Kǫtə musən, dǫ mauə (= miauen) sə nit. Man soll seine Absichten nicht allen mitteilen.) Sehr oft wendet man das Sprichwort auch an im Sinne des Dreizehnlindenverses „Iß und schweig', ist Bauernregel!“
37. Moər ös nǫgh ənən Dǫgh, doə hät nǫch je Müskən dra jəbiətə. (= Morgen ist auch noch ein Tag.)
38. Hǫ 's wər an't musə. (= Er schnüffelt wieder überall herum.)
39. Dǫ 's so ärəm wi 'n Kerəkəmus. (= Er ist bettelarm.)
40. No 's ət müskəsstöl. (= Nun ist's mäuschenstill.)
41. Mus ǫf Muər — Startər häbə sə al. (= Die haben einander nichts vorzuwerfen, können sich die Hand reichen.)

42. Da 's ə nęt Tsoərt Müs. (= Das ist eine saubere Gesellschaft.) In spöttischem Sinne gesagt.
43. Doə pĭp je Müskə noə. (= Das bleibt verborgen.)
44. Dę süt ut wi 'nə Musvǫləkremər. (= Der ist sehr unordentlich gekleidet.)
45. Dę 's alə Veldmüs də kluk ǫf. (= Der ist gerissen.)
46. Blönk-Müskə spiələ. (= Blinde Kuh spielen.)
47. Seχ ən Mus jeklemt häbə. (= Sich eine kleine Quetschung zugezogen haben.)
48. Dę 's rǫtəndol. (= Der ist närrisch oder tut närrisch verliebt wie die Ratte, die sich geberdet, „als hätte sie Liebe im Leibe".)

Bergische Vierzeiler.

Von **F. Fütterer.**

Angeregt durch die Arbeit des Herrn O. Schell „Bergische Vierzeiler" im 3. und 4. Heft 12. Jahrgang (1915), möchte ich die Sammlung um einige Vierzeiler aus dem Bergischen bereichern.

Viele der angeführten Vierzeiler werden heute noch, namentlich auf dem Lande, zu bestimmten Tänzen gesungen. Außerdem habe ich häufig Vierzeiler von Burschen singen hören, welche von der Musterung kamen.

Daß Vierzeiler noch fortwährend entstehen, dafür gibt Nr. 16 einen Beweis.

Einige von den angeführten Vierzeilern sind auch in anderen Gegenden bekannt, meist haben sie kleinere Abweichungen. Die Vierzeiler Nr. 40—51 hat mir Herr O. Schell freundlichst zur Verfügung gestellt.

1. Düller düller Örgelsmann,
   Wohl so gän en Penning hann;
   Koon hä kinnen kriegen.
   Fing hä an tu hüülen.

2. O, doh sitt en Hipp om Daak,
   Hipp om Daak, Hipp om Daak,
   O, doh sitt en Hipp om Daak,
   Hipp opp däm Daak.

Wör doch dat Daak nit doh,
Sööt ok die Hipp nit doh.
O, doh sitt en Hipp om Daak,
Hipp opp däm Daak.

Mit diesen Vierzeilern ärgerten die Kinder die Dachdecker, wenn sie auf dem Dach arbeiteten.

3. Eck ging ens opp die Wiesche,
Doh kohm dä Alex Zopp,
Dä hat en paar Schopsgekröse
Un enen Kalwerkopp.

4. Fritz Wewer
Hätt en Fehler
An de Lung, an de Tong,
An de Lewer.

5. Nun hab' ich geheirat!
Was hab' ich davon?
Eine Stube voll Kinder,
Einen besoffenen Mann.

6. „Ach Gottchen!" sprach Lottchen,
„Sieben Kinder und keenen Mann,
Die Kinder han Läuschen
Und Lottchen keenen Kamm."

7. Soa geht et in de Welt,
Wenn man Ärpel schällt,
Wenn man Riewkooken backt,
Dä lecker schmackt.

8. Pitterken drägt die Fahne,
Mieneken wärd gefahren.
Pitterken, Pitterken drägt die Fahne,
Mieneken, Mieneken wärd gefahren.

9. Limonade, Limonade,
Meine Mutter kocht Schokolade.
Limonade, Limonade,
Meine Mutter kocht Schokolade.

10. Judd, Judd,
Häpp, häpp, häpp,
Hät en Nas'
Wie en Waterschäpp.

Judd, Judd,
Häpp, häpp, häpp,
Steck die Nas'
In en Koffeedreck.

11. Und wenn der Schneider reiten will
Und hat kein Geld,
Dann nimmt er seinen Ziegenbock
Und reitet durch die Welt.

Und wenn er dann nach Hause kommt
Und hat kein Brot,
Dann nimmt er seinen Ziegenbock
Und schießt ihn tot.

12. Vie gonnt kapidewiddewitsch,
Vie gonnt kapidewiddewitsch,
Vie gonnt kapidewiddewitsch,
Vie gonnt kaput.

13. Wir leben so nicht,
Wir leben so nicht,
Wir leben so wie so
Nicht lange mehr.

14. Fritz paß op!
Dä Luftballon geht op.
Owen hängt en Männeken dran,
Dreiht sick erüm, wie en Kückelhahn.

15a. Da draußen in der Ferne,
Da ist der Teufel los,
Da schlagen sich die Zwerge
Mit einer Bratwurst tot.

Und wer dat tut,
Dä kritt wat opp die Schnut,
Dä kritt wat opp die Nase,
Daß sie blut.

b. Hinaus in die Ferne
Mit Butterbrot und Speck,
Das mag ich so gerne,
Das nimmt mir keiner weg.

Und wer das tut,
Der kritt wat opp die Schnut,
Der kritt wat opp die Nase,
Daß sie blut.

16. Extrablatt! Extrablatt!
Die Russen krien et geschwatt.
Vie arme Jonges mötten loopen,
Die Extrablätter zu verkoopen.

17. Moder, komm, dat Kind dat schreit,
Moder, komm, dat Kind mot ka....,
Tränekes loopen em öwer die Backen,
Hätt schon dreimol „Pupp“ geseiht.

18. Ja, so woll'n wer noch emal,
Woll'n wer noch emal heirassassa,
Lustig sein, fröhlich sein,
Hoppsassassa.

19. Usse Blotschen sind vom Nottebohm, Nottebohm,
Un dä Rock, dä eß van fienstem Krohm, fienstem Krohm.
Rock und Weste sind vam Schnieder Fips,
Pappendeckeln eß dä Küpp.

20. Wenn der Hund
Mit der Wurst übern Eckstein springt,
Denkt er nicht daran,
Daß er sie wiederbringt.

21. Bei der Spinnerin, bei der Spinnerin,
Bei der Spinnerin halli, halloh,
Spinne Baumwoll, Spinne Baumwoll,
Schönes Mädchen, schlaf wohl!

22. Mädchen, geh' du zur Ruh',
Schließ beide Äuglein zu.
Mädchen leg' dich nieder
Und steh morgen wieder früh beizeiten auf.

23. Zum Schrummdibumm et göfft en Mädchen,
Zum Schrummdibumm et göfft en Jung,
Zum Schrummdibumm et göfft en Mädchen,
Zum Schrummdibumm et göfft en Jung.

24. Hätze nit gedeiht
Midden in de Neiht,
Hät dem Buer sin Weit
De Wringmasching gedreiht.

25. Gott, wat sind die Dahlersch rah,[1])
Hätt man en paa,[2]) hätt man en paa,
Gott watt sind die Dahlersch rah,
Hätt man en paa.

26. Jetzt geht's nach Lindenau,
Da ist der Himmel blau,
Da tanzt der Ziegenbock
Vergnügt mit seiner Frau.

[1]) rar. [2]) paar.

Da nickt der Ochs der Kuh,
Dem Kalb so freundlich zu,
Jetzt geht's nach Lindenau,
Da ist der Himmel blau.

27. Alleweil, alleweil, alleweil, alleweil, alleweil, weil, weil, weil,
Komm Karlina, komm Karlina, komm.
Wir woll'n nach Seckbach gehn
Und da die Orgel drehn.

O, Seckbach, Seckbach, Seckbach, kille; kille
Seckbach, kille, kille, hoppsassa,
Seckbach, Seckbach, Seckbach, kille, kille,
Seckbach, kille, kille, hoppsassa.

28. Vie hant die Vott.
Die Vott, die Vott
Noch lang nitt voll, nitt voll, nitt voll,
Vie gonnt noch nitt noh Hus.

29. Liebst du mich denn garnicht mehr?
Willst du mich verlassen?
Potz, Granaten, Donnerkiel,
Kriß wat mit dem Besenstiel.

30. Moder, usse Kreih eß doht,
Eß dös Neiht vam Stöcksken gefallen,
Hät terbrooken die linke Poot.
Moder, usse Kreih eß doht.

31. Siehste, wohl da kimmt er,
Lange Schritte nimmt er,
Siehste wohl, da ist er schon,
Der versoffne Schwiegersohn.

Gestern abend um achte
Kam der Storch und brachte
Meiner Mutter einen Sohn
Und der Schlingel lachte schon.

Liegt er in der Wiege,
Meckert wie ne Ziege.
Schreit er wieder meck, meck, meck,
Plumps, da ist der Bengel weg.

32. Du bist verrückt, mein Kind,
Oder bist du doll?
Wenn du Specktakel machst,
Krießte en Protokoll.

33. Aus ist das Lied, ist nichts mehr dran,
Mädchen, nimm keinen Zimmermann;
Nimm dir lieber en Besenbinder,
Der dir macht das Haus voll Kinder.

34. Mädchen, Mädchen,
Weine, weine nicht,
Stievel woll'n wir saufen,
Aber heiraten nicht.

35. Auf der Wilhelmshöh'[1])
Da waren viele Flöh',
Da war auch eine
mit krumme Beine.

Die hat man aufgeschnappt
Und zu Salat gehackt
Die schmeckten grade
Wie Schokolade.

36. Du kleine Fliege,
Wenn ich dich kriege,
Dann reiß ich dir
Das linke Beinchen aus.

Dann mußt du hinken
Auf einem Schinken.
Und das tu dir
Dann, ach, so weh.

37. Gestern abend am Bahnhof,
Da schlug es halb acht,
Da hab ich mein Liebchen,
Nach Hause gebracht.

Guten Abend, Herr Spielmann!
Wo bleibt ihr so lang?
Mir dem kleinen Violinchen,
Mit dem großen Bumbam?

Da rappelt der Kessel,
Da klingelt der Pott,
Da tanzen die Mädchen
In einem Galopp.

---

[1]) Früher eine Wirtschaft mit Tanzsaal in Elberfeld.

38. Duda un Bläsing un Henzerling,
Die kommen unger die Woaschtmasching.
Und wäarden gehackt und wäarden geknackt
Und wäarden zu Blotwoascht gemackt.

Duda, Bläsing und Henzerling waren drei Mörder aus Elberfeld.

39. Wählen jätt dän Stader,
Dann korst't de Kann Fussel en Dahler.
Wählen jätt dän Hasselmann,
Dann kost't de Kann Fussel en Kastemann.

Elberfeld, dieser Vierzeiler entstand bei der Reichstagswahl, in welcher Stader und Hasselmann gegeneinander aufgestellt waren. Lies auch statt „Kann Fussel" „de Botter."

40. Bei Hatzigs[1]) am Graben[2])
Ist alles zu haben:
Speck und Schinken
Und auch ein Gläschen zu trinken.

41. Lange Schlöper, fule Vott,
Steht um niegen Uhren op.
Niegen Uhren es vorbie,
Fule Vott es noch nit hie!

Firmenich III, 179.
Woeste, Aus der Grafschaft Mark, S. 36.

42. Dä Bur es en Bur,
En Schelm van Natur.
Pack s'en vüaren an — dann bitt 'e,
Pack s'en hengen an — dann dritt 'e.

Lennep — Ronsdorf.

43. Ich taufe dich mit Wasser —
So heißt du Pitter Casper;
Ich taufe dich mit Dreck —
So heißt du Pitter Kepp (Käpp).

Elberfeld.

44. Wat klingelt de Kietel,
Wat rappelt de Pott;
Wat danzt dat Weitschen,
Wat flügt de Rock!

Woeste, Aus der Grafschaft Mark S. 35.

---

[1]) Wirtschaft und Spezereigeschäft.
[2]) Grabenstraße in Elberfeld.

45. Pia, Pia. Pupp,
Het sonnen langen Stupp,
Het son kott Hömken an,
Reist domet no der Iserbahn,
Pia, Pia, Pupp
Het sonnen langen Stupp.
Elberfeld.

46. Eine wahre Mordgeschichte,
Die sich zugetragen hat:
Eine Frau auf ihrem Bette
Einen Floh ermordet hat.
Summ, summ.
Elberfeld.

47. Oh! druck nicht so!
Oh! druck nicht so!
Es kommt ne Zeit,
Wirst wieder froh!
J. L. Gemarker. Baaskääls S. 33.

48. Oberam un Isaak
Schlugen seck me'm Zwieback.
Oberam konn besser schlonn.
Isaak mot lopen gonn.
Elberfeld.

49. Kadewippwippwipp, Kadewippwippwipp,
Kennst du den Schrumpel—Schröder nitt?
Eck kenn en doch, eck kenn en doch:
He het en schwatt witte Mötsch om Kopp.
Elberfeld.

50. Usse dicke, fette Kuhmad
Het den Saujong so lew;
Un de Saujong
Het de Kuhmad so lew!
Elberfeld — Ronsdorf (W. Luckey).

51. Sechs mal sechs ist sechsunddreißig,
Und der Mann ist noch so fleißig,
Und die Kinder sind so faul —
Kriegen sie was aufs Plaudermaul.
Elberfeld. vergl. Firmenich II, 528.
Der zweite Teil weist zahlreiche Abänderungen auf.

Dorfleben vor sechzig Jahren.*)

Aus dem Paderbornschen von **Wilhelm Oeke** in Rüthen.

XIII.

Arme Bewohner der Walddörfer brachten wintertags gestohlenes Holz aus der Egge nach Paderborn zum Verkauf. Jeder hatte auf dem Handschlitten etwa 10—15 Bund langer Splitten, die er vorher zu Haus auf dem Ofen mit Hilfe eines Gestells trocknete. Der erzielte Preis betrug für das Bund einen Guten Groschen, das sind 15 alte Pfennige. Die Bunde wurden zum Feueranmachen benutzt.

XIV.

Ja früher, da ging kein Maitag vorbei, man machte drei Kreuze an die Haustür; die Jungens sahen zu, daß sie in der Schule ein Stückchen Kreide kriegten oder Rotstein, der hier und da auf den Bühnen oder im Pferdestall liegt. Mein seliger Großvater erzählte: Am Abend vor Maitag hatten wir im Felde, da wo der Plan sich über einen Hückel zieht, frisch gepflügt zur Hafereinsaat. Und wie wir am andern Morgen hinkommen, ist alles vertreten und vertrampt. Was man sich auch für Tiere denken mag, davon waren die Fußstapfen vorhanden, Esel, Schweine, Ziegen, Hirsche, Böcke, ich glaube sogar Affen, aber deren Tritte kenne ich nicht genau.

XV.

Zu jenen Zeiten füllten Wirtsleute ein Faß mit klarem Wasser, und dazu taten sie im gewissen Verhältnis Spiritus. So ein paarmal die Dehle auf und ab damit, dann war der Schnaps fertig. Rumpelschnaps nannten die Bauern das Gesöff.

XVI.

Die alten Bauersleute hatten einen einfachen immerwährenden Kalender. Über der Stubentür standen die Anfangsbuchstaben der Wochentage mit Kreide, die nie weggewischt wurden. Darunter setzte man die Datumszahlen,

*) Vgl. oben XI, S. 131 ff. und XIII, S. 63 ff.

die jede Woche erneuert werden mußten. Aufzupassen war nur gegen den Monatsschluß hin, daß man wußte, ob der laufende 30 Tage oder einen mehr besaß, abgesehn vom Februar.

XVII.

Die alten Juden beobachteten peinlich die Heilighaltung des Sabbatabends. Sie zündeten nicht Feuer noch Licht an, sagten aber auch nicht in jedem Einzelfalle, daß die Wartefrau ihres Amtes walten müsse. Da war bei einer Familie die Lampe nahe daran, zu verlöschen. Der Frau zu sagen, Öl nachzuschütten, um keinen Preis! So von hinten herum fragt die Hausfrau: Was tut man, wenn das Licht totgehn will? -- Dänn gaiht me na'n Bedde! antwortet die Resolute.

XVIII.

Wenn die Mäher im Sommer nach Holland gingen, die liehen sich bei der Pastorsköchin einen Taler Reisegeld, den sie im Juli nach 6 Wochen bei ihrer Heimkehr wiederbrachten, samt einem Fläschchen Haarlemer Öls, das eine dicke, schwärzliche Flüssigkeit darstellte und gegen vielerlei Krankheiten helfen sollte. Auch wohl einen Brief Spindeln brachten sie mit, solche gelbe von Messing, oder die mit Glasknöpfchen, einem Hahn oder anderen Tieren.

XIX.

1853 herrschte in Istrup und Herste die Cholera. Jeden Tag wurden drei oder vier hinausgetragen. Särge? Ja, die Tischler waren ja mit krank. Der Oberförster hatte im Walde einen Baum angerissen. Aus den Brettern davon schlug man die Totenkisten zusammen. Kienruß mit Wasser gab den schwarzen Anstrich, mit Schulkreide wurde ein weißes Kreuz darauf gemacht. Ein Bauer aus Istrup besorgte das Fahren der Leichen. Er fuhr jeden Morgen rund und lud die Särge auf. War aber gar nicht bange dabei. „Einer muß es doch tun.“ Den Wermutschnaps, den man ihm als Vorbeugungsmittel einschüttete, goß er regelrecht hinab.

XX.

Damals waren die Bauern die Ausbeuter. Hatten sie einen Morgen Land gepflügt und eingesät, das kostete 2 Taler.

Dafür war man verpflichtet, ihnen dreschen zu helfen. Gleich nach 12 klopften sie nachts ans Fenster. Dann schwang man von Eins bis Sechs den Flegel und mußte nachher noch das Stroh auftun. Für den Mund gab es eine Schnitte trocken Brot und einen Schnaps dazu. Den Milcheimer habe die Kuh beim Melken im Stalle umgeschlagen, und Butter trüge sie im Horn, meinten die Weiber wohl zur Entschuldigung, daß sie keinen Kaffee gekocht hatten.

XXI.

Mann, Frau und Hausgenossen trugen aus dem Hause. Die zweite in der Schürze, hauptsächlich das gedroschene, oft noch ungereinigte Korn. Der erste nahm wohl den legalen Sack. Wie sich letztere halfen, zeigt die Erzählung von einem alten Hausonkel, der das Hemd auszog, Ärmel und Halsöffnung zuband, mit Roggen füllte und die Schläppe ebenfalls ineinanderdrehte. Den gefüllten Rumpf warf er in den Mist und deckte ihn bis zur gelegenen Zeit zu. Beim Krämer stand das Spindmaß gleich hinter der Tür. Wer zum Kungeln kam, konnte im Dunkeln gleich ausschütten.

XXII.

Einer war übrig geblieben aus der ganzen Zunft der edlen Goldschmiede, von denen D. achtzehn aufweisen konnte. Doch der mußte die alten Kunstgriffe wohl größtenteils vergessen haben. Kelche und Heiligenschreine, Ziborien und Monstranzen verstand er nicht zu machen, wer hätte sie bestellt, was noch wichtiger: wer konnte sie bezahlen? Er machte den Frauen und Töchtern der Bauern Ohrringe von Silber mit dünner Vergoldung darüber; gar bald genug schien das neugierige Silber wieder heraus; war nur Goldschaum, ist beim Gold hergelaufen, sagte man.

Trefflich wußt' er das Silber zu bekommen. Er schwatzte den Bauern ihre alten Kurs- und Schaustücke ab, die flogen gleich in den Tiegel. Was Krontaler, was Doppelgulden und Kopfstücke; manches trotzige Schnurrbartgesicht, mancher drohend erhobene Löwenschwanz krümmte und wand sich in der Schmelzhitze und verging, und Neues kam zum Vorschein im Stoff, der ewig jung und derselbe bleibt.

XXIII.

Bei dem damaligen Lohne eines Bauernknechts von zwölf Talern fürs Jahr kam auf den Tag etwa ein Silbergroschen; gewiß eine richtige Ausnutzung des herrschenden zwölferischen Münzsystems.

XXIV.

„Diärn Daupedahler künn Je verdainen, Här Pasteoer, öwwer 't Wiärweshiämed ni!“ So hatte eine Bauernfrau aus K. zum Pfarrer gesagt, der sie bewegen wollte, ihre Einwilligung zu geben zur Ehe ihres Sohnes mit einem von ihm verführten Mädchen.

Einkrönung der Völmeder Bauerschaftsmitglieder.

Von **Dr. Paul Henke.**

Aus alten Prozeßakten fand ich mehrere wichtige Nachrichten über die früheren Bauerschaften um Geseke in Westf. Unter diesen Schriften lagen auch Gutachten vom Apotheker Franz Anton Jehn und Rendanten Viedenz, in denen des öfteren von der Einkrönung der Bauerschaftsmitglieder gesprochen wird.

Bis vor einigen Jahrzehnten befanden sich in Geseke verschiedene Bauerschaften, Sondergemeinden [1]), die ihr eigenes Vermögen besaßen. Dieses Vermögen wurde von einem Holzgräfen verwaltet, dem einige Bauerschaftsmitglieder aus Geseke als Beisitzer zugeordnet wurden. Der Holzgräfe [2]) war zu-

[1]) Die Vorfahren dieser Personen wohnten, ehe sie in das befestigte Geseke einzogen, in gesonderten Bauerschaften um Geseke. Diese Bauerschaften, die in den zwischen den Bischöfen von Köln und Paderborn (besonders unter Bischof Simon, Grafen v. d. Lippe, 1247—77) geführten Fehden durch Niederbrennen eingegangen sind, waren: Stockheim, Wietheim, Bönninghausen, Isloh, Holthausen, Heringhausen, Hüstede, Völmede, Stalpe und Passinghausen. Von diesen hat sich nur Bönninghausen erhalten. In den heutigen Flurnamen erkennt man die Lage der früheren Ortschaften.

[2]) Der Völmeder Bauerschafts-Holzgräfe hieß damals Budde.

gleich Rendant, er hatte alle Einnahmen und Ausgaben zu überwachen. In den jährlichen Versammlungen, zu denen jedoch nur diejenigen Bauerschaftsmitglieder Zutritt hatten, die in Geseke wohnten, wurden Beschlüsse über die Verwaltung des Vermögens gefaßt, die Rechnungen geprüft und etwaige Nutzungen geteilt. Die auswärtigen Mitglieder ließen sich in diesen Versammlungen durch einen Geseker Bürger vertreten, den man Gaugenosse nannte: unterließen sie es, dann bekamen sie keine Kunde von den Beschlüssen.

Jede Bauerschaft nun bestand aus einer gewissen Anzahl von Anteilen, und die meisten Anteile zerfielen wieder in kleinere Teile. Das Bauerschaftsrecht klebte an den Gütern und konnte bei Teilung der berechtigten Güter von zweierlei Gruppen von Personen ausgeübt werden. Entweder von denjenigen, welchen ein Teil des Gutes mit anhaftendem Bauerschaftsrechte zugefallen war, den sie als Bauerschaftsmitglieder in die Bauerschaftsbücher eintragen ließen, oder von denjenigen Beteiligten, welche sich zuerst meldeten, um in das Bauerschaftsbuch eingetragen zu werden. Diese Eintragung in das Bauerschaftsbuch, wofür sie eine besondere Gebühr zu entrichten hatten, hieß die Einkrönung. Besondere Umstände, die das Aussehen einer Feier gehabt hätten, waren nicht mit ihr verbunden, keine weiteren Vorkehrungen wurden getroffen, kein feierlicher Akt begleitete die Handlung. Wohl aber waren die Folgen der Einkrönung von großer Bedeutung. Der einmal Eingekrönte bezog die Nutzungen für seine Lebensdauer. Starb ein im Genusse der Bauerschaftseinkünfte befindliches Mitglied, so wurde derjenige Beteiligte wieder eingekrönt, der sich zuerst meldete und die Gebühren zahlte. Auf diese Weise blieb oft Jahrhunderte hindurch die nämliche Familie im Genusse, während andere ebenso berechtigte Familien, die nicht in Geseke wohnten und den Tod des zuletzt Berechtigten nicht sogleich erfuhren, das leere Nachsehen hatten; nur die Berechtigung blieb ihnen, aber davon konnten sie nicht leben.

Die Völmeder Bauerschaft hatte 46 volle Anteilsberechtigungen. Das gemeinschaftliche Grundvermögen bestand aus mehreren Ackergrundstücken und ca. 30 Morgen

(7½ ha) Hochwald. In schlechten Zeiten kam es oft vor, daß die jährlichen Einkünfte nach Abzug der Steuern, Aufsichtskosten des Waldwärters, Gelder für Beseitigung von aller Art Schäden, Besoldung des Rechnungsführers usw. gering waren. Ja, oft hatte der Rendant einen größeren Vorschuß geleistet, als die Grundstücke einbrachten, dann wurden abständige Eichen verkauft und so die Schulden gedeckt. Waren nur geringe Überschüsse zu verzeichnen, so wurden diese bei den Versammlungen verzehrt. Im Jahre 1854 wurde die Bauerschaft Völmede aufgelöst.

Hausinschriften in Lippstadt.

Von **Heinr. Gathmann,** Gelsenkirchen.

1. Soeststr. 11. (Fraktur.) Spruchband quer vor dem Hause:

   Das weiß Ich Fürwar: Wer Gott dienet, der wird nach der Anfechtung getrost, Und auß der Trübsal Erlöset, Und nach der Züchtigung Findet er Gnade. John. am 3. Capittel.

2. Soeststr. 40. (Lateinische Versalien.) Über der Tür:

   Der Herr beware Deinen Aus und Eingang von nun an bis in Ewigkeit.

3. Judenstr. 7. Spruchband quer vor dem Hause:

   Waß Acht Ich Menschen Neydt,
   Was Kan Mir Missgunst Schaden
   Wan Mir Der Herr Waß Gonnt
   Und Gibts Aus Freyen Gnaden.

   Über der Tür:

   Ach Gott Vergiß Nicht Mein
   Ich Gehe Aus Oder Ein.

   All Wer da Hett Auch Noch so Viell,
   Geschit Doch Waß Gott Haben Will.

4. Poststr. 3. (Lateinische Versalien.) Über der Tür:

   Verbum Domini Manet In Aeternum. 1603.

5. Marktstr. 24. (Fraktur.) Spruchband quer vor dem Hause:

Ihr Menschen Kinder Weit und Fern
Von Hertzen Fürchtet Gott den Herrn.
Für Ihnie sich Scheuwe gleicher Weiß,
Ein jeder Auff dem Erden Kreiß.

Über der Tür:

Dan so er Nur ein wörtlein Spricht
Nach seinen Willen es geschieht,
Es Stehet da Und ist Bereidt
Eilt zu Ihm daß er Gebeut.
H. H. Anno 1658.

6. Langestr. 62. (Antiqua.) Über dem Scheunentor:

Bis hieher hat der Herr geholfen, er helfe weiter.
Dietrich Meinerzhagen Elisabet Hartmann
Anno 1826 Am 7. Juli.

7. Spielplatzstr. 2. (Fraktur.) Über der Tür:

Wol dem der den Herrn fürchtet,
die Augen def Herrn sehen auf die so ihn lieb haben.
Sirach C. 34 V. 17.
Augustus Wortmann Anna Elisabet Langenberg
Anno 1746.

8. Kappelstr. 46. (Antiqua.) Über dem Scheunentor:

Soli Deo Gloria.
Anno 1783.

9. Kappelstr. 49. (Fraktur.) Spruchband quer vor dem Hause:

Wer den Herrn Fürchtet, dem wirds Woll gehen
Und Wen er Trosts Bedarff Wirdt Er Gesegnet Seyn.
Sirach 1. C. 1 V.
Wer Godt Vertraut Hatt Wohlgebaut.

10. Poststr. 16. (Altdeutsch.) Über der Tür:

Nach dem es Gott Füget Bin Ich Vergnuget.
Herman Brülle.
1659.

11. Geiststr. 16. (Lateinische Versalien.) Über der Tür:

Ach Godt Ker Und Wende Alle Mein Glück Und Unglück Tom Saligen Ende.

12. Zur Alten Börse — Fleischhauerstraße. (Fraktur.) Über der Tür:

Gottes gnad und Gab Ist mein Gutt Und Hab.
Hermann Langeneck Elsebein Wetters
1667.

Über einer anderen Tür:

Ein jeder hat seinen eigenen Sinn
De eine geiht vorbei De andere kümmt rinn.
Jos. Ebentreich.

13. Herberge zur Heimat — Woldemei. (Antiqua.) Über der Tür:

Wer ein und ausgeht durch die Thür,
Der soll bedenken für und für,
Daß unser Heiland Jesus Christ
Die rechte Thür zum Himmel ist.
1863.

14. Langestr. 13. (Lateinische Versalien.) Spruchband quer vor dem Hause:

Gibt Ers Slaffend
SIE Kinder sind EINE Gabe des Herren
Und Leibes Frucht ist EN Geschenk.

15. Helle Halle 6. (Antiqua.) Spruchband quer vor dem Hause.

Jesu Mein Herr Ich Bitt Von Dir,
Wollst Brodt Und Kleidung Geben Mir
Gibstus Gleich Nicht Zur Herlichk(eit)
So Gib Mir Doch Ein Ehrenkleidt
Und Was Mir Dient Zur Saligkeit.

16. Helle Halle 3. (Antiqua.) Spruchband quer vor dem Hause:

Was WIr Haben AVsgestreVt / WIrDt Von Gott WoLL AbgeMeIt.

Wan Gott Helffen Will, Ist ihm nichts Zu schwer,
Menschen können waß, Aber Gott Viellmehr.
Johan Vogtt und Anna Ebberdes.
1658.

(Das Chronogramm in der ersten Inschrift ergibt auch die Jahreszahl 1658.)

17. Poststr. 15. (Antiqua.) Über dem Scheunentor:
MeIne SeeLe PreIse nVhn ChrIst Den Herrn.
Ludollph Breise Eva Sachtleben.
(Das Chronogramm ergibt die Jahreszahl 1658.)
18. Blumenstr. 24. (Antiqua.) Spruchband quer vor dem Hause:
L. U. L. Z. D. M. A. A. G.
(Das heißt: Lust und Liebe zum Ding macht alle Arbeit gering.)

Märkische Hausinschriften.

Von Oberlehrer **Dr. H. Beisenherz.**

Unsere Vorfahren setzten die Inschrift über den Eingang des Hauses, dahin, wo jeder Eintretende sie sehen mußte. An solch hervorragender und weithin sichtbarer Stelle angebracht, mußte der Spruch in den Augen derjenigen, die ihn anschreiben ließen, zweifellos eine besondere Bedeutung haben. Zwar mag die Tradition bei mancher Hausinschrift nicht unbeteiligt gewesen sein, so daß sie oft vom Zimmermann gedankenlos in den dicken eichenen Querbalken über dem Haupteingang eingeritzt wurde, eben weil die Mode, der Brauch es so verlangte. Ursprünglich aber hat diese Sitte sicherlich einen tiefen Sinn gehabt. Der Spruch, der manchmal kürzer, manchmal länger, regelmäßig neben den rein chronologischen Zwecken dienenden Angaben über Jahr und Tag der Erbauung und neben den Namen der Erbauer vor einem Hause angebracht wurde, war der prägnanteste Ausdruck der Sinnesart der Menschen, die unter seinem Dache lebten. Dem Fremden, der hier eintrat, verrieten die Worte an der Stirn des Hauses dasselbe, was uns die charakteristischen Züge im Antlitz eines Menschen sagen, in das wir zum ersten Male schauen.

Aus diesen Gedankengängen heraus beurteilt, sind uns die Hausinschriften erheblich mehr als „eine schöne, alte Sitte“; sie sind einer der zahlreichen Wege, auf denen wir in die geistige Welt der Alten, in ihre tiefsten Seelenregungen eindringen, in ihr Kulturleben Einschau halten können.

Wenn das richtig ist, dann sind die Hausinschriften, die wir an den alten Häusern in der Grafschaft Mark lesen, deutliche Zeugen für eine Lebensauffassung, die wir auch sonst bei den ehemaligen Märkern immer wieder feststellen können, nämlich für einen ernsten religiösen Zug, der letzten Endes immer wieder auf Gott und die Ewigkeit hinweist. Gelegentlich lassen sich auch Belege anführen, die zur Genügsamkeit und zu heiterem Lebensgenuß auffordern. Sie sind aber selten und wahrscheinlich auf fremde Einflüsse, etwa auf Einwanderung, zurückzuführen. In den weitaus zahlreichsten märkischen Inschriften dagegen wird das Herz des Menschen auf Gott gerichtet: er ist der höchste Herr, dem nun einmal alles dienen muß, in dessen Hand Wohl und Weh der Menschheit liegt. Mochte in den einzelnen Gegenden der Grafschaft Mark auch die eine oder die andere christliche Konfession überwiegen — die Reformation fand fast überall Eingang und machte die Mark durchweg protestantisch —, die oben gekennzeichnete religiöse Sinnesrichtung prägt sich in allen märkischen Hausinschriften aus, ob ihre Verfasser nun katholisch geblieben waren oder nicht.

Diese Behauptungen können an Hand der zahlreichen hie und da veröffentlichten Hausinschriften aus der Grafschaft Mark mit Leichtigkeit nachgeprüft werden, und jeder, der durch die märkischen Gaue wandert und vielleicht bislang noch unbekannte Sprüche entziffert, wird sie immer wieder bestätigen müssen.

Die nachstehend verzeichneten Inschriften, die ganz wahllos aus der Sammelmappe des Verfassers herausgegriffen wurden, dürften bisher noch nicht veröffentlicht worden sein; sie mögen dazu beitragen, das auf diesem Gebiete bereits gesammelte Material vervollständigen zu helfen und gleichzeitig andere zu weiterem Sammeln anregen.

1. Aus Kurl:
   a. Wenn dieses Haus zerfällt und mit der Zeit vergeht,
      Dann gebe mir Gott ein Haus, das ewig steht.
      (Anno 1677.)
   b. Gott mit uns. (Um 1780.)
   c. Soli Deo Gloria. (Um 1845.)

d. Wer auf Gott vertraut, hat recht gebaut
im Himmel und auf Erden.
Wer sich verläßt auf Jesus Christ,
dem wird der Himmel werden.
(Kommt dreimal vor: 1801, 1849, 1850.)

e. Auf den Beistand Gottes vertraut, habe ich dieses Haus gebaut. Anno 1820.

2. Aus Husen bei Kurl:
Gott segne dieses Haus
Und die da gehen ein und aus.
Heiligkeit, Gerechtigkeit und Frömmigkeit,
Herr, soll die Zierde sein in meinem Hause ewiglich.
Richte dein Seyn, dein Geschäft aus und arbeite deinen Acker, darnach baue dein Haus! (Anno 1822.)

3. Aus Rhynern:
Das alte Haus ist von Alter vergangen, das neue ist wieder aufgebaut, Gott gebe, daß es lange steht, bis daß es von Alter wieder vergeht. (Anno 1840.)

4. Aus Lanstrop:

a. Hoffe auf den Herrn und tue Guts, und wohne im Lande, so wirst du in seinem Reichtum ernehret werden. Psalm 36. Dan es ist leicht, in den Augen Gottes einen Armen bald reich zu machen. Anno 1782.

b. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch das andere alles zufallen. (Matthäus.)
Den der Segen des Herrn mach reich ohne Mühe.
Wen alle meine Mißgönner ser brechen ein Bein,
wurd ich mannigen hinken sehen. Anno 1783.

c. Got wol bewahren in diesem Haus,
Wast get hin und get heraus. Anno 1778.

d. Laß doch nur den Vater sorgen,
Trau auf ihn, verzage nicht!
Wie das Sonnenlicht am Morgen
Oft durch trübe Wolken bricht,
So, und nicht von ungefähr,
Kommt von Gott die Hülfe her. Anno 1861.
(Strophe aus dem Kirchenliede „O mein Christ laß Gott nur walten“.)

e. An Gottes Segen ist alles gelegen. 1883.

f. Ehre sei Gott in der Höhe. 1814.

g. Am 28. Febr. 1860 warf mich der Sturm danieder. Jetzt steh ich mit Gottes Hülfe und .... schem (Name des Besitzers) Gelde schon wieder. 1860.

5. Aus Rauxel:

a. So bekehret euch nun zum Herren von ganzen Herzen. Joel. Bleibe fromm und halte dich recht. Den solchen wird es zuletzt wohl gehen. Psalm 37. Anno 1729.

b. Anno 1664 den 11 Juni ist dieses Haus aufgerichtet +.

c. Dieser Bau ist vollbracht, doch habens die Leute nicht gedacht. Um 1810.

d. Dieses Haus behüt, o Herr, Feuersbrunst von ihm abkehre,
Und alle, welche in diesem Hause gehen aus und ein, laß dir, o Gott, empfohlen sein.
Obschon dieser Bau zerbricht und mit der Zeit vergehet,
O Gott im Himmel, der uns verspricht ein Haus, das ewig stehet. Anno 1802.

e. Das vorige Haus ist von Feuer verzehrt. Da haben wir auf Gott vertraut und ein neues Haus gebaut. 1843.

f. Ich habe auf den großen Gott vertraut und habe im Junggesellenstand mit meiner Mutter dieses Haus gebaut. 1823.

Neben (zwischen oder unter) den oben mitgeteilten Sprüchen finden sich auch regelmäßig die Namen der Erbauer, die sämtlichen Vornamen des Mannes und der Frau. In einigen Gegenden, z. B. auch in Rauxel, setzten diese zuweilen auch noch ihr Geburtsdatum hinzu und benutzten so den breiten eichenen Balken, auf den die Inschrift eingeritzt wurde (niederd. Wulwesholt), als Familienchronik für spätere Geschlechter.

Mit Beginn des 19. Jahrh. zeigt sich in den Sprüchen mehr und mehr das Streben zu reimen, so schwer es auch manchmal gehen will.

Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus Dorsten.

Von **J. Pickert.**

Aldâge is kêin Kermis.

Alle Bâte wat (Alle Hilfe etwas), sach de Mügge, do schiffense (harnte sie) in'n Rîn.

Alle Betkes bât (Alle Bischen helfen).

Alle Frîers sünt rîk un alle Beddelers âm (ist ironisch gemeint).

Alle Laider lôt sik nich ûtsingen.

Alles met Môte, sach de Snîder, do slaiche (schlug er) sîne Frau met de Êle (Elle).

Alles vertîrt (verzehrt) büs op et Hemt, dat is dat rainste Testament.

April dâüt, wat 'e wil (mit Beziehung auf das wechselvolle Aprilwetter).

Better êiner no'n Dâüker (zum Teufel) as alle.

Better en mâgeren Verglîk as en fetten Proseß.

Better en Tok (schlecht gestopfte Stelle im Zeug) as en Lok.

Better klain un krêgel as en grôuten Flêgel.

Better ne Lûs in'n Pot as gâ kêin Flêis (Fleisch).

Better te frâü as te lât.

Bôwen fîn, unnen en Swîn.

Dampen as wan âme Lüe bakt.

Da's (= dat is) kêin Fis (Fisch) un kêin Flêis.

Da's mäer 'n Öwergank, sach de Fos, do tröckense (zogen sie) em et Fel öwer de Uren (Ohren).

Da's 'n anner Kûrn (Korn), sach de Möller, do bet'e (biß er) in'n Mûseköttel (Mäusekot).

Da's so brêit as 't lank is.

Da's so mûs as môs. (Das ist so lang wie breit).

De Backebîren binêine smîten (sagt man von zweien, die heiraten).

De dümsten Bûren heft de diksten Erappeln (Kartoffeln).

De Geltbüül of (oder) de Beddelbüül hängt selten fiftich Jâre fö de selwige Düer.

De hunnertste Man läerd et Klumpenmâken (Holzschuhmachen) nich.

De Katte löt et Mûsen nich.
De Pot verwit (verweist) de Kettel, dat 'e swat is (wird gesagt, wenn ein Sünder dem anderen Vorhaltungen macht).
Dô gêit 'e hen un singt nich mäer.
Dô läert de Kalwer et Sûpen nô. (In der Bedeutung des hochdeutschen Sprichworts: Durch Schaden wird man klug).
En Ai is en Ai, sach de Köster, do nâm 'e et grötste (oder et Gôseai [Gänseei]).
Êine Ape süüt de annere gâpen (gähnen).
En besoppenen Käerl un en nöchtern Kalf falt sik nich dôut.
En betken schêif dat öüget got (sieht gut aus).
En gegaft Päert samme (soll man) nich in de Mûle kîken.
En godden Öwerlach (Überlegung) is de halwe Arbait.
En langen Drôt (Draht, hier Faden) geft ne fûle Nôt.
En rîken Man, en häsligen Man, set 'n op 'n Dis un kîk en es an.
En schöünen Gêwel (Giebel; hier ist die Nase gemeint) sîrt et Hûs.
En schöünen Man, en netten Man, set 'n op 'n Dis un et (iß) der es van.
En slechten Krist, de Sundachs nich ône Misse kan.
En slecht Swîn, wat sînen Stal nich rain hölt.
Êrste Gewinn is Kattengewin, twedde Gewin in de Tasche herin.
Êrst Öümkes, dan Öümkeskinder (so sagt man Kindern, um sie zur Bescheidenheit zu ermahnen).
Êrst pûsten (blasen), dan nippen, süs verbrent man sik de Lippen.
Et geft mäer bunte Kâü as êine.
Et Hemt sit êinen nöger (näher) as en Rok.
Et is kêin Pot so krum un schêif, et pest en Deckel drop.
Et mach kommen van 'n Sak of van 'n Bant. (In der Bedeutung: Irgendwo muß die Maus zum Loch hinaus.)
Et söcht kêin Mens (Mensch) êinen achter de Hegge of hai het selfst drachter gelêgen.
Et wöt niks so hêit gegetten as et gekokt is.
Fette Göse smîrt man nich 'n Ês (podex).
Fischen un jâgen geft hungrigen Mâgen un klünglige Blâgen.

Fraulürôt un Baukwaitensôt geröt alle sêwen Jâre.
Frîen un Hâüdröügen geschüüt fâke ümsüs.
Gans gäne, set de Däne (Dirne, Mädchen), wan de Junge mäer wil.
Got is got, mäer (aber) better is better.
Hai het lüen gehot (gehört) un wêit nich, wô de Klocken hangt.
Hai hölt 'n Dûmen drop (sc. auf den Geldbeutel, ist geizig).
Hai is so rîk, dat 'e bölkt.
Hai kan de Pîren (Würmer) hausten hören (sagt man von einem überklugen Menschen).
Hai kömt an as de Sôge (Sau) int Jûdenhûs.
Hai lêft van de Hant in 'n Tant (Zahn).
Hai rit op 'n Êsel un söcht en (sucht ihn).
Hai smit met de Metwost no ne Sîe Spek.
Hai wäst (wächst) herunner as en Kaustat (Kuhschwanz). (So sagt man von einem, der anscheinend stets kleiner wird.)
Hesse (Hast du) jêi wat Krummeres gefretten as en Britsel? (= Hast du schon je so etwas Wunderliches erlebt?)
Hîr en Läpken, dô en Läpken, endlich is 't en Kinderkäpken.
Hoffât mot Pîne lîen.
Ik wil laiwer sîn Bêbauk sîn as sine Frau (sagt das Mädchen von einem Freier, der lieber ins Wirtshaus als in die Kirche geht).
In Düüstern is got smüüstern.
In Düüstern sint alle Katten grîs.
Jêidet Dîrken het sîn Pläsîrken.
Jêidet Hüüsken het sîn Krüüsken.
Jêidet Müggesken het sîn Rüggesken. (= Auch die größte Kleinigkeit hat ihre Bedeutung.)
Junge Lüe könt sterwen, olle Lüe mot sterwen.
Kêinen Härink van 'n Röüster trecken können.
Klaine Hunde belt gäen, grôute Hunde knurt gäen.
Klaine Kinder klaine Sorgen, grôute Kinder grôute Sorgen.
Kom ik öwer 'n Hunt, kom ik ôuk öwern Stat (Schwanz).
Krâkende Wâgens holt et längste. (= Leute, die viel kränkeln, werden recht alt).
Kumpanî is Lumperî.
Mainken is en Lögener. (Meinen lügt.)

Man mot nich äer seggen: Fis, Fis! büs me 'n an de Angel het.
Man mot sik nich äer ûttrecken, as me nô Bedde gêit. (Gilt besonders in der Bedeutung: Man soll nicht eher sein Vermögen auf die Kinder übertragen, als bis man dem Tode nahe ist.)
Met de Kerke üm 't Dorp lôupen. (Umwege machen.)
Met grôute Härens is nich got Nötte plücken.
Metwöste såüken in 'n Rürenstal (Hundestall). (= Etwas Aussichtsloses unternehmen.)
Müggen heft dêi ôuk Rüggen?
Ne Kau het nich Bünte, wan se nich en Plek het.
Ne Sticke (Streichholz) in twêi Dêile un en half Uert (1/4 Liter) in êinen Sluk. (Das ist die falsche Sparsamkeit.)
Oller gêit vüer, sach de Son, do smet 'e sîn Vâder de Trappe herunner.
Ortnunk mot sîn, sach de Köster, do slaich 'e (schlug er) 'n Pastûr met 'n Käätsendümper (Kerzenlöscher) op 'n Kop.
Ougen los of 'n Büül los.
Pûp (pûpen = farzen) es, wanne (wenn du) kêinen Ês (podex) hes.
Rôue Hâre un älen Holt (Erlenholz) wast selten op godden Grunt.
Scheppers Hâmer slöt aldâge en Dâler. (Die Schiffbauerzunft war früher in Dorsten sehr angesehen und ihre Vertreter [Schepper = Schiffbauer] verdienten viel Geld.)
Schöün is nich schöün, Gesmak mekt schöün.
So gêit 't inne Welt; de êine het 'n Büül, de annere 't Gelt.
So singt se nich, wan se nô Kêweln (Kevelar) gôt.
So spêlt (spielt) man met Studenten.
Têgen 'n Hôupen Mest kamme (kann man) nich anstinken.
Twêimôl seggen kost Gelt.
Ümsüs is de Dôut, un dêi kost noch et Lêwen.
Ut anner Lü Läer (Leder) is got Raimen snîen.
Van 'n Prêkstaul (Predigtstuhl) fallen (sagt man von Verlobten, die von der Kanzel öffentlich verkündigt werden).
Völ Geschrai un wennich Wulle, sach de Düwel, do hâ (hatte) he 'n Swîn geschâren.
Völ lät (lädt) man op de Schufkâ (Schiebkarre).
Völ Swîne gêft en dünnen Drank.

Vösicht is de Môuder van 'n Puslaienkasten (Porzellanschrank).
Wai de Frîers nich het an de Hant, het se doch hangen an de Want. (Frîers = Freier nennt man auch die Spinnengewebe.)
Wai de Schau past, de trek se an.
Wai do schrift, de do blift.
Wai kêin Brôut snîen kan, draf nich hîrôen.
Wai nich kömt te rechten Tît, de mot etten, wat öwerich blit (bleibt).
Wai niks is un niks ût sik mekt, de is gâniks.
Wai sîn Gelt wil sain stûwen, de mot et hangen an Imen (Bienen) un Dûwen.
Wai teêrst kömt, mâlt teêrst.
Wai 't lank het, löt et lank hangen.
Wai 't längste lêft, krit (kriegt) alles.
Wai 't wît wechsmit, mot et wît wîrhâlen.
Wat me nich in 'n Kop het, momme (muß man) inne Bêine hewwen.
Wan de Katte mûst, dan maut (miaut) se nich.
Wan de Katte ût et Hûs is, danst de Müse op 'n Dis.
Wan 't Wâter sakt (sinkt), krâkt et Iis.
Wat de Bûr nich kent, dan fret he nich.
Wat den êinen sîn Opgank, is den annern sîn Unnergank.
Wat ik nich wêit, mekt mî nich hêit.
Wat kamme (kann man) an en Unglück, wan 't Hûs vul is un ne Schufkâ vul stêit noch fö de Düer?
Wat kent de Bûr van Gurkenslôt?
Wat sik de Hippen (Ziegen) nich inbelt, wan de Heggen gråün wäert!
Wô de Stêin henfält, do blit 'e liggen.
Wô niks is, het de Kaiser sîn Recht verlâren.
Wô se 't gewont sint, gôt se met de Klumpen (Holzschuhe) in de Kerke.
Wû (je) duller gebraut, wû better Bêr.
Wû nöger bî 'n Pâpst, wû slechter de Krist.
Wû unseliger (erbärmlicher) de Hunt, wû mäer Flöü.

Kleinere Mitteilungen.

Beiträge zum Aberglauben im Bergischen. 1. Noch im Jahre 1820 leitete man bei Solingen die Erkrankung eines Schweines von der Bezauberung durch eine Nachbarin her, welche demselben kurz vorher mit einer Hand über den Rücken gestrichen und dabei belobende Worte geäußert hatte.

2. In der Umgegend von Solingen wandte man den Beifuß (verwandt mit dem bittern Wermut) und Johanniskraut als Mittel gegen angezauberte Krankheiten und als Schutzmittel gegen Teufelsanfechtungen an. Dagegen zauberte man mit dem Samen des männlichen Farnkrautes, wenn er in einer gewissen Nacht gesammelt wurde; man konnte sich z. B. damit unsichtbar machen.

3. In der Gemeinde Metzkausen bei Mettmann ist der Glaube noch sehr verbreitet, daß man eine Wünschelrute zum Schatzgraben nötig habe, welche man durch den Specht auf die bekannte Weise erhält.

4. In den Konsistorialakten der Gemeinde Burscheid steht folgendes: „Auch geht das Gespräch, das Johann Arzten zu Grönscheid und Konsorten sich an Teufelsbanner und dergleichen Geschmeiß wenden und sich in Aufsuchung einiger vermerklich versteckten Geldes der Glücksrute bedienen wollen, das för Gott ein schändlicher Greuel ist."

O. S.

Mittagsdämon, Mittagszauber. Nur wenig Nachrichten liegen über Mittagsdämonen vor. So ist derselbe (Hessische Blätter für Volkskunde V, 50) namentlich für Neugeborne verderbenbringend. Wo Dämonen wirksam sind, tritt auch gewöhnlich Zauber auf. Von einem solchen berichtet Cäsarius von Heisterbach in seinem Dialogus (V, 2) mit folgenden Worten: „Ritter Heinrich von Falkenstein, Schenke des Abts Caesarius von Prüm*, konnte sich von dem Dasein der Geister nicht überzeugen und bat deshalb jenen Beschwörer um einen Blick in die finstere Welt des Jenseits. Der Zauberer führt ihn um Mittag, eo quod tunc maiores habeat vires daemonium meridianum, auf einen Scheideweg, zieht den Kreis und warnt seinen Gefährten, denselben unter keiner Bedingung zu überschreiten, namentlich aber weder Geschenke zu geben, noch anzunehmen. Bald erhebt sich Sturmgeheul, Fluten brausen heran, Schreckensgestalten jeder Art zeigen sich. Endlich tritt aus dem Walde eine baumhohe, gräßliche Gestalt von dunkler Farbe. Der Ritter läßt sich nun mit dem Bösen in ein Gespräch ein; dieser begehrt Geschenke, ein Schaf, einen Hahn — der Ritter schlägt alles ab, und es gelingt dem Verführer nicht, ihn dem Kreise zu entlocken. Als die Erscheinung vorüber, war der Ritter totenbleich, und er hat nie seine gesunde Gesichtsfarbe wiedererlangt." (Al. Kaufmann, Cäsarius von Heisterbach, S. 151 f.) M. vergl. Leonh. Korth, Mittagsgespenster. Cöln 1915.

O. Schell.

* Dieser machte dem Heisterbacher Mönch die Mitteilung.

Vogelsprichwörter aus dem Bergischen. Der Umstand, daß das Sprichwort alles, was zum Menschen Beziehung hat, berührt, macht eine Einteilung derselben fast unmöglich. Hier soll eine kleine Auswahl derjenigen Sprichwörter geboten werden, welche im Bergischen gang und gäbe sind und sich zur Einkleidung ihres ethischen Gehaltes der Vogelwelt bedienen. Ein Antrieb zur Beschäftigung mit dem Sprichwort liegt, wie im echten volkskundlichen Stoffe vielfach, darin begründet, daß sie u. a. zeigen, wie weit voneinander entfernte Völker unter gleichen Umständen zu gleichen Schlüssen und gleichen oder ähnlichen äußeren Formeln gekommen sind (man vergl. u. a. J. Long, Eastern Proverbs and Emblems, S. VI). Diesem Zuge ist Josef Haller in seinem großen Werke gefolgt: Altspanische Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten aus den Zeiten vor Cervantes usw. Unter Berücksichtigung dieses Gesichtspunktes wird man Zusammenstellungen von Sprichwörtern gerecht beurteilen. Auf Vollständigkeit kann eine solche Arbeit niemals Anspruch erheben.

1. Vügelfangen on Jagen
   Göwt hongrige Magen
   On klöngelige Blagen.
2. Wat eenem sing Neitegall es,
   Es dem Angern sing Üll.
3. En aul Mösche fängt me nit met Käf.
4. Eng Krei pickt (hackt) der angern ken Oog ut.
5. Eng Schwalf mackt keenen Somer.
6. Siewen Gäus on siewen Jōr,
   Göft en Bett, dat's noch nit schwōr.
7. En blenk Huhn (Hohn) fengt ock en Kon.
8. Vügel, die so frög flöten,
   Frett nachher de Katz.
9. Weeke Vügel hant weeke Schnäbel (sagte eine alte Frau zu einer jungen, welche sich beim Waschen einige Finger wund gerieben hatte).
10. Vügel, die so huach fliegen,
    Söken doch är Foder an der Äd.
11. De Ehster lött vam Höppen seilen af.
12. Dat sind Rengeldūwen,
    Die schütt me nit alle Dag.
13. Eine fliegende oder wagende Krähe hat immer mehr als eine sitzende Krähe.
14. Lank on schwank
    Es Schwanengank;
    Kott on deck
    Es ken Gescheck.
    Meddelmot
    Ziert de Strot.
15. So weit laufen meine Gänse nicht.

16. Der get de Mul äss der Ente de Fott.
17. We sin Geild sen well stūwen,
Mott et leien an Imen on Dūwen.
18. Op heigen-drei Künige hant de Dag en Hahnenschrei gelängt.
19. De Hühner (Höhner) fliegen em nit gebroden en't Mul.
20. We Eier han well, mott et Kackeln lieden.
21. Do wead keng Mösche satt fan (von einem magern Menschen).
22. Met den Huhneren (Hohnern) te Bett gonn,
On met den Faselferken opstonn.
23. De Hahn es frech op sinner Mest. O. Schell.

Ein bergisches Märchen in zwei Lesarten.

1. Der arme Mann und die Wassernixe.

(Erzählt von dem fast 80 jährigen Weber Ackermann zu Ober-Garschagen bei Lüttringhausen.)

Einst ging ein armer Mann an einen Teich. Da kam die Wassernixe hervor und fragte ihn, was er wünsche. Der Arme erwiderte, er möchte gern so schöne Kleider wie andere Leute haben. Da sprach die Wassernixe: „Geh' nach Haus, die Sachen hängen schon dort!"

Nun war der Arme aber keineswegs zufrieden, sondern er ging am nächsten Morgen wieder an den Teich. Und wieder erschien die Wassernixe und fragte ihn, was ihm fehle. Der Mann äußerte den Wunsch, einige hundert Taler zu besitzen. Sie wies ihn an, nach Hause zu gehen, das Geld liege schon dort.

Am dritten Tage trieb die Gier den Mann abermals zum Teiche hin. Auf die Frage der Wassernixe wünschte er sich nun ein schönes Haus, um nicht mehr zur Miete wohnen zu müssen. Die Nixe sprach: „Geh' nach dem Berge dort; da steht ein Haus, in welches du sogleich einziehen kannst."

Und der Mann ging.

Aber zum vierten Mal trieb ihn seine unersättliche Habsucht am folgenden Morgen zum Teich. Auf die Frage der Nixe sagte er, er habe zwar so weit von allem genug, aber mit den wenigen hundert Talern reiche er nicht weit. Er wünsche sich einen Sack voll Geld. Da antwortete die Nixe:

„Geh', du unverschämter Gast,
Geh' wieder in dein altes Nest."

Und alsbald war alles verschwunden und der Mann so arm wie zuvor.

2. Dë Fëscherin.

Mitgeteilt von Frau Carl Schell †.

Et woar ens ën Fëschfängersche, ën Jongfer, dë fong Fësche. De gong ens an dë Sia on dët fëschen. Do fong së sonnen gruaten Fësch. Do sait dë Fësch, wën së ën wiar gon liet, dan koen së sëck dreï Wönsche don. Do woar së an dë Sia gegangen on hat gesait:

„Fischken, Fischken in der See!"

„„Was beliebt der Jungfer Tentlaté?""

Së wönschten sëk ën gruat Hûs.

„„Geh nach Haus, du hast es!""

Do woar së tum twädden Môl an dë Sia gegangen on hat gesait:

„Fischken, Fischken in der See!"

„„Was beliebt der Jungfer Tentlaté?""

Së hät nu ën schüan Hûs, se hätt nu ock gaan schüan Hûsgerot.

„„Geh nach Haus, du hast es!""

Do woar së tum dredden Môl an dë Sia gegangen on hat gesait:

„Fischken, Fischken in der See!"

„„Was beliebt der Jungfer Tentlaté?""

Se hät ën schüan Hûs on schüan Hûsgerot, se hät ock gaan etwas të befêlen.

„„Willst du noch reicher sein als Gott,
So geh nach Haus
Und kriech in deinen Pispott!""

Dieses Märchen wird auch in Mettmann erzählt, doch mit dem Unterschiede, daß die Fischerin im dritten Teile einen Mann erbittet.

Die Wanderung dieses Märchens aus Asien durch einen großen Teil Europas habe ich im „Ur-Quell" II, 152 ff. verfolgt. Dort auch noch eine Variante aus Dithmarschen. Man vergleiche ferner Kuhn, Märkische Sagen Nr. 6 (S. 273 ff.); Grimm, Mythol.[6] S. 475.

O. Schell.

Kriegsprophezeiungen. 1. Eine Frau, angeblich eine Zigeunerin, behauptete anfangs August 1914 auf der Straße: „Am 22. September wird in Paris der Friede geschlossen werden!" — „Nicht möglich!" — „Warum nicht möglich? Aber so wahr der Schutzmann hier, der bei uns steht, 39 Pfg. in seinem Geldbeutel hat, ist es wahr!" Der Schutzmann, er mochte wollen oder nicht, wurde von den Leuten, die ihn zum Teil kannten, veranlaßt, das Innere seiner Börse zu zeigen und siehe da, es waren auf den Kopf 39 Pfg. darin. (Diese Geschichte ist schon Ende August 1914 von mir gehört und aufgezeichnet worden.)

2. Anfangs März 1915 hörte ich sagen: „Wenn die Kirschen blühen, wird der Friede geschlossen werden."

3. Eine andere, bestimmtere Prophezeiung behauptete zu derselben Zeit: „Am 28. April ist Friede."

4. In einem Trambahnwagen unterhielten sich die Fahrgäste im Februar 1915 über den Krieg. Eine Frau besonders behauptete mit Festigkeit: „Wenn die Kirschen blühen, ist Friede!" Andere widersprachen, und es entspann sich eine lebhafte Unterhaltung. Die Frau bestand auf ihrer Behauptung und sagte: „So gewiß hier im Wagen ein Spion ist, so gewiß behalte ich recht!" — „Ein Spion?" — „Ja, natürlich, ein Spion — in Soldatenkleidung sogar!"

Allgemeines Staunen, das sich steigerte, als ein Feldgrauer

plötzlich in voller Fahrt vom Wagen sprang. „Dahin läuft er, der Spion, und ich habe recht!“ rief die Prophetin.

Die Trambahn bremste, einige Fahrgäste sprangen hinter dem Entflohenen her, der gefaßt wurde. Er hatte in der Tat einen falschen Bart angeklebt und wurde als Spion entlarvt. „Die Frau hatte demnach recht behalten,“ so erzählte mir mein Gewährsmann.

5. Ein bayerischer Soldat hatte schon vielen seiner Kameraden vorausgesagt, daß sie in diesem oder jenem Gefecht verwundet oder gar tödlich getroffen würden, und immer trafen diese Voraussagen auch ein. Im Anfang des Sommers 1915 prophezeite er mit aller Bestimmtheit den Fall der russischen Festungen und wußte sogar die Tage anzugeben, weshalb er von seinen Kameraden als förmlicher Wundermann verehrt wurde. Im Herbst 1915 erklärte er mit derselben Gewißheit: „Wenn die Kirschen wieder blühen, kommt der Friede.“ Der Mann war so bekannt geworden, daß man sich sogar in den Kreisen seiner oberen Vorgesetzten mit ihm beschäftigte und ihm, falls auch diese Prophezeiung eintreffen sollte, ein bedeutendes Geldgeschenk zusicherte.

K. Wehrhan.

Ein frommer Brauch beim Austreiben des Viehes in der ehemaligen Grafschaft Mark. Die alten Märker waren fromme Leute. Das beweisen u. a. die Inschriften, welche sie vor ihre Häuser schrieben. Sie sind durchweg auf einen religiösen Ton gestimmt und drücken namentlich oft den Gedanken aus, daß der Mensch und sein Werk nur winzig und unbedeutend ist im Vergleich mit dem gewaltigen, großen Gott, auf dessen Gnade schließlich alle Geschöpfe angewiesen sind. Der Beistand des Himmels ist dem Menschenkinde um so notwendiger, als es stets von der unheimlichen Macht des listigen und tückischen bösen Geistes bedroht wird. Die Haustiere sind den gleichen Gefahren ausgesetzt. Sie bedürfen daher ebenfalls des göttlichen Schutzes.

Aus diesem Gedankengange heraus erklärt sich leicht der folgende fromme Brauch, den die alten Märker ohne Unterschied der Konfession übten (und ganz vereinzelt noch üben), wenn sie die Tiere, vor allem das Rindvieh, nach der winterlichen Aufstallung im April oder Mai in die Kämpe brachten. Ehe der Märker den ihm liebgewordenen Tieren, die lange Monate mit ihm unter demselben Dache gelebt hatten, den Rücken wandte, um sie auf der Weide zurückzulassen, verabschiedete er sich von ihnen mit einem Segenswunsche, der etwa folgendermaßen lautete: „Nu got in Guats Namen!“ (Nun geht in Gottes Namen!) Dabei wurden sie möglichst einzeln mit einem freundlichen Klaps geliebkost und nicht selten auf der Stirn oder auch sonst wo auf dem Körper mit einem flüchtigen Kreuze bezeichnet.

Dieser von Frömmigkeit und Liebe zu den Haustieren zeugende Tiersegen schaut sicherlich auf ein hohes Alter zurück. Was die alten Märker hier beim Austreiben des Viehes im Frühjahr zu tun pflegten, ist genau dasselbe, was Hans Sachs in seinem Gedicht „Sankt Peter mit

der Geiß“ das arme Weib tun und sprechen läßt, welches seine Geiß auf die Weide bringt. Als das Weib mit dem Tier an die „Wegscheyd“ kam (wo übrigens Gottes Schutz mehr vonnöten war denn anderswo, da Kreuzwege im Spuk- und Gespensterglauben immer eine besondere Rolle spielten!), da spricht es vor dem Weggehen („mit dem die Fraw widerumb wend ins Dorff, so ging die Geiß jhr Straß“) zu seinem geliebten Tiere:

„Geh hin in Gottes Nam.
Gott bhüt und bschütz dich jmmerdar,
Das dir kein übel widerfahr
Von Wolffen oder Ungewitter,
Wan ich kan warlich ja nit mit dir; . . . .
Nun geh hin, wo du Weydt tust finden!
Gott, der bhüt dich mit seiner Händ!“

Dr. Beisenherz. Münster i. W.

Die Gilbertfeier in der Gemeinde Gladbeck. In alter Zeit kannte man keine staatlich geregelte Armenpflege. Sie war Sache der Kirche und der privaten Mildtätigkeit. Doch wurden auch weltliche Feiern häufig in den Dienst der Nächstenliebe gestellt. So gab in der Bauerschaft Brauck (Gemeinde Gladbeck) die sogenannte Gilbertfeier, das „Gilbern“, Veranlassung, Armenpflege zu treiben.[1])

Das Fest wurde am Tage vor Mariä Lichtmeß (2. Febr.) abgehalten. Daran nahmen nur die siebzehn ältesten und größten Bauern teil. Sie bildeten eine Art Gilde, an deren Spitze ein Gildemeister stand. Diesem lag die Vorbereitung und die Leitung des Festes ob, das jedes Jahr abwechselnd bei einem der siebzehn Bauern in feststehender, altvererbter Reihenfolge stattfand. Es nahm folgenden Verlauf.

Am Tage vor Lichtmeß, früh morgens, holten die Töchter oder Mägde des Bauern, der das „Gilbern“ gab, bei den übrigen Mitgliedern die Milch zusammen. Daraus kochte dann der Gildemeister den „Papp“. Schon längere Zeit lagerte im Keller eine halbe Tonne Bier. (70—80 Liter.) Sie wurde herbeigeholt und vom Gildemeister feierlichst angestochen. Er füllte eine Kanne mit dem edlen Naß und brachte sie zu dem Bauern, in dessen Hause im nächsten Jahre das Gilbern sein sollte.

Nach dem Mittagessen, gegen 1 Uhr, erschienen die Armen der Gemeinde auf dem Hofe. Sie nahmen in der Küche an langen Tischen Platz und aßen sich gründlich satt an dem Papp und an den Butterbroten, die ihnen der Gildemeister schmierte. Sie hatten Krüge mitgebracht, um in ihnen die Reste des Papps nachher heimwärts zu tragen. Gegen drei Uhr fanden sich die Bauern ein in blauen Kitteln, das bunte Taschentuch um den Hals gebunden. Im Munde hielten sie das dampfende Pfeifchen. An zugespitzten Stöcken trugen sie auf der Schulter ein großes Schwarzbrot, das eigens durchlöchert war, damit der Stock

[1]) Der Name Gilbern ist verstümmelt aus „Gildbier“.

hindurchgesteckt werden konnte. Waren alle versammelt, dann verteilte der Gildemeister die eingelaufenen Brote unter die Armen, die um 4 Uhr, erfreut über die reichliche Bewirtung und das willkommene Geschenk, den Hof verließen.

Dann setzten sich die Bauern nieder und spielten Karten, die einen Solo, die andern Grand. Dabei tranken sie eifrig Bier, das ihnen der Gildemeister kredenzte. Gegen 8 Uhr wurde Kaffee getrunken und ein einfaches Butterbrot gegessen. Alle 6—7 Jahre fiel die „Kaukerei" reichlicher aus. Man pflegte nämlich die während dieser Zeit getrauten Ehepaare einzuladen. Diese mußten dann die Bauerschaft gewinnen, d. h. in die Reihen der Eingesessenen aufgenommen werden. Dafür stifteten sie eine Summe Geldes. In solchen Jahren gab es Aufschnitt (Schinken und Wurst), bisweilen sogar warmes Essen. Nach dem Abendessen nahm das Kartenspielen seinen Fortgang. Man blieb zusammen, bis die Tonne Bier geleert war.

Auch in der Bauerschaft Butendorf gab es eine Gilbertfeier. Sie wurde auf Allerheiligen abgehalten und verlief in ähnlicher Weise wie in Brauck.

Die Gilbertfeiern haben bis in die siebziger Jahre hinein bestanden. Die neue Zeit hat auch ihnen das Grab geschaufelt.

Dr. Ludwig Bette, Gladbeck i. W.

Dreikönigslied aus Geseke in Westf.

Dei hilligen drei Künige mit ihren Steern
Giwet sik[1]) up Stökken un singet diäm Heern,
Ow et snigget, ow et slakkert[2]), dat mäkket us nix,
Wey hallet us alle drei dapper un fix;
Gäld kann 'me nit vam Tiune briäkken,
Mot 'me mitlädige Lüe anspriäkken.
Ik sin Kasper, slüre[3]) seo mit,
Ik will auk no'n hilligen Lanne,
No'n hilligen Lanne, dat is nau weyt,
Do gift unnerwiäggens nau oft Awweteyt. Dr. Henke.

Inschrift auf dem Kreuze. Nachstehende eigenartige Inschrift liest man auf einem ca. 1,20 m hohen Holzkreuze zwischen den Moselorten Köwerich und Thörnich hart am Leinpfad, der längs des Flusses hinführt, ungefähr der Salmmündung gegenüber: „Zum Andenken an den hier am 23. Aug. 1884 durch Lustbarkeit erschossenen 16 Jahre alten Georg Schneider aus Mehring. Wehe d. d. d. das junge Leben geraubt hatt." — Es handelt sich um eine fahrlässige Tötung, die infolge leichtsinnigen Schießens („Lustbarkeit") durch junge Burschen veranlaßt wurde. Eine Kugel prallte an einem Steine ab nnd traf den Unglück-

[1]) begeben sich; [2]) Regen mit Schnee; [3]) hinterdrein gehen.

lichen tödlich. Der Schmerz um den Verlust ihres Kindes trieb die Eltern zu solch leidenschaftlichem Ausbruch, einem Weheruf über den „Mörder". Jos. Junk.

Aus dem Münsterlande. Das Gedeihen eines Kindes, schreibt Th. Imme in unserer Zeitschrift 10 S. 163, hängt nach dem Volksglauben bis ins kleinste von dem Verhalten seiner Mutter vor der Geburt ab. Vor allem darf sich eine Frau, die guter Hoffnung ist, nicht „verseihen" oder „verkieken". An die a. a. O. beigebrachten interessanten Einzelheiten erinnern folgende: An einer Frau, die sich Mutter fühlte, kam eines Tages eine Gauklertruppe vorbei, die einen Affen mit sich führte. Da, in einem unbewachten Augenblicke, sprang dieser der Frau auf die Schulter. Sie erschrak darüber sehr, und das Kind, das sie bald darauf zur Welt brachte, „sah aus wie ein Orang-Utan"; es war gänzlich behaart und starb sofort. An einem anderen Hause waren mehrere geistig minderwertige, auch körperlich entartete Kinder; eins von ihnen wurde später in einer Kretinenanstalt untergebracht. Die Frauen der Nachbarschaft aber hüteten sich, so oft sie schwanger einhergingen, diese Kinder zu Gesicht zu bekommen. Dr. Ottenjann.

Ein altes Kinderfest in einem Moseldorfe. In dem kleinen Dorfe Ernst im sogenannten Cochemer Krampen hat sich ein altes Kinderfest erhalten, welches bis zum Ausbruch des Krieges regelmäßig jedes Jahr gefeiert wurde und hoffentlich nach Beendigung desselben wieder weiterlebt. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat selbst als Volksschüler dieses Fest mehrmals mitgemacht.

Das Fest, ein gemeinschaftliches Essen, wird auf Fastnacht gefeiert, und zwar von Knaben und Mädchen getrennt. Am Fastnachtsonntag verteilen die drei ältesten Knaben und die drei ältesten Mädchen des obersten Jahrganges der Volksschule die Ämter unter sich, die dabei notwendig sind und zwar durchs Los. Die Knaben erwählen nämlich einen Kaiser und die Mädchen eine Kaiserin, denen unbedingter Gehorsam zu leisten ist. Der durchs Los erkorene „Kaiser" erhält zum Zeichen seiner Würde einen Zylinder mit einem Busch auf den Kopf gesetzt und einen Säbel an die Seite. Der Busch wird gewöhnlich bei einem Bruder oder Verwandten, der schon in der „Ziehung" war, geliehen. Die „Kaiserin" der Mädchen setzt einen weißen Kranz auf. Kaiser und Kaiserin sind nicht wenig stolz auf ihre Würde.

Außerdem gab es noch zwei Ämter: das des Säckelmeisters und des Eierkorbträgers. Geld und Eier spielten bei der Sammlung, die nun losgehen sollte, eine große Rolle. Beide Ämter wurden bei Knaben und Mädchen verlost. Für das Essen, das am zweiten und dritten Fastnachtstage sein sollte, mußte auch ein Lokal gewonnen werden. Knaben und Mädchen gingen nun getrennt auf die Suche. Immer fand sich irgend jemand, der Kinder gern hatte und die Mühe des Kochens auf sich nahm. Was an Geld und Eßwaren übrig blieb, gehörte ihm als Entgelt.

Am Fastnachtsonntag nachmittags nach der Andacht ging dann die Sammelei los. Beim Herrn Pastor wurde der Anfang gemacht. Und zwar hier von Knaben und Mädchen zusammen. Klopfenden Herzens zog die Schar, so etwa 100 Kinder, in den Pfarrhof. Ob das Lied auch klappen würde, das in der Schule extra für den Pfarrhof eingeübt worden war?! Der Herr Pastor war ein großer Musiker. Aber wenn es auch einmal nicht ganz klappen wollte, der Herr Pastor, ein großer Kinderfreund, ließ sich Kaiser und Kaiserin vorstellen und tat dann etwas in die Geldbörse der Knaben und ebensoviel in die der Mädchen, meistens ein Silberstück. Die drei Beamten der Schar sagten dann als Dankspröchlein die wahrscheinlich von einem früheren Pastor angegebenen Worte: „Wir sagen euch Dank für eure Gab. Der Salvator (Erlöser) ist unser (Kirchen) Patron, er mög' euch geben den ewigen Lohn." Dann zogen Knaben und Mädchen weiter von Haus zu Haus, getrennt, sangen vor jeder Tür irgend ein Lied und erhielten an der einen Tür Geld, an einer anderen Eier, an einer dritten Erbsen, an einer vierten ein Stück Speck usw. Auch arme Leute spendeten etwas und hätten es als schwere Beleidigung betrachtet, wenn der Zug vorübergegangen wäre. Überall wurde das erwähnte Sprüchlein gesagt und dann die ersungene Beute in das Haus getragen, wo das Essen gekocht werden sollte. So wurde Sonntag und Montag durchs Dorf gezogen. Aller Streit, den es ja sonst immer zwischen den Knaben der verschiedenen Dorfteile, besonders zwischen Nieder- und Ober-Ernst gabe, ruhte, — es herrschte Burgfrieden.

Am Fastnachtmontagabend kam dann das heiß ersehnte große Essen. Mit einem Teller und Löffel und Gabel bewaffnet, trabten die „Großen" und die „Kleinen" zu dem Hause, wo der Tisch gedeckt war, bildlich gesprochen, denn die Hausleute hüteten sich, uns Decken aufzulegen — sie hätten nach dem Essen schön ausgesehen. Fleischgerichte gab es nicht. Aber Pfannkuchen in gewaltiger Menge und Erbsen dabei! Wie tat es einem so leid, wenn man schon so bald satt war und noch große Haufen Pfannkuchen vor einem lagen. Aber mehr wie sich satt essen, konnte man nicht. Vor und nach dem Essen wurde natürlich gemeinschaftlich gebetet. So ging es dann auch noch am Fastnachtdienstag mittags und abends.

Meines Wissens ist Ernst der einzige Ort weit und breit, wo sich dieses Kinderfest findet. Woher es stammt, konnte sich aus keiner Chronik bisher feststellen. Ob es vielleicht mit alten Lieferungen zusammenhängt, die ja oft auf Fastnacht fällig waren? Jedenfalls sollte man solche wenige noch übrige alte Bräuche, besonders wenn sie so harmlos sind, wie dieses Kinderessen, nicht eingehen lassen! Unsere Zeit ist nüchtern und prosaisch genug geworden! Und man gönne den Kindern auf dem Lande solche kleine Freuden! Die Erwartung der kommenden kleinen Freuden beschäftigt das Gemüt des Kindes wochenlang vorher und noch nach Wochen lebt die Erinnerung daran weiter. Und noch in späteren Jahren wird die Erinnerung daran wach und ruft die goldenen Tage der Kindheit zurück.

G. Reitz, Coblenz.

Berichte und Bücherschau.

Volkskundliche Untersuchungen von einem internationalen Kreise befreundeter Forscher Eduard Hoffmann-Krayer dargebracht zur Feier des zwanzigjährigen Bestehens des Schweizerischen Archivs für Volkskunde. Im Auftrage der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde herausgegeben von Hanns Bächtold. Basel und Straßburg i. E. 1916.

Nicht weniger als neununddreißig Mitarbeiter haben sich vereinigt, um den zwanzigsten Band des Schweizerischen Archivs für Volkskunde zu einer Fest- und Ehrengabe für den bewährten und hochverdienten Gründer und Leiter der Gesellschaft und ihrer Zeitschriften, Prof. Hoffmann-Krayer in Basel, zu gestalten. In einem nach Umfang und Inhalt sehr stattlichen Buche von 539 Seiten, in deutscher, flämischer, französischer, italienischer und portugiesischer Sprache, aus den verschiedensten Gebieten der volkskundlichen Wissenschaft haben sie ihre Gaben beigesteuert. Die größere Hälfte der Beiträge ist der Schweizerischen Volkskunde im besonderen gewidmet. Darunter ist besonders fesselnd der umfangreiche, mit vielen Bildern geschmückte Aufsatz von L. Rütimeyer „Über einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen". Die übrigen führen uns hierhin und dorthin. So behandelt A. Bertholet „Landbau und Altes Testament", H. F. Feilberg „Das Meer" (im schleswigschen und jütischen Volksglauben), Ginet-Pilsudzki „Almen-Viehzucht im Tatra-Gebirge in Polen". Unter den verschiedenen Arbeiten, die sich mit dem Volksliede beschäftigen, heben wir die schöne Untersuchung von John Meier „Ein Schifflein sah ich fahren, Capitän und Leutenant" hervor. Mit besonderer Dankbarkeit sei auch der umfassende Überblick begrüßt, den Otto Waser in seinem Aufsatze „Volkskunde und griechisch-römisches Altertum" darbietet. Aber auch in all den zahlreichen übrigen Gaben wird der Volksforscher und Volksfreund eine Fülle von Anregung und Belehrung finden. Dem Schweizerischen Verein, der in jeder Weise so vorbildlich wirkt, seiner Zeitschrift und ihrem Leiter wünschen wir von Herzen weitere Erfolge und ein fröhliches Gedeihen. Sartori.

Alte und neue Lieder mit Bildern und Weisen. Erstes bis viertes Heft. Mit Zeichnungen von Ludwig Richter, Otto Ubbelohde, Graf Leopold von Kalckreuth, Max Slevogt. Jedes Heft 30 Pfg. Herausgegeben vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde. Durch Entgegenkommen des Insel-Verlags ist es möglich, die Liederhefte den dem Verbande angeschlossenen Vereinen und Anstalten für ihre Mitglieder zu 20 Pfg. unter der Voraussetzung zu liefern, daß die Bestellung durch die Vereinsleitung direkt beim Verlage erfolgt. Insel-Verlag zu Leipzig.

Seiner Majestät dem Kaiser verdankt das Unternehmen dieser Liederhefte Unterstützung aus Mitteln, die ihm bei seinem Regierungs-

jubiläum von der Stadt Frankfurt a. M. zur Förderung des deutschen Volksliedes übergeben worden sind.

Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde wird diese Sammlung herausgegeben von Johannes Bolte, Max Friedlaender, John Meier, Friedrich Panzer und Max Roediger. Schon diese Namen bürgen für die Güte der Hefte, deren Ausstattung vorzüglich ist. Einer Empfehlung bedürfen sie nicht. Sie werden in kürzester Zeit durch Deutschlands sangesfrohe Gaue trotz des Weltkrieges verbreitet sein und das alte, kostbare Gut unsers Volkes, seinen Volksliederschatz, neu erstehen lassen in der großen Gegenwart. -e-.

Wibbelt, Augustin. Ein Heimatbuch. Worte des Trostes und der Ermahnung. Warendorf in Westf. (1916.) E. Schnellsche Verlagsbuchhandlung (C. Leopold.) XI und 365 S. 8°.

Ein Heimatbuch besonderer Art ist es, das uns hier der bekannte und geachtete westfälische Heimatdichter vorlegt. Im warmen Ton eines auf Herz und Gemüt wirken wollenden Heimatpredigers öffnet er den Blick für alles, was wertvoll und erhaltenswert in der schönen Heimat ist, nicht nur an Äußerlichkeiten, sondern an inneren Gütern, mag er nun reden von der Familie, dem deutschen Familienleben, wie es ist und sein soll, über Sonne im Hause, über die Alten, über das alte Hausgerät, die gute Stube, Familienfeste, Familienchronik, Hausinschriften, deren er eine schöne Reihe aus deutschen Landen zusammenstellt, usw. usw. Mit einem warmen Hauch versteht er seine Ausführungen über deutsches Volk und Land, über den Bauer, über deutsche Kunst u. a. zu übertauen, daß sie auch warm aufgenommen werden müssen. Das Buch wird den Männern da draußen im grauen Ehrenkleid, für die es vor allem geschrieben ist, eine starke Verbindung mit der Heimat bedeuten und den Daheimgebliebenen die heimatliche Scholle in ihrem großen Werte erkennen helfen. K. Wehrhan.

Vorstandssitzung am 19. Juli 1916.

Da die Verhältnisse auch in diesem Jahre die Abhaltung einer Hauptversammlung nicht gestatten, so hat nur eine Sitzung des Vorstandes des Vereins in Elberfeld stattgefunden.

Die von Herrn Grüttefien vorgelegte Kassenrechnung wurde von den Herren Dr. Ruhfus und Prof. Dr. Imme geprüft. Sie schließt ab mit einer Einnahme von Mk. 1789,18, einer Ausgabe von Mk. 1586,69 und einem Guthaben von Mk. 1081,94.

Der Verein betrauert den Heimgang seines Mitbegründers und früheren Vorstandsmitgliedes, des Herrn Otto Hausmann in Elberfeld. Er wird dem verdienten Mitgliede, dem wir auch die Zeichnung auf dem Titel unserer Zeitschrift verdanken, ein ehrenvolles Andenken dauernd bewahren.

Namen- und Sachregister.

Abzählreime 162 f.
Ahnen 1 f.
Amulette 73. 79 ff.
Anbahnung d. Liebesverhältnisses 157.
April, erster 217.
Aprilschicken 217.
Aschermittwoch 216.
Aushebung s. Ziehung.
Austreiben d. Viehes 266 f.

βαίτυλος 200 ff.
Bär 215.
Barmen 16.
Bartholomäustag 139.
Bauernschaft 248 f. 267.
Bauernvaterunser 76 ff.
Bauopfer 173 f.
Beil 199. 211.
Beitel 196 ff. 198 ff.
Berg 156. 178. 190. 237. 262. 263. 264.
Bibliographie z. rhein. u. westfäl. Volkskunde 88 ff.
Bidens 211.
Bidental 211.
Bienenzucht 226 ff.
Bild 6 f.
Bitterfeld 85.
Blitzbestattung 211.
Blitzstein 208 ff.
Blumenorakel 187.
Bochum 85.
Bonn 191. 195.
Bratkartoffeln 179.
Brauck (Gem. Gladbeck) 267.
Brezel 214.
Brombeeren 142.
Brot 80.
Brücke, goldene 170. 174.
Brückenopfer 173 f.
Brückenspiel 170 ff.
Bubach (Hunsrück) 231.

Castrop 85.
Clüsserath 144.

Dämpfkartoffeln 180.
Deerjage 225.
Diana 145.
Dienstantritt 215.
Dienstboten 215.
Ditmarschen 192. 265.
Donar 195.
Donner 195 ff.
Donnerkeil 196 ff.
Dorfkreuz 216. S. Kreuz.
Dorfleben 245 ff.
Dorfmai 217.
Dorsten 257.
Dortmund 97.
Drachen steigen lassen 165 f. 167.
Dreijungfrauensage 145.
Dreikönigslied 268.
Dyk 213.

Echternacher Springprozession 192 ff.
Ehrenfriedhöfe 9 ff.
Eiersammeln 269 f.
Eierspiel 216 f.
Eifel 141. 142. 226.
Einkrönung 248.
Elberfeld 16. 156. 243 f.
Ernst (i. Kochemer Krampen) 269.
Ernte 168.
Eselstrapp 144.
Essen (Ruhr) 28.
Essener Spinnstube 82.

Fadenspiel 167.
Farnkraut 262.
Fastenzeit 216.
Fastnacht 169. 215. 269.
Fastnachtsbär 215.
Fastnachtsgeck 215.
Flachs 169.
Flammbane 220.
Flandern 193 f.
Flurnamen 97 ff. 248.
Fragebogen zur Kriegsvolkskunde 94 ff.
Friedensweissagung 84. 86. 157. 265 f.

Galgen 156.
Geheimname 163.
Geister 2. 149.
Geseke i. W. 248. 268.
Gesinde 215.
Gesundbeten 86.
Gewitter 196.
Gilbertfeier 267.
Gladbeck 267.
Glocke 148. 216.
Goldschmied 247.
Grabsteine 148.
Gracht 110.
Grenzstein verrückt 149.
Grundbirnen 175.

Hacketäuer 39.
Häckselstreuen 221.
Haeseler 3.
Hafersäen (als Spiel) 167.
Hagen, Ritter von — 148.
Halmmessen 187.
Halmziehen 187 f.
Handschrift an d. Galgen geschlagen 156.
Hausinschriften 250 ff. 253 ff. 266.
Heerbrand 156.
Hellseher 83 f.
Herbstanfang 142.
Himmel u. Hölle (Spiel) 170.
Himmelsbrief 65 ff. 80. 81.
Hochzeit 221 f.
Holzgräfe 248 f.
Holzkreuz 268.
Honig 227 f.
Hubertusbild 146.
Huhn 263 f.
Hummel 196.
Hummelbeitel 195 ff.
Humor in d. Soldatensprache 26 ff.
Hund 234.
Hunsrück 154. 230.

Jäger, wilder 150.
Inschrift auf d. Kreuz 268.
— auf Militärzügen 85.
Irrkraut 150.
Juden 150. 155. 238 246.

Kalender 245 f.
Kartoffelgerichte 175 ff.
Kastellaun 230 f.
Kastemännkes 39.
Katze 235 f.
Kauler Kirmes 191.
Kempen (Rh.) 234.
Kesselkuchen 183.
Kettenbrief 72 ff.
Kettengebete 65 ff.
Kinderfest 269.
Kinderspiele 161 ff. 187.
Kindsmörderin 150.
Kirchberg (Hunsrück) 230 f.
Kirmes 191. 218.
— begraben 195.
Kirschenblüte 157. 265 f.
Klatschert 225.
Knabenkämpfe 165.
Knoten ziehen 189. 222.
Kranges 214.
Kräuterweihe 218.
Kreuz 150. 216. 268.
— , steinernes 156.
Kreuze an d. Haustür 245.
Kriegsamulette 73. 79 ff.
Kriegsgesichte 84 f.
Kriegstalismane 73.

Kriegsweissagung 84. 86. 157. 265 f.
Kuckelke 120.
Kultspiele 161.
Kultwald 9 ff.
Kurl 254 f.

Lampefihr 225.
Lanstrop 255.
Laubach (Hunsrück) 231.
Laubmännchen 8.
Lehmup 39 f.
Leichenbestattung 11 f. 222 f. 246.
Leichenwache 222.
„Leise tönt die Abendglocke“ 19 ff. 153 f.
Lichtmeß 169. 215. 267.
Liebesverhältnis 157.
Linde 121.
Lippstadt 250.
Löffelscheid (Hunsrück) 233.
London Bridge 171.
Losen 165. 187 ff.
Lostag 142.
Luftspiegelung 84 f.

Mai, erster 217. 245.
Maibaum 217.
Märchen 264 f.
Mariä Himmelfahrt 218.
— Lichtmeß s. Lichtmeß.
Marienbild 81.
Martinsabend 219.
Martinsfeuer 219.
Matronae 145.
Maulwurf 156.
Maus 236 f.
Messer 156.
Mittagszauber 262.
Much 157.
Muche trecken 189.
Münsterland 269.

Nachbarn 222.
Name 163.
Neujahrsbräuche 213 f.
Neuß 87. 141.
Niklöskes 28.
Nikolaustag 220.

Ofenplätze 183 f.
Ortsneckerei 230.
Osnabrück 84.
Osterei 216.
Ostern 216 f. 218.

Palmzweig 217.
Pellkartoffeln 180.
Pfannkuchen 270.
Pfingstbraut 103.
Pfingstbrunnen 103.
Pflügen 168.
Plattbräuke 127.
Prozession 192 ff.
Prüm (Eifel) 194.
Pußpaß 219.

Räddche 214.
Ratte 237.
Rauxel 256.
Redensarten 234 ff. 257 ff. 263 f.
Rehfuß 226.
Reis 168 f.
Reuzelied 194.
Riese 194.
Roland 194.
Rosengarten 15.
Rosmerta 145.
Rudemsmännchen 149.
Rummelpott 8. 215 f.
Rumpelschnaps 245.

Sagen 143 ff.
Salz 80.
Salzkartoffel 177.
Salzuflen (Lippe) 87.
Schatzsagen 147 f.
Schaukel 169.
Schießen 214.
Schlachtfest 223 f.
Schlunz 30.
Schöpfer 149.

Schutzbrief 65 ff. 80.
Schwein 262.
Seelen 10 f. 14.
Siepen 132.
Simmern 220 f.
Soldatensprache 26 ff.
Sonnenfinsternis 151 f.
Sonntagsjäger 150.
Specht 156. 262.
Spielkarten 165.
Spinnstube, Essener 82.
Spökenkieker 84.
Sprichwörter s. Redensarten.
Springeltanz 192.
Springwurzel 155.
Strohpuppe 195. 221.
Sühnekreuz 156.
Suppenbrei 185.

Tanzen 169.
Tauftaler 248.
Templersagen 146 ff.
Teufelsbanner 262.
Tiersegen 266.
Todweissagung 84.
Totenabwehr 14.
Totenbräuche 222.
Totenkult 17 f.
Trier 151. 192.
Triesel 132.
Trisso 132.

Unna 85.

Vaterunser 76 ff.
Veitstanz 193.
Versehen 269.
Vogelsprichwörter 263 f.
Volksjustiz 221. 225.
Volkslieder 18 ff. 82 f. 153 f. 191.
Volksmedizin 226. 262.
Völmede 248.
Viehes, Austreiben des — 266 f.
Vierzeiler 237 ff.

Wahrsagung 84. 86 f. 165.
Wald 9 ff.
Waldfriedhöfe 9 ff.
Waldgeist 149 f.
Waldkapellen 13.
Waldkult 9 ff.
Wandersage 143.
Warzen 156.
Wassernixe 264.
Weistum 145.
Wermut 262.
Wetterregeln 142 f.
Wilder Jäger 150.
Wulwesholt 256.
Wünschelrute 262.
Würfel 165.
Wuthesheer 150.

Zauberformel 163.
Ziehung 154. 237. 269.

Verzeichnis der Vorstandsmitglieder

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 } Vorsitzende.

O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31
K. Wehrhan, Rektor, Frankfurt a. M.-West, Volta-Mittelschule. } Schriftführer

O. Grüttefien, Elberfeld, Genügsamkeitstr. 9/11, Kassenführer.

Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i.W.
Prof. Dr. Imme, Essen
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.
Prof. Dr. Kentenich, Stadtbibliothekar, Trier
Univers.-Prof. Dr. Meißner, Bonn
Prof. Dr. Jos. Müller, Bonn
Reg.- und Baurat v. Pelser-Berensberg, Köln
K. Prümer, Schriftsteller, Dortmund
C. Rademacher, Rektor, Köln
Dr. Ruhfus, Verlagsbuchhändler, Dortmund
Prof. Dr. Trense, Rheydt
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld
Prof. Dr. A. Wrede, Köln } Beisitzer.

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und größere Mitteilungen:

Kriegsstimmungen. Von Paul Sartori . . . . . Seite 1
Waldfriedhöfe als Ehrenfriedhöfe. Von O. Schell . . . . „ 9
Ein Volkslied aus dem Kriege 1870-71. Von G. Kentenich, Trier „ 18
Der Humor in der deutschen Soldatensprache. Von Th. Imme, Essen . . . . . „ 26
Kettengebete und Himmelsbriefe. Von K. Wehrhan, Frankfurt a. M. . . . . „ 65
Das Vaterunser der kurkölnischen Bauern. Von Prof. Dr. Adam Wrede, Köln . . . . . „ 76
Über Amulette im gegenwärtigen Kriege. Von Karl Prümer, Dortmund . . . . . „ 79

Kleinere Mitteilungen:

Die Kriegstätigkeit der Essener Spinnstube. Von Th. Imme, Essen . . . . . Seite 82
Verschiedene kleinere Mitteilungen von K. Wehrhan . . . „ 83

Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1915. Seite 88

Berichte und Bücherschau.

Verschiedene Bücherbesprechungen . . . . . Seite 91

Fragebogen zur Kriegsvolkskunde. Von K. Wehrhan . . . Seite 94

Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte und Bücher zur Besprechung an Herrn **Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29,** erbeten.

Im Auftrage des Vereins herausgegeben

von

K. Prümer, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
H. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

14. Jahrgang

1917

Elberfeld.

A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsverzeichnis des 14. Jahrganges.

Abhandlungen und größere Mitteilungen.

	Seite
Arens, Eduard, Volkslieder bei A. von Droste	120—124
— Volkstümliches und Sagenhaftes bei A. von Droste	150—156
Diener, Walter, Hunsrücker Sitten und Gebräuche	169—173
Hardebeck, W., Das Vaterunser der Osnabrückischen Bauern	125—126
Heuft, Johann, Sprichwörter und Redensarten aus Trimbs im Kreise Mayen	209—213
Imme, Th., Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stiftes Essen	98—112, 189—205
Klein, Jos., Sagen aus der Umgegend der Hohen Acht	205—208
Kaufmann, E., Sitten und Bräuche im Bergischen Teile des Regierungsbezirkes Köln	185—189
Lückerath, Gebräuche, Rätsel und Reime aus dem mittleren Bröltal	83—88
Meißner, Rudolf, Ein merkwürdiges Überlebsel	1—3
— Eselsbrücke	145—149
Müller, Jos., Die Nuß in rheinischer Sprache und Sitte	37—64
— Das Blindekuhspiel in den Rheinlanden	156—159
Pickert, J., Niederdeutsche Kinderlieder und Kinderreime aus Dorsten	112—119
Rademacher, C., Carneval	64—76
Schell, O., Rheinische Volksmittel gegen Zahnweh	174—185
Schön, Friedrich, Die drei Nornen im Kinderliede	159—162
Schottler, Der heimische Hanfbau in der guten alten Zeit	162—169
Wiedemann, A., Der „Lebende Leichnam“ im Glauben der alten Ägypter	3—36
Wrede, Adam, Schatzgraben mit Zaubermitteln und anderes vor Gericht	76—83

Kleinere Mitteilungen.

	Seite
Büsch, Th., Notstall	213
Glunz, Friedr., Zur alten Mendener Gerichtsbarkeit	213
Heuft, Johann, Ostereier	134
Imme, Th., Die Essener Spinnstube in Belgien	128
Kentenich, Gottfried, Heidnischer Markenumgang in Trier im 10. Jahrhundert	127

Müller, Jos., Rheinische Lesearten zu der Redensart „Oben hui, unten pfui", mit der putzsüchtige Frauen verspottet werden 132
— Die Distel und ihre Benennung in rheinischen Bauernregeln 133
— Die Valentinskapelle zu Guidesweiler 134
P. K., Abendmahlsgebrauch im Tecklenburgischen 214
Schell, O., Vornamen-Neckreime aus Elberfeld 131
— Der „Teufel" in Sprichwörtern und Redensarten des Bergischen 215
— Einige volkstümliche Bezeichnungen für „Teufel" im Bergischen 216
— Kleinere Mitteilungen: „fuler Tommes", Trauer, Brautwagen 217
Schön, Fr., Wörterbuch des Saarbrücker Landes 217
Wehrhan, K., Aberglauben über Mitesser 135

Schell, O., Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1916 . . . . . 137—142
Gedenket unserer Glocken! 143
Rohr, Anfrage bez. der Prophezeiung von der Völkerschlacht am Birkenbaum 220
Vorstandssitzung am 18. Juli 1917 220

Bücherbesprechungen.

Diener, W. O. von Horn (Wilhelm Oertel) als Heimat- und Volksschriftsteller. S. 142. — Goyert, Georg, und Wolter, Konrad, Vlämische Sagen. S. 218. — Imme, Th., Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor. S. 217. — Mitteilungen aus dem Quickborn, Kriegsheft. S. 143. — Die Rheinlande. Ein Heimatbuch. S. 142. — Rohr, F., Die Prophezeiung von der Völkerschlacht am Birkenbaum und andere Kriegsprophezeiungen. S. 219. — Rohr, F., Die Bedeutung des Wortes „Boche". S. 220. — Rosenmüller, Ernst, Das Volkslied „Es waren zwei Königskinder". S. 218. — Sohnrey, Heinrich, Osterfeuer. S. 142. — Stückrath, Otto, Hessen-Heimat. S. 219.

Namen- und Sachregister . . . . . Seite 221—224
Vorstandsmitglieder . . . . . „ 224

Zeitschrift des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde

Im Auftrage des Vereins herausgegeben
von
K. Brüner, Dortmund, Prof. P. Sartori, Dortmund,
H. Schell, Elberfeld, und K. Wehrhan, Frankfurt a. M.

---

14. Jahrgang
1917

Erstes u. Zweites Heft

Elberfeld.
A. Martini & Grütteſien, G. m. b. H., Buchdruckerei u. Verlagsbuchhandlung.

Die Zeitschrift wird den Mitgliedern für den Jahresbeitrag von 3 Mk. (körperschaftliche Mitglieder 6 Mk.) frei geliefert.

Durch den Buchhandel:
Preis des Einzelheftes 1.50 Mark, des Jahrgangs 5 Mark.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

14. Jahrgang. 1917. 1. u. 2. Heft.

Ein merkwürdiges Überlebsel.

Von **Rudolf Meißner**, Bonn.

Prinzessin Luise von Preußen, Fürstin Anton Radziwill, erzählt in ihren Erinnerungen (Deutsche Ausgabe von E. von Kraatz, Braunschweig 1912, S. 145) viel von ihrem Onkel, dem Prinzen Heinrich von Preußen, dem sie besonders nahe gestanden hat. Einige Wochen vor seinem Tode (3. Aug. 1802) besuchte sie ihn in Rheinsberg. Der Prinz wußte, daß sein Ende nahe bevorstand; seine Gedanken waren mit seinem Tode und seinem Begräbnis, für das er genaue Bestimmungen getroffen hatte, beschäftigt. Er beschleunigte den Bau seiner Grabstätte, die er sich mitten in seinem Garten errichten ließ: „Eines Morgens", so erzählt die Fürstin, „bestand er darauf, ich müsse ihn dahin begleiten. Dieses überaus kleine und einfache Grabmal bestand aus einer abgestumpften Pyramide von sehr mangelhaftem Stil. Mein Onkel sagte zu mir: ich habe angeordnet, daß man mich hier zur Ruhe legt, aber ich will mit dem Gesicht nach dem Schloß hin liegen, damit ich sehen kann, was dort nach meinem Tode vorgeht." Hier wirkt also die uralte Vorstellung von dem körperlichen Fortleben des Leichnams bei einem Manne nach, dessen Geist in der Schule der französischen Aufklärung gebildet war. In vollem Ernst sind diese Worte natürlich nicht gemeint gewesen, die vom Prinzen aufgesetzten Begräbnisbestimmungen lassen sogar eine gewisse freigeistige Mißachtung des Leichnams erkennen.

In der isländischen Laxdœlasaga (Kap. 17) ruft der wilde Hrapp seine Frau vor seinem Tode zu sich und sagt: „Wenn ich gestorben sein werde, ist es mein Wille, daß man mir eine Grube in der Tür des Küchenhauses grabe und mich dort

in der Tür aufrecht stehend beisetze. Auf diese Weise werde ich um so genauer das Hauswesen überwachen können.“ Er begründet also seinen letzten Wunsch in ganz gleicher Weise wie der Prinz Heinrich. Stehend will er begraben sein, weil er meint, auf diese Weise leichter wach und aufmerksam zu bleiben. Hrapp richtet dann als Widergänger viel Unheil an. Das rührt aber nicht davon her, daß er stehend beigesetzt ist, denn auch, nachdem man ihn ausgegraben und an einer wüsten Stelle unter Steinen geborgen hat, setzt er sein Treiben fort. Die Leiche wird dann nochmals aus dem Grabe genommen — sie ist unverwest geblieben — zu Asche gebrannt und die Asche ins Meer gestreut — dann erst hört die Widergängerei auf. — Der alte Odd in der Hønsnaþórissaga (Kap. 17) bittet, daß man ihn auf der Höhe eines bestimmten Berges begrabe, von dem er dann das ganze Gebiet (die Tunga) überschauen wolle, das er im Leben beherrscht habe. Thorsteinn, der Vater Friđthjofs, gibt dem Sohne auf, ihn am Fjord (dem Sognefjord in Norwegen) gegenüber dem am andern Ufer liegenden Grabhügel seines Herrn, des Königs Beli, beizusetzen: „Es wird uns dann bequem sein, einander zuzurufen, wenn irgend etwas im Werke ist“ (Friđþjófssaga, Kap. 1). Tegnér hat sich diesen Zug nicht entgehen lassen, ihn aber in romantischem Sinne umgebildet: die Toten erheben sich zur Geisterstunde und sitzen auf den Hügeln, während nach der alten Vorstellung der Tote im Hügel eine Art Leben fortführt. Ich setze die Stelle nach dem Original hierher, da keine unserer Übersetzungen die süße Musik dieser Verse widergibt. König Bele ist es, der spricht, denn die beiden Alten gehen gemeinsam in den Tod.

Men läggen oss, I söner, i högar två
på hvar sin sida fjärden vid bölja blå;
ty hennes sång är ljuflig ännu för anden,
och som ett drapa klinga dess slag vid stranden.

När månen strör kring bergen sitt bleka sken,
och midnattsdaggen falla på bautasten,
då sitta vi, o Torsten, på högar runda
och språka öfver vattnet om ting, som stunda.

Zu beachten ist: die Freunde wollen über Dinge reden, die bevorstehen, nicht über vergangene. Der Wunsch, an den Angelegenheiten der Lebenden weiter teilzunehmen, ist also auch hier ausgesprochen.

Der „Lebende Leichnam" im Glauben der alten Ägypter.

Von **A. Wiedemann.**

In der altgermanischen Anschauungswelt spielte, wie dies vor kurzem H. Schreuer[1]) an der Hand der Quellen in einer grundlegenden Arbeit in allen Einzelheiten gezeigt hat, das Recht der Toten eine große Rolle. Mit dem Tode endet die Persönlichkeit des Menschen nicht, sie lebt im Straf- und Prozeßrecht, im Ehe- und Erbrecht fort. Wenn diese Auffassungen für die Jetztzeit ihren rechtlichen Einfluß verloren haben und nach der modernen Anschauung die Rechtspersönlichkeit mit dem Tode erlischt, so ist dieses Abklingen der uralten Überzeugung nur ganz allmählich erfolgt und kennt unsere Sitte als letzte Erinnerung daran die Ehrung des Toten in der nachträglichen Verleihung verdienter Auszeichnungen und seine Bestrafung durch Verweigerung eines ehrlichen Begräbnisses. Vielfach waren die für das Totenrecht in Betracht kommenden Gedankengänge bei unseren Vorfahren mit der Vorstellung von dem Lebenden Leichname verbunden, mit dem Glauben, daß nach dem Tode eines Menschen, nachdem die Seele aus seinem Körper entwichen war, doch noch ein fortdauernder Teil seines lebendigen Ichs in diesem scheinbar völlig leblosen Leibe zurückgeblieben sei. Dieser Glaube an ein in gewissen Grenzen erfolgendes Fortleben der Leiche ist mit dem deutschen Volksempfinden fest verwachsen. Von der Heldenzeit an, in welcher Siegfrieds Wunde zu bluten beginnt, als der Mörder an die Bahre tritt, bis zu zahlreichen noch jetzt festgehaltenen Bräuchen bei der Behandlung und

[1]) Hans Schreuer, Das Recht der Toten in Zeitschrift für vergleichende Rechtswissenschaft 33, S. 333—432; 34, S. 1—208.

Bestattungsweise der Leiche[2]) tritt er immer und immer wieder in die Erscheinung. Dies geschieht nicht in der Gestalt eines einheitlichen dogmatischen Systems, sondern in mannigfaltig wechselnden Einzelerscheinungen, und liegt gerade hierin der beste Beweis für die Tatsache, daß es sich bei derartigen Anschauungen um ein wirklich volkstümliches Empfinden handelt und nicht um das Ergebnis einer mehr oder weniger gelehrten Überlegung.

Über die Dauer des Fortlebens der Leiche besteht bei diesen Vorstellungskreisen keinerlei einheitliche Ansicht. Bald nimmt man an, dasselbe währe nur wenige Tage, etwa bis zu der Bestattung, bald soll es so lange in Kraft bleiben, als der Mensch in seiner irdischen Gestaltung in der zerfallenden Leiche kenntlich bleibt, bald so lange, als überhaupt ein Überrest des Leichnams, und sei dieser auch noch so klein, vorhanden ist. Der letzte Gedanke mußte besonders berechtigt erscheinen, da nach einer weit verbreiteten Anschauung in jedem Teile des Menschen ein Teil seines Ichs sich befindet[3]). Wem es gelingt, sich eines solchen Teiles zu bemächtigen, der gewinnt damit Macht über den einstigen Besitzer dieses Teiles. Man verbirgt daher vielfach sorgsam abgeschnittene Nägel und Haare, um nicht durch diese der Gewalt eines Zauberers zu verfallen. Derselbe Grundgedanke hat sich im Mittelalter bei der Verbrennung der Hexen wirksam erwiesen. Hier sollte das Feuer jeglichen Bestandteil der zauberkundigen Frau verzehren, denn in jedem ihrer Überbleibsel hätte ein Teil ihres Ichs fortbestanden und hätte der Mensch, der sich dieses Restes versicherte, damit die mit ihm verknüpfte Zauberkraft der Hexe mitgewonnen. Um einer solchen Gefahr zu begegnen, wurde die Hexe zu Staub verbrannt, die Asche in alle Winde zerstreut oder in das Wasser geworfen und damit jede faßbare Spur ihrer dämonischen, Schaden drohenden Kraft vernichtet.

Stand der Glaube fest, daß in dem Leichname ein

---

[2]) Für die Bräuche bei Tod und Begräbnis vgl. Sartori, Sitte und Brauch I, S. 123 ff. und die dort äußerst reichhaltig aufgeführte Literatur.

[3]) Vgl. hierfür z. B. Zeitschr. des Ver. für rhein. Volkskunde 3, S. 15 ff.

Lebensrest zurückbleibt, so war es selbstverständlich, daß man diesem Lebenden Leichnam die gleichen Lebensäußerungen und Lebensbedürfnisse zuschrieb, wie sie einst der gesamte lebende Mensch besessen hatte. Der körperliche Tote vermochte es dann, zu hassen und zu lieben, zu nützen und zu schaden. Er mußte vor allem Speise und Trank zur Verfügung haben, sollte er vor Hunger und Durst bewahrt bleiben. Wie stark letzterer Gedanke bis in unsere Tage fortzuleben vermag, das zeigt, um nur ein Beispiel anzuführen, ein Vorfall, der sich vor wenigen Jahren in einem oberbayrischen Orte abspielte. Hier kam eine alte Bäuerin zu dem Geistlichen, brachte ihm einen Schinken und bat ihn, diesen der Leiche ihres vor kurzem begrabenen Mannes zukommen zu lassen. In einer solchen Handlung hat man nicht den verschrobenen Einfall einer Ungebildeten vor sich, sondern ein Zurückverfallen in noch immer fortwirkende Vorstellungskreise der Vorzeit, welche in der Bereitstellung von Speise und Trank für den Verstorbenen die Hauptaufgabe der Liebestätigkeit der Hinterbliebenen sahen. In genau demselben Sinne wurde an manchen Orten Italiens in der Blütezeit der Renaissance am 18. Februar, zur Zeit der alten Feralien, des römischen Totenfestes, Speise für die Toten hingestellt[4]), und ähnliche Bräuche haben in Mittelalter und Neuzeit weite Verbreitung gefunden[5]).

Am augenfälligsten prägt sich der Glaube an die Fortdauer des Lebens in dem Leichname in den Vampyrvorstellungen aus, welche sich in Deutschland besonders im Osten ausgeprägt finden, aber auch in andern Gegenden nicht unbekannt sind[6]). Den Ausgangspunkt dieser Vorstellungskreise

---

[4]) Burckhardt, Kultur der Renaissance in Italien, 10. Aufl., II, S. 208.

[5]) Vgl. die Literatur bei Sartori, a. a. O. I, S. 159 f.

[6]) Wiedemann, Vampyrvorstellungen in Sphinx 18, S. 31 ff.; Mannhardt, Zeitschrift für deutsche Mythologie 4, S. 259 ff.; Die praktischen Folgen des Aberglaubens mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preußen. Berlin 1878, S. 11 ff.; Hock, Die Vampyrsagen und ihre Verwertung in der deutschen Literatur (Forschungen zur neuern Literaturgeschichte 17). Berlin 1900. — Weitere Beispiele für das Unschädlichmachen der Vampyre und ähnlicher schädigender Gespenster Grässe, Sagenbuch des preußischen Staates II, S. 172, 604; Zaunick, Mitt. zur Gesch. der Zoologie 15, S. 73 f.

bildet die Überzeugung, daß vor allem ganz bestimmte Tote nicht völlig zu sterben vermögen. Der Leichnam schmatzt im Grabe, seine Haare wachsen, er ist mit Vorliebe bestrebt, Schaden zu stiften, und steigt zu diesem Zwecke aus seiner Gruft, saugt den Überlebenden das Blut aus und ruht nicht eher, bis er einen nach dem andern aus dem Kreise seiner Verwandten, weit seltener aus dem seiner Feinde, sich nachgezogen hat in den Tod. Gegen diese bedrohliche Betätigung des Toten gibt es nur ein Mittel: Man muß den Leichnam töten, ihm gründlicher das Leben nehmen, als es der übliche Tod vermochte oder ihn unfähig machen, sich zu bewegen und sein Grab zu verlassen. Zu diesem Zwecke köpft man die Leiche und legt den abgetrennten Kopf zwischen ihre Beine, damit er nicht wieder anzuwachsen vermöge. In andern Fällen nagelt man den Toten mittels eines durch den Bauch getriebenen Holznagels am Sarge fest, oder man umgibt ihn mit Dorngestrüpp oder man bindet seine Glieder fest zusammen. Gelegentlich verwertet man daneben Zauberformeln, welche man über der Leiche ausspricht, oder Amulette, welche man zu ihr legt.

Derartige Vampyrvorstellungen gehören zu den frühesten Anschauungen über das Leben nach dem Tode. Sie sind nicht auf die germanischen Stämme beschränkt, finden sich vielmehr in wechselnder Stärke über die ganze Erde verbreitet. Sie entstammen der frühesten Vorzeit und erscheinen bereits in den ältesten erhaltenen schriftlichen Aufzeichnungen über religiöse Dinge überhaupt, in den Inschriften des Niltales aus dem vierten Jahrtausend vor Christus. Geradezu erwähnt wird das schädigende Tun der Vampyre in den ägyptischen Texten freilich nur in einer Zauberformel, welche hervorhebt, jeder Gott und jeder Tote, welcher mit seinem Munde an dem Verewigten fresse, solle unschädlich gemacht werden[7]). Neben dieser Bemerkung sind aber Zauberformeln zum Schutze gegen Angriffe eines Toten erhalten[8]) und wird

[7]) Totenbuch, Kap. 149, Z. 35 des älteren Textes (zwischen 1500 und 1200 v. Chr.), Z. 21 des Textes der Ptolemäerzeit. Vgl. Maspero, Ägypt. Zeitschr. 17, S. 53.

[8]) Pleyte, Études sur un Rouleau magique du Musée de Leide S. 63 ff.

in zahlreichen Fällen die Vampyrgefahr als eine feststehende Tatsache vorausgesetzt. Daß man der Vampyre selbst in den Texten ungern gedachte, wird mit der Scheu des alten Ägypters zusammenhängen, die Namen schädigender Dämonen zu verwerten, um dieselben nicht durch eine solche Nennung auf sich aufmerksam zu machen und als unwillkommene Gäste herbeizurufen. So wurde auch der Verstorbene häufig nicht als Toter bezeichnet, sondern etwa als „der, welcher dort ist“ [9]), damit er nicht seine ausdrückliche Erwähnung als Einladung zur Anknüpfung eines näheren Verkehrs auffasse. Diese Besorgnis hat es mit sich gebracht, daß aus dem alten Ägypten jede Andeutung über die Frage fehlt, inwieweit der Vampyrismus unter den Toten allgemein verbreitet war, oder ob das Umgehen als Gespenst durch bestimmte Todesarten befördert wurde. Nach dem heutigen ägyptischen Volksglauben sind die plötzlich oder eines gewaltsamen Todes Verstorbenen diesem Lose besonders ausgesetzt [10]).

Das Schweigen der Denkmäler in dieser Beziehung ist um so mehr zu bedauern, als die mit der Vorstellung von dem Lebenden Leichname zusammenhängenden Gedankengänge in Ägypten weit über die Einzelerscheinung des Vampyrismus hinausgreifen und dauernd maßgebend für das gesamte ägyptische Begräbniswesen blieben. Sie bieten in ihrer Durchbildung einerseits so viel Eigenartiges und anderseits so zahlreiche Ähnlichkeiten zu den deutschen volkstümlichen Anschauungen dar, daß die Schilderung der Grundzüge dieser Gedankenkreise nicht ohne Interesse für den Forscher auf dem Gebiete der deutschen Volkskunde sein wird.

Für das geläufige moderne Empfinden liegt der Zusammenhang von Leib und Seele verhältnismäßig einfach: Dem einen Körper steht die eine Seele gegenüber [11]). Während

---

[9]) Beispiele für diesen Ausdruck bei Spiegelberg, Recueil de Travaux relatifs à l'Égypt. 21, S. 49.

[10]) Maspero, Annales du Service des Antiquités de l'Égypte 10. S. 10 ff. Für entsprechende Vorstellungen in andern Kulturkreisen vgl. Sartori, a. a. O. I, S. 153, 158.

[11]) Auf die philosophischen Zweiseelentheorien und ähnliche Aufstellungen kann hier naturgemäß nicht eingegangen werden.

des sichtbaren Lebens sind beide auf das engste miteinander verbunden, sie trennen sich erst im Augenblicke des Todes, die Seele gewinnt im Jenseits eine ewige Dauer, der Körper bleibt auf Erden zurück und ist dem Untergange verfallen. Der Zeitpunkt im Dasein des Einzelwesens, in welchem die Verbindung von Leib und Seele erfolgte, ist vielfach, besonders von theologischen Kasuisten, erörtert worden. Seine Feststellung erschien von Wichtigkeit, da nach der Anschauung der Moraltheologen das Töten des beseelten ungeborenen Kindes ein Mord, das des unbeseelten, da dieses bestimmt war, ein Mensch zu werden, ein antizipierter Mord ist. Bei einer derartigen Scheidung erschien es notwendig, eine Grundlage für die moralische Gewißheit zu gewinnen, daß die Beseelung und mit ihr die Belebung zu einem ganz bestimmten Zeitpunkte erfolge. Auf Grund der Ansicht älterer Ärzte und der Praxis der älteren kirchlichen Bußbücher wurde lange Zeit angenommen, sie trete bei Knaben am 40., bei Mädchen am 80. Tage nach der Empfängnis ein. Neuerdings gilt bei den Moralisten die Meinung als annehmbar oder als nahezu sicher, sie erfolge sogleich nach der Empfängnis[12]), doch wird auch im letzteren Falle der Grundgedanke festgehalten, daß Empfängnis und Beseelung nicht ein und dasselbe seien, sondern gesonderte, wenn auch gleichzeitig eintretende Tatsachen.

Die Frage, in welchem Augenblicke des Daseins vor der Geburt die Seele und das Leben in den Körper des künftigen Kindes eingingen, hat auch die alten Ägypter beschäftigt. Für sie lag aber jede Erörterung des Verhältnisses von Leib und Seele weit schwieriger wie für die moderne Auffassungsweise, denn bei den Ägyptern handelt es sich nicht um den einen Körper und die eine Seele. Für sie bildete zwar der Körper eine Einheit, aber das, was wir Seele nennen, setzte sich aus einer längern Reihe von Einzelseelen zusammen.[13])

[12]) Gury, Moraltheologie, deutsch von Wesselack. Regensburg. 1869, S. 189. Vgl. Capellmann, De occisione foetus. Aachen. 1875, der aus dogmatischen Gründen für die Gleichzeitigkeit von Empfängnis und Beseelung sich ausspricht, und die von ihm aufgeführte Literatur.

[13]) Für die Zerteilung der Seele bei den alten Ägyptern vgl. Wiede-

Diese sind nicht etwa nur Teile einer ein einheitliches Ganzes bildenden menschlichen Seele, vielmehr besaß jede von ihnen eine völlig selbständige, in sich abgeschlossene Individualität. Sie hatten insgesamt in dem irdischen Menschen ihren Aufenthaltsort und ihre Verbindung gefunden, wenn dieses Ereignis auch zu verschiedenen Zeiten seines Daseins eingetreten sein mochte. Sie trennten sich im Augenblick des Todes von ihrem Menschen und voneinander und bestanden nunmehr jeder für sich. Gegebenenfalls konnten sie in ihrem im Jenseits neu erwachenden Menschen ihre Neuvereinigung finden. Falls diesem eine solche Neuzusammensetzung nicht zuteil wurde und er als Ganzes der Vernichtung anheim fiel, gingen die Einzelseelen nicht mit zugrunde. In welcher Weise sie fortbestanden, wird nicht überliefert. Es liegen aber zahlreiche Andeutungen vor, welche erweisen, daß man den selbständigen Fortbestand der getrennten Seelenteile als eine nicht zu bezweifelnde Tatsache ansah.

Zu erwähnen ist unter diesen Einzelseelen an erster Stelle der Ba. Dieser ist männlich, wie alle Seelenteile, und nach älterer ägyptischer Auffassung jeder auferstandene Tote. Er hatte die Gestalt eines Vogels,[14]) welcher im Augenblicke des Todes den Körper verließ und sich in die Höhe emporschwang. Bei dem Könige erschien dieser Vogel als ein Sperber oder Falke,[15]) eine Gestaltung, welche damit zusammenhing, daß sich der Sonnengott, als dessen leiblicher Sohn der Pharao galt, in einem Sperber zu verkörpern pflegte. Dabei galt der Ba nach dem Tode des Herrschers als eine Einheit, bei Lebzeiten begnügte sich der Pharao jedoch nicht

---

mann, Bonner Jahrbücher 86, S. 42 ff.; Muséon 15, S. 46 ff.; Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter, 3. Aufl., Leipzig 1910; v. Bergmann, Der Sarkophag des Panehemisis (aus Jahrbuch der kunsthist. Sammlungen des österreichischen Kaiserhauses I, S. 1 ff.; II, S. 1 ff. Wien 1882—83), II, S. 14 ff.

[14]) Für die Auffassungen über die äußere Gestaltung der Seele bei verschiedenen Völkern vgl. Waser, Archiv f. Religionswissenschaft 16, S. 336 ff.; Weicker, Der Seelenvogel in der alten Literatur und Kunst. Leipzig 1902.

[15]) Beispiele für diese Vorstellung sammelte u. a. Gardiner, Rev. de l'Hist. des Religions 63, S. 208 ff.

mit einem einzigen Ba. Die Inanspruchnahme und Betätigung des Monarchen war eine derart vielseitige, daß nach der Ansicht des Volkes für deren Ausübung die übliche Zahl der menschlichen Organe ebenso wenig genügte, wie dies bei der Gottheit der Fall war. König und Gott besaßen nach der Auffassung der Niltalbewohner zahlreiche Ohren, um alles hören zu können[16]) und ebenso hatte der Herrscher eine längere Reihe von Ba-Seelen. Die genaue Zahl der letzteren wird nicht angegeben, doch waren deren mindestens drei vorhanden, ohne daß über ihr gegenseitiges Verhältnis etwas Genaueres berichtet würde.

Der Untertan verfügte im Gegensatze zu dem Pharao nur über einen Ba. Dieser hatte bei ihm nicht die höheren Wesen vorbehaltene Sperbergestalt, sondern die eines langbeinigen Reihers, an dessen Brust häufig eine Feder herausshing. Er besaß Flügel, daneben aber vielfach menschliche Arme und statt des Vogelkopfes den eines Menschen. Nicht selten wird das Wort Ba statt mit dem Bilde des Vogels mit dem eines Widders geschrieben. Dies beweist jedoch nicht, daß man der Seelenform eine derartige äußere Gestalt zugeschrieben hätte. Das Widderbild ist ein häufiges Schriftzeichen für die Silbe ba, und handelt es sich bei seiner Verwertung nur um die einer Lauthieroglyphe. Dabei verwertete man vermutlich gerade dieses Zeichen für die Schreibung des Wortes Seele, weil man in dem Widder, wie sonst in dem Stiere oder Bocke ein besonders zeugungskräftiges Wesen sah und der Wiedereintritt der männlichen Kraft als eine der ersten Lebensäußerungen des nach dem Tode neu erstehenden Menschen angesehen wurde.

Seinen Eingang in den Menschen fand der Ba zugleich mit der Zeugung. Man scheint in ihm einen Seelenteil gesehen zu haben, welcher bei dieser Gelegenheit von dem Vater auf das Kind übertragen wurde, ohne deswegen dem Vater selbst verloren zu gehen. Auf seinem Besitze beruhte demnach eine dauernde Seelengemeinschaft zwischen Vater

[16]) Lobpreisung des als Gott anfgefaßten Königs im Papyrus Anastasi VI, S. 5—6 = Anastasi II, S. 5; übersetzt Maspero, Du Genre épistolaire chez les anciens Égyptiens S. 80.

und Sohn. Von dieser Vorstellung geht es aus, wenn in einer Inschrift[17]) der Gott Amon-Râ sofort, nachdem er mit der Mutter des künftigen Königs Amenophis III. Umgang gepflogen hat, erklärt, sein (des Gottes) Ba, sein Wille, sein Diadem (das in diesem verkörperte Herrschertum) seien des Amenophis (also in das werdende Kind übergegangen), damit er Ägypten beherrsche. Dem gleichen Gedanken gab der um etwa 150 Jahre jüngere König Merneptah dadurch Ausdruck, daß er den Beinamen Ba-en-Râ „die Seele des Sonnengottes" annahm. Während des Lebens war der Ba dauernd mit dem Menschen verbunden. Erst im Augenblick des Todes trat eine Trennung ein, wenn auch weiterhin eine innige Beziehung zwischen Ba und Körper bestehen blieb. Die Totentexte erwähnen die Vereinigung beider nach dem Tode, Bilder stellen dar, wie der Ba mit glückbringenden Zeichen in den Krallen über der aufgebahrten Leiche schwebt[18]); plastische Gruppen zeigen den Ba, wie er auf der Bahre neben der Mumie sitzt und diese streichelt[19]). In einer Papyruszeichnung[20]) ist das Grab dargestellt. Unten ruht die Mumie in ihrer Gruft und zu ihr fliegt durch den Grabschacht der Ba und bringt dem Leichnam Brote und Getränke, welche er sich aus der oberirdischen Opferkammer geholt hat.

Ein zweiter Seelenteil ist das Herz[21]). Dieses Organ war dem Ägypter der Sitz seiner Gefühle und der Leiter seiner Handlungen. Es war dabei aber nur eine Art Vermittler zwischen dem Willen des Ichs und seiner Ausführung und daher für die Taten des Menschen nicht verantwortlich. Mit dem Tode verließ es seinen bisherigen Besitzer, begab sich in die Behausung der Herzen und wartete hier, bis der Tote auf seiner Wanderung in das Jenseits in die Halle des Gerichtes gelangte. Dann trat es vor dem Gotte Osiris als Ankläger gegen seinen Menschen auf, und nur, wenn dieser

---

[17]) Text von Luxor, Rec. Trav. rel. à l'Égypt. 9, S. 85.

[18]) Vignette zum Totenbuch, Kap. 89.

[19]) Bestes Exemplar im Museum zu Kairo, Saal V, Nr. 668.

[20]) Devéria und Pierret, Le Papyrus de Neb-Qed, Taf. 3.

[21]) Für die sehr ausgebildete ägyptische Lehre vom Herzen vgl. Wiedemann, Bonner Jahrbücher 78, S. 116 ff.

sich entsprechend zu rechtfertigen wußte, wurde es ihm von der Gottheit zurückerstattet und ihm damit ein neues, dem irdischen entsprechendes Leben ermöglicht.

Dann ist als unsterblicher Bestandteil des Menschen der Name anzuführen. Dieser war für den Ägypter nicht eine beliebige Bezeichnung seines Trägers, welcher ebenso gut anders heißen konnte. Er war ein fest eingewurzelter Bestandteil seines Ichs. Wie kein Ding ohne eine Bezeichnung denkbar erschien, wie jedem Worte ein Ding, und zwar der Denkweise der Ägypter zufolge ein konkretes, sinnlich faßbares Ding entsprechen mußte, so gehörte zu jedem Namen eine bestimmte Persönlichkeit und umgekehrt zu jeder Persönlichkeit ein ganz bestimmter Name. Infolgedessen wird der Name gern auf Grund irgendeiner Begebenheit oder Äußerung gewählt, welche während der Geburt des betreffenden Menschen eintrat oder ausgesprochen wurde und welche daher zu ihm in engerer Beziehung zu stehen schien. Verliehen wurde der Name unmittelbar nach der Geburt. Eine Neubenennung während des Lebens fand im allgemeinen nur bei dem Könige statt. Wenn dieser den Thron bestieg, so wurden ihm angeblich von der Gottheit, tatsächlich von der wichtigsten Priesterschaft im Reiche, zu seinem Geburtsnamen noch eine Reihe königlicher Namen und Titel in feierlicher Weise verliehen, durch welche er als Alleinherrscher des Landes, Sproß und Vertreter der Gottheit auf Erden gekennzeichnet wurde. Der Name starb nicht mit dem Menschen, er blieb auch nach dem Tode bestehen und dauernd mit der Ichheit des einzelnen Verstorbenen verknüpft. Wenn man ihn in die Opfergabenformel einfügte, so konnte man gewiß sein, daß die Gaben den Verewigten im Jenseits erreichen würden. Anderseits genügte es, ihn in Beschwörungen einzusetzen, um imstande zu sein, Macht über den Toten auszuüben.

Weiter kommen als selbständige Seelen des Menschen in Betracht der Sâhu, welcher den Umrißlinien der körperlichen Gestalt des Einzelwesens entspricht, und der Sechem, welcher die ihm innewohnende Macht darstellt. Wollte der Ägypter diese letztere als eine gesonderte Verkörperung vorführen, so gab er ihr die Gestalt eines szepterartigen Stabes

und stellte sie damit in die Reihe der heiligen Stäbe, welche in Ägypten eine nicht unbedeutende Rolle spielten[22]). Ferner ist zu nennen der Chaibit[23]), der Schatten, welchen der Mensch bei Lebzeiten geworfen hatte, und welcher ebenso selbständig sein konnte, wie der Schatten des Peter Schlemihl bei Chamisso. Er ist die einzige unter den bisher genannten Seelenformen, welche sich unter gewissen Voraussetzungen bereits bei Lebzeiten von ihrem Herrn loszulösen vermochte. Bei Königen und Göttern sieht man ihn in der Gestalt eines großen Fächers oder Wedels neben und hinter ihnen stehen. Die Loslösung von dem Ich konnte bei Gottheiten gelegentlich so weit gehen, daß dieser Schattengestalt der Gottheit ein selbständiger Kult neben der Verehrung des göttlichen Wesens selbst geweiht wurde[24]).

Wichtiger als alle diese Seelenarten, die wichtigste Seelenform überhaupt, war der Ka, dessen Bedeutung bereits die alten Ägypter viel beschäftigt hat.[25]) Der Ka war im wesentlichen eine Art Doppelgänger, ein vollkommenes Gegenstück zu dem Menschen. Er zeigte dessen äußere so gut wie seine innere Erscheinung, alle seine Eigenschaften und Bedürfnisse. Er litt infolgedessen Hunger und Durst und bedurfte der gleichen Speisen und Getränke wie der Mensch, mit welchem er zeitlebens verbunden war. Das Verhältnis zwischen Mensch und Ka im einzelnen läßt sich am besten bei dem Könige verfolgen, für welchen das inschriftliche Material begreiflicherweise reichhaltiger fließt wie für die Untertanen. In dieser Beziehung sind, vor allem für die Entstehung des Ka und seines menschlichen Trägers, Angaben für den um 1450 v. Chr. herrschenden König Amenophis III. erhalten geblieben,[26]) welche den Vorgang im wesentlichen in folgender Weise darstellen:

---

[22]) Vgl. Spiegelberg, Rec. Trav. rel. à l'Égypt. 28, S. 163 ff.

[23]) Reichhaltiges Material für diesen stellt Birch, Transactions Society Biblical Archaeology 8, S. 386 ff., zusammen.

[24]) Ein Beispiel bei Maspero, Ann. Serv. Ant. d'Égypt. 11, S. 152 f.

[25]) Über den Ka handelten neuerdings besonders Maspero, Memnon 6, S. 125 ff. und v. Bissing, Sitz.-Ber. Akad. München, 1911 Nr. 5.

[26]) Die Geburtsreliefs vollständig, aber in allzu kleiner und teil-

Der Gott Amon-Râ faßte eines Tages den Beschluß, einen Sohn zu erzeugen, welcher einst König von Ägypten werden sollte. Er nahm die Gestalt des im Augenblicke das Land beherrschenden Königs Thutmosis IV. an, begab sich in den Palast zu Theben und fand die Königin auf ihrem Lager liegend. Sie erwachte durch den schönen Geruch, welchen der aus dem Weihrauchlande Punt am Roten Meere kommende Gott verbreitete. Dieser gab sich ihr als Gott zu erkennen und verkehrte, wie die Inschrift in sehr drastischer Weise schildert, als Gatte mit der Herrscherin. Dann erklärt er, der Name des Sohnes, welcher aus ihrem Leibe hervorgehen werde, werde Amenophis lauten, seine (des Gottes) Ba-Seele sei in ihm,[27]) er werde Ägypten beherrschen. Hierauf verließ der Gott die Königin, begab sich zu dem widderköpfigen Gotte Chnuphis und forderte diesen auf, den Sohn zu formen, welchen er, Amon, gezeugt habe. Chnuphis folgte dem Befehle und bildete auf der Töpferscheibe zwei nackte Knaben, welche dem Götterkinde und seinem Ka entsprachen. Eine Göttin reichte diesen Gestalten nach ihrer Vollendung das Leben. Die hieran sich anschließenden Inschriftsteile berichten, wie die Königin in das Geburtszimmer gebracht wurde und hier, von einer Reihe von Gottheiten unterstützt, niederkam, wobei gleichzeitig Amenophis und sein Ka in die Erscheinung traten. Die beiden Wesenheiten wurden zusammen den Göttern vorgestellt, von göttlichen Ammen genährt, usf., Vorgänge, welche, unbeschadet ihrer sonstigen religionsgeschichtlichen Wichtigkeit, für die hier in Frage stehenden Punkte außer acht bleiben können.

---

weise kaum erkennbarer Wiedergabe bei Campbell, The miraculous Birth of King Amon-hotep III. Edinburg 1912 und wenig zuverlässig bei Gayet, Le Temple de Lŏuxor (Mémoires Mission Française au Caire 15) Taf. 63 ff.; die wichtigsten Teile am besten bei Lepsius, Denkmäler III Taf. 74—5 und der Haupttext bei Bouriant, Rec. Trav. rel. à l'Égypt. 9 S. 84 f. (dieser übersetzt von Maspero, Études de Mythologie VI S. 285, der hieran aber Schlüsse knüpft, die seiner eigenen Übersetzung nicht entsprechen). Der etwa ein Jahrhundert ältere Text der gleichen Legende für die Königin Hâtschepsut (publ. Naville, The Temple of Deir el bahari II. Taf. 46 ff., S. 12 ff.) ist weit schlechter erhalten.

[27]) Vgl. oben S. 11.

Nach den Ausführungen des besprochenen Textes erfolgte zunächst die Zeugung, welche das Werden des Götterkindes verbürgte, und erst dann die Bildung der Gestalt des Menschen und zu gleicher Zeit die der Gestalt seines Ka und hierauf die Verleihung des Lebens an beide Gestaltungen. Die Veranlassung zu dieser Zeitfolge lag allem Anscheine nach in einer Naturbeobachtung. Die Ägypter sahen die Veranlassung zur Entstehung eines neuen menschlichen Wesens im Geschlechtsverkehre, eine Erkenntnis, welche bekanntlich durchaus nicht auf der ganzen Erde verbreitet ist. Zahlreiche australische Stämme nehmen an, das zu gebärende Kind werde fertig von einem höheren Wesen in den Mutterleib eingeführt.[28]) Besonders bei der Reinkarnation gilt vielfach eine eigentliche Zeugung als überflüssig. Nach irischen Sagen gelangt das höhere Wesen als Wurm, Insekt, Getreidekorn in die menschliche Frau, um dann nach 9 Monaten wieder geboren zu werden.[29]) In den Märchen zahlreicher Völker spielen sich ähnliche Vorgänge ab, und auch ein ägyptisches Märchen läßt die Frau den Helden wiedergebären, nachdem ihr ein Holzsplitter von dem Baume, in welchem er verkörpert war, in den Mund geflogen ist.[30]) Hierbei handelt es sich aber stets um die Wiedergeburt eines Wesens, welches bereits vorher bestanden hatte. Das normale menschliche Geschöpf, welches zum ersten Male das Licht der Welt erblickte, entstammte nach ägyptischer Überzeugung dem Verkehre von Mann und Frau und wurde nach neunmonatlicher Schwangerschaft geboren. Die Vornahme der Einbalsamierung zwang die alten Ägypter, zahlreiche Körper zu öffnen und die inneren Teile herauszunehmen. Sie waren infolgedessen in der Lage festzustellen, daß erst einige Zeit nach der Empfängnis das Kind eine klar erkennbare menschliche Gestalt gewann. Diese Beobachtung mußte es nahe legen, den Anstoß zur Bildung

---

[28]) Foy, Archiv f. Religionswissenschaft 8, S. 546.

[29]) Marillier, Rev. Hist. des Rel. 40, S. 60 ff.

[30]) Pap. d'Orbiney S. 18 Z. 4 ff.; übersetzt Wiedemann, Altägyptische Sagen und Märchen S. 75; Maspero, Les Contes populaires de l'Égypte ancienne, 4. Aufl., S. 20, der aber irrtümlicherweise in der Erzählung eine Anspielung auf die Geburt der Sonne sucht.

eines neuen Menschen und die Entstehung seiner menschlichen Gestaltung zeitlich zu trennen und so die für Amenophis III. geschilderte Reihenfolge seiner Bildung anzunehmen.

Der Mensch wurde zugleich mit seinem Ka geboren, dann blieben bei dem gewöhnlichen Menschen beide während der ganzen Lebensdauer vereint. Bei dem Gotte und bei dem Könige war dies anders. Bei diesen besaß der Ka dauernd eine gewisse Selbständigkeit. Die meisten Tempel Ägyptens, in welchen der Gott Ptah verehrt wurde, galten diesem Gott selbst. Der heiligste unter ihnen aber, der von Herodot bei seiner ägyptischen Reise besuchte Tempel in Memphis, welchen er dem Hephaestos geweiht sein läßt, galt als die Behausung des Ka des Gottes Ptah. Bei den Darstellungen des Pharao sieht man häufig hinter ihm seinen Ka stehen, welcher die Gestalt eines kleineren, sonst aber dem Könige gleichen Mannes besitzt und ihm allerhand heilige Zeichen nachträgt. In andern Fällen erscheint der König vor seinem Ka, bringt diesem Opfer dar und erwartet von ihm himmlische Gaben. In späterer Zeit hat man sich nicht damit begnügt, dem Könige diesen einen Ka zuzuschreiben. Man behauptete, er besitze 14 Ka. Diese deckten sich dann aber nicht mehr jeweils mit seiner Gesamtheit, jeder von ihnen bildete die als selbständige Persönlichkeit aufgefaßte Verkörperung einer seiner Haupteigenschaften: die Tapferkeit, die Kraft, der Glanz, die Macht, das Geben, die Beständigkeit, das Sehen, das Hören, das Gefühl, der Geschmack u. a. m. Dargestellt wurden sie teils als männliche, teils als weibliche Wesen, so daß sich also in diesen Teilerscheinungen des königlichen Ichs beide Geschlechter vertreten finden im Gegensatze zu der sonstigen durchgehenden Männlichkeit der Seelenformen. Eine solche Erscheinung ist bei Gestaltungen, welche mit dem Pharao zusammenhingen, um so auffallender, als sonst bei dem ägyptischen Königstume durchweg das männliche Geschlecht als das einzig berechtigte galt. Diese Überzeugung geht soweit, daß sich die Königin Hâtschepsut um 1550 v. Chr., obwohl sie vollkommen selbständig das Land beherrschte, ausnahmslos in männlichem Königsornate darstellen lassen mußte und daß bei der Vorführung ihrer Geburt die Königin und ihr Ka von

dem Gotte Chnuphis als zwei nackte Knaben auf der Töpferscheibe gebildet werden.[31])

Im Augenblicke des Todes trennte sich der Ka von der zugehörigen Persönlichkeit und begab sich in das Jenseits. Die Opfergaben und Gebete richteten sich im allgemeinen an ihn, nicht an den Toten selbst, die Götter wurden gebeten, dem Ka des Verstorbenen Speise und Trank zukommen zu lassen. So galt der Ka für das Jenseits als der Inbegriff des Ichs des Verstorbenen, er deckte sich aber nicht ohne weiteres mit diesem Ich. Diese Tatsache geht mit Sicherheit aus Texten hervor, welche davon sprechen, daß der Verstorbene im Jenseits seinen Ka treffen werde, und welche dabei die Worte aufführen, mit denen er diesen seinen Ka zu begrüßen hatte, um sich seiner Gunst zu versichern.[32]) Das Verhältnis des verstorbenen Untertanen im Jenseits zu seinem Ka ähnelte somit bis zu einem gewissen Grade dem Verhältnis des Königs zu seinem Ka im Diesseits.

In Vogelgestalt verkörpert dachte sich der Ägypter im allgemeinen einen weiteren Seelenteil, den Chu oder Achu[33]) „den Leuchtenden", doch weicht das Aussehen des dabei gewählten Tieres erheblich von dem des Ba-Vogels ab. Es hat etwas kürzere Beine, ist weniger schlank und zeichnet sich durch einen breiten Federschopf am Hinterkopfe vor andern Vögeln aus.[34]) Die Grundbedeutung des Wortes chu „Leuchtender" spricht dafür, daß man bei ihm ursprünglich an einen irgendwie leuchtenden Geist gedacht haben wird, vielleicht an eine Gestalt, welche von einer Art phosphoreszierendem Lichtschimmer umgeben war[35]) oder welche teilweise oder als Ganzes leuchtend strahlte, wie die Gottheiten und Seligen

---

[31]) Naville, The Temple of Deir el bahari II, Taf. 48.

[32]) Totenbuch cap. 105.

[33]) Für die Aussprache des Wortes vgl. Spiegelberg, Rec. Trav rel. à l'Égypt. 21, S. 47 f.

[34]) Die vorgeschlagene Gleichstellung dieses Vogels mit Ibis comata (Griffith, Hieroglyphs S. 21) erscheint ausgeschlossen, da dieses Tier in Ägypten nicht vorkommt.

[35]) Maspero, Histoire ancienne des Peuples de l'Orient classique I, S. 114.

dies in zahlreichen Jenseitsvorstellungen anderer Völker tun.[36]) Möglich wäre es freilich auch, daß hier eine nicht mehr klar empfundene Erinnerung an die in historischer Zeit in Ägypten so gut wie verschwundene Sitte der Leichenverbrennung vorliegt.

In der ältesten Zeit bezeichnen die Totenstelen den Verstorbenen nicht selten als den Ka chu „den leuchtenden Ka".[37]) Später galten die beiden hier verbundenen Begriffe als selbständig. Unter den Chu-u „den Leuchtenden" verstehen bereits die Pyramidentexte aus dem dritten Jahrtausend v. Chr. ganz allgemein die seligen Geister, zu denen sich dann auch die niederen Götter gesellen, und diese Bedeutung, welche die Chu-u als Verklärte neben die Götter stellte, ihnen aber eine untergeordnete Stellung zuwies, ist dem Ausdrucke dauernd verblieben. Bei der Darbringung von Opfergaben heißt es beispielsweise in einer Inschrift aus der Zeit um 2500 v. Chr.: man bringe göttliche Gaben dar den Göttern und Totenopfer den Chu-u.[38]) Bei den Versuchen, die Herrscher Ägyptens in ein tabellarisches System einzuordnen ließ man die Götter beginnen, diesen die Chu-u[39]) und diesen wiederum die menschlichen Könige folgen. Ähnlich teilen Texte der Zeit um 1500 v. Chr. die menschenähnlichen Geschöpfe ein in Menschen, Götter, Chu-u und gewöhnliche Tote.[40])

---

[36]) Vgl. z. B. Dieterich, Nekyia, 2. Aufl., Leipzig 1913, besonders S. 38 ff.; Stephani, Nimbus und Strahlenkrone in Mém. Acad. des Sciences. St. Petersburg. 6. Ser. 9, S. 361 ff. (griechisch-römische Kunst); Krücke, Der Nimbus und verwandte Attribute (Zur Kunstgeschichte des Auslandes, Heft 35). Straßburg 1905 (christliche Kunst).

[37]) z. B. Morgan, Les Origines de l'Égypte II S. 239 f.; Petrie, The Royal Tombs of the first Dynasty I Taf. 31 ff; II Taf. 27.

[38]) Stele zu Leiden V 7; publ. Piehl, Inscriptions hiéroglyphiques, 3. Ser. Taf. 24—5, S. 19. Die Angaben von Breasted, Ägypt. Zeitschr. 39, S. 85 über diese Inschrift sind, wie Piehl, Sphinx 6, S. 57 mit Recht betont hat, fehlerhaft.

[39]) Die manethonischen Listen geben das Wort durch Νεκύες die Toten wieder, wobei der Ausdruck ähnlich wie in der Schilderung der Unterweltsfahrt des Odysseus durch Homer die Bewohner des Totenreiches bezeichnen wird. Vgl. Chassinat, Rec. Trav. rel. à l'Égypt. 19, S. 23 ff.

[40]) Mariette, Abydos II Taf. 63, Z. 12—3; Text S. 413 f.; übersetzt Budge, Transact. Soc. Bibl. Arch. 8, S. 335.

Das Wort Chu bezeichnet den Toten gelegentlich geradezu in seinem Auftreten als Gespenst, wie in einer nur in Bruchstücken erhaltenen Gespenstergeschichte aus der Zeit um 1200 v. Chr.[41]) und in einem Schreiben, welches in einem Papyrus des Museums zu Leiden aus etwa der gleichen Zeit erhalten geblieben ist.[42]) Letzteres ist von einem Witwer verfaßt und an den vollkommenen Chu seiner verstorbenen Gattin gerichtet. Er setzt diesem darin auseinander, er habe seiner Gattin, solange sie am Leben war, niemals etwas Böses angetan, im Gegenteil, er habe immer gut für sie gesorgt, sie nie verlassen, sei nie roh gewesen. Als sie krank geworden sei, habe er für gute Pflege Sorge getragen, und als sie starb, sie sehr beweint und reichhaltige Mumienbinden für ihre Bestattung zur Verfügung gestellt und sie drei Jahre lang betrauert. Sie aber quäle ihn und lasse ihn leiden, so daß er sich gezwungen sehe, wenn sie nicht aufhöre ihn anzugreifen, Anklage gegen sie bei den Göttern zu erheben. Offenbar hoffte er durch eine solche Drohung Ruhe von dem ihn verfolgenden Gespenste der Verstorbenen zu gewinnen. Der Aufenthaltsort der Chu-u war das Land der Chu-u, als dessen Herr Osiris, also der Herrscher des Totenreiches überhaupt, bezeichnet wird. Man suchte dieses Gebiet im Westen, entsprechend der sonstigen Lage des Totenreiches nach dem Osirisglauben.[43]) Aus diesem Gedanken erklärt es sich, daß man ein fernes, in dieser Himmelsgegend gelegenes, tatsächlich vorhandenes Land, aus welchem man in der Pyramidenzeit einmal einen Zwerg bezog, in übertragenem Sinne gleichfalls als das Land der Chu-u bezeichnen konnte.[44])

[41]) Maspero, Contes populaires de l'Égypte ancienne, S. 295 ff. Vgl. für den Helden der Erzählung Legrain, Ann. Serv. Ant. de l'Égypte 8, S. 262 ff.

[42]) Leemans, Monuments égyptiens de Leide II Taf. 183 f.; übersetzt Maspero, Études égyptiennes II S. 145 ff.; kurz auch bei Erman, Ägypten S. 217 f.

[43]) Für die Versuche der verschiedensten Völker, das Totenreich geographisch festzulegen, vgl. Zemmrich, Toteninseln und verwandte geographische Mythen, Leiden 1891, insbesondere für Ägypten: Wiedemann, Die Toten und ihre Reiche im Glauben der alten Ägypter, 3. Aufl., Leipzig 1910.

[44]) Wiedemann, Rec. Trav. rel. á l'Égypt. 17, S. 3 f.; 18, S. 123.

In den Menschen gelangte sein Chu bei der Zeugung. Dies ergibt sich schon daraus, daß mehrere Könige, wie Sa-Ptah und Ramses VIII., sich als den Chu des Sonnengottes Râ bezeichneten und daß Amenophis IV., als er seine Sonnenreligion den Ägyptern aufzwang, den Namen Chu-en-äten „Chu der Sonnenscheibe" annahm, in dem gleichen Sinne, in welchem, wie bereits erwähnt, andere Könige sich als die Ba-Seele des Sonnengottes benannten. Sehr beachtenswert ist es, daß in der Zeit der 20. Dynastie um 1200 v. Chr., in welcher die Sonne als Spender alles Guten und Schönen in dem religiösen Empfinden der Ägypter eine besonders große Rolle spielte, auch andere Sterbliche in ihren Grabinschriften die Bezeichnung Vollkommener Chu (chu åker) des Sonnengottes Râ erhielten.[45]) Es wurde ihnen hierdurch gleichfalls eine verwandtschaftliche Beziehung zu dem Gott zugeschrieben. Während diese aber bei dem Pharao bereits bei Lebzeiten in die Erscheinung trat, konnten die genannten Privatleute erst nach ihrem Ableben auf eine solche Anspruch erheben.

Zahlreiche Ähnlichkeiten zu dem Ka, aber keine wirkliche Gleichheit mit diesem besitzt der letzte Seelenteil des Menschen, dessen an dieser Stelle zu gedenken ist, sein Osiris. Der Gott Osiris gilt seit dem alten Reiche als der Verbürger der Unsterblichkeit des Menschen. Er verdankt diese Bedeutung dem Umstande, daß er der Legende[46]) zufolge nach langjähriger, segensreicher Regierung als König des Niltals durch Mörderhand den Tod erlitten hatte, aber nicht, um auf die Dauer tot zu bleiben. Ihm war es beschieden gewesen, durch die Pforten des Todes hindurchzuschreiten und zu einem vor allen Anfechtungen und Gefahren gesicherten

---

[45]) Beispiele bei Maspero, Rec. Trav. rel. à l'Égypt. 3, S. 105 f.; Wiedemann, ebenda 20, S. 134; Daressy, ebenda 22, S. 142; Petrie, Six Temples at Thebes, Taf. 8, Nr. 3.

[46]) In Gestalt einer abgerundeten Lebensbeschreibung wird die Osirislegende erst von dem griechischen Philosophen Plutarch in seiner zwischen 120 und 130 n. Chr. abgefaßten Schrift „Über Jsis und Osiris" (beste Ausgabe von Parthey, Berlin 1850) erzählt. Die Inschriften zeigen aber, daß die einzelnen Bestandteile des von ihm wiedergegebenen Berichts in Ägypten von den ältesten Zeiten an dauernd bekannt waren und als religiöse Wahrheit galten.

ewigen Leben zu gelangen. Er hatte, und diese Tatsache ist von grundlegender Bedeutung, diese Unsterblichkeit nicht ausschließlich aus eigener Kraft gewonnen. An seiner Bahre hatten sich seine Familienangehörigen und Genossen versammelt, hatten seine Leiche einer bestimmten Behandlung unterzogen und eine lange Reihe von Formeln gesprochen.[47]) Diesen Zauberhandlungen und Zaubersprüchen verdankte der tote Gott sein neues Leben. Die Kenntnis der damals zur Anwendung gebrachten Worte und Bewegungen war der Nachwelt erhalten geblieben. Wenn man sie für einen andern Toten in gleicher Weise verwertete, so war man überzeugt, sie würden die gleiche Wirkung wie bei dem Gotte ausüben, und auch dem jeweiligen menschlichen Toten die Unsterblichkeit verschaffen.

Dank dieser Annahme galt Osiris als das Vorbild für die richtige Leichenbehandlung. Die tatsächliche Bestattungsart hat im Niltale im Laufe der Zeit mehrfach gewechselt. Dementsprechend wechselte dann jeweils die Schilderung der angeblichen Fürsorge für die Leiche des Osiris. Bald hieß es, man habe ihn zerstückelt, bald, man habe ihn als Ganzes beigesetzt, bald sollte dieses, bald jenes Gebet gesprochen worden sein. Da der Tote das Schicksal des Gottes Osiris teilen sollte, da die Formeln, welche für diesen wirksam gewesen waren, ihrem genauen Wortlaute entsprechend auch für ihn verwandt werden mußten, wurde er selbst als Osiris bezeichnet. Einer in Ägypten vielfach auftretenden, auch bei andern Völkern weit verbreiteten Vorstellung zufolge wird derjenige, welcher die richtigen Formeln im Namen eines Gottes spricht und sich dabei selbst für diesen Gott ausgibt, im Augenblicke seiner Handlung zu diesem Gotte oder doch von andern dämonischen Mächten für diesen Gott gehalten. In gleicher Weise wurde das Wesen, für welches man die Formeln verwendete und welches man im Verlaufe der heiligen Handlung für eine bestimmte göttliche Persönlichkeit ausgab, zu dieser oder doch von maßgebender Seite für diese gehalten.

---

[47]) Wiedemann, Die Anfänge dramatischer Poesie im alten Ägypten in Mélanges Nicole S. 561 ff. Vgl. Zeitschr. des Vereins für rhein. Volkskunde 9, S. 186 f.

Aus diesen Gedankengängen erklären sich die Drohungen, welche in zahlreichen Zauberformeln in Ägypten von den ältesten Zeiten an[48]) dauernd den Göttern gegenüber üblich blieben. Der Sprecher erklärte, wenn nicht sein Wille geschehe, dann werde er auf Grund der ihm innewohnenden göttlichen Kraft die widerstrebenden Mächte strafen oder vernichten. So behauptet in einem aus der Zeit um 1100 vor Chr. stammenden Texte[49]) eine Gebärende, sie sei die Göttin Isis, und fordert als solche die andern Gottheiten auf, ihr behilflich zu sein. Wenn Ihr das nicht tut, „dann soll der Götterkreis vernichtet werden, der Himmel soll nicht mehr bestehen, die Erde soll nicht mehr bestehen, die Schalttage sollen nicht mehr bestehen. Es soll den Göttern, den Herren von Heliopolis, nicht mehr geopfert werden. Schwachheit soll herrschen am Himmel des Südens, damit Unglück hervorgehe vom Himmel des Nordens. Weheruf soll aus dem Grabe erschallen, die Mittagsonne soll nicht länger leuchten, der Nil nicht mehr zur gewohnten Zeit sein Überschwemmungswasser senden. Nicht ich bin es, die spricht; nicht ich bin es, die die Worte wiederholt. Isis ist es, die spricht; Isis ist es, die die Worte wiederholt, damit Ihr ihr helft, ihren Sohn zu gebären". Wie hier der Frau die Bezeichnung als Isis alle Vorrechte und Kräfte der Göttin sicherte, so sicherte die Bezeichnung des Toten als Osiris diesem alle Vorteile, welche einst dem Gotte Osiris seine königliche Stellung, seine Verwandtschaft zu andern Göttern und sein Name verschafft hatten.

Die verschiedenen heiligen Handlungen waren an der Leiche des Gottes Osiris vorgenommen worden, sie hatten veranlaßt, daß nach ihrem Abschlusse der Gott in Fleisch und Blut in das Jenseits hinüberging. Dem Gotte Osiris entsprach somit bei der Totenfeier seine Leiche, und dem-

---

[48]) Einige Beispiele aus den Pyramidentexten bei Grapow, Ägypt. Zeitschr. 49, S. 48 ff.

[49]) Pleyte, Études sur un Rouleau magique du Musée de Leide S. 173 ff. Vgl. für die hierbei in Betracht kommenden Vorstellungen Wiedemann, Magie und Zauberei im alten Ägypten. Leipzig 1905; Die Amulette der alten Ägypter, Leipzig 1910.

entsprechend war der Osiris des Toten zunächst der Leichnam selbst. Es handelte sich demnach nach der osirianischen Unsterblichkeitslehre bei den Begräbnisfeierlichkeiten darum, diesen Leichnam, in welchem im Augenblicke des Todes die Lebensäußerungen erloschen waren, wieder zu ihnen zu befähigen. Die Leiche sollte hierdurch neues Leben gewinnen. der Mensch sollte in seiner irdischen Gestalt fortbestehen, genau so, wie dies bei dem Gotte Osiris der Fall gewesen war. Die Wirklichkeit hätte lehren sollen, daß diese Erwartung nicht eintraf, daß die Leiche in dem Grabe liegen blieb und nicht, wie es der Osirisglaube verlangte, durch die Wüste nach Westen wanderte, um zu den Gefilden der Seligen zu gelangen und ewig dort zu verweilen. Diese Tatsache war jedoch nicht ohne weiteres allgemein festzustellen. Die Grüfte wurden nach der Beisetzung geschlossen und sollten späterhin von keinem Sterblichen mehr betreten werden. Geschah dies dennoch und fand sich bei einer solchen Gelegenheit die Leiche vor, so blieb immer der Ausweg, anzunehmen, der Tote sei zufällig jetzt in Gestalt seiner Leiche in das Grab zurückgekehrt, um nach dem Rechten zu sehen, und sei nun hier von dem Besucher überrascht worden. Dann aber haben in Ägypten so gut wie anderswo tatsächliche Verhältnisse und Feststellungen niemals an religiösen Vorstellungen über jenseitige Dinge etwas zu ändern vermocht.

Sobald in dem Leichnam dank der Begräbniszeremonien das neue Leben erwacht und er damit lebensfähig und lebendig geworden war, war er naturgemäß allen irdischen Empfindungen unterworfen, vor allem Hunger und Durst. Andererseits war er aber auch zu den verschiedensten Lebensäußerungen befähigt, er konnte hassen und lieben, nützen und schaden. In diesem neubelebten, Osiris gewordenen Toten sammelten sich alle die verschiedenen Seelenformen, welche zu besprechen waren und welche im Augenblicke des Todes Freiheit gewonnen hatten, zu einer neuen Einheit. Der Tote wurde dergestalt, wie dies die Texte ausdrücken, gerade so, wie er einst auf Erden war. Legte man die übliche Ansicht, der Osiris verlasse nach der Beisetzung das Grab, um in die Gefilde der Seligen einzugehen, zugrunde, so vollzog sich diese

Rückkehr aller Bestandteile in ihre Hülle nach Abschluß des Totengerichtes, sofern sich bei dieser feierlichen Handlung herausgestellt hatte, daß der Tote des Fortlebens würdig sei[50]). Geschah dies nicht, so wurde er der Fresserin der Unterwelt überliefert und starb eines zweiten, endgültigen Todes. Verzichtete man auf die Annahme einer Wanderung und einer derartigen Gerichtszene, so erfolgte die Wiederzusammenfindung der Seelenformen in dem nach diesen Vorstellungsreihen gleichfalls zu ewiger Dauer ausersehenen Körper innerhalb des Grabes.

Über die Einzelheiten des Verlaufes der Vereinigungen unterrichten die Texte nirgends genauer. Von dem Ka heißt es, er gehe mit dem Osiris, er stehe vor ihm, er lebe im Sarge. Von dem Herzen wird behauptet, es sei im Innern des Osiris, also an seiner alten Stelle. Von dem Ba war bereits zu erwähnen, daß er Botendienste zwischen der oberirdischen Opferkammer und dem Osiris verrichtete. Eine systematische Klarheit läßt sich aus den verschiedenen Andeutungen nicht gewinnen, eine solche hat im Altertume wohl überhaupt niemals bestanden. Dem alten Ägypter fehlte, besonders in religiösen Dingen, das dem modernen Menschen anerzogene Bedürfnis, auch bei derartigen Fragen zu einem einheitlichen Systeme von dogmatischem Werte zu gelangen. Er begnügte sich mit der Aufstellung von oft sehr widerspruchsvollen Einzellehren und überließ es dem Jenseits, in deren Wirrsal Ordnung zu stiften, das Richtige von dem Irrtümlichen zu scheiden. Das eine aber, und davon wird bei den weiteren Ausführungen auszugehen sein, steht fest, der Osiris des Toten entsprach der Leiche. Was man dieser antat, das fügte man dem Osiris zu. Diesem Gedanken waren sämtliche ägyptischen Begräbnisgebräuche angepaßt und zwar in guter wie in böser Absicht, zum Nutzen und zum Schaden, bezw. zur Unschädlichmachung des Toten.

In dem Toten hat der Überlebende, solange er sich von

---

[50]) Für die in einzelnen Punkten den ägyptischen ähnlichen Totengerichtsvorstellungen der Griechen und Römer vgl. Ruhl, De mortuorum iudicio (Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten II, 2), Gießen 1903.

seinen Gefühlen leiten ließ und nicht durch Überlegung und langdauernde Erfahrung zu andern Anschauungen geführt wurde, bei fast allen Völkern und zu allen Zeiten ein unheimliches Wesen gesehen. Eben war der Mensch noch lebendig und im Vollbesitze seines Ichs und seiner Kraft, jetzt lag ein starrer, machtloser Leichnam da. Wohl empfand man Trauer, wenn es sich dabei um einen lieben Verwandten und Freund handelte, allgemeiner und stärker aber war die Furcht vor dem Toten. Der Mensch war mit seinem Ableben nicht völlig verschwunden und aus dem Gedächtnisse der Überlebenden fortgewischt. Bei der Nennung seines Namens stieg sein Erinnerungsbild wieder auf, und haben daher die Ägypter, wie bereits erwähnt, in dem Namen einen Teil des unsterblichen Ichs des Menschen gesehen. Im Traume konnte man sein Bild erblicken. Man konnte sich leicht vorstellen, daß er noch irgendwie bestehe und daß er Dinge, welche nach seinem Ableben geschahen, billigte oder verurteilte. Aber, wenn er dies tat, wenn man sich an ihm oder an seinem einstigen Eigentum vergriff, dann war es ihm unmöglich, sich in der Weise handgreiflich zu verteidigen, wie er dies auf Erden vermocht hatte. Mit dem Tode war seine Körperkraft gewichen, er war in vielen Beziehungen wie ein Kind auf die Güte anderer angewiesen, und dieses Abhängigkeitsgefühl mußte bei ihm eine verbitterte Stimmung der Nachwelt gegenüber erzeugen.

Dazu kam noch ein anderes! Der Ägypter hat in seinem Vaterlande das Ideal des irdischen Daseins gefunden. Wohl beschwert er sich, auch in den Inschriften und Papyris, gelegentlich über schlechte Zeiten, über harte Arbeit, über den Druck der Vorgesetzten und der Abgaben. Tatsächlich aber war er, hoch oder niedrig, mit seinem Lose im Altertume ebenso zufrieden wie in der Neuzeit. Der Höhergestellte empfindet es mitunter als Last, sich der Regierung und besonders der Fremdherrschaft fügen zu müssen, aber er nimmt diesen Zustand als etwas Unabänderliches hin, über das man seufzt und klagt, dem man sich aber, ohne tatkräftigen Widerstand zu versuchen, zu fügen hat. Die breite Masse ist seit Jahrtausenden an den stetigen Dienst und Gehorsam gewöhnt.

Hat sie genügend zu essen und zu trinken, und dafür sorgt der günstige Boden Ägyptens, und nicht zu viel zu arbeiten, und das erreicht sie durch Trägheit und passiven Widerstand, so ist sie zufrieden. Erhält der allzu Säumige einmal eine Tracht Prügel, wie dies seit alters beim Steuerzahlen und Frondienst üblich war, so tröstet man sich jetzt mit dem Sprichworte, daß der Stock ein Geschenk des Himmels sei, und im Altertume wird man sich an den Satz[51]) erinnert haben, der Mensch besitze einen Rücken, er höre, wenn er Schläge erhalte.

Wenn auf Erden alles so vortrefflich eingerichtet war, daß man sich überhaupt nichts Erfreulicheres denken konnte, wie diese beste aller Welten, dann mußte es der Tote ungemein schwer empfinden, daß er dies alles hatte aufgeben müssen. Man konnte in den religiösen Texten das Jenseits noch so herrlich ausmalen, daß es einen wirklichen Ersatz für das verlorene Diesseits gebe, das hat der Ägypter im Ernste nie anzunehmen vermocht. Die Gesänge, welche angesichts des Grabes nach der Beisetzung beim Leichenmahle zur Harfe vorgetragen wurden,[52]) gipfelten infolgedessen immer wieder in der Mahnung: Genieße dein Leben, so viel du nur kannst, tue Spezereien auf dein Haupt, kleide dich in wertvolle Stoffe, feiere möglichst viele Feste, denn, wenn der Tod kommt, dann kann niemand seine Habe mit sich nehmen, der Platz des Toten sieht aus, als wäre er nie gewesen, seine Bauten zerfallen, der Tote ist dahin gegangen, für ihn gibt es keine Wiederkehr!

War unter diesen Umständen bereits der Abschied aus dem Leben schwer, so wurde der Aufenthalt im Jenseits dem Toten vor allem dadurch vergällt, daß ihn dort die Sorge um das tägliche Brot zu drücken drohte. Er mußte essen und trinken, und die Furcht, daß es ihm an der nötigen Nahrung fehlen könnte, wird in den Totentexten häufig aus-

---

[51]) Papyrus Anastasi III, S. 3 Z. 13 = Anastasi V, S. 8 Z. 6.

[52]) Beste Bearbeitung Max Müller, Die Liebespoesie der alten Ägypter, S. 29 ff. Für entsprechende Gedankengänge in der Weltliteratur vgl. C. H. Becker, Ubi sunt qui ante nos in mundo fuere, in Aufsätze zur Kultur- und Sprachgeschichte, Ernst Kuhn gewidmet, S. 87 ff.

gesprochen. Bereits in den Pyramideninschriften wird darauf angespielt, daß er dann aus dem Jenseits in das Diesseits werde zurückkehren müssen, um die Abfallhaufen zu durchsuchen, Kot zu essen und Harn zu trinken.[53]) In dieser traurigen Lage, von solchen Befürchtungen gequält, war es unvermeidlich, daß der Tote einen bösartigen Charakter gewann, daß er den Überlebenden gegenüber feindliche Empfindungen hegte und diese fühlen zu lassen suchte. Der Betätigung einer solchen Denkrichtung entgegenzuarbeiten, den Osiris des Toten an böswilligen Taten so weit irgend möglich zu verhindern, mußte ein Hauptbestreben der Hinterbliebenen bilden.

Es konnte dies zunächst in freundlicher Weise geschehen, indem man sich bemühte, dem Toten den Aufenthalt im Jenseits und im Grabe möglichst angenehm zu gestalten. Man stattete die Gruft mit reichen Gaben aus, häufte in ihr Gebrauchsgegenstände jeder Art, Geräte, Schmuck, Waffen auf, weihte Speise und Trank und wiederholte diese Opfer in der Grabkapelle von Zeit zu Zeit. Nahm der Tote diese Bemühungen gütig auf, war er mit ihrem Ergebnisse zufrieden, dann konnte man seine Gunst erhoffen. Es gab aber viele Tote, deren Angehörige nicht in der Lage und nicht in der Stimmung waren, ihnen viel mitzugeben oder nachzusenden. Auch bei den Bessergestellten mußte man sich sagen, daß in absehbarer Zeit der Tag kommen werde, an welchem, trotz aller frommen Stiftungen und trotz aller Verträge mit den Priesterschaften ihrer Bestattungsorte,[54]) die ihnen geweihten Opfer versiegten und niemand mehr daran denken werde, zu ihren Gunsten die zur Beschaffung der Lebensmittel erforderlichen Zaubergebete zu sprechen. Dann war zu erwarten, daß auch diese Toten sich dem Heere der mißvergnügten

[53]) Eine Zauberformel, um den Zwang, im Jenseits Kot essen und Harn trinken zu müssen, zu verhindern, besprach Grapow, Ägypt. Zeitschr. 47, S. 100 ff.

[54]) Ein gutes Beispiel für solche Abmachungen bilden die aus der Zeit vor 2000 v. Chr. stammenden Verträge von Siut (veröffentlicht Griffith, The Inscriptions of Siut and Dêr Rifeh. London 1889; bearbeitet Erman, Ägypt. Zeitschr. 20, S. 159 ff.; Maspero, Transact. Soc. Bibl. Arch. 7, S. 6 ff.).

Grabbewohner anschlossen, um mit diesen vereint eine schwere Gefährdung der Nachwelt zu bilden.

Bei dieser Sachlage erschien es weit ersprießlicher, statt um die Gunst der Toten zu buhlen, was auf die Dauer doch keinen Erfolg versprach, sie lieber von vornherein unschädlich zu machen. Die Gefahr, welche der Tote bildete, ging von seinem Leichnam aus, in welchem sein Osiris weilte, die Bestrebungen zur Unschädlichkeitmachung mußten sich demnach gegen diesen Leichnam richten. Die Mittel, welche die alten Ägypter zu diesem Behufe verwendeten, waren im Grunde die gleichen wie diejenigen, deren bereits als Abwehrmaßregeln gegen Vampyre zu gedenken war: Abtrennung wichtiger Körperteile von der Leiche und Festlegung derselben, um ihr die Bewegungsmöglichkeit zu nehmen. Während aber bei dem üblichen Kampfe gegen den Vampyrismus diese Mittel in verhältnismäßig einfachen Formen ihre Verwertung finden, sind sie in Ägypten, dank der langen Dauer seiner Kulturentwickelung, in sehr verschiedenartiger und häufig äußerst umständlicher Weise ausgebildet worden.

Der erstere Weg, die Beschädigung der Leiche, war vor allem in der ältesten Zeit des Ägyptertumes beliebt.[55]) Man zerlegte den Toten in eine Reihe von Stücken und setzte diese wohl geordnet oder auch in wirrem Haufen in einer Grube in der Gräberstadt am Rande der Wüste bei. Diese Zerstückelung bewirkte nicht eine endgültige Vernichtung des Toten. Seine Unsterblichkeit an sich war von dem Fortbestande des Körpers unabhängig, wie dies besonders die in dem gleichen Zeitraume auftretende Verbrennung von Königsleichen lehrt, bei welcher die Verwandlung des Leichnams in Asche die Seele nicht daran hinderte, als Sperber zu den Göttern hinaufzufliegen. Das Verschwinden der vollständigen

[55]) Für die Zerstückelung der Toten vgl. Wiedemann bei Morgan, Les Origines de l'Égypte II, S. 203 ff.; Wainwright, The Rite of Dismemberment in Ancient Egypt in Petrie, The Labyrinth, London 1912; Ruffer und Rietti in Bull. Soc. Archéol. Alexandrie 3, S. 240 ff.; Baillet, Rec. Trav. rel. à l'Égypt. 22, S. 180 ff. (der die verschiedenen ägyptischen Bestattungsgebräuche allzusehr auf einheitliche Gesichtspunkte zurückzuführen trachtet); Covington, Ann. Serv. Ant. de l'Égypte 9, S. 102 f. (Skelette ohne Köpfe und Füße).

Leiche hatte aber den Erfolg, daß damit dem Toten die Möglichkeit genommen wurde, in diesen Körper zurückzukehren, ihn zu beseelen und in ihm zur Qual der Überlebenden umzugehen. In späteren Zeiten hat man angenommen, es werde dem zauberkräftigen Toten möglich sein, die Gestalt eines Vogels, einer Schlange, eines Krokodils, zahlreicher anderer Geschöpfe oder auch alle Gestalten, welche er irgend wünschte, anzunehmen.[56]) In den ältesten Texten ist hiervon nicht die Rede. Damals scheint die Leiche als die einzig mögliche Formung für die irdische Verkörperung des menschlichen Osiris gegolten zu haben. Ihre Zerstörung befreite damit die Menschheit endgültig von dem Toten. Dieser konnte im Jenseits tun und lassen, was er wollte, der Diesseitsbewohner konnte ihm durch Zauberformeln Freundlichkeiten erweisen. der Tote konnte diese aber nicht erzwingen, niemand brauchte mehr das Erscheinen seines Gespenstes zu fürchten.

Eine vollständige Zerstückelung war das einschneidendste Mittel, welches man diesen Vorstellungen entsprechend anwenden konnte, sie verlangte aber erhebliche Anstrengungen und Zeitaufwand und mußte außerdem, als die Gefühle des Volkes sich verfeinerten, als eine große Roheit dem einstigen Verwandten und Genossen gegenüber erscheinen. So begnügte man sich denn vielfach damit, nur einige als besonders wichtig geltende Körperteile von der Leiche loszulösen. Zunächst kam der Kopf in Betracht. Er wurde abgeschnitten, gesondert aufgestellt oder zwischen die Beine des Toten gelegt, um diesem die Möglichkeit zu nehmen, ihn wieder aufzusetzen. Dann schnitt man dem Toten das Geschlechtsglied ab und setzte dieses gesondert bei. Man nahm ihm dadurch die Fortpflanzungskraft und verhinderte ihn daran, ein Inkubus zu werden. Eine solche Vorsichtsmaßregel erschien um so empfehlenswerter, als die Ägypter, ebenso wie zahlreiche andere Völker, die Toten für besonders sinnliche Wesen hielten. Unter den Hauptvorzügen, welche ihnen als seligen,

---

[56]) Vgl. besonders die Verwandlungskapitel im Totenbuch Kap. 76 ff.; übersetzt Le Page Renouf, The Life Work IV, S. 146 ff. Die aus dem Mittleren Reiche erhaltenen derartigen Kapitel verzeichnete Roeder, Arch. für Religionswissenschaft 16, S. 79 f.

zauberkräftigen Toten zuteil werden würden, heben die Könige in den Pyramidentexten hervor, dann könnten sie den Ehegatten ihre Frauen fortnehmen und sogar mit Göttinnen Verkehr pflegen.[57]) Weiter konnten das Herz, die Eingeweide, das Gehirn entfernt werden, lauter Organe, deren man für eine Lebensbetätigung nicht zu entbehren vermochte. Die Zerstückelung verschwand als allgemein verbreitete Sitte gegen Ende der neolithen Zeit. Nur vereinzelt trat die Loslösung einzelner Leichenteile noch in der Spätzeit auf. Damals hatte man vielfach ihren ursprünglichen, gegen den Toten gerichteten Zweck vergessen und nahm an, in gleicher Weise, wie der Eintritt des Todes erforderlich sei, um den Menschen als ganzes in das Jenseits eingehen zu lassen, seien bestimmte Zerstückelungen notwendig, um dem Verstorbenen im Jenseits den Besitz der betreffenden Körperteile zu sichern. Habe man der Leiche Kopf, Geschlechtsglied, Herz genommen, so sei der Osiris gewiß, daß sie ihm im Jenseits zurückerstattet werden würden und ihm dann nie wieder entrissen werden könnten.

Im großen und ganzen tritt seit der Pyramidenzeit an die Stelle der Zerstückelung der Leiche als das empfehlenswerteste Schutzmittel gegen den Toten die Fesselung des Leichnams.[58]) Die ersten Ansätze hierzu zeigen sich bereits in der dieser Periode vorhergehenden Nagada-Zeit. Damals gab man nicht selten der Leiche die sog. Hockerstellung und umschnürte dann den Körper möglichst fest mit Leinwandbinden, um ihm eine Veränderung dieser Lage unmöglich zu machen. Seit der Pyramidenzeit entwickelte sich die Fesselung der als Ganzes bestatteten Leiche zu einer vollständigen Kunst. Der Leichnam wurde kurz nach dem Tode vermittelst eines Bades in Natronlösung ausgetrocknet, mit Asphalt behandelt

[57]) Pyramide Unas Z. 629, 181.

[58]) Für das auf der Erde weit verbreitete Fesseln und Einpacken des Toten, um seine Wiederkehr zu verhindern, vgl. Schötensack, Verh. Berliner anthrop. Ges. 1901 (Zeitschr. für Ethnol. 33) S. 522 ff.; Andree, Arch. für Anthropologie. Neue Folge 6, S. 282 ff.; Klaatsch, Mitt. der Schlesischen Ges. für Volkskunde 13/14, S. 424 ff.; Scheftelowitz, Das Schlingenmotiv im Glauben der Völker in Religionsgeschichtliche Versuche und Vorarbeiten XII 2, S. 23 ff.

und auf diese Weise zu einer Mumie gestaltet. Dieses Verfahren hatte die Erhaltung der Leiche zur Folge und erschien unumgänglich erforderlich, sobald man annahm, der Tote werde für eine irdische Verkörperung nicht auf die Benutzung seines Leichnams beschränkt sein, er werde statt dieses andere Gestaltungen annehmen können. War dies der Fall, so gewann man mit der Leichenzerstörung keinerlei durchgreifenden Schutz gegen das Umgehen des Toten. Im Gegenteile mußte eine derartige Behandlung seines Körpers den Verstorbenen beleidigen und in ihm Rachegefühle wachrufen. So suchten denn die Hinterbliebenen umgekehrt den Leichnam möglichst unversehrt zu erhalten, um durch diese Guttat die Gunst des Toten zu gewinnen, ihm den Gedanken nahezulegen, die Überlebenden wünschten und hofften, mit ihm in Verbindung zu bleiben, keinen scharfen Schnitt zwischen ihm und dem Diesseits eintreten zu lassen.

Tatsächlich war dieses Wohlwollen nur ein scheinbares. Der Tote sollte an die Zuneigung der Nachkommen über das Grab hinaus glauben. Lieber war es den Hinterbliebenen, wenn er ferne blieb, sich nicht in ihre Angelegenheiten mischte und ihnen vor allem nicht durch die Forderung von Opfergaben und Stiftungen Ungelegenheiten und Kosten bereitete. Um ihm die Rückkehr zu erschweren, wurde seine Mumie mit fest angelegten Binden umgeben. Diese umschlangen die Glieder und nahmen ihnen jede Bewegungsfreiheit. Dann wurden sie mit Bändern und Stricken umwickelt, diese sorgfältig verknotet und die Verschlußstellen vielfach mit Siegelton versiegelt. Auf dem Siegelabdruck waren heilige Zeichen angebracht, welche verhindern sollten, daß der dämonische Tote die Binden löse und dadurch freikomme. Die derart festgebundene Leiche legte man mit Vorliebe in einen menschengestaltigen Sarg, welcher sich den Körperformen eng anschmiegte und wie ein Panzer das Festmachen verstärkte. Die Särge vernagelte man sorgsam von außen mit häufig schräg eingetriebenen Holzstiften, so daß es ausgeschlossen war, den Kasten von innen zu öffnen und somit der Leiche kein Ausweg aus ihm zur Verfügung stand. Daß bei Verabsäumung dieser Vorsicht der Tote aus dem

Sarge herauskommen konnte, das zeigt ein Relief aus der Zeit um 1100 v. Chr. in dem Museum zu Kairo.[59]) Eine Prinzessin hatte es vergessen, bei Lebzeiten eine Stiftung für die ihrer Person darzubringenden Speiseopfer zu machen. Im Sarge erinnerte sie sich dieses Mangels an Vorsorge, hob den Sargdeckel in die Höhe und reichte aus dem Sarge heraus den Hinterbliebenen die Stiftungsurkunde. Der geschlossene und vernagelte Sarg wurde mit Stuck überzogen und dieser in zahlreichen Fällen mit Malereien, Darstellungen und Inschriften bedeckt, welche durchweg religiösen Inhaltes waren.

In diesem Sargschmucke kam wieder der zweite Zweck der Leichenbehandlung zum Ausdrucke. Hatten die Binden und der Sarg als solcher die Absicht verfolgt, den Toten festzuhalten und damit in seinem Wirkungskreise einzuschränken, so galten diese Texte seinem Vorteile. Sie sollten der unabhängig von der Leiche die Gruft besuchenden Seele die sorgliche Liebe der Hinterbliebenen vor Augen führen. Sie stellten Gottheiten dar, denen der Schutz des Toten im Jenseits anvertraut war, zeigten Amulette zur Sicherung seines Ichs, gaben Formeln, welche ihm Speise und Trank und allerhand sonstige Annehmlichkeiten verschaffen konnten. Je mehr man die Gunst des Verstorbenen zu erringen trachtete, um so ausgedehnter wurden die Texte und Bilderreihen. Dabei gehen sie aber, und dies ist sehr beachtenswert, niemals näher auf die persönlichen Verhältnisse des Toten ein. Sie nennen seinen Namen und den seiner Eltern und anderer Vorfahren, um seine eigene Persönlichkeit festzustellen, es fehlt jedoch jeder Hinweis auf die Überlebenden, auf die Nachkommen des hier Bestatteten, auf die Stifter des Sarges, so nahe deren Erwähnung an dieser Stelle gelegen hätte. Man wollte offenbar dem Toten keinen Anhalt geben, mit dessen Hilfe er aus den Inschriften hätte entnehmen können, wer von seinen Verwandten auf Erden zurückgeblieben sei und an wen er sich bei Unannehmlichkeiten zu wenden, an wem er sich bei Vernachlässigungen an erster Stelle zu rächen habe. Trotz der Formeln und Darstellungen, welche dem Verstorbenen Nutzen

[59]) Stele der Prinzessin Karâmâ aus dem Jahre 25 des Königs Takelot II. aus Karnak. Kairo. Museum, Saal T Nr. 672s.

bringen konnten, sind diese menschengestaltigen Särge gerade so wie die Mumienbinden im Grunde gegen ihn gerichtet. Jede dieser Einrichtungen für sich und besonders alle vereint sollten den Verewigten durch Anwendung irdischer Gewaltmittel an der Wiederkehr verhindern, soweit dies mit menschlichen Kräften dämonischen Wesen gegenüber überhaupt möglich war.

Neben dem menschengestaltigen Sarge kennt der Ägypter seit der Frühzeit noch eine zweite, in Form und Gedankeninhalt von ihm völlig verschiedene Sargform, den Sarg in Vorratshausgestalt. Nicht selten treten dabei beide Formen für ein und denselben Toten auf, trotz des innern Widerspruchs der in ihrer Formung zum Ausdrucke kommenden Vorstellungen. Diese Tatsache beruht nicht etwa auf einem Versuche, diese Gedankengänge zu einem wirklichen Ausgleiche zu bringen, sondern auf der ägyptischen Sitte, die verschiedensten religiösen Vorstellungen, unbekümmert darum, ob sie zueinander paßten oder nicht, nebeneinander zu stellen und gleichzeitig zu verwerten. Die Verquickung beider Formen erfolgt in einzelnen Fällen in der Weise, daß der menschengestaltige Tote in einer Mumienumhüllung, aus welcher nur Gesicht und Hände unbedeckt hervorragen, scheinbar auf dem Kastensarge, wie auf einer Totenbahre ruht. Weit häufiger hat man die Mumie zunächst in einen menschengestaltigen Sarg gebettet und diesen dann als ganzes in einem Kastensarge niedergelegt.

Der Kastensarg stellte, in gleicher Weise wie das Grab selbst, die Wohnstätte des Toten dar. Bei der Behausung des alten Ägypters spielte ebenso wie bei der des heutigen einheimischen Bewohners des Landes die eigentliche Wohnung eine sehr geringe Rolle. Dank der Regenarmut und der Wärme des Landes verlief das tägliche Leben des Vornehmen wie des einfachen Bürgers und Bauern im wesentlichen im Freien und brauchte man nur ausnahmsweise Innenräume als Aufenthaltsorte. Um so wichtiger erschien für jeden Ägypter im Altertume der Besitz von Vorratsräumen. Das ägyptische Volk hat bis zur Perserzeit hinab kein bares Geld gekannt, weder eigentliche Münzen noch gemünzte Edelmetallbarren waren im

Gebrauche. Die Möglichkeit, Lebensmittel und andere Gebrauchsgegenstände zur Verfügung zu haben, beruhte demnach ausschließlich auf deren Aufspeicherung oder auf Tauschhandel. Für beides waren größere Vorräte erforderlich und für deren Aufbewahrung wiederum Räume, in denen sie gegen das Verderben, schädliche Tiere und Diebstahl gesichert erschienen. Infolgedessen ist der Hauptzweck einer ägyptischen Behausung, eine gegen unberechtigte Eindringlinge möglichst gesicherte Magazinanlage zu gewähren. Wie dies bei der Behausung der Lebenden der Fall war, so war es in gleicher Weise der bei der Ausgestaltung des Aufenthaltsortes des einzelnen Verstorbenen.

Die Außenseiten der Gräber zeigen vielfach, am klarsten in der älteren Zeit, in Anklängen aber bis in die Römerzeit hinab, abwechselnde Nischen und Vorsprünge, wie sie bei den Außenmauern der Festungsanlagen im Niltale behufs leichterer Verteidigung dauernd üblich waren. Im Innern wurde nur ein verhältnismäßig kleiner Raum für den Toten ausgespart, den größten Teil der Anlage nahmen Vorratskammern ein, in denen man Schätze aller Art, Speise und Trank, Dienerstatuen, Geräte usw. aufspeicherte. Hatte man im Grabe nur einen einzigen Raum zur Verfügung, so stellte man diesen Besitz rings um den Sarg oder brachte ihn bisweilen auch im Sarge selbst unter. Bei wirklichen Gebrauchsgegenständen war letzteres naturgemäß nur in sehr beschränktem Maße möglich, da der Umfang der Särge nicht genügte, um Möbel und derartige Dinge in ihnen aufzustellen, und dies umsoweniger, als es vor allem die Leiche hier zu lagern galt. Man begnügte sich daher damit, die Bilder der Gegenstände an den Innenwänden des Sarges anzubringen, und überließ es dem Toten, durch seine Zauberformeln diese Zeichnungen und Gemälde in ihre wirklichen Vorbilder zu verwandeln, wenn er sie tatsächlich zu benutzen wünschte. Nach außen wurde der Kastensarg wie eines der geschilderten Magazine gestaltet, die Nischenanlagen wurden bei Steinsärgen in Relief, bei Holzsärgen in Malerei nachgebildet. Eine Scheintür führte in den Sarg hinein, und betonte man bei dieser gern ihre sorgsame Verriegelung. Über ihr war eine

Öffnung angedeutet, aus welcher der Tote heraussehen und etwaige sich nahende Gegner beobachten konnte, um instand gesetzt zu sein, rechtzeitig Maßregeln zum Schutze seiner Behausung und der in ihr angehäuften Vorräte zu treffen. Durch die Tür konnte er gelegentlich heraustreten und sich in dem Grabe ergehen, wenn es ihm in dem Sarge selbst allzu eng und allzu eintönig wurde. Freilich konnten ihn in andern Fällen Zaubermaßregeln an einem solchen Ausgange, welcher sich gegebenenfalls bis auf die Oberwelt zu erstrecken vermochte, verhindern, und werden die Hinterbliebenen nicht verabsäumt haben, diese gelegentlich anzuwenden, um den Toten zu bannen.

Alle diese Gedankengänge setzen voraus, daß auch nach dem Tode in der einen oder andern Form Lebensfähigkeit und wirkliches Leben in der Leiche zurückblieb und daß ihr eine Betätigung von Lebensäußerungen möglich war. Derartige Vorstellungen von dem Lebenden Leichnam werden vor allem in den älteren Texten klar vorgeführt. Sie haben aber bis in die Spätzeit hinein Fortbestand gehabt. In der Erzählung von dem Prinzen Setna, einem Sohne Ramses' II., welche in einer Handschrift aus der spätern Ptolemäerzeit erhalten geblieben ist[60]), wird erzählt, wie der in der Zauberkunst erfahrene Prinz in eine Gruft bei Memphis hinabstieg, hier den Toten antraf, mit ihm sich unterhielt, Brett spielte und ihm zuletzt ein Zauberbuch raubte. Der Tote eilte dem Prinzen auf die Erde nach, brachte ihn in Schmach und Schande und zwang ihn dadurch, das Buch in das Grab zurückzubringen und Buße zu tun. Diese bestand vor allem darin, daß er in Koptos das Grab der Frau und des Sohnes des Gekränkten aufsuchen mußte. Die Mumien dieser beiden Persönlichkeiten brachte er in feierlichem Zuge nach Memphis in die Gruft des Toten, welcher fortan nicht mehr allein, sondern zusammen mit seinen nächsten Angehörigen die Zeit verbrachte. Den gleichen Wunsch nach Vereinigung mit dem,

---

[60]) Übersetzt Maspero, Les Contes populaires de l'Égypte ancienne, 4. Aufl., S. 123 ff.; Wiedemann, Altägyptische Sagen und Märchen, S. 118 ff.

was ihm bei Lebzeiten am liebsten gewesen war, in dem Grabe, wie ihn hier der Verstorbene empfand, fühlte Jahrtausende früher seiner Grabinschrift[61]) zufolge ein Verwandter des Königshauses der sechsten Dynastie um 2800 v. Chr. Er berichtet, er habe seinen Sarg in das Grab seines Vaters gestellt, nicht etwa, weil ihm die Mittel gefehlt hätten, um zwei Gräber herzustellen, sondern um seinen Vater jeden Tag zu sehen und mit ihm an einem Orte zu sein.

Während des ganzen Verlaufes seiner über drei Jahrtausende umspannenden Geschichte hat das ägyptische Volk an dem Glauben an die Unsterblichkeit des Menschen festgehalten. Vielfach hat es diese Vorstellung sich ausgemalt, sich klar zu machen gesucht, wie sich dieses Fortleben für eine oft recht verwickelt zusammengesetzte Seele in einem näheren oder ferneren Jenseits gestalten werde. Daneben aber hat es, wie diese Ausführungen gezeigt haben werden, den in uralter Zeit entstandenen Gedanken nicht verleugnet, daß die Unsterblichkeit des Menschen in erster Reihe mit seinem Körper, mit dem Lebenden Leichname im Grabe und Sarge verknüpft bleiben werde. In diesem Festhalten an den ältesten Unsterblichkeitsvorstellungen steht das ägyptische Volk nicht allein. Andere Völker haben ein ähnliches Beharrungsvermögen gezeigt, und auch auf deutschem Boden hat die Überzeugung von dem Fortdauern eines Lebensrestes in der Leiche seine Kraft bewahrt, wenn er auch niemals so systematisch durchdacht und ausgestaltet worden ist, wie in dem alten Ägypten.

---

[61]) Veröffentlicht und übersetzt Sayce und Maspero, Rec. Trav. rel. à l'Égypt. 13, S. 67 ff. — Andere Texte des Mittleren Reiches (publ. Lacau, ebenda 26, S. 67 ff., 31, S. 26 ff.; übersetzt Röder, Urkunden zur Religion des alten Ägyptens S. 201 f.; Baillet, Journal asiatique 10 Ser. 4, S. 307 ff.) enthalten eine Zauberformel, um dem Verstorbenen die Vereinigung mit seiner Familie in der Unterwelt zu verschaffen.

Die Nuss in rheinischer Sprache und Sitte.

Von **Dr. Jos. Müller**, Bonn.

Die alteinheimische Haselnuß und die aus Welschland eingeführte Wal- oder Baumnuß spielen im Volksleben eine so wichtige Rolle, daß die Schöpferkraft der Volkssprache sich mit ihnen nachdrücklich beschäftigen mußte und um beide sich der Volksglauben rankte und die Sitte sie in ihren Kreis aufnahm. Manches, was ursprünglich hierbei nur von der heimischen Haselnuß galt, mag dann auf den Fremdling, die Welschnuß, übertragen worden sein. Und so läßt sich bei der geschichtlichen, sprachlichen und volkskundlichen Behandlung dieses Gebietes die Überlieferung nicht immer reinlich scheiden. Die Blütenkätzchen beider Nußarten, der Becher der Haselnuß und die grüne Hülle der Baumnuß führen dieselben Namen; bei den Redensarten, den Bauernregeln vor allem, ist es oft nicht auszumachen, ob die eine oder die andere Art gemeint sei. Mehr schon tritt eine klare Scheidung beim Volksglauben zutage.

Im Folgenden ist zunächt die Welschnuß behandelt, wobei das Gemeinsame, doch nicht Unterscheidbare, mit hineinbezogen ist. Zuletzt folgt dann die nur der Haselnuß gewidmete Überlieferung.

A. Die Baumnuß: Triebe und Blüten der Baumnuß sind sehr empfindlich gegen Kälte, weshalb sie auch nur in den wärmeren Teilen unseres Gebietes, in den Flußtälern und im Flachlande häufiger vorkommt. Eifel und Hunsrück in den hochgelegenen Teilen kennen sie nicht. Im übrigen hat der Walnußbaum der intensiven Bodenkultur, die jedes Fleckchen Erde für den Körner- oder Wiesenbau ausnutzt, vielfach weichen müssen. Unter dem dichten Schatten des Baumes gedeiht keine Frucht, und die weithin ausholenden Wurzeln entziehen dem Boden die Nährstoffe.[1]) Ein seltener Gast, der im Hof-

[1]) So schreibt mir der bekannte Forscher auf dem Gebiete der Nahe- und Hunsrück-Botanik, Herr Oberlehrer Geisenheyner aus Kreuznach: „Früher gab es hier (an der Nahe) sehr viele Nußbäume, heute nur sehr wenige; alte fast garnicht mehr. Ich bin seit 1870 hier und erinnere mich noch sehr gut der (fast möchte ich sagen) Nußbaumwälder.“ — Auch sonst

raum Schatten spendet,[2]) der am Ufer einsam steht oder Straßenzeilen schmückt, ist so der mächtige Baum geworden. Nur an der Mosel, wo auch noch Nußöl geschlagen wird, wird seiner Zucht noch mehr Liebe entgegengebracht. Schon in alter Zeit galt das Moselland als ein Hauptnußland. „von nussen, de yn schiffen koment uss der Moselin, dat git man von der mark 2 d.", heißt es in einer Coblenzer Abgaberolle von 1500 (Bär 182).[3]) Daß man aber auch hier an der Mosel schon früh den Nußbaum auf sonst unbebaubares Gelände verwies, zeigt die Stelle aus dem Weistum von Briedern (Grimm 2, 433): „Es solle niemandt uff dem großen wördt (Flußinsel) und uff dem kalenwerde frihet han siner nussbeume, dann die gerichtsherren zu Senheim, sunst wer da beum daruff stehen hat oder setzen würde, der solle der kirchen dauon halb geben." In Abgabeverzeichnissen spielt sie überhaupt in älterer Zeit eine Rolle: „En hat gein scheffen geinen wyn feyl, so mogen sie gain in ein tauern, . . . und des herren tolner . . . soll brengen ein sumber kleiner nuiss." (Sinzig XVI; Grimm, Weist. 2, 719). „eyn halff duisent guder walsche noitten" sind als Abgabe verzeichnet in Calcar (Niederrhein. Geschichtsf. 1881; S. 183). „wanner eyn nye gildebroider dem Ampte syne gilde betailt hevet, so sall hie gevenn op den irst komend sunth Crispinus dach eyn verdell notte (1544; Essen, Beitr. 8, 39).

---

wurde ich auf meine besonderen Anfragen hin von Mitarbeitern der Rhein. Wörterbuches gerne unterstützt; manche vom Hunsrück und aus der Eifel freilich mußten berichten, daß es bei ihnen keine Nußbäume gebe. — Für die Angabe von Literatur bin ich Kollegen Dr. Roth-Godesberg verpflichtet, der mich besonders auf Marzells Aufsatz hinwies.

[2]) Daß dieser Standort des Walnußbaumes schon in älterer Zeit beliebt war, zeigen alte Hausnamen: Haus zum „Noisbome" 1377 (Niederrhein. Annal. 76, 84); „dat huyss zer nutte" 1400 (Hagen, Geschichte Aachens 2, 60).

[3]) Man hatte dort sogar einen nuss mutter (-messer) der mit dem nuss-summer die Nüsse zu messen hatte (Bär 216). — Die Dörfer am Mittelrhein, besonders oberhalb Koblenz, hatten im 18. und noch bis ins 19. Jahrh. hinein Nußbaumgärten vor dem Dorfe stromaufwärts, die besonders an den Flußkrümmungen bis dicht ans Wasser reichten, deren uralte, mächtige Stämme im Frühjahr als Eisbreche dienten. (Trier. Chron. 2 13, 70.)

Doch wenden wir uns der Neuzeit zu und betrachten zunächst in sprachlicher Hinsicht die Walnuß und ihre Teile.

I. Blütenkätzchen. Die Ende Mai an den Wallnußbäumen und Haselnußstauden als Frühlingsboten erscheinenden Blütenkätzchen laden zu sinnfälligen Bezeichnungen ein, die so recht die metaphorische Schöpfungskraft der Volkssprache verraten.

Man vergleicht diese wolligen herabhängenden Blüten mit dem so mollig sich anfühlenden Felle der Kätzchen und nennt sie im ganzen Gebiet: kẹts-chər, kẹtsəlchər, kẹtjəs (hiəsələ kẹtsəlchər), (noskẹts-chər, nosbōmkẹts-chər), wǫlkẹtsəlchər (Ottw.-Dirmingen), katsəšwẹnts-chər (Waldbr.-Dattenfeld), katsəmömələchər (Daun-Esch), baləmkẹts-chər (Schleid.-Blumenthal), wohl weil sie vor Ostern zum Palmstrauß gehören.

Auch die Lock- und Kosenamen der Katze werden natürlich reichlich verwandt, miskəs (nfr.), nötəmiskəs (nfr.), mīspaməln (Gummersb.-Berg-Neustadt), weil sie ja „herunterpammeln", mītskəs (Gladb., Kempen, Cleve, Rees, Ruhrort), mitsəkatə (Mörs), -kẹts-chər (rip.).

mimməs-chər, mimchər (von Prüm durch das linkrhein. rip. Land bis Aachen), mimkəs (nfr. bis Mörs); mimkẹts-chə (Köln, Dür., Jül.), mimkẹtən, -kẹtskəs (nfr. bis Geldern).

minəs-chər (moselfr.), minchər (Neuß), hasələ minchər (Cornelimünster).

mǫukatsə, -kẹts-chər (rip.), mǫukẹtskəs (Neuß, Düsseld., Grevenbr., Gummersb.), mǫuləs-chər (St. Goar).

mẹikẹtschən, -kẹtskəs (Sieg, Düsseld.), weil sie im Mai unser Auge erfreuen.

Dann gibt man ihnen die Namen für Schaf, Lamm: šẹ̄fchər (moselfr. Trier, Wittl., Coch., Bitb., Prüm, Altenk.), šǭfchər (Daun, Neuw., Malmedy, Ahrw., Jül.), šǭpchəs (Heinsb.), mẹ̄šǭfchər (Bergh.-Buir), bẹ̄šǭfchər (Bergh.-Glesch), mẹ̄kəs-chər (Malmedy), lẹməs-chər (von Ottw. bis Schleiden), tsigələ (Cobl.), tsegəllẹmchər (Westerw.), tsiklẹmchər (Siegen), hẹməs-chər (Zell), hẹtsəlchər (St. Goar, Zell), wits (Widder) (Geldern).

Füglich kann man sie mit Raupen vergleichen, und so hört man sie nennen: rǫupən (Cobl.-Neuendorf, Berncastel),

rupə (Sieg-Scheiderhöhe, Bonn-Volmershoven, Dür.-Heistern, Sol.-Richrath), rupsə (Cleve-Cranenberg). Demgleich šlęngəlchər (Berg. Gladb.), wörmchər (Sieglar). Vereinzelt: hānəpūət (Viersen).

Weil sie ‚herunterbammeln' wie Bümmelchen, Troddeln an einer Pfeife, heißen sie auch wohl: bęmbəlchər (Saarbr.-Lauterbach), bęməlchər (Altenk.-Schürdt), bimələkəs (Heinsb.-Altmyhl), pümələchən (Gummersb.-Lauterbach), trodəln (Aach.), wēwəlchər (Altenk.-Birken), lǫbə, lǫ̈bələ (Montj., Rheinb.-Wald (mnd. lobbe, dicke hängende Lippe). Von einem ablautenden Stamme zu demselben Worte lab- (vgl. labəs) bildet man in Prüm-Kleinlangenfeld, Aden-Nohn, Coch.-Kaisersesch: hasəlępə, -labə, -labərchər.

Bibəlchər (Ottw.-Sennweiler) heißen sie, weil sie herunterhängend im Winde sich hin- und herbewegen, bibbeln (Ableitung von ‚beben'), mǫ̈bəln (Bonn-Volmershausen), weil sie mǫbəlch ‚mollig, dick' sich anfühlen. Andern erscheinen sie wie gezwirbelte Fäden, aufgefrimmelte Kordel: frimələn, -əlchər (Gummersb., Wipperf.), wirfəlchər (Wippf.-Hardt), wieder andern wie herunterhängende Würste: wurštchər (Merz.-Beckingen), wīəštchər (Cobl.-Pfaffendorf), wüəškəs (M. Gladb.); oder wie gefüllte Blasen: nötəblǫ̈sjə (Emmerich), bomə (Buir), oder wie herabhängende Schwänze: šwęnts-chə (Siebengebirge), notəšwęnts (Duisburg); demgleich: nöəs-tsapə (Dür.), kēartschər (May.-Kehrig). Was bedeutet šę̄məl-chər (Zell-Briedel)?

II. Die grüne Nußschale, welche die harte Baumnuß umgibt, führt landschaftlich verschiedene Bezeichnungen.

Allgemein kann man sie nennen: šāl (f.), šal, šǭal, wozu im moselfr. eine ablautende Form šęl, šēl, šīəl und eine mit ts-Suffix gebildete Form šelts, šę̄lts, šalts (šǫalts) (besonders im Hunsr. und Westerw.) tritt, meist durch jrōn š. (grün) von der harten unterschieden.

An der Mosel und in der Südeifel kommt eine zu dem hd. ‚hohl, Hülle' ablautende Form hāl (f.) (Dhron, Longkamp) hǭal, hǭl (Cues, Wittl., Maring, Detzem, Piesport, Trier, Speicher, Dudelsdorf) vor; dem ndh. ‚Hülle' entsprechend hil (f.) in Cröv (Mosel), Dickenschied (Hunsr.), ohne Umlaut hul (f.) in Wasserliesch: im Kreise Cochem, Mayen, Neuwied, Siegerland eine

dem hd. ‚Hülse‘ entsprechende Form hilsə, helts, hölts, von demselben Stamme h-ₒl durch bh-Suffix gebildet hülb (Camp), heləf (plur. helwə), die geläufigste Bezeichnnng in den Kreisen Cobl., Mayen; in Mayen selbst höləft; ohne Umlaut holwə (Oberlahr).

Auf dem Hunsrück (südl. Teil) und Westerwald hat sich aus der Wurzel khₒl eine Anzahl von Bildungen entwickelt: kol (f.) (Weinsheim, Hierscheid, Remmesw., Ippenschied, Bockenau, Kreuznach), kult, kolt (plur. kuldə), die verbreitetste Form; koləf (plur. kolwə) in Bundenbach; kulchə (in dem am Rhein liegenden Stück des südl. Hunsr.) (nass. kulpe, kulte): Zur Etymol. s. D. Wb. 5, 1622 s. kolpe 8. 9., wo doch nur Unsicheres beigebracht ist.

Am Rhein in Steeg, Camp und im anschließenden Westerwald erscheint hot, hotə, hudə (Montabaur), nach Kehrin 202 mit ‚Hütte‘ zusammenhängend. Die Saar mit ihrem lę̄k (f.), lę̄kən (plur.) (Saarlouis, Ottw., Merz., Saarburg), lę̄kəl (Echternach), šę̄k (f.), šę̄kən (plur.) (Süd-Merzig) nimmt innerhalb des Moselfr. eine eigene Stelle ein. lę̄k kann lautlich aus Läuke entstanden sein, und dies hinwiederum eine mit Auslautswechsel versehene Nebenform zu läube (Laufte, Läute, s. rip. lōt) sein; dazu tritt hādəl, hǭdəl (Trier, Wittl., Plein, Niederwinkel, Greimerath).

Vereinzelte Bezeichnungen im moselfr. sind: pę̄l (Büschfeld, Mettnich), prēl (Hunsr.-Riegelsberg, Guichenbach), bröl(š) (Berschweiler), kapsəl (Quierschied).

Auch den bittern Geschmack dieser Nußhüllen drückt man im moselfr. hier und da durch besondere Zusammensetzungen aus: bedəršēl (Quierschied), betəršāl (Bendorf), betərhelts (Rommersheim), sūršāl (Ripsdorf), hę̄rəb (herbe) (Kaimt, Eller, Wehlen).

Im ripuarischen Lande gelten zunächst neben šāl noch andere Allgemeinbezeichnungen für Umhüllung: lönt (Stadtkyll), lęnt (Sinzig), dem hd. Lind entsprechend; verbreitet ist böng (f.), aus Beune (biune) entstanden, das allgemein Baumrinde, Erdkruste bezeichnet. Im Kr. Rheinb., Eusk., Düren begegnet uns kǭk (f.) aus frz. coque.

Am verbreitetsten ist löüt (f.) (Erpel), lōt, das aber

auch bis ins nfr. (Breberen, Scherpenseel) hineinragt. Entstanden ist dies Wort aus ahd. louft, umgelautet zu löufte; ft entwickelte sich zu cht wie kluft zu klucht zu klöch, luft zu lucht zu löch; ch schwand im nördl. Rip. wie in nacht zu nät. Es ist also folgende Entwicklung anzusetzen: läufte, läuchte, löchte, löt. Im südl. Westerw. kommt noch louft vor (Dorchheim), sonst Westerw. läb, läf. In Dinslaken begegnen wir einer Bildung ohne t-Suffix: löpəl (= Läupel).

Im niederfr. sind allgemeine Bezeichnungen für ‚Rinde' geläufig: pāl (f.) (berg.), bün (Elberf.), bast, bust; bolstər; vereinzelt lüəšāl (Kempen), löbās (Mülh.), löš (Kekenis), löuš (Eynatten).

III. Von all diesen Sachnamen werden Zeitwörter abgeleitet, die bedeuten „die äußere Nußschale entfernen, schälen": Nüsse (nös, nes, nöt) šǭalən, šęlən, šelən, šiələn, šęltsən; hālən, hǭalən; helən, hölən; hulən; hilsən, helsən, hǭlsən (Wierschem); hölwən, helwən, höləfən; hülšən (Oberlahr, Rebbelroth).

kulən, kolən, kilən (Ippenschied); kuldən, koldən, neben kultən, koltən; kulwən, kolwən, külwən (Holm); kulchən, külchən; kolərən (Stromberg).

hotən (Holzheim) (hudə abmachə); lę̄kən; šę̄kən; hǭdəln' hę̄dəln; pęlən, pę̄lən, pilšən (Großrosseln); pǭlən (Trittenheim), prēlən; bröl(š)ən; hęrpən, hęaəbə. So im moselfr.

Im rip. folgende Zeitwörter: lęntən, kǫkən; lǫutən, löütən, lötən, löteren (Westerw.), löftən, lę̄fələ (Sulzbach).

Im nfr.: pālən; bünən; bastən, bustən, busən; bolstərn; lǫ̈šən.

Außerdem sind noch alleinstehende Zeitwörter überliefert: döpən (sonst von Hülsenfrüchten gesagt), klöwən (Essen), hütšən (= də hutšə lüsə) (Rescheid, Marmagen-Eifel), šiləwə (zu Schül-be, Ableitung zu šül, Ablautform zu Schale) (Sabershausen, Thörlingen, Steeg), kę̄lən ‚kahl machen' (Güdingen), loksən (Spellen) davon: de not es loks, die Schale ist lose, tsę̄lən (Detzem), folən (Berncastel). Aber auch mit alltäglichen Umschreibungen: nös klǫpə, šwingən, fę̄jən, lǫsmächən; də pāl, də löt afmächən, afdön, dərfan dön.

IV. Die harte Schale der Nuß heißt einfach šāl, šǫal;

aber auch šurəp (moselfr.), šǫrəp (Saar), širəp (Hunsr.), šiləf, šilwən (Hunsr.) (alle f.).

V. Ein Lieblingsvergnügen, ja ein wenn auch bestrittenes Vorrecht der Jugend ist es, die Baumnüsse mit Knütteln (bęngəln, pręməln, pręngəln, kūlən, ręməln, špręngkəln) herunterzuwerfen, wobei sie oft gar keine Rücksicht auf Vorbeigehende nimmt. Beschränkt sich diese Tätigkeit auf die erlaubte Nachernte (glęnərn, glinən), so wird sie nicht gestört. In der Zeit der Nußreife hört man dann wohl die Jugend sich zurufen: kom, mer welən nös bęngələ (Saar), ərənərbęngələ (gebildet zu bęngəl ‚dicker Prügelstock'), dęngələ (moselfr.), ərənərdęngələ (dängeln, eigentlich klopfen, die Sense schärfen); döləfə (Obermendig), dǫ̈tsə, dętsə (Cobl., Coch., May., Neuwied), (dötzen ‚Nachernte halten, stoßen'); drǫ̈šən (Ahr) ‚dreschen', kīlən ‚keilen', kāsəln (Niederdorf), kātsən (Emmerich) (zu ndl. kaetsen ‚jagen', frz. cachier), kipəln (Westerw.-Altenstädt), kletšən (Cleve), klǫpən (Münster-Maifeld, Sinzig' Dülken), kliəpəln ‚klöppeln' (Saar-Schoden); ech knalən mər nǫch ę̄n (Mettnich); en də nös knǫ̈ülən mit dem ‚knöül' (Ahr), mər welən nes knēwələ ‚mit dem Knebel' werfen (Hunsr.), knöpələ, knebələ ‚mit dem Knüppel' (moselfr.): möt knęvələ dren kūsə (Sieg-Meindorf), nes lǫusən (Hunsr.-Büschfeld), en də bō̃m bafe (Poll-Eifel), nes plęfə (Senheim-Mosel), nötə met klöpəln fam bōm pǭlən ‚pfählen' (Cronenberg), möt pręngələ de nös fę̄jə (Bürvenich), nes prüjələ, prīlə (Senheim), nös ręmələ, mit dem ‚Rämmel', römpələ (Grefrath), štöchələ (Lechenich), štopələ ‚nachernten' (Hunsr., Neuwied, Honnef), špręngkələ (Hunsr., Mosel), tręmələ (Zell, Bell, Ochtendung); in Ahrweiler sagt man sogar: mər welə nösən jǭn, ebenso in Wesel-Brünen: nō̃ten.

Und wenn nun eine ganze Strecke auf dem Boden liegt, rufen die glücklichen Schützen: dǭ hamər ęvər ən jəhūrəjə rei həraf (həronər) -jəfemš (Lessenich), -jəflitš, -jəkīlt, -jəkletš, -jəpǫ̈ūš (Glich), -jəpǭlt, -jəpölvərt, -jəpomp, -jəšantst, und so lassen sich alle oben genannten Zeitwörter in diesem Sinne verbinden.

Die regelrechte Nußernte, wobei den Baum die Jugend umlagert, ist stets ein Freudenfest. Wir gēn met en də nes'

mit zur Nußernte (Birkenfeld); auch verbal: mer gǭn met notən (Gummersbach), und gern lösen die Kinder die Frucht aus der grünen Schale, wenn sie auch wissen:

nuspōdən (Nußpfoten), šwǭarts wī kōlən
dūt ma sich dərbei hōlən. (Trier.)

An der Mosel (Wehlen) sprechen sie dabei:

ę̄n nes-chen, 2 nes-cher, 3 nes-cher
geft e Ämpelche vol ōlig.

An der Saar freilich droht man denen, die zu Unrecht an fremde Nüsse gehen: wǭart, dər lefəršinər (Lippenschinder) kemt un šnęit dər də lefərn ǭb.

Nach der Ernte spreitet man die Nüsse zum Trocknen aus, man hat dann ən šprę̄t nes (Mosel) vor sich.

VI. Die Öffnung der Nuß geschieht so, daß man zwei Nüsse in der geballten Faust zusammendrückt, wobei die untere Hand durch starken Druck nachhilft. Die harte Schale der einen Nuß sprengt dann die andere. Doch nur starke Hände vermögen dies durchzuführen. Oder man legt eine Nuß auf die Tischplatte und schlägt mit geballter Faust fest drauf. Auch ein Hammer wird oft benutzt, wobei indes der Nußkern oft zu sehr leidet; nūətkrākər (nfr.), notəkrākər, noskrāchər, nūətknępər (Mettm.), nöskęfərər (Sieg-Fußhollen) sind aber auch im Gebrauch.

VII. Den Kern der Nuß nennt man wohl auch körnt (nfr.), noswęk (Münster, Eifel), kingkəs (m.) (Liblar); hān (Hahn) (Kreuznach). Die Scheidewände, der Keimling zwischen den vier Teilen des Nußkerns, šengkən (rip.) oder bęin (nfr.) genannt, heißen ət noshęrts oder ət krüts (Kreuz) (rip.), in Cobl.-Winningen, Coch.-Weiler jesunǭl ‚Jesunagel', kreitsəsnǭl (Mayfeld), hęrjǫtsnę̄jəlchə (Aegid.) wegen der eigentümlichen Gestalt. Ob sich mit dem Namen eine Pflanzenfabel verbindet, konnte ich nicht erfahren.

VIII. Baumnußsorten:

1. Walnuß walnuət (nfr.); węlšnos (rip., mfr.); lambę̄təsnos, lamərtsnuət (Kemp.), lamərnoot (Cleve), lampəšə nos (Aach.), lǫuməšə nuət (Remscheid).

2. Besonders dicke Sorte: dek nos (verbr.) pęrtsnos (allgem.), baldęətšən (Casel.-Mosel), kolbnos (Saar), holęndər, töl (Düren);

3. dickschalig: holtnoot (nfr.);

4. sehr kleine Art: klēn nös (allgem.), tswęrchnoss (Fell), krakęnəkəs ‚Krach-Kernchen' (krakenkəs (Rees, Cleve); štęn-nos (Eifel) ‚hart und klein'. [Zierknöpfe an Frauenkleidern nannte man vor 40 Jahren štęn-nos-knęp, weil sie die Form der Steinnüsse hatten], penkəlnot (Moers-Repelen). griwəlnes ‚sehr klein und äußerst dickschalig', deren süßer Kern außerordentlich schwer auszuschälen ist (Nahe);[4])

5. dünnschalig: męsənes, māsjəsnes, meisəlnes (moselfr.). Nach Herrn Geisenheyners Mitteilung: Eine Nußart, so dünn, an manchen Stellen selbst ohne Steinschale, daß die Meisen an den Kern leicht herankönnen. Herr Hauptlehrer Hermann, Winningen (Mosel) schreibt: masjəsnos ist keine bestimmte Sorte von Baumnüssen, sondern nur eine unvollkommene, verkümmerte, daher auch dünnere weichschaligere, gelblichweiße oder blassere Vertreterin ihrer Art, die öfters angepickt ist (von Meisen). Es sollen mitunter ganze Äste mit derartig angepickten Nüssen vorkommen.

6. Mit Schlotterkern: klapərtutə (Geilenk.), buməlnos (Kohlscheid).

7. Andere mir überlieferte Namen konnte ich trotz mehrfacher Anfrage nicht deuten: tadnos (Friesheim), nīləsjər (Tr.-Mertesdorf), tęlərnötchən (Sol.), špetschəsnos (Ahr.-Bodendorf), vādərnot (Kaiserswerth), kranənot (Heinsb.-Schalbruch).

IX. Ein so eigenartiger, dem gegenständlichen Sinne des Volkes so naher Gegenstand wie die Nuß dient für andere Dinge und Zustande zu Vergleichen; dabei ist oft nicht zu unterscheiden, ob Haselnuß oder Welschnuß gemeint ist. Alte Redensarten über beide Arten folgen deshalb hier ohne Scheidung.

Die welsche Nuß hält her zu Vergleichen über das

---

[4]) Nachweis Geisenheyners: In Hier. Bocks Kräuterbuch (1551) S. 412 ‚die mit den zarten weichen Schalen heißen nuces Tarentine, die mit den harten Schalen Grübelnuß'.

Maß dicker Früchte: dit jǭar sen et grombərə lauder kęalə wī dekə nes (moselfr.); dat es jęt wi węlšə nöəs (Raeren).

Harte, ausgetrocknete Speisen (Brotkruste) sen su hat wī nə nos, oder noshart (Sinzig), su drei, drüch, drǫgə ‚trocken' wi ən nos, oder nosdrǫgə, nosdrẹi (moselfr.); dat sul dīr wāl ən hart nos sen ‚schwere Aufgabe' (rip.).

Der süße Nußkern wird verglichen mit leckeren Speisen: dat ǫ̈s sū sōs wī nos; botər wī ən nos esu sōs (Hellenthal), sū sūt wī ən nūətəkeərn (berg.).

Die Dicke der Nuß dient zum Vergleiche im Spruche der Näherin: ǫ̈s ət kẹ̄ knǭdə bī ən nos, dan ös də īəštə štech öməsos (Westerw.), d. h. der Faden muß am Ende dick geknotet sein, sonst zieht man ihn wieder durch den Stoff. Besonders die taube Nuß, die kernlose Nuß (dōv nos) dient zum Vergleiche. Der Schwerhörige es sū dōf wi ən nos, dū dōf nos ‚tauber oder dummer Kerl'. Deshalb auch in Redensarten: dat sent dōf nöt ‚es sitzt nichts dahinter' (Crefeld); dat dūt hej ōk öm jen dōvə nötə ‚das tut er auch nicht, ohne seinen Vorteil (z. B. beim Freien) im Auge zu haben' (Emmerich), wẹ̄r sech selvs verwẹ̄rt, — seng huk ‚Haut' (rip.), sing bros, verwẹ̄rt gin dōv nūət (nfr.); sẹi štel, ech gẹn dər ən dōwə noəs (Sieg) (Gegensatz zwischen Sprechen und nicht Hören), ən dōf noot on ən fuul noot hębən ēn kẹts (nfr.). Scherzhaft: hẹ̄ wīəs (wächst) wī ən nos om šreng d. h. gar nicht, die Nuß ist, da offen auf dem Schreine liegend, ja gleich weg, da sie so begehrt ist. də pẹ̄ətskötələ rapələ wī nös, bei starkem Frost (Eusk.); dǭ hęŋkən əwei də nos an (in) dər lẹ̄k ‚unsicher hängen' (Mosel).

Auch sonst dienen alle Beziehungen, die bei der Nuß vorkommen, zu figürlichen Redensarten.

wǭ nes sent, sind āch sprẹngkələ. Bei Erfolg versprechender Arbeit sind die Mittel leicht gefunden.

bǭ nes sein, sein och knebələ, wo Vermögen ist, da stellen sich bei den Mädchen auch Bewerber ein (Mosel).

dǭ fēlən em awər də nös, es sank ihm der Mut (Sinzig); dẹm falən də nes ean də šōn (Trimbs). Bezieht sich dies auf großes Glück, da Nußkerne in die Schuhe getan Glück bringen soll?

dī plökə nös ‚die schießen vorbei' (Montj.), weil eben das ‚Pflücken' gegen die Regel ist.

hę̄ šlēt də nüət ‚er macht ein gutes Geschäft' (M. Gladb.); dę̄ hęt də nüət jəšlāghə ‚er hat ein gutes Geschäft gemacht', mer mos də nös šlǭn, wan se rīf sen (Köln).

dęn hǫt kān nos ‚er besitzt nichts' (Trier); hę̄ jēt dər ān də nös, ‚er greift in deine Rechte ein, schmeichelt sich bei deiner Liebsten ein'.

ech sal em də nös wāl pęlən ‚ich werde ihm heimleuchten' (Adenau); ech wę̄rdən dēr də nes ǭndęiən (andrücken) ‚Drohung' (Tettscheid).

māch, dan kreis də ēs nös ‚Hiebe' (Kaltenborn); dęm sal ech də nüət ens bōstərn ‚bolstern', einem die Sache einmal klar legen (St. Peter-Kempen).

ēnəm ən nös-chə tsə krāchə jęn; möt dech han ech nǫch ən nūət tə krākə (nfr.); dęm sin də nes gəkracht ‚seine Kräfte sind verbraucht' (Hunsr.); wer nös ę̄sə wel, mos šālə krāche (Köln).

dēr macht e gesicht wī elf nis (Saar); dę̄ kan sech an em nosdöpchen dūt arbēde (Bonn); dou bas dem šostər də nes šelig ‚schuldig', dem die Schuhe krachen (Stadtfeld).

Möt dengə knǫuchə wę̄rəpən ech nǫch nös āf (rip.), wohl weil im Mittelalter und vielfach noch jetzt auf den Kirchhöfen Nußbäume gepflanzt wurden (Westd. Ztschr. 5, 648) [5]).

den es as ən nötəbōm, sagt man von einem, der nicht leicht etwas hergibt, dem muß man etwas sozusagen herabschlagen (Emmerich).

Si fatər es op əm nosbōm ərsǫfə, er ist ein uneheliches Kind (Ahr). (Bezieht sich diese Redensart auf die Sitte,

[5]) Der Pastor von Paffrath sagt im Send (1451): Und ich hadde ock der reede van den nusboeme op kirchove, dat dei min sin (Ndrh. Ann. 87, 25.) Das Kapitel zu Zell ließ den Ertrag an Baumnüssen (Nußöl) für die Speisung der hl. Lampe verwenden (Back, Gesch. der ev. Kirche auf dem Hunsrück 1, 164.) Die Pfarreien im Tale des Rheins und der Mosel mußten — und zwar in manchen Christianitäten statutengemäß — auf dem Kirchhofe Nußbäume pflanzen. Während der übrige Obstertrag und das Gras des Friedhofes dem Pfarrer zufielen, floß die Nußernte zum Kirchenöl in die Fabrik. Auch pflegte sich die Kirchenfabrik reichlich Ölzinsen zum Geleucht zu sichern (Trier. Chron. 2, 13, 70).

einem Mädchen, das sich vergangen, auf den Baum im Hofraum (Birn-, Nußbaum) eine den unehelichen Vater darstellende Strohpuppe hinzusetzen?)

hę̄ löüf sech dut en ər nos-šāl, er weiß die Arbeit nicht recht anzupacken (Köln). Scherzhaft: dū mās ən jəsēch wī ən kats, di möm āš nös krāch.

X. Auch Übertragungen des Wortes ‚Nuß' auf Personen und Sachen finden statt.

In Saarbr. ist ən klę̄n nis-chə ‚ein kleines Mädchen' (kosend) und in Fischeln (Crefeld) ən nuət ‚ein eigensinniges Mädchen' (wie in obd. Mundarten wird auch bei uns nos ursprünglich ‚vulva' bedeuten: deshalb die Begriffsübertragung); über dōf nos ‚tauber Mensch' ist schon gehandelt.

Der mit einem innern Schraubengewinde versehene Teil der Pfeife, worin der elastische Teil (jlastər, šnęrək, šwuch) steckt, heißt allgemein ət nös-chə; man unterscheidet ət övəštə und ət ongəštə nös-chə. In Vollmershoven (Bonn) ist nos der Teil der Kurbel einer Maschine und in Eppelborn (Ottw.) ‚ein kleines Kammrad'.

In mittlerer Zeit wurde nuss ein Schmuckgefäß genannt: nux vasis species, a forma sic dicti: duae nuces nigrae marinae cum pedibus et cooperculis argenteis (Trier. Chron. [2] 6, 62). ‚Er hatte zu pande eyne noiz die da inwendich silveren ist' XIV. saec. (ebd. 6, 62). ‚overgulde nosse myt deckelen' Aachen 1477 (Macco, Familie Pastor 195). In mittlerer Zeit bedeutete ‚nuss' am Schießbogen ‚der hakenartige Teil, der die Sehne gespannt hält', ‚wegen Mängel der pfeil, Sehnen, Nuess' (Düren 1601, Kuhl, Gesch. v. Jülich 4, 204). In Calcar heißt der Notstall, in dem die Pferde beschlagen werden, nǭtəštal, wohl wegen der Pferdeäpfel (Nüsse), die dort liegen. Ein kleiner Nachen heißt allgemein nos-šāl, und in Honderath nennt man den Christbaum nosbę̄mchən, weil er ja mit Nüssen behangen wird.

Da man der Ansicht ist, daß der Specht Nüsse aufpickt, so nennt man ihn nospek (Overath), nosəpikər (Homburg); ja den Habicht hat man im gleichen Verdacht, nusvugəl (Unkel); auch der Baumwanze spricht man Vorliebe für Nüsse zu und nennt sie in Rees-Ringenberg nötəkip.

XI. Daß man auch andern nußartigen Früchten den Namen der Nuß mit besonderer Artbezeichnung beilegt, ist natürlich.

Die Muskatnuß heißt im nfr. bəšǭtənə nōt, notəbəšǭt, die Erdnuß ę̄rtnos (allgem.), auch ę̄rdeikəl (Rees-Elten). āpənuət ‚Affennuß' (Viersen), hirkəlnos (Bitb.-Ehlenz), koltnos (Beckingen-Saar), (pitchəs in Cleve-Wyler).

Die Lindenfrucht: pimpərnos (Düren), pimpolnōət (Crefeld). Dazu kōkəs-nos ‚Kokosnuß'. Eine Birnenart, klein wie Nüsse. heißt an der unteren Wupper nosbīr.

XII. Die Baumnuß in Sitte und Glauben.[6])

Besonders in romanischen Ländern und in der Schweiz herrscht der Glaube, daß es unter dem Nußbaum, vor allem im Schatten des Baumes nicht geheuer sei. Wer unter einem Nußbaum einschlafe, werde von einem viertägigen Fieber geplagt; die unter dem Schatten des Nußbaumes gewachsenen Kräuter sollen dem Vieh gefährlich sein.[7]) Aus dem Rheinlande kann ich nur zwei Beispiele dieses Glaubens beibringen: In Pünderich (Mosel) herrscht der Glaube, daß das im Schatten des Nußbaums gewachsene Kraut fürs Vieh giftig sei. In Unkel (Rhein) heißt es: də nosboum on der jrāf (Graf) jəhüren net en ət dǭrəf. Zweifellos birgt sich hinter dem Spruch abergläubische Furcht hohen Alters. Wenn der Nußbaum in seiner Gefährlichkeit für das Dorf mit dem Grafen auf eine Linie gestellt wird, so kann diese Anschauung nur in eine Zeit hineinreichen, wo der Graf als Grundherr unter Ausnutzung des Mitbesitzerrechtes an der Allmende schließlich die Markgenossen immer mehr aus der gemeinsamen Allmende herausdrängte, so daß er wirklich wie ein böser Geist den ihre Gerechtsame verteidigenden Dorfgenossen erschien, der wie der Nußbaum Unglück brachte. Aber der Vergleich zwischen dem Grafen und dem Nußbaum hat auch recht realen Hintergrund. Wie der Graf die Markgenossen durch Fronden und Bede aussog, so — und dies ist auch heute noch die allgemeine, berechtigte Meinung — saugt auch der Nußbaum

[6]) Marzell, H., Der Nußbaum im deutschen Volksglauben, Naturwiss. Wochenschr. XII. N. F. 713—716.

[7]) Marzell a. a. O. 713.

durch seine weithin reichenden Wurzeln das Land aus, und unter seinem Schatten gedeiht im Garten keine Pflanze. Deshalb findet man ihn auch nur im Hofraum, an Uferabhängen oder recht abseits, wo eine Krähe oder Elster den Keimling hintrug. Realen Hintergrund haben auch die Westerwälder Sprüche: bat unərm nosbǭm wist, dōg net; sūweit də blędər vom nosbām falə, dōg ət net d. h. der Boden taugt nicht zur Erzielung anderer Früchte. Aber auch hier muß der alte Glauben an den unglückbringenden Nußbaum wiederklingen. Freilich auch Glück verheißt die Nuß: Am Johannistage steckt man am Niederrhein den Jans-tak aus Nußbaumzweigen an die Türen, damit das Haus vor Blitz und anderm Schaden bewährt werde.[8])

Besonders aber der Keimling der Nuß (krüts, kreitsəsnǭl, jesunǭl, hęrjǫtsnę̄jəlchə) bringt Glück. Die Kinder legen ihn in den Schuh und sagen, morgen wird ein Taler darin liegen (Mayen). Wer mit einem Jesunagel im Schuh wandert, stolpert nicht, oder wenn es doch geschieht, findet er sicher an der Stelle einen guten Fund (allgem.). Öffnet man eine Nuß, in der das Herrgottsnägelchen beschädigt oder sonstwie nicht nach der Ordnung ist, so bedeutet dies Unglück, und so hüten sich die Kinder vor seiner Beschädigung und betrachten es mit frommer Scheu (Aegidienberg). Die Ähnlichkeit mit einem Kreuzesnagel Christi ist es, die ihnen vor allem von den Alten ans Herz gelegt wird. Ob aber dieser fromme Brauch nur auf christliche Legende sich gründet, ist nicht zu entscheiden. Die Einführung der Walnuß erst in christlicher Zeit könnte dafür sprechen.

Weit verbreitet ist der Glauben, daß man die Nüsse nicht vom Baume pflücken dürfe, sondern mit einer Stange herunterschlagen müsse, wenn auch im folgenden Jahre die Nußernte ergiebig sein soll. Praktische Erwägung führt denn auch dazu, daß man diese Ernteart immer einschlägt. Vielleicht liegt aber auch diesem Schlagen der Gedanke zugrunde, den Vegetationsdämon zu wecken, was besonders daraus hervorgeht, daß in Schwaben Nußbäume, die nichts

[8]) s. meine Ausführungen in dieser Ztschr. 11, 89; Nußbaumholz und Blitz s. Marzell a. a. O. 714a.

tragen, zur Zeit der Fruchtreife tüchtig geschlagen werden.[9]) Ein niederrheinischer Spruch sagt denn auch mit feinem Humor: quǭjə jungəs un nötənbǭm motən prüjəl hębən (Emmerich); ən kwesəl, enən esəl on enə notənbōm, die motə pröjəl hębə, anders dūn sə jen döcht (Taug);[10]) bu (je) mēr də nötənbōm gəšlāgə wörd, destę bętər dręgt hę̄ (Emmerich), und die große Zahl der oben angeführten Zeitwörter, die ‚Nüsse herunterschlagen' besagen, deuten auf diese beliebte Übung nachdrücklich hin.

Freilich wenige Mühe kostet es, den Baum seiner Früchte zu berauben: rę̄nt ət am jakobsdāg, fęlt də nos möt ēnəm šlāg (Niederfischbach-Sieg).

Auch sonst sind bestimmte Tage wichtig für das Gedeihen der Nuß:

Auf Margretentag darf es nicht regnen, sonst werden die Nüsse faul oder taub (Baum- und Haselnüsse).

Gretchən, du mos wesən,
dat de hōk net darfs pesən,
sos verdervən all də nösən (Eifel);

Rę̄nt ət op Marjrītəndāg,
šreit də nos owīh on āch (Köln).

Op margrītendāg ə gəwitər jęn də nes bitər (Tettscheid).

Regnet es an dem Tage, so heißt es: ət jrītchə es am sekə (rip.), und findet man später eine faule Nuß, so sagt man: dǭ hęt ət jrīt dre jəsek.

Am Niederrhein (Emmerich) heißt es: Want up sünt Jan regent, wę̄rən də nötən verpīrt ‚wurmig'. Zu Krautwischtag bekommen dī nes dən Gekrāch (Prüm).

Daß man auch am Rhein die Nuß als Fruchtbarkeitssymbol mit Liebe und Ehe in Verbindung gebracht hat[11]), darauf deuten einige Sprüche und Anschauungen hin: Gibt es viele Nüsse, dann geraten die Jungen gut, d. h. es gibt viele männliche Geburten (Elsdorf-Bergheim). Vǫ̈l nöt, vǫ̈l špǫ̈lkendər ‚Spielkinder' (Mörs) deutet nicht nur auf die Tat-

[9]) Marzell a. a. O. S. 715a.
[10]) Spee, Volkstüml. v. Niederrh. 2, 45.
[11]) Bot. Korr.-Bl. 1914; 5, 125.

sache hin, daß bei Nußreichtum die Kinder rechte Gelegenheit zum Spielen finden, also Spielkinder werden, sondern der Hintergrund dieses alten Spruches liegt auch in dem Glauben, daß die Fruchtbarkeit des Nußbaumes auf ein kinderreiches Jahr deutet. Das špölkender ist nicht nur gewählt, weil gleichzeitig mit diesem Glauben sich die Vorstellung der spielenden Kinder verbinden konnte, sondern auch des Gleichklanges (mit völ) zuliebe. Gibt es viele Nüsse, so gibt es in dem Jahre auch viel Hurenkinder (Elberfeld; s. diese Zeitschr. 11, 266).

Und die am Rhein bekannte Verhöhnung des Bankerts ‚dengə fatər es om nosbōm ərsǫf' weist unfraglich auf dieselbe symbolische Bedeutung des Nußbaumes hin, wozu noch hinzutrat, daß man der unehelichen Mutter zur Schande den den Bankertsvater darstellenden Strohmann auf den Nußbaum im Hofraum steckte. Der fruchtbringende Nußbaum und der zeugungsfähige Vater in symbolischer Verbindung!

Ob damit auch die Mitteilung eines alten Westerwälders zusammenhängt, der da berichtet, daß der Nußbaum beim weiblichen Geschlechte nicht sehr in Gunst stand? Seine Mutter habe nicht gelitten, daß ein Nußbaum gepflanzt wurde.

Auch im Pflanzenreich deutet die Fruchtbarkeit des Nußbaumes fruchtbare Ernte an: Viele kęlərwuts-chən (Kätzchen der Haselnuß) prophezeien an der Mosel ein gutes Weinjahr (Enkirch). „Besorgt schaute (im 18. Jahrh.) der Winzer nach der Frucht des Nußbaumes, besorgt nach dem Oleander an seiner Tür. Flammten die roten Blüten wie Feuerzungen über den Oleanderbusch, und waren im dunklen Laub die Nüsse hingesät wie die Sterne am Laurentiushimmel, so lachte sein Herz, denn dann versprach der Rebstock vollen Herbst; die drei Kinder des Südens gehen ja immer zusammen" (Trier. Chron. ², 13, 70). Węn ət kę̄ nös jet, jet ət och kę̄ kǭr (Korn) (May.-Saffig). nuətəpaləm aus dem gesegneten Palmstrauß steckt man an die Ecken der Felder, um Schaden davon fernzuhalten (Geilenkirchen). Anderseits sagt man am Niederrhein (Emmerich): węn də nötənbōm šwę̄r drāgen, givət ən hadə wintər, und in Hellenthal: vol nös-säk, lędeg hawersäk.

Marzell a. a. O. S. 714b, 715a weist hin auf die Be-

deutung des Nußbaumes, besonders der Frucht, als eines Orakelverkünders. Wie in vielen Gegenden Deutschlands, so läßt man auch im Berg. (s. diese Ztschr. 3, 65; Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 14, 280) in der Silvesternacht mehrere Nußschalen mit kleinen Lichtern in einer Wasserschüssel schwimmen. Jedes Licht bedeutet eine bestimmte Person. Treffen sich zwei Nußschalen, so werden die betreffenden Personen ein Paar. Über den Doppelkern in einer Haselnuß als Zwillingsankündiger s. unten.

XIII. Die Nuß in der Volksmedizin:

a. Baumnuß: Der Bast der Rinde wird als blasenziehendes Mittel gegen Zahnschmerzen über Nacht unter das Kinn gebunden (berg.).

Das Laub, getrocknet und pulversiert, wird in Geschwüre eingestreut und ein grünes Blatt darauf gelegt (berg.).

Die Blätter, getrocknet, dienen zur Teebereitung bei Drüsenanschwellung (allgem.). Besonders die Endblättchen des gefiederten Nußbaumblattes sollen wirksam sein; gepflückt werden sie, wenn in der jungen Frucht sich Käse bildet.

Nüsse, am Johannistage (24. Juni) zwischen 11 und 12 Uhr gepflückt, auf einen Bindfaden gereiht, in der Luft getrocknet, dann auf Likör zerrieben und getrunken, schützen vor Cholera (Kellertal-Saar). Eine Flasche mit Schnaps und etwa 10—15 Walnußschalen ist in die Erde zu vergraben; nach 24 Stunden kann man gegen Magenschmerzen davon einnehmen (Meiderich; diese Ztschr. 1, 95).

Auf dem Hunsr. wandte man gegen die Schwindsucht folgendes Mittel an: Eine Walnuß wurde geöffnet, der Kern herausgenommen und dann in die Nuß eine ungerade Zahl ‚wilder Säue' (Kellerassel) lebend eingeschlossen unter Nennung der hl. drei Namen. Die Nuß wurde an einem Faden umgehängt und auf bloßem Leibe getragen. Wie die Kellerasseln eintrockneten und sich auflösten, so schwand auch die Schwindsucht (diese Ztschr. 2, 284).

Ein altes Rezept finden wir aus dem Jahre 1612 vom Hunsrück (Trier. Arch., Erg.-Heft 8, 96). ‚Man nehme Weinrauten, welsche Nußkerne und Wachholderbeeren zu gleichen Teilen, stoße und zerhacke dieselben fein und gieße darüber

guten Essig'. Im Rhein. Antiqu. 2, 1; 13 S. 375 heißt es zu 1768 ‚hat ein Soldat Nußschaale zerstoßen und mit Weintrussen gemischt und gebacken'.

b. Haselnuß: Findet man sieben Haselnüsse zusammengewachsen, so lege man diese kloft Kindern, die an Stuhlverstopfung leiden, in die Wiege. Siwən nös an ēm kloft brẹngt verstoptən könər loft (Niederfischbach-Sieg).

Anderseits heißt es: ess net so vil nes, de werscht dẹmpich (Atmungsbeschwerden) (Hunsr.).

Eine Abkochung von Wallnußblättern gebraucht man im Berg., um Einmachtöpfe, Bohnenfässer, Kappustonnen (söltəfät) vor dem Gebrauche zu reinigen [12]).

Um Wollsachen gegen Motten zu schützen, legt man Nußbaumblätter dazwischen (Kempen).

Auf die grüne Schale oder grüne unreife Nüsse setzt man Schnaps auf und gewinnt so den nötənbitər (nfr.). Sie diente früher auch als Haarfärbemittel.

XIV. Die Nuß im Leben des Kindes.

a. Die Nuß spielt besonders als Gabe des St. Nicolaus und des Christkindes noch heute eine wichtige Rolle. Nikolaus, der schon vor den eigentlichen Festtagen oft abends an die Türe klopft, wirft durch die Türspalte den betenden Kindern Nüsse in die Stube, die mit Eifer aufgelesen werden, und auf dem Teller liegen am Nikolausmorgen neben Äpfeln auch viele Nüsse. Der neuzeitliche Christbaum ist oft geschmückt mit Nüssen, die mit Silber- oder Goldpapier umklebt sind. Gern gesehene Freunde, Paten bringen den Kindern in der Winterzeit Nüsse mit, und für eine Dienstleistung erhalten sie wohl hier und da als Lohn einen wurəf nös (4 Nüsse).

b. die Nuß in Kinderspiel:

1. Wurfspiele: *a.* reiə ‚reihen': Eine Anzahl Nüsse wird

[12]) Diese Verwendung der Nußblätter zur Ausbeizung der Fässer ist schon alt. Die Dienstanweisung für die Diener im Mariengredenhof zu Niederheimbach (Ende des 15. Jhrts.) besagt: ‚das dan alsulche vass wol gebunden werden, geeicht und mit nyven wasser und wachhouderen und noissbladeren gebraut und geharb gemacht werden im herfst' (Niederrh. Annal. 88, 166).

in einer Reihe auf einen Strich gesetzt. Die erste Nuß ist der gükərt (May.-Saffig). Wer diese mit der šeifnos (Schiebenuß) (Mosel) trifft, hat die ganze Reihe gewonnen; wer etwa die 3. in der Reihe trifft, gewinnt diese und die andern bis zur letzten, während die 1. und 2. stehen bleiben.

b. Die Nüsse im Kreise: Jeder Mitspieler setzte 4—5 Nüsse in einen Kreis. Von einem ān aus wurde nun mit einer dicken Nuß (kōh) auf diese geworfen. Die Nüsse, die durch die kō über den Kreis geschleudert wurden, gehörten dem Werfenden. (Vor 50 Jahren. Dirmerzheim-Eusk.)

c. Wandtitšə: Man wirft an die Wand mit je einer Nuß. Trifft die zurückprallende Nuß eine auf dem Boden liegende, von andern Spielern vorher geworfene Nuß, so darf der Treffer alle bis auf eine aufheben (Ahr).

d. küpchəs: Auf 3 Nüsse wird eine 4. aufgesetzt zu einem küpchən. Jeder Spieler setzt ein oder mehrere küpchən. Wer mit der šeifnos eins der küpchən zusammenwirft, erhält dieses (Enkirch-Mosel). In Mayen heißt dies Spiel ditšəs, im rip. bökəlchə hǫuə; in Pünderich (Mosel) kuts-chəs; hierbei gehören die vom kuts-chən herabgeworfenen Nüsse dem Treffer; die über einen um das kuts-chən gezogenen Kreis hinauskollern.

Diese Nußwurfspiele sind meist im Verschwinden vor den beliebteren Schüsserspielen.

2. Kinderspielzeug aus Nüssen. Vgl. den Kinderspruch: op dər jrõnə bǫrəch, dǭ šenk də son ən ęrəch, dǭ welə vir nösjərs krächə on fa də šęəlchərs dǫ̈pchərə mächə (Aachen-Warden, s. diese Zeitschr. 9, 27).

a. Nospekər, eine Klapper, die aus einer halben Nußschale besteht, um die ein doppeltes Bändchen gezogen und ein Hölzchen durchgesteckt ist, das nach dem Aufheben zurückschnellt (Wupper).

b. də gęlə gus (eigentlich Goldammer, rip. jęl jüərš) am Niederrhein[13]): Man nimmt eine harte Haselnuß und durchbohrt sie zunächst in der Längsrichtung mit zwei Löchern (b, c), dann wird noch eine seitliche Öffnung hinzugefügt (a)

[13]) Unsere Heimat (Kevelaer) 2, Nr. 3 (1911).

eine sehr schwierige Arbeit, da die Nuß dabei sehr leicht einen Riß bekommt und auch der Kern durch diese Öffnungen vorsichtig entfernt werden muß. Die Öffnungen bei b und c dürfen nicht zu klein sein, da ein Stäbchen oder ein Nagel ohne Reibung sich in ihnen drehen muß. Die seitliche Öffnung (a) braucht nur so weit zu sein, daß ein Faden durchlaufen kann. Nun nimmt man ein Stäbchen oder einen Nagel mit Kopf von etwa 10 cm Länge. Das Stäbchen muß mit einem Knopf versehen sein, damit es über der Öffnung b hängen bleibt; am oberen Ende wird ein Faden befestigt. Nun wird das Stäbchen mit dem Faden durch die Öffnungen b und c gebracht, der Faden muß dann durch die Öffnung a aus der Nuß nach außen gezogen werden. Dann wird noch unten an der Spitze des Stäbchens eine Kartoffel befestigt, die als Schwungrad dient. Um nun das Spielzeug in Tätigkeit zu setzen, faßt man die Nuß mit Daumen und Zeigefinger der linken Hand, daß der Knopf des Stäbchens oben, die Kartoffel unten sich befindet und die seitliche Öffnung der Nuß nicht mit einem Finger bedeckt wird. Das Ende des Fadens nehmen die Kinder gewöhnlich in den Mund, die rechte Hand bleibt dann frei. Mit dieser nun dreht man das Stäbchen in der Nuß rund, wobei der Faden zum festeren Aufwickeln locker mit dem Mund angezogen wird. Dadurch rollt sich der Faden auf dem Stäbchen auf. Das setzt man fort, bis das Stäbchen bis an die Nuß gelangt ist. Zieht man nun an dem Faden kräftig, so bringt man das Stäbchen unter Abrollen des Fadens in rotierende Bewegung. Und läßt man dann wieder mit dem Zuge nach, so wickelt sich der Faden, da die Kartoffel als Schwungrad die ihr einmal gegebene Bewegung beibehält, an dem Stäbchen wieder auf. S. Zeichnung.

c. bomələjöötšə: Auf ein stehendes Stäbchen wird ein Geldstück gelegt. Darnach wirft man mit Nüssen. Die Nüsse, die nicht treffen, gehören dem, der das Stäbchen sitzend zwischen den Beinen stehen hat. Wer trifft, kommt an die Reihe, die fehltreffenden Nüsse auffangen zu dürfen (Niederrhein).

XV. Im wirtschaftlichen Leben galt die Baumnuß

früher mehr als heute; besonders Nußöl wurde aus ihnen gepreßt. ‚so hain ich die noße uff myns hern gnaden eckern und bauwmen gewaßen sin zu oley machen laißen' (Lahnstein 1444; Rhenus I, 71); ‚nusoilich zo slain' (Walberberg 1414; Westd. Ztschr. 18, 307). In der Ampel der Trarbacher Kirche wurden jährlich 17 Sester (76 1/2 Liter) Nußöl verbraucht (Mertens, Gesch. der ev. Gemeinde Züsch S. 419). Anfang des 18. Jahrh. versahen die großen Nußbaumanlangen im Ruwertale bei Waldrach und Casel viele Dörfer des Hochwaldes mit Kirchenöl. Die Karmeliter von Boppard terminierten in den Dörfern Spay, Brey, Osterspay und Salzig im Rheintal Nußöl (Trier. Chron. [2] 13, 70). Heute, wo der Walnußbaum immer mehr verschwindet, finden wir diese Ölgewinnung nur noch an der Mittelmosel und den nach der Eifel zugehenden Tälern, wo ja auch der Baum noch mehr gepflegt wird seit alter Zeit.

XVI. Die Nuß im Rätsel.

Hämmerle Dämmerle
Sind wir im Kämmerle
Macht keins dem andern auf.
(Nahe.)[14])

Hūs-chə sǭs om štrüs-chə (Strauch)
On hǫt ə jrō̜n węməs-chə ān.
(Haselnuß.) (Hochneukirch.)

Ek ging ens dur en ströetsche,
doa fong ech en kamerödche,
doa miek ech em dat bükske op
on biet em en dat bätske.
(Niederrh.)

Hierhin auch die Kinderscherzfrage: Wilsdə ən nos? jǭ! dan gē bei də (op) pitərš pǫs, da krichstə en oməsos.

B. Die Haselnuß. Die Haselnuß wächst am Waldrande an den hasələn (rip.), hęsələn (moselfr.); verbreitet ist für die Haselnußstaude noch die Bildung dę̄r hasəltər (hęsəltər) üblich, die in der Endsilbe -tər ein altes Wort für ‚Baum' bewahrt

[14]) Diese Ztschr. 7, 48. Marzell a. a. O. 716.

(vgl. Holunder) (moselfr., rip., nfr.), davon auch hęsəltərnos (Bitb.); doch sagt man auch: dər hęsəldərbām (Saar), hiəsəltər-štrǫuch, di hęsəltərhęk hęngt vol nes (nôs); (də hę̄sələhęk, hę̄səlneshęk).[15])

I. Von den Blütenkätzchen ist schon die Rede gewesen, auch sie zieren an manchen Orten den Palmbusch, der am Palmsonntag in der Kirche geweiht wird.

II. Der Becher, in dem die Haselnuß sitzt, heißt ət hūs-chə, ‚Häuschen', də pīf, də höləf, hels, kǫk usf., wie die grüne Schale der Baumnuß.

III. Sehr oft wachsen die Haselnüsse an den noshękən, hasəltərštrūch in einem Quast, in einem ‚klüpchə' zu 2, 3, ja 4 zusammen. Glücklich der Sammler, der solcher Beiwachse viele findet. Allenthalben führen sie besondere Namen, die ich alphabetisch anführe:

beiwās m. Cleve.

bok m. ‚Bock'. ech han ən bok van 4 nös gəfonə (Eifel bis Ahr, Schleiden, Malmedy). Zusammensetzung (Zs.): ən tswę̄bok, ən dreibok, ən fīərbok, ən nosbok. — Im oberd. allgemein, auch sonst wird die Aufeinanderlagerung von kleineren Dingen (Schüsser usw.) bok genannt. Im Lux. heißt die jedesmalige grade Zahl (2, 4, 6) von zusammengewachsenen Nüssen: gę̄s (Geiß), die ungrade bok.

brast m. Westerw. ən brast nes. — br. „Menge"; mndl. brass ‚Brausel, Mengsel' zu brassen ‚brauen'.

brobərt m. Kreuzn. (Mandel).

buntsəl m. Kreuzn. (Seibersbach), Saar (Greimerath), Trier (Schillingen). b. wird von rundlichen Dingen gesagt (Kotklumpen, dickes Rind); es kann aber auch gleich Bundsel sein (zu Bund).

butsəl f. Kreuzn. (allgem.) dǭ hęngt ə gantsə butsəl. Zu vergl. ist ndl. boots, mhd. butze, m. ‚Klumpen' (Kobold), nord. but ‚Klumpen von weicher Masse'. Zs.: zwę̄butsəl, dreibutsəl, fīərbutsəl.

---

[15]) Im moselfr. sind die umgelauteten Formen: hę̄səl, hīəsəlnos neben hǫasənos, im rip. hasəlnos, aber auch wie im nfr. hasənos, im nfr. hasənot, hasənuət üblich. Auch eine h-lose Form kommt im nfr. vor asəlnot, äsəldər.

Dǫl, dǫlən f. Westerw. ‚Dolde'.

dǭpchə n. Linz. dopp. ‚Kreisel'.

dreidubəlnos f. Bertrich.

dreiərt m. Kemp. (Lobberich). Zu drei zusammengewachsen: ebenso dreiknǭə ‚Dreiknoten' m. Aach. (Würselen). dreiwās ‚-wachs' m. Neuß. driling, drelingə (verbreitet). Zs.: drilingsnos, nötdriling; drilәs m. Birkf. (Bundenbach).

drubəl, drөbəl n. Eusk. (Friesheim), Mülh. (Rhein), Gummersb., Rees (Hiesfeld), Sol. (Hietdorf), Wipperf. (Hardt). Zs.: twēdrubəl. — Eine iterat. Bildung zu drūf (Traube) mit Kurzstufe (drubel). Anderer Abkunft sind trubel, trup, trubəs.

dubəlnos f. ‚Doppelnuß' (verbr.).

gēs f. Bitb. (Ehlenz), Prüm (Waxweiler), Aach. ‚zwei Nüsse zusammen', während bok 4 Nüsse sind. enə helejə jēs Aach.

glök, hasəlglök Sieg (Lohmar).

hungəl f. Saar (Püttlingen). Eigentl. ‚Zweig mit Trauben', zu ‚hängen' gebildet.

keipər m. (Lux.).

klętš, klęts, klęt, klęs m. (nfr. allgem.). Zs.: tswēklętš (-klęts, -klęs), driklętš usf., fīərklętš usf. — Zu ‚Klatsch' ‚eine breite Masse', vgl. Kletsch.

klǫuər m. Kreuzn. (Seibersbach), vgl. D. Wb. 5, 1034.

kletš, klets m. (moselfr., Wittl., Trier), vgl. D. Wb. 5, 1211 s. Klitsch, 5, 1214 s. Klitze.

klǫbən m. (Sieg) Menden; verbreitet das dimin.: klǭpchə (berg.), klǫp (berg.), klǭwər (Sol.). Zs.: tsweiklǫp, -klǭpchən, -klǭwər; dreiklǫp, -klǭpchə; fīərklǫp, -klǭpchə. hasəlklǭpchər (Bensberg). — Zu mhd. kloben (abgel. von klieben) ‚gespaltenes Holzstück zum Klemmen, Festhalten von Früchten, Stock, in dem Büschel stecken', Schweiz. Id. 3, 619.

klǭftərn: də nös sen jəklǭftərt (Sieg-Schmitten).

kluft, kloft, kloəf, kleftchə, kliftchə f. (moselfr. die verbreiteste Bezeichnung). Zs.: tsweikloft, dreikloft, fīərkloft. kloftnos, nesəklǫb. — Auch im nfr. aus dem Kr. Grevenbr. Ableitung aus Kloben. s. D. Wb. 5, 1266 (7 b. c.), 1218 (8).

klos m. ‚Kloß' Malm. (Deidenberg).

kludər m. (Saar, Trier, Bitb.), klǫudər Saar (Ettelborn), glidərchən (Trier-Conz.). — s. D. Wb. 5, 1157 s. kleuder.

klompən m. Merz. (Saarhölzb.).

klong f. Schleid. (Dahlem), klongəl m. Bitb., Prüm, Daun, Montj. Zs.: nösklongəl. — Vgl. ahd. clunga ‚glomus' D. Wb. 5, 1295, 1296 s. klunker (3, c. d. f.).

klutšən m. (Hunsr.), kletš, kletšən (Mosel) aus klütsch. s. Klätsch, Klitsch. D. Wb. 5, 1306 s. kluster.

knup m. Ottw., Wittl., Jül. Zs.: tsweiknup, nosknipchə (Eppelborn). Vgl. knupən m. ‚Stoß, Beule'.

knübəlchə, -kə (Neuß, Heinsb.). Zs.: knubəlnos (Rheinbach).

kotš Bergh. (Koenigshoven), Erkel. (Kaulhausen). — Zu kock (engl., norw. ‚Haufen, Klumpen').

kübəs-chə n. Cobl. (Höhr). s. u. Kupp.

kultər m. Simm. (Ellern). Vgl. kolderstock ‚keulen-kolbenartiger Stock'. D. Wb. 5, 1622 (3), nord. kult ‚dicker, runder Kerl'.

kup f. Jül. (Mersch), kupən m. Coch. (Bruttig). Vgl. klekərə op ən küpchə setsə ‚auf 3 Klicker 1 aufsetzen'. — Zu hd. Kuppe. D. Wb. 5, 2772. Doch vgl. D. Wb. 5, 1785 s. koppe (kobbe).

kupəl, meist kopəl (Montj., Aach., Geilenk., Heinsb., Eup.), dim.: köpəlkə; im rip. mit Erweichung des p > b: kübəlchə (Remagen, Dür.). Zs.: tsweikopəl, tsweikopələch, dreikopəl, dreikübələch, fiərkopəl. Zu lat. copula. D. Wb. 5, 2774 (2c).

pęrchə, pęrkə, nospęrchə (hier und da) ‚Paar'.

pas m. Geld. (Weeze). Zs.: twēpas, drīpas, fērpas.

pitərchə Dür. ‚Peterchen'.

quas(t), quǫs, quęskə m. Eusk. (Ülpenich), Montj. (Roetgen), M. Gladb., Erkel. (Wegberg), Heinsb. (Ratheim). Zs.: nüətquęskə.

tǫp m. Heinsb. (Rath.), Geld. (Aldekerk), Mörs (Xanten). Zs.: twētǫp, drītǫp (-döpkəs), vērtǫp. — Zu Topp ‚Spitze'.

pukərt m. Ottw., pokərt Meisenh. (Jeckenbach). Woher?

putšən m. Trier (Cordel) — fig. ‚Büschel'.

trepsdrelәs m. Westerw. (Neuhäusel).

trībəs m. (Sol.), trīməl (Remscheid).

trǫl m. Neuß. Zs.: twē-, drei-, fīrtrǫl. — Aus trǫdəl?

trǫtš f. M. Gladb. (Jüchen, Schiefbahn), tros (Clev., Rees, Dinsl.). Zs.: twē-, drī-, vērtrǫs, nötstrǫs. — Vgl. Kilian: tros, trosse, torsch ‚racemus, uva, botrus', ndl. tros (van druiven), engl. truss ‚Bündel', ndl. torsen, mnl. torsen, trossen ‚binden, laden, tragen', mhd. trossen ‚packen, aufladen', lat. tortiare, franz. trousser.

trubəl, trobəl (trübəlkən), tröbəl m. (Sieg, Bergisch., Köln). tropəl (Mettm., Bensb.); truf (Dinsl.); trüəfəlchə Aach. (Herzogenrath). Zs.: twē-, drei-, vērtrubəl, hasəntruf (Dinsl.). — Aus mlat. turbula, vgl. hd. Trubel.

trup Cref. (Anrath), sonst trop m. (Lennep, Elberf., Eup., Aach., Rees). Doch auch Saar (Berschweiler), tröpkən, tröpəlchən. Zs.: twei-, drei-, vērtrop. — Zu trup ‚Schar' (trǫp); mlat. troppus ‚Bande, Trupp'.

vīlībchə, filəpchə (-kə) ‚Vielliebchen', lautlich an Philipp angelehnt (verbreitet).

tsak in tswei-, dreitsak m. Düren.

tsweiwās m. Neuß.

tswiling (-e-) m. (verbreitet). Zs.: tswilingsnös, nöttwilingə (Duisburg).

tswīsəl m. (Vohwinkel).

IV. Arten: Die im August reifenden Haselnüsse (hasəlnös, hękənös, waltnös) nennt man ausnös; die mit rotem Kerne: blūtnes (moselfr.); węlšə hasəlnes (Maifeld); eine dickere Sorte, im Garten gezogen: lampəšə hasəlnüət (Geilenk.), rümšə nos (Aach., Eup.), pǫsnos (Aegid.).

V. Redensarten: Außer den unter Baumnuß genannten, wobei es dahinstehen mag, ob sie für die Hasel- oder Baumnuß gelten, seien hier die angeführt, die nur für die erstere gelten: hāgəlštēn wi hasənotən (nfr.)., ən hęt hęsəltərhǭr ‚Flachshaar'. Im ən brǫun nos klimt mər hū, im ən weisə es ma sęldə frū (Mosel), um eine Brünette werben die Männer mit Vorliebe und scheuen keine Mühe. Dār tapə sə hasənöttə dör dən trechtər, da gibt es nicht viel, man wird mit leeren Komplimenten abgespeist (Cleve).

VI. Die Haselnuß in Sitte und Glauben. Die Zeit, wenn die Haselnüsse brünlöüšich ‚braunschalig, reif' werden, ist

für Kinder und Erwachsene eine herrliche Zeit. Meist an den Sonntagnachmittagen zieht man zum Walde, um für Nikolaus und Weihnachten die Früchte zu sammeln. Die Kinder singen:

Vom Himmel hoch da kam ich her,
Lang mi mǭl par notjəns her,
Sind se wat grōt, da hęt kēn not,
Sind se wat klēn, gif mər twē för ein. (Niederrh.)

Und im Schaukellied singt im moselfr. die Mutter mit dem Kinde:

heijǭ bompeijǭ
də suma jī ma nǫ klǫusə,
da kum ma durch də birkəbeš,
blekə ma en sak vol hǭsənes,
hǭsənes han kę̄rə en,
wǫrbələ ǫwa net.

Indes derselbe Haselnußstrauch liefert auch für die Kinder die hasəltərjuš, den hąsəltərstęk, ət hasəlrīs, die beliebten Ruten zur Züchtigung. Scherzhaft: hę̄səlǝgǫtwälts (Eifel); an der unteren Wupper scherzt man über seine Anwendung, indem man sagt: ech mos dech met hasələnfęt šmę̄rən. Diese beliebte Verwendung des Haselreises zur Züchtigung beruht nicht nur auf der Bequemlichkeit; alter Glauben spielt hierbei eine Rolle. Von der Saar berichtet mir Herr Hauptlehrer Dewes (Nunkirchen): Noch vor 40 bis 50 Jahren schrieben unsere Vorfahren der Hasel eine besondere Kraft in Beziehung auf Hiebe zu. Diese Kraft ging so weit, daß man mit einer Haselrute sogar einen Abwesenden durchprügeln konnte. Die Haselrute mußte aber am Ostersonntage (in der Eifel am Dreifaltigkeitssonntage) vor Sonnenaufgang im Namen des dreieinigen Gottes geschnitten werden, und zwar mußte man mit nach Osten gewandtem Gesichte rückwärts zu der Haselrute treten und sie in dieser Stellung auch abschneiden. Schlug man mit diesem Stock irgend ein Kleidungsstück, über das man den Namen desjenigen, dem die Prügel zugedacht waren, aussprach, so empfand der Genannte, und wenn er noch so weit entfernt war, die Schmerzen der unsichtbaren Hiebe.

Wie an der Blies (Nahe) man auf diese Weise einen Dieb feststellen kann, ist in dieser Zschr. 2, 298 dargestellt. Mit der auf diese mystische Weise geschnittenen Rute schlägt man auf einen festen Gegenstand, darunter sich den Dieb fest vorstellend. Dieser wird dann jeden Schlag spüren, als ob er ihn unmittelbar treffe. Von Schmerz gepeinigt, stellt der Dieb sich selbst.

Wollte man eine Frau, die im Rufe einer Hexe stand, züchtigen, so schlug man siedende, wallende Milch mit einer Haselgerte; jeder Schlag traf dann die Hexe, die Ungemach ins betreffende Haus gebracht hatte (Montjoie-Rollesbroich).

In der Wünschelrute, einer einjährigen, gegabelten Haselrute, vor Sonnenaufgang bei Vollmond rücklings in drei Schnitten (Hunsr.) geschnitten, nicht dicker als ein kleiner Finger, tritt uns eine ähnliche geheimnisvolle Kraft entgegen. Auch bei uns [16]) hat man an sie geglaubt. Sie darf nicht mit einem Messer hergestellt werden, sondern man pflegte sich dabei eines großen Feuersteines zu bedienen. Der Haselschoß, der die Wünschelrute hergeben soll, muß drei Jahre alt sein; sie selbst ist dreimal so lang als der ausgestreckte Finger des Schatzgräbers; auf dem Zeigefinger muß sie wagerecht schwebend getragen werden. Die Stelle, wo man Schätze vermutet, schlägt man mit ihr im Namen der hl. Dreifaltigkeit. (Bergisch). In der Eifel schnitt man in der Weihnachtsmitternacht mit einem neuen, noch nicht gebrauchten Messer durch einen Schnitt die Hasel ab (diese Ztschr. 6, 136).

Wurde früher im Hunsr. eine junge Fahrkuh aus dem Stalle geleitet, um sie anzulernen, so wurde das Tier über eine frisch geschnittene, innen vor die Stalltürschwelle gelegte Haselgerte geführt; so wurde es zahm und geduldig (diese Ztschr. 2, 292).

Die Haselrute dient auch zum Symbol des ehelichen Glückes. Sechs nös op ēnen bok, dū wīəš nu bāl brok (Braut)

---

[16]) Über diese Frage unterrichtet am besten L. Weber, Die Wünschelrute, 1905; vgl. auch Sökeland in Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 11, 235; 13, 202, 280; 16, 124.

Schell in Ztschr. d. Ver. f. Volksk. 16, 174: derselbe in dieser Ztschr. 11, 266.

(Schleiden-Hellenthal), d. h. das Mädchen, das 6 Haselnüsse an einem Stiele findet, wird bald Braut. Im Kreise St. Wendel pflegten die Kinder mit Stäbchen aus geschältem Haselholz sich vor den Hochzeiter hinzustellen und zu sagen: Wir bauen dem Hochzeiter e Brigg, wann er driwer geht, hat er ke gligg (diese Ztschr. 8, 230). Eine Haselnuß mit Doppelkern, von einer jungen Frau geöffnet, kündet dieser Zwillinge an (Saar).

Daß noch heute der Glauben an die Vorliebe der Hexen für Haselstöcke, mit denen sie zur Nebelbildung in den Bach schlugen und auf denen sie zum Tanzplatz ritten, bekannt ist, zeigt der Spruch aus Commern (Eusk.):

Met hasələ on wegə (wekə) (Weiden)
šlōgən də hęksə on pregə (prekə) (eigensinniges Weib).

Ein Bündel Haselzweige vor das Fenster gehängt, schützt vor Blitz (Cochem). In der Eifel suchen im Freien beschäftigte Arbeiter beim Nahen eines Gewitters Schutz unter einer Haselstaude. Es geht dort die Legende, die Mutter Gottes habe bei ihrem Gange zu Elisabeth vor einem Gewitter sich unter einen Haselstrauch geflüchtet (diese Ztschr. 6, 137).

Carneval.*)

Von **C. Rademacher**, Köln.

Am Sonntage vor Aschermittwoch, also zu Beginn der großen Fasten, welche für die katholische Welt das Osterfest einleiten, wird in vielen Ländern ein Volksfest gefeiert, das in der Art und Weise und dem ganzen Verlaufe der Veranstaltungen wohl große Verschiedenheiten aufweist, aber doch überall dort, wo sich die Bezeichnung „Carneval“ für dieses Fest eingebürgert hat, den Begriff ausgelassener Lustigkeit, ungezügelter Freiheit, verbunden mit Mummenschanz, Scherz und Satire, in sich begreift. Hier ist gleich die auffallende

[*) Die vorliegende Abhandlung ist in englischer Sprache erschienen in der „Encyclopaedia of religion and ethics“ von Dr. James Hastings, London, 1910. Sie wird in ihrer deutschen Fassung hier nicht unwillkommen sein. Zu vergleichen ist: C. Clemen „Der Ursprung des Karnevals“ im „Archiv für Religionswissenschaft“ 17 (1914). S. 149 ff.]

Tatsache zu bemerken, daß in allen Ländern, in welchen die Römer ihre Herrschaft dauernd ausgeübt haben, also in Italien, Frankreich und den Rheingegenden, sowohl der Name Carneval wie auch der vorhin angedeutete Grundbegriff dieses Festes allgemein herrschend geworden sind. In den übrigen germanischen Ländern heißt das Fest zu Beginn der Fastenzeit „Fastnacht", im Volke und früher allgemein „Fasenacht", „Fasnacht". Diese Fasnachtsfeiern und der Carneval haben neben augenscheinlichen Übereinstimmungen doch so viele Verschiedenheiten in Sinn und Auffassung, daß der Ursprung des Festes nicht aus einer einzigen direkten Quelle abgeleitet werden kann. Es treten heidnisch-germanische und römische Elemente in der Feier zutage, welche, durch das Christentum stark beeinflußt, sich weiter entwickelten. So erhielt in den romanischen Ländern und am Rhein der Carneval durch römischen Einfluß seinen jetzigen Charakter, der in den übrigen germanischen Ländern so gut wie unbekannt ist. Was nun den Namen Carneval angeht, so ist die Entstehung des Wortes dunkel und läßt verschiedene Erklärungen zu. Die erstere, viel verbreitet, stellt den Einfluß des Christentums in den Vordergrund, sowohl für das Wort Carneval wie Fastnacht. Man leitet Carneval aus „Carne vale" ab, „Fleisch, lebe wohl!" eine Bezeichnung des Tages, der zum letzten Male ungehinderten Genuß des Fleisches vor der großen Fastenzeit erlaubt. Ähnlich ist die Ableitung des Namens von der Bezeichnung des letzten Sonntages vor der Fastenzeit, für den Papst Gregor den Namen: „dominica ad carnes levandas" einführte. Hiervon blieb später „carnes levandas", das nachher in „carnelevamen", „carnelevale", „carneval" sich um- und abgeändert haben soll. Das germanische Wort „Fastnacht" würde nach dieser Erklärung fast dasselbe bedeuten, das „Fastenfest", „Fastnacht" nach der germanischen Sitte, den Tag mit dem Abend beginnen zu lassen. Örtlich wird in germanischen Ländern besonders am Rhein der Ausdruck „Fastelowend" gebraucht („ovend" Volksausdruck für „abend"). Fastnacht wäre demgemäß der Tag, an dem mit Rücksicht auf die beginnende Fastenzeit Schmaus und Trank im Vordergrunde stehen.

Dieser Erklärung, so gut sie auch mit der angeführten Deutung von Carneval übereinstimmt, widerspricht die in germanischen Ländern volkstümliche und im Mittelalter allgemein übliche Bezeichnung „Fasenacht", „Fasnacht", die von dem Stamme „Fasen" sich herleitet. Das mundartliche Wort „faseln" hat den Begriff „tolles, ungereimtes Zeug reden", es wäre demgemäß Fasnacht ein Fest der Tollheiten, des Schwärmens, der Ausgelassenheit. Diese Erklärung steht in Übereinstimmung mit sehr vielen Sitten und Bräuchen beim Carneval, hat aber mit dem Christentum weiter keine Beziehung. Ebenso verhält es sich auch mit einer anderen Ableitung des Wortes „Carneval"; sie führt uns in die Antike, und zwar zunächst nach Athen. Eine Anzahl griechischer Vasenbilder aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. stellt einen Zug vermummter Gestalten dar, welche unter Musikbegleitung einherziehen. In Bologna befindet sich eine attische Vase, welche den Gott Dionysos zu Schiff fahrend darstellt. Dieses Schiff ist mit Rädern versehen. Aus griechischen Schriftstellern ist bekannt, daß in Athen ein Schiff mit Rädern wirklich umhergefahren wurde, und zwar ein Schiff des Gottes Dionysos. Von dem Schiffswagen, „currus navalis", wurden Spottlieder herabgesungen.

Es sei hier daran erinnert, daß in Athen aus den durch alten Gebrauch geheiligten Schelt- und Spottliedern zu Ehren des Dionysos die Komödie sich entwickelt hat. Aristophanes ist von diesen Anfängen des attischen Lustspieles nicht allzuweit entfernt. Nach der Meinung des Aristoteles hat die Komödie als unbeachtete Volksbelustigung ihre erste Form ausgebildet. Spätere Schriftsteller berichten, die Komödie habe von den Spottliedern ihren Ursprung genommen, die man vom Wagen herabsang.

Den „Schiffskarren" bei Festzügen zu Ehren von Göttern und Göttinnen begegnen wir in der späteren Geschichte noch mehrfach. Aus den letzten Jahrhunderten der römischen Zeit ist eine Schiffsprozession bekannt, welche zu Ehren der ägyptischen Isis bei Wiedereröffnung der Schiffahrt im Frühlinge abgehalten wurde. Dabei bediente man sich eines „Schiffswagens". Auch aus dem alten Germanien ist der Brauch

überliefert. Tacitus berichtet von dem Zuge der Nerthus, der germanischen Erdmutter. Ihr Bild sei zur Frühlingszeit auf einem vehiculum durch die Lande gefahren worden. Tacitus beschreibt zwar dieses vehiculum nicht näher, aber die weiter unten angeführten Bräuche lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß dieses vehiculum ein Schiffskarren gewesen ist, um so mehr, da ja die Göttin aus ihrem heiligen Hain, auf einer Insel des Ozeans gelegen, ihren Zug begonnen hat. Anstatt des Bildes der Erdengöttin wurde auch ein Pflug als Symbol verwandt. Ein Mönch der Abtei St. Prona berichtet von einem Feste im Jülicher Lande (Niedergermanien) zur Frühlingszeit. Dort habe man noch im Jahre 1133 im Walde ein Schiff gezimmert und es auf Rädern von Aachen nach Holland gefahren. Dieser „Schiffswagen" sei von einem großen Zuge Männer und Frauen begleitet gewesen; Frauen, in fliegenden Haaren, nur mit einem Hemde bekleidet, hätten um ihn „in teuflischer Ausgelassenheit", sagt der Mönch, getanzt, überall habe man diesen Zug und das Schiff mit Jubel empfangen. Der klösterliche Geschichtsschreiber eifert sehr gegen dieses „heidnische Fest". Während des Mittelalters sind diese Schiffswagen aus germanischen Städten mehrfach bezeugt. Oft wurde auch zu dieser Zeit ein Pflug auf dem Wagen umhergefahren. Ein Ulmer Ratsprotokoll aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts verbietet, mit dem Pflug und dem Schiff in der Stadt umherzuziehen. Sebastian Brand hat 1494 sein Werk „Narrenschiff" herausgegeben. Es ist klar, daß ein bestehender Brauch ihm die Idee zu seiner Schrift gegeben hat, um so mehr, da er das Schiff auch öfters mit „Karren" bezeichnet. In Steiermark und Kärnten zogen Frauen und Mädchen einen Pflug zur Frühlingszeit durch die Feldmark. Es ergibt sich, daß gerade wie in Griechenland und wahrscheinlich auch in Italien auch in den keltischen und germanischen Ländern zur Frühlingszeit ein Schiffswagen mit dem Bilde eines Gottes oder einer Göttin oder deren Symbol durch die Lande gezogen wurde. Tanzen von Männern und Weibern, Vermummungen gehören zu Kulthandlungen.

Wie in Athen aus den Spottliedern vom Schiffskarren die Komödie sich entwickelte, so hat auch in germanischen

Ländern der Umzug des Wagens mit den Vermummungen, den Spott- und Scheltliedern Veranlassung zu szenischen Aufführungen gegeben, welche nach zahlreichen Überlieferungen des Mittelalters von dem Carnevalswagen herab dem Volke vorgeführt wurden. Es entstanden aus diesen Aufführungen wirkliche „Fastnachtspiele", welche zu verfassen selbst hohe Geistliche nicht verschmähten. Hans Sachs, der berühmte Meistersinger von Nürnberg, schrieb zahlreiche Fastnachtsspiele, die damals auf dem Markte aufgeführt wurden. Erst im 17. Jahrhundert verschwinden die Fastnachtsspiele. Der Schiffskarren der Göttin lebt in den Carnevalsbräuchen der Gegenwart noch fort. Als 1823 der Carneval in Köln reorganisiert wurde, fand der Schiffswagen sofort wieder einen stehenden Platz in dem Carnevalszuge. Die tanzenden Frauen des alten niederländischen Schiffswagens, welche in leichter Kleidung, also vermummt, den Zug umgaben, sind jezt die „hilligen Knechte und Mägde". Sie eröffnen bei jedem Kölner Carnevalszuge mit ihren Tänzen in altertümlicher Kleidung den Zug.

Es entsteht nun die Frage, wie wir uns den Ursprung dieser Züge mit dem Schiffskarren zu denken haben. Man hat vielfach den Isiskult als das ältere angesehen und war der Meinung, daß der Schiffswagen in germanischen und keltischen Ländern diesem Feste entlehnt sei. Dem widersprechen die Darstellungen des Dionysoszuges auf den attischen Vasen mit dem „Schiffskarren", ebenso die angeführte Stelle des Tacitus, wo von einem „vehiculum" die Rede ist. Es hat vielmehr der ägyptische Isiskult, als er sich bei den Griechen und Römern verbreitete und von diesen auch nach Gallien und Germanien kam, die Form des Schiffskarren sowohl wie eine Übereinstimmung mit dem Grundgedanken des Festes überall vorgefunden. Die Ableitung des Wortes Carneval von currus navalis, römisch car navale, hat demgemäß sehr viele Wahrscheinlichkeit für sich.

Wie angeführt fanden die Umzüge mit dem Schiffskarren im alten Athen zu Ehren des Gottes Dionysos statt. Dem Dionysoskult sind verwandt die römischen Bacchanalien, auch die Saturnalien und Lupercalien, Feste, deren Charakter in

spätrömischer Zeit ausgelassene Spottlust, zügellose Freiheit gewissermaßen als Umkehrung der bestehenden Gesellschaftsordnung angenommen hatte. Dieser Charakter hat sich vorzugsweise auf den Carneval, der Bestandteile dieses Festes in sich begreift, übertragen. Hierin liegt die Erklärung, warum wir den Carneval mit dem angedeuteten Charakter in den von römischer Kultur vollständig beherrschten Provinzen wiederfinden. Dieser spätere Charakter der griechisch-römischen Feste ist aber nicht als das Ursprünglichere anzusehen. Den Mysterien des Dionysos ebenso wie den Bacchanalien und Saturnalien liegen religiöse Anschauungen zugrunde. Bekannt ist, daß im 2. Jahrhundert vor Chr. vom römischen Senate eine umfangreiche Verfolgung der Bacchanalien in Szene gesetzt wurde. Man sagte den Anhängern dieser Mysterien die gröbsten Verfehlungen gegen die Moral und den Staat nach. Besonders in Süditalien war die Verfolgung sehr grausam und führte fast zur Ausrottung des Kultus, damit aber auch zu einer gänzlichen Lähmung des Hellenentums in diesem Teile Italiens. Wie man den Juden, den Templern und verschiedenen Sekten im Mittelalter ähnliche Vorwürfe machte und daraus Grund schöpfte zur Verfolgung, so sehen wir diesen Vorgang in Italien damals also schon in die Erscheinung treten. Die neueren Forschungen haben die Haltlosigkeit jener Vorwürfe gegen die Bacchanalien erwiesen. (Vgl. Salomon Reinach „Cultes mystes et religions“.) Animistisch-mystische Grundlage erkennt man aus diesen Bacchanalien und Saturnalien. Bei letzteren aßen die Sklaven mit den Herren; jeder Einwohner hielt offene Tafel und lud möglichst viele Gäste zu Tisch, man bekränzte sich mit Efeu und trieb lustiges Spiel in ungebundener Freiheit. Diese Züge kommen zunächst wohl einem dem Menschen innewohnenden Bedürfnisse, sich einmal auszutoben, entgegen. So finden wir sie bei den germanischen Festen zur Frühlingszeit wieder. Aber damit ist der Kern des Festes kaum berührt.

Als erste Phase der religiösen Entwickelung haben wir animistische Vorstellungen zu betrachten, die mit dem Totenkult in Beziehung stehen, ja aus diesem hervorgegangen sind. An diese animistischen Grundgedanken schlossen sich später

mythische Darstellungen an. Die Römer kannten Laren, Larven und Lemuren, alles ursprünglich Seelen der Verstorbenen. Im Laufe der Entwickelung wurden die Laren gute, den Menschen freundlich gesinnte Hausgeister, die Larven Gespenster, welche den Menschen ängstigen und schaden. Einen ähnlichen Charakter hatten auch die Lemuren, welche durch besondere Feste „lemuria“ verehrt und versöhnt wurden. Bei den römischen Festen der Bacchanalien und Saturnalien, die nach dem Anfange des neuen Jahres gefeiert wurden, pflegte man die Larven darzustellen. Man glaubte sie hierdurch zu versöhnen und so Schaden von sich abzuwehren, eine Vorstellung, die sich bei dem Totenkult und dem daraus entstandenen Gespensterglauben durch sehr zahlreiche, in allen Ländern erhaltene Sitten und Bräuche nachweisen läßt. Eine Darstellung des Geistes oder auch nur ein Symbol desselben wirkt als Zaubermittel. Zur Darstellung eines Geistes gebraucht man weiße Gewänder, also Totenkleider und Gesichtslarven. Die Totengewänder mit den Gesichtsmasken sind der Ursprung der Vermummungen bei den griechisch-römischen Festen. Dieselbe Entwickelung finden wir auch in keltischen und germanischen Ländern. Hier sind den Frühlingsfeiern die Vermummungen ebenfalls nicht fremd. Die Hauptgestalten des berühmten römischen Carnevals der Neuzeit, der Pulcinello und der Pierrot, tragen weiße Gewänder, getreu nach der Überlieferung aus der Antike. Eine große Menge von Vorstellungen, die auf Geister und Gespenster gerade zur Carnevalszeit Bezug haben, lassen sich unschwer aus den erhaltenen Bräuchen nachweisen. Allerdings hat sich nicht überall und in demselben Umfange dieser „Volksglaube“ erhalten. Nur durch ein mosaikartiges Zusammensetzen der an verschiedenen Orten herrschenden Bräuche und Vorstellungen gelingt es, den roten Faden aufzufinden. So werden zur Carnevalszeit Gaben eingesammelt unter Absingung bestimmter Lieder, jetzt bald von Kindern, bald von Erwachsenen. Von den erhaltenen Gaben wird ein gemeinschaftliches Festmahl veranstaltet. Auch die einzelnen Familien halten lustige und große Mahlzeiten, die im Mittelalter wegen ihrer Ausdehnung berühmt waren und die in der Literatur oftmalige Erwähnung finden.

Ein besonderes Gebäck wird hergestellt und den „armen Seelen“, d. h. also den Geistern, ihr Teil abends vor Carneval, beim Beginne des alten Festes, bereitgestellt. Aus einer alten Chronik des Mittelalters berichtet Grimm: „Die Fleischspeisen am Dienstag in der Fastnacht oder andere Speisen am ersten Sonntage in den Fasten durch die ganze Nacht auf'm Tisch stehen lassen für die armen Seelen, ist ein grober, spöttischer, heidnischer Aberglaube.“ Die armen Seelen werden an einigen Orten „Die lieben Engelein“ genannt: für diese ist dann der Anteil bestimmt. Die Umbildung der Geister zu „Engeln“ ist auch bei den Slaven erfolgt. Eine alte tschechische Wetterbestimmung sagt, man feiere am Carnevalsdienstag das Fest aller Engel. In den „guten Engelein“ erkennen wir die römischen Laren wieder. Die Geister also sind an dem Carnevalsfeste im Hause, sie nehmen an den Feierlichkeiten teil, darum darf man auch zu der Carnevalszeit nicht arbeiten, nicht nähen, sonst legen die Hühner nicht, nicht stricken, sonst gibt es Streit, wie alter Volksglaube lehrt. Dagegen soll man an den Carnevalstagen viel tanzen und hoch springen, dann gedeiht der Flachs. Schier unermeßlich ist der „Aberglaube“, der sich auf Handlungen an den Carnevalstagen bezieht, wie dies Grimm und andere Forscher mitgeteilt haben. So heißt es zum Beispiel in der Chemnitzer Rockenphilosophie: „Fastnacht soll man keine Suppe essen, sonst trieft einem die Nase; Hirsen gegessen Fastnachten quillt das Geld, Fastnachten kann man beim Mondschein probieren, welcher Leib keinen Schatten wirft, und daraus auf den Tod des Betreffenden schließen.“

Der Schutz vor den Gespenstern, den bösen Geistern, wird gerade an den Carnevalstagen in besonderer Weise durch zahlreiche Handlungen erworben. Es werden große Feuer angezündet, welche örtlich „Halefeuer“ heißen. Stroh und Holz zu diesen Fastnachtsfeuern wird von den Burschen gesammelt; auf dem Holzstoße befestigt man eine lebende Katze, oder eine Puppe oder ein Kreuz, das mit verbrannt wird. Die Feuer nennt man an einigen Orten „Hexe verbrennen“. Der Augenblick, vor dem Anzünden des Holzstoßes, ist stiller Andacht geweiht; dann, wenn die Flamme

emporlodert, lautes Geschrei und Lärm. Die Burschen springen durch die Flammen, lassen feurige Räder, Symbole der Sonne, den Berg hinunterrollen. Entweder sind es mit Stroh umwickelte wirkliche Räder, welche angezündet werden, oder es sind brennende hölzerne Scheiben, die in der Mitte mit einem Loche versehen sind und vermittels eines Stockes fortgeschleudert werden. Das Feuer und der Rauch bewirken nach dem Volksglauben Fruchtbarkeit der Felder, bewahren vor Hagelschlag und nutzen auch dem Menschen vor allem Schaden, den die Geister verursachen können. Örtlich treten auch Burschen und Mädchen, die sich gern haben, vor die Flammen, und dies gilt als eine Sanktionierung des Verhältnisses. Wie das Feuer zur Carnevalszeit eine große Rolle gespielt hat, so auch das Wasser. Die Wasserverehrung zur Frühlingszeit ist in früheren Zeiten allgemeiner Brauch gewesen. Am Carnevalsmontag fand in München der „Metzgersprung" statt. Die in die Zunft neu aufgenommenen Gesellen mußten an dem Tage einen Sprung in das Wasserbecken des Brunnens auf dem Marienplatz unternehmen. Dieser Brauch herrschte auch im Österreichischen, in der Schweiz, sogar in Ungarn. Es ist natürlich, daß alle diese angeführten Bräuche, besonders das Feueranzünden und das Verbrennen eines Tieres, einer Puppe u. dgl., mannigfache Umbildungen erfuhren. So werden die Gabeneinsammler zu Fastnacht im Düsseldorfischen Gebiete von jungen Mädchen mit Wasser begossen; die Kinder, welche an den Tagen am Rheine Gaben einholen, tragen einen Hahn im Korbe oder in Holstein einen toten Fuchs. Das sind nur noch Andeutungen des alten Opfers. Nicht selten wird eine Strohpuppe umhergetragen und an den Carnevalstagen zum Beschluß der Feier entweder verbrannt, begraben oder ins Wasser versenkt. Damit ist nach der jetzigen Auffassung das Fest beendet. In Essen u. a. heißt diese Sitte „Bacchusbegraben". Auch bei dem berühmten Carnevalsfeste in Venedig finden wir das Begraben des „Bacchus", das auf dem Markusplatze vor sich ging. Allen diesen Bräuchen liegt der ursprüngliche Gedanke zugrunde, sich Schutz vor den Geistern zu verschaffen. An den Carnevalstagen werden in Köln kleine eigens für diesen Tag angefertigte Besen feilgeboten. Mit

diesen Besen zieht man durch die Stadt, hält sie empor und kehrt auch wohl den Vorübergehenden über den Rücken. Es ist bekannt, daß der Besen eine große Rolle bei dem Hexenglauben gespielt hat. Die Hexen unternehmen ja auf dem Besen ihre nächtlichen Ritte zum Blocksberg. Als Werkzeug der Hexen ist der Besen auch ein Schutzmittel; er schützt vor der Macht der Hexen, und, was nach uralter Auffassung dasselbe ist, gegen die schädigende Gewalt der Gespenster. Darum kehrt man mit einem Besen in germanischen Ländern hinter einem Sarge her, um zu verhindern, daß der Geist an die Stätte, wo er lebend weilte, zurückkehre. Das Umherziehen mit den Besen an den Carnevalstagen in Köln wurzelt demgemäß in der Vorstellung, sich Schutz vor der Geistermacht zu verschaffen.

Aber auch Vorstellungen mythischer Natur, welche in der Verehrung einer besonderen Göttin zum Ausdruck kommen, begegnen wir in den Carnevalsbräuchen. Schon der „Schiffskarren", der das Wort Carneval erklärt, mit der Göttin, welche auf ihm durch die Lande gefahren wird, hat dies bewiesen. Die Göttin ist die Erdmutter, Nerthus, jetzt auch nur „die Frau" „das Weib" genannt. Ihre Verehrung hat im römischen und germanischen Altertume bestanden. In Rom feierte man die Mysterien der „Bona dea". Bei diesen Mysterien war alles Männliche streng ausgeschlossen. Ähnliche Züge finden wir auch bei Bräuchen zur Carnevalszeit. In Köln heißt der Donnerstag vor Fastnacht „Weiberfastnacht". Er beginnt 12 Uhr mittags, an ihm führten die Frauen das Regiment. Wegen vieler Ausgelassenheiten wurde der Weiberfastnacht im 19. Jahrhundert verboten, aber noch immer haben Spuren sich in Köln erhalten. An einigen Orten des Rheinlandes versammeln sich die Frauen, halten Gericht ab und fällen schließlich einen Baum, dessen Erlös zur Bestreitung ihrer Feier bestimmt ist. Aus den Alpen ist das Perchtenlaufen zur Carnevalszeit bekannt. Perchta, Bertha ist die alte Erdgöttin. Die Teilnehmer des Perchtenlaufens sind mit besonderen Masken, „Perchtelmasken" versehen. Im Rheinischen heißen die Burschen, welche die Fastnachtsgaben sammeln, „Zimbertsburschen". Dieses Wort wird von „Sankt Bertha"

abgeleitet. („Sankt“ im Volksmund gleich „Zin“ oder „Zim“). Als „heilige Bertha“ konnte die Erdmutter ungestört fortleben, wie auch unter dem Namen „de Fraa“. In einem alten Sammelliede zur Fastnachtzeit, in dem viele uralte Anschauungen sich erhalten haben, heißt es „Morge wolle mer de Fru obsetze“. Das erinnert wieder an den Schiffskarren mit dem Bildnisse der Göttin. Die katholische Kirche hat nicht ohne Absicht ein Fest der heiligen Maria in den Februar gelegt, also um die Zeit, in welcher die Umzüge zu Ehren der Erdmutter abgehalten wurden. Maria trat nun an die Stelle der heidnischen Gottheit. An diesem Marienfeste „Maria Lichtmeß“, 2. Februar, wird in den Kirchen eine Statue der Mutter Gottes in feierlichem Zuge, mit vielen Lichtern bekleidet, durch die Kirche getragen. Das geschieht in Köln noch heutzutage. In diesem kirchlichen Brauch sehen wir die uralte indogermanische Sitte des Umherfahrens der Erdgöttin weiterleben.

Ein merkwürdiges Gerät wird bei dem Kölner Carnevalszuge noch gebraucht. Es ist dies eine sogenannte „Streckschere“, die aus neun Paar sich kreuzender Leisten besteht. An den Enden und in der Mitte durch hölzerne Nieten verbunden, läßt sich die Schere leicht und sehr schnell zu einer großen Länge ausstrecken und ebenso wieder zurückziehen. Man gebraucht sie jetzt, um kleine Blumensträußchen und anderes den Schönen hinüberzureichen. Auch außerhalb des Zuges werden an den Carnevalstagen in Köln vielfach solche Scheren benutzt, um allerlei Kurzweil damit zu treiben. Gewiß liegt dem Gebrauche dieses Instrumentes eine andere Bedeutung unter. Beim „Perchtenlaufen“ in den Alpen bildet der sogenannte „Schneider“ eine Hauptrolle. Er tritt in gewöhnlicher Tracht auf, nur durch eine ungeheure Schere ausgezeichnet. Es ist ebenfalls eine Streckschere, und mit ihr hebt er unversehens den Zuschauern die Kopfbedeckung ab. Eine Parallele findet diese Schere bei den Tusagaindianern in Arizona. Walter Fewkes berichtet, daß bei den Sommerfesten dieses Stammes der Gott Pü'ukong auftritt mit einer langen hölzernen Streckschere. Nach den Beobachtungen des genannten Forschers soll die Schere eine Darstellung des

Blitzes sein, den der Gott schleudert. Das Sommerfest der Indianer bezweckte die Fruchtbarkeit der Felder, eine Vorstellung, die den germanischen Fastnachtsfeiern nicht fremd ist. Aus dem Abheben der Mützen durch die Schere ist an den meisten Orten, auch am Rheine, ein gegenseitiges plötzliches Abreißen und in die Höhewerfen der Kopfbedeckungen getreten, oder ein wechselseitiges Zupfen an den Haaren. Das geschieht am Donnerstage vor Fastnacht, welcher davon auch den Namen trägt: „Mötzefastelovend".

Fassen wir das Ganze kurz zusammen, so sehen wir, aus wie vielen verschiedenen Quellen die Carnevalsfeiern sich herleiten. Im griechischen, römischen, keltischen und germanischen Altertume haben beim ersten Herannahen des Frühlings Feste bestanden, welche dem Totenkult, dem Glauben an die Geister und dem vor diesen zu bewirkenden Schutz ihre Entstehung verdanken, im Laufe der Zeiten jedoch mythologische Bestandteile in sich aufgenommen haben. Die Grundgedanken und deshalb auch die Begehung der Feiern hatten in allen Ländern ursprüngliches sehr viel Übereinstimmendes, wie dies ja bei Völkern, welche dem indogermanischen Stamme angehören, auch begreiflich erscheint. In Griechenland und Italien haben nun die Feiern als Mysterien sich besonders entwickelt und einen speziellen Festcharakter hervorgebracht. Diese so ausgebildeten Feste wurden von den Römern über die Alpen gebracht und dort schnell verbreitet. Diese Übertragung war um so leichter, da in den Ländern diesseits der Alpen ähnliche Feste, nur nicht in der Weise entwickelt, vorhanden waren. Daher finden wir den Carneval mit den speziell römischen Zügen diesseits der Alpen nur in Gallien und den Ländern am Rhein, während in den übrigen germanischen Ländern die einheimischen Feste wenig beeinflußt, in der alten Weise sich erhielten. Als nun das Christentum sich ausbreitete, vermochte es trotz aller Anstrengung alle jene Feste, seien es die einheimischen, seien es die, welche mehr den römischen Charakter angenommen hatten, nicht abzuschaffen. Bei einzelnen Feiern gelang es, durch christliche Motive, die ihnen unterlegt wurden, sie unschädlich zu machen; die andern suchte man durch die strenge

Einteilung des Kirchenjahres unmöglich zu machen. In die Zeit nach Weihnachten verlegte das Christentum eine große Anzahl seiner Feste, und für die ganze Fastenzeit verbot es alle alten Feiern auf das allerschärfste. So wurden die einheimischen Feste auf den einzigen Sonntag vor den Fasten beschränkt, der dann im Volke als Fastnacht oder Carneval eine neue Bedeutung erhielt und besonders in einzelnen Städten, wie Köln, München, Paris, Venedig, Rom sich als oft beschriebenes und weltbekanntes Volksfest ausgestaltet hat.

Schatzgraben mit Zaubermitteln und anderes vor Gericht, 1648.

Von **Adam Wrede**, Köln.

Der Glaube, daß man vermittels bestimmter magischer Kenntnisse oder Zaubermittel verborgene Schätze zu heben vermöchte, war in einer so armseligen Zeit wie in der des dreißigjährigen Krieges besonders rege, freilich nicht nur bei Bauern und Hinterwäldlern, auch bei städtischen Bürgern. Das lehrt eine Gerichtsverhandlung von 1648 aus Köln gegen den 48jährigen Hohldreher Hartman Müßgen. In dem unten wörtlich folgenden Verhör gestand der Angeklagte, gelernt und versucht zu haben, mit Hilfe zauberischer Kunst in den Besitz von Schätzen zu gelangen. Auch waren dem Schatzgräber, wie er weiter bekannte, vom Hörensagen oder durch Nachlesen besondere Verfahren bekannt, um übernatürliche Kräfte zu gewinnen und Gewalt über andere Menschen zu erlangen, z. B. sich „fest“ zu machen (Passauer Kunst), Frauen und Jungfrauen an sich zu fesseln (Liebeszauber), auch andere Menschen besonders im Schlaf zu zwingen, Geheimnisse zu offenbaren.

Das hier mitgeteilte Verfahren, Schätze zu heben, weist manchen Zug auf, den die aller Orten zahlreich lebenden Schatzsagen enthalten, vor allem die Mahnung, daß Reden bei der Zauberhandlung gefährlich sei, und daß man sich Gott empfehlen müsse. Auch ein Schlüssel, der in so vielen

Sagen die Tür öffnet, hinter der ein Schatz verborgen liegt, spielt in dem magischen Verfahren eine Rolle. Vielfach ist in der Sage der Schlüssel zum Schatze selbst verborgen und muß hervorgeholt werden. Hier wird er in ein Testament, soll heißen in ein altes Pergament oder Papier, gehüllt. Von einem besonderen Zauberspruche ist nicht die Rede, wohl aber vom Evangelium St. Johannis, das dreimal gelesen werden muß, und von dem Anruf der Apostelfürsten Peter und Paul. Zu dem Verfahren gehören ihrer zwei, die zusammen das Buch halten, in dem gelesen wird. Nach dem Lesen des Evangeliums werden unter Anrufung von St. Peter und Paul Orte genannt, an denen, wie man meint, Schätze ruhen. Dreht sich das Buch dann bei einem dieser Orte oder „läuft es um, daß es fällt," so ist das ein Zeichen der Bestätigung. Dieses sich drehende oder umlaufende Buch erinnert an die Wünschelrute, deren Stiel sich in der Nähe des Fundortes hin und her bewegt.

Quelle dieser Verhandlung ist das Turmbuch Nr. 50 des Historischen Archivs der Stadt Köln, Blatt 363 bis 367. (Die Turmbücher enthalten die Gefangenenverhöre und sind vom Anfang des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts erhalten. Der größte Teil ist von mir bereits durchgearbeitet und hat eine Menge volkskundlichen Stoffes abgeworfen.) Das Verhör lautet:

Confessio Hartmanen Muißgen, verhafftens.

anno 1648 den 24 septembris hat der verhaffter Hartman Mußgen, burger und eingeborner colnischer sohn, seines alters ungefer 48 ihar, auf befragen der hern thurnmeister auf Franckenthurn bekandt, daß er eine fraw mit funf kinder habe und ufm Tormarckt whone und seines handtwerkx ein holdreher[1]) seye.

waß die ursach seye, daß man uber sein thuen und laßen inquiriren müßen?

daß wurde ungezweiffelt einem hochweisen rhat vorkommen sein, und waß er dho bekandt, darbei pleibe er noch und vermeine darahn nit gesundiget zu haben.

---

[1]) Wohl Dreher (Drechsler) von hohlen Gegenständen, Hohlgefäßen.

wie er vermeine darahn nit gesundiget zu haben, nahdemahl seine ihnn rahtstat verlesene und von herrn stimmeisteren[2]) eingenomene kundtschafft außdrucklich nachfhurt, daß wan der driseler in der Blindergaßen[3]) bei dem schatzgraben pleiben wolte, daß alßdan leib, lebens und sehligkeit gefhar außstehen muste?

leib und lebens gefahr stunde zwarn darbei, nit aber der sehligkeit.

woher er wiße, daß leib und lebens gefahr bei dem schatzgraben und suchen zu besorgen?

habs einßteils von des in der Blindergaßen whonenden drißelers schwester verstanden, daß sie ihn ihrem hauß etwas unterm tach gesehen und darnach gegriffen, were aber zurugk und in amacht gefallen, und hette nach dero zeit mehr nichts gesehen.

Ob und von weme er eß weiters gehort?

von einem oberlender[4]), welcher ihnne die kunst gelheret, von welchem er verstanden, daß eß geferlich were, wan man beim graben sprechen wurde, und daß man sich gott dem almechtigen trewlich empfelen muste. alßdan halten ihrer zwei under dem augh deß schlußels ihre fingeren und leßen zuvorderst dreimahl S: Johans Evangelium. darnach also haltendt sagt man mit nennung eines oder anderen orts, da man vermeindt den schatz verborgen zu sein[5]), diese [Worte][6]): St. Peter, St. Paul, ligt alda ein verborgener schatz? wan dan uber alsolch fragen das boch sich drehet oder umbleuft, daß eß falle, ist eß eine anzeig, daß ahn dem gefragten ort ein verborgener schatz vorhanden.

ob dan derselb[7]) ihme keine anleitung oder underricht geben[8]), wie und welcher gestalt er die kunst des grabens gebrauchen solle?

---

[2]) Um diese Zeit Ratsherren, die mit Verfassungs- und Polizeisachen zu tun hatten.

[3]) Heute: Blindgasse.

[4]) Mann vom Oberrhein.

[5]) Lateinische Konstruktion des Acc. c. inf.

[6]) Wohl so zu ergänzen.

[7]) Der vorher erwähnte Oberländer.

[8]) Gegeben habe.

hette diesen anschlach und underricht geben, daß er einen schlußel in einem testament in medio deßßelben stechen solle, daßelb zumachen dergestalt, daß der schlußel daraußer nit fallen konne.

alß er daß evangelium St. Johannis geleßen, ob solches sitzendt, stehendt oder knehendt thuen, item ob gegen osten, westen, Suden oder Norden sich wenden mußen?

er habe beim leßen geseßen und wuste von keiner nothwendigkeit der posturen[9]) zu sagen.

wer der ieniger gewesen, welcher itzerzeltermaßen daß boch mit ihme gehalten?

der beider oberlender einer, von welchem er die vermeinte kunst gelhernet.

wie er mit demen (!) in kundtschafft[10]) gerathen?

weiln deren einer ihme hiebevorn in seiner arbeidt daß ratt drehen helffen und vor seinem verreißen nacher Utrecht ihme einen koningsthaler hinderlassen, hette er ihm hoher kommen[11]) deßen gesonnen[12]. und noch einen anderen zu Keyserslauter wonhafft gewesenen menschen mitbracht, welchen beiden er die herberg in seinem hauß gestattet und habe deren einer ihme geholffen.

wan sie daß boch dergestalt halten, wie sie dan wißen konnen, who die verborgene schetz vorhanden?

sie fragen so lang, biß sie eß endtlich erfahren, who die schetz erfindtlich und vorhanden sein mogen.

weiln St. Peter und St. Paul umb die verborgene schetz ersucht und gefragt werden, ob er dan vermeine, daß die beide heilige Apostolen sich mit der welt schetz bemuhen und bekommeren, und ihme darab underricht oder nachrichtung geben sollen?

sage nur St. Peter St. Paul, ligt alda ein schatz verborgen, und antworte dan derienig, welcher bei ihme ist, darauf ja oder nein und muße das boch die anzeig daruber geben.

---

[9]) Stellung.

[10]) Bekanntschaft.

[11]) Beim Fahren „rheinaufwärts".

[12]) begehrt, verlangt.

ob er nit mehrmahlen die kunst des suchens alß dieß einzig mahl usurpirt?

nein, hette eß nit mehr gethan, wolle eß auch weiters nit thuen, und seye nur eine lautere vorwitz von ihme gewesen.

ob er nit gedenken oder ermeßen konnen, daß dieß suchen nit ein Gottes, sondern ein teuffels werck seye?

daß seye baußen sein verstandt und von seinem herrn pastoren bericht, daß eß ein fabel werck sein solle.

ob er solche hendel nit mehr angestellt, wie oft und bei wennen?

habs nur einmahl und daß umb pfingsten negstlitten[13]) ein ihar ahn obgemeltem ort gebraucht.

alia confessio Hartman Maußgens. anno 1648 den 28. septembris hat der verhaffter Hartman Meußgen auf ferner der herrn thurnmeisteren befragen geantworth wie folgt.

aldeweil er in seiner iungst gethaner antworth nichts auf sein suchen gefunden zu haben bekendt, ob er noch darbei bestehe?

ja, müße darbei stehen und halten angesehen eß anderster damitten nit beschaffen, nur allein, daß ihn der Blindergaßen ein roth pulver ihnn einem loch, so er erofnet funden, [gelegen habe][14]) und alda liggen laßen (!)

weiln er bei letzter seiner bekentnus vermeldet, daß er dem herrn pastoren zu dem kleinen St. Mertten[15]) gebeichtet, daß [er] die verborgene schetz gesucht und derselb solches vor fabelwerck gehalten, wie solches gleublich, nachdemmahl derselb nit gestehen wolle, daß er ihme ihemahlen gebeichtet?

eß seye wahr und erweißlich, daß er ihme auf Osterabendt iungsthin gebeichtet, eß habe auch gemelter her pastor ihme deßwegen eine sonderliche boiß auferlegt und darbei anbefholen, daß er got dem almechtigen hochlich zu dancken schuldig, daß er ihnen behutet, daß nit weiters inß teuffels gefahr kommen were.

---

[13]) nächstverflossen.

[14]) So ähnlich zu ergänzen.

[15]) Pfarrkirche Klein St. Martin, von der jetzt nur noch der Turm steht.

waß er oder seine fraw vor frembt und unbekandt gelt bei der aufm (dem) Hewmarckt auf der Wahlengaßen ort[16]) whonender schomecherschen zu wechßelen anerbotten?

daßelb seye ein gemein stuck golts gewesen, welches seine fraw von einem zu Rangschel bei Lulstorf whonenden halfman umbwechßelen zu laßen bekommen, und seye seines erachtens ein reider[17]) gewesen, welchen noch[18]) die sehomersche(!) noch[18]) der ihm creutz wechßelen wollen, auß ursachen, daß etwas rodig[19]) gewesen.

warumb daßelb stuck golts an obgemelten beiden orteren nit hat gewechselt werden wollen?

daß konne er nit wißen, eß were sonsten kein geef stuck[20]) gewesen.

ob er nit noch andere dergleichen kunsten mehr gelheret?

nein.

ob er dan keine kunst vor hawen und stechen[21]) wiße?

nein, endtlich doch auf fernere erinnerung sagt [er], daß man darzu einen (!) moltworffen[22]) hertz gebrauchen sollte, wie er verstanden und erzehlen horen.

ob er auch die kunst konne, frawen oder jungferen willig zu machen, daß sie eines manß oder gesellens willen[23]) thuen mußen?

habe wol darvon gehort, aber sein lebtag die kunst nit gebraucht, hette eß auch biß hero nit nottig gehabt.

ob er nit auch eine kunst wiße, das (!) einer ihme, waß er wiße, und vornemblich ihm schlaf offenbaren muße?

er habe bei dem Alberto Magno[24]) funden, daß man siecher[25]) krauth, so er doch itzo nit nennen konte, darzu gebrauchen solte.

---

[16]) Ecke.

[17]) Name verschiedener Münzen nach dem Bilde eines Reiters.

[18]) Weder — noch.

[19]) rötlich.

[20]) Giftstück, wie wir heute etwa sagen: es ist kein Gift daran.

[21]) Die sogen. Passauer Kunst. (Sich „fest“ machen.)

[22]) Maulwurf. — [23]) Liebeszauber.

[24]) Der berühmte Albert Graf von Bollstätt 1193—1280, Lehrer der Theologie und Philosophie in Köln.

[25]) ein gewisses Kraut.

ob er nit solche kunsten in ein siecher boch eingeschrieben und verzeichnet?

nein, eß mußte dan hinden in ein boch geschrieben sein. darauf dem verhafften ein in octavo und gelben (!) pergament eingebundenes buchle gezeigt und gefragt, weme daßelb zugehorig seye? daßelb seye einem in der Kronen auf der Ahr[26]) whonenden wirth Ludtwig Kremer gnandt zuständig.

wie er darahn kommen, daß daßelb in seinem hauß funden worden?

habs von obgemeltem Lenarten entlhenet.

zu welchem endt?

nur auß curiositet.

woher er gewust, daß gedachter Kremer daß boch gehabt?

er were einmahl in deßen hauß kommen und hette dho daß boch alda funden, und ahn ihme begert, wegen der darinnen erfindtlichen segnen[27]) ihme daßelb zu lhenen, wie er auch gethan, und habß von dero Zeit ahn hinderhalten,[28]) ohne aber daß er die eine oder andere kunst, so darin erfindtlich, iemahlen gebraucht.

weiln er seinem selbst angeben nach so vorwitzen (!) gewesen, daß er die verborgene schetz zu suchen, so doch geferlich, understanden, wie dan zuvermuten, daß er die andere kunsten nit gebraucht haben solte?

habe vermeindt, wanß recht und probirt were, hetten die leuth deßen noch genisen konnen, die andere kunsten aber, weiln deren nit nottig gehabt, habe sie auch nit probirt.

weiln er wegen deß schisens eine sonderliche lust gehabt, die kunst[29]) zu lhernen, ob er dieselbe nit probirt?

nein.

Dimissio et poena Hartman Meußgen. anno 1648 den 30. septembris demnach Hartman Meußgens haußfraw[30]) ahnstat dero ihrem man auferlegter (!) 25 Reichsthaler straf erstlich einen schwartzen wullen rock mit zwei flawelen[31]) wellen,[32])

[26]) Straße in der Nähe des Heumarktes.
[27]) Jedenfalls Zaubersegen.
[28]) zurückbehalten.
[29]) Es ist wohl die Kunst des Freischützen gemeint.
[30]) Frau, Ehefrau. — [31]) von Samt. — [32]) Streifen.

ein schwartz kaffa[33]) liefgen, funfzig ellen wullenen wircken tuechs und 22 ellen fleßen tuechs, ein silbern ortges gurttel[34]) und einen ledderen kocher mit drei silberen benden hinder hern thurnmeister Richarts deponirt, alß ist gemelter Hartman previa huidt (!) depositione auf geleisteten gewonlichen urpfeden[35]) und vorhergegangener gnugsamer capitulation der hafftung mit dieser commination erlaßen:

daß, dafern er sich deß schetz suchens und sonsten unzuleßigen leßens sich nit enthalten, sondern sich deßen ferner gebrauchen wurde, daß er alsdan ohne einige gnadt ahns peinlich recht[36]) geliebert werden solle.

Gebräuche, Rätsel und Reime aus dem mittleren Bröltal.

Von **Lückerath**, Köln.

1. Schuhverzehr.

Wenn das Brautpaar nach der Trauung die Kirche verläßt, wird die Braut an der Kirchentür von ihren Freundinnen in Empfang genommen. Sie ziehen ihr einen Schuh aus und dafür einen ihrer Werktagsschuhe an, den sie von Hause mitgebracht haben. Während des Hochzeitsschmauses wird der Schuh verborgen gehalten. Die Burschen suchen ihn ausfindig zu machen und in ihren Besitz zu bringen, was aber nur selten gelingt. Nachmittags ist Tanz. Vorher wird der Schuh ausgekloppt, d. h. versteigert und zwar amerikanisch. Der Erlös, der oft 100 Mk. und mehr beträgt, ist das Hochzeitsgeschenk der Männer. Der Letztbietende, meist ein Verwandter oder Freund des Brautpaares, eröffnet mit der jungen Frau den Tanz. Vor der Versteigerung wird der Schuh, mit Bändern und Blumen verziert, dem Ausklöpper überreicht. Besorgt das ein Mädchen, so sind alle anwesenden Mädchen und auch

[33]) ein Seidenstoff.
[34]) silberbeschlagener Gürtel.
[35]) Urfehde.
[36]) dem Hochgericht, das über schwere Verbrechen urteilte.

nichtanwesende Freundinnen der Braut für den kommenden Sonntag zum Kaffee eingeladen; hat aber ein Bursche den Schuh im Besitz, so fällt das Recht am Kaffee den Burschen zu. Doch kommt das kaum vor. Nach dem Kaffee kommen die Burschen zum Tanz. Diese Feier des jungen Volkes am Sonntag nach der Hochzeit ist der Schuhverzehr.

(Das Auskloppen des Brautschuhes ist zeitweise polizeilich verboten gewesen, weil es einer Schenkhochzeit gleich sei. Erfreulicherweise hat man aber neuerdings wieder mehr Verständnis für diesen uralten Brauch.)

2. Pfingsteierholen.

In der Nacht von Pfingstsonntag auf Pfingstmontag holen die jungen Burschen die Pfingsteier. Gegen 12 Uhr ziehen sie von Haus zu Haus, und aus kräftigen Männerkehlen erklingt vor jedem Hause das Pfingstlied:

Komm, heiliger Geist, du göttlicher Gast!
Von einer Natur mit Vater und Sohn.
Der du von seiner Sündenlast
So manches Herz befreiet hast.
Komm, heiliger Geist, du göttlicher Gast!

Komm, heiliger Geist, du Lehrer der Welt!
Die Wege des Heils sind niemals verfehlt,
Wenn man sich nicht an Sekten kehrt,
Die Kirche, die die Wahrheit lehrt,
Mit kindlicher Treu als Mutter verehrt.

Komm heiliger Geist jetzt auf uns herab,
So wie dich einst Gott den Gläubigen gab,
Als ihre noch geringe Zahl
Versammelt im verschloss'nen Saal,
Sich sehnte nach dir, du göttlicher Strahl.

Die Bewohner stehen auf und reichen den Burschen die Pfingsteier. In einigen Orten werden die Eier in derselben Nacht gebacken und verzehrt. Meist aber wird das Eierkuchenessen auf den Nachmittag des Pfingstmontags verlegt, und die jungen Mädchen werden dazu eingeladen. Darnach ist Tanz.

In konfessionell gemischten Orten werden an Stelle des Pfingstliedes Volkslieder gesungen. Müssen die Burschen noch auf die Eier warten, so singen sie:

Joət eß op dən Hoənderstall,
Do liggən de Eier överall.
Schöne rote Blümelein,
Wacker ist das Mädchen.

Nachdem sie die Eier erhalten, wird gesungen:

Dər Wellhälləm (Petter, Arnold usw.) oß en joəde Mahn,
Hä jitt us Eier, watt hä kahn.
Schöne rote . . . . .

oder

Et schwarze Hohən het jot jeläächh,
Et het och noch än us jedääch.
Schöne rote . . . . .

Gibt es keine Eier, so heißt es:

Wellt ür us kenn Eier jiən,
Sall üch der Foß de Hohənder neən.
Schöne rote . . . . .

(Zuweilen ist das Pfingsteierholen polizeilich verfolgt worden.)

3. Gebräuche beim Hausneubau.

Die Gebräuche werden freilich in letzter Zeit seltener; jedoch sind sie noch bei $^1/_3$ der Neubauten vorhanden.

1. Das Fundament wird ohne Förmlichkeit gelegt und fertiggestellt.

2. Die Häuser sind Holzbauten mit Fachwerk. Ist das Fundament fertig, so ist die Opsetzerei. Dazu werden alle Nöper (Nachbarn) bestellt. Der erste Holznagel (Pönn) ist geschnitzt und recht dick, damit er schlecht hineingeht. Der Eigentümer oder ein Sohn oder ein Enkel schlägt ihn ein. Jeder Schlag kostet ein Möße Schnaps. Maximum ist „satt Schnaps“. Während des Aufsetzens verstecken die Burschen einen „Käffer“. Wenn alles so weit fertig ist, fehlt ein Käffer. Der Baumann (Zimmermeister) erklärt, er habe ihn gemacht und mache keine neuen. Dann beginnt die Suche (mit Schnaps). Der Eigentümer muß helfen. Endlich wird

er gefunden. Zwei Burschen nehmen ihn auf die Schulter, andere ergreifen den Eigentümer und setzen ihn darauf. So wird er auf dem scharfkantigen Balken zum Neubau getragen. Je nach seiner Beliebtheit (ob er die Leute gut oder schlecht bewirtet hat) wird tüchtig geschauckelt und der Balken gedreht.

Dann wird der übliche Baum für die Bauleute aufgepflanzt mit Tabak, Zigarren, Taschentüchern usw., und der „Baumann" hält die Predigt.

4. Rätsel.

Ech worp jätt rongk op et Daach
Dat koəm langk wedder erav. (Ein Knäuel Garn.)

Jongfrau Adele setzt em Sadel,
Je länger dat se setz, je küəter dat se witt.
(Lämmertsgarn.)

En hölle Vader, en kromm Moəder on drei stracke Döəchter.
(Kochkessel mit Henkel und drei Füßen.)

En ieəsn Hus on en ieəse Dühr, der hölze Jakop klopp dafür.
(Kochkessel, Deckel, Kartoffelstoßer.)

Ech jeng honger et Hus
On krech de Jottverzeihmich erus.
Du soht hä: Loß mech noch jätt hangen,
Dann werden ech noch jätt decker on noch jätt länger.
(Ein Mann, der mit dem Messer Trauben schneiden wollte.)

Et oß jätt, datt hett veronzwanzig Been
On jeht doch an Röcken heem. (Egge.)

Et jeht no der Baach on röəf luəter:
Drongk, Drongk on drengk doch net.
(Die Bellen am Pferde.)

Ech jeng honger et Hus
On rohət en Stomp us (ausroden),
Den Stomp leß ech stohən
On et Loch nohm ech mot.
(Einer, der zum Lokus geht.)

Et hengk jätt än der Wand,
Dat hett sech den Asch verbrannt.
(Kuchenpfanne.)

Zu Köllen em Dom.
Do oß en jäll Bloəm.
Wär die well häən,
Där moß den wieəßen Berig zerbrächen.
(Dotter im Ei.)

Zwei Rätsel, die vom Verurteilten dem Richter vorgelgt wurden.

Hu, hu klomm ech,
Söbbe Jonge fong ech,
Eenen Duden noh dobei.
Nu roət ür Hären alle drei.
Konnt ür et neet roəden on och net dänken,
Mot ür mir et Lävve schänken.

(Vogelnest mit sieben Jungen und ein Haufen Geschissen.)

Als ich noch war und du noch warst,
Da trachtest du mir nach dem Leben.
Jetzt hast du mich, was nutzt es dich,
Du bist tot, und ich muß sterben.

(Ein Jäger verfolgt einen Vogel. Der Jäger verunglückt. Sein Leib verwest. Auf den Schädel setzt sich der Vogel. Der Schädel kippt um, und der Vogel ist gefangen.)

5. Pfänderspielreime.

Et kütt en ärəm Frau us dəm Ovverland,
Hus on Schüər oß er aavjebrannt,
Hett bluß noch en decke fätte Kohə.
Wellt ür jätt Mellich häən? Wivill?
Wann der Hähən hett jekrähət
On der Wongk hett sech gedrähət
Hollen ech et Jäld fürr de Bottermellich.

Der Hähən hett jekrähət
On der Wongk hett sech jedrähət,
Jieət mer et Jäld für de Bottermellich!
Sie döəch net. Watt fähəlt er dann?

(Jetzt kommen die unmöglichsten Sachen. Wer bei den Gegenfragen lacht, gibt ein Pfand.)

Et wohər en Fluhə drennen. Sie schmack wie Droß.
Et wohər mər e Schürendohər drenn jefallen.
Et wohəre söbben Pe^{s}dslüəs drennen. Sie le^{s}f luəter rongk.
u. dergl.

Dər ahl Happ het vərlorrən de Kuəl on de Kapp.
Wer hett se fongen?
Dər Happs Petter.
Der Öüel om Daach.
Dat Vüəlchen op der Jäəden.
Der Knobbel em Murlooch.

6. Spielreime.

(Abzählen beim Fangspiel:)

Oüel, Oüel, Deckkopp,
Loff on don et Dohr op,
Onge kunn de Köhə erop,
Jras en der Kreppe,
Mellich em Döppe,
Späck on Eier en der Pann,
Jitt en joəde Bäckermann.

(Vogelverkaufen:)

Bimm, bimm, wär oß do?
En Ängəlchən us däm Hömmel.
Watt well dat?
Vüəlcher jäldən.
Watt für e Vüəlchen? (en Kroh.) Kroh flüch!

Bomm, bomm, wär oß do?
Der Döüfel mott der Iseplaate.
Watt well där? usw. wie oben.

Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen.

Von **Th. Imme**, Essen.

B. Kulturnamen.

I. Die Hof- und Kottennamen.[1])

Ztschr. 6 (1909), S. 163 ff., wo ich mich über Begriff und Wesen der Flurnamen aussprach, setzte ich auseinander, daß man im Gegensatz zu denen größerer Orte die Namen der Einzelhöfe, Kotten, Wege, Brücken, Mühlen, Waldschmieden, Hämmer u. dgl. m., d. h. solcher menschlicher Ansiedlungen und Werke, die sich von der umgebenden Natur nicht so scharf abheben wie jene, sondern sozusagen mit ihr verwachsen sind und als eine Art Beiwerk der Landschaft betrachtet werden können, darum mit gutem Grunde zu den Flurnamen rechnen könne. Was nun die Hof- und Kottennamen anbetrifft, die zu diesen sogen. Kulturnamen gehören (gegenüber den von mir bisher behandelten Naturnamen), so wird in unsern Gegenden diese Auffassung noch dadurch unterstützt, daß hier, am Niederrhein und in Westfalen, der weitaus größte Teil der hierher gehörigen Namen unmittelbar an die umgebende Örtlichkeit anknüpft. Entweder treten uns in diesen Namen einzelne Züge des betr. Landschaftsbildes vor Augen, oder sie

[1]) Vgl. Ztschr. 6, 161 ff.: 7, 8 ff.; 9, 81 ff.; 207 ff. und 270 ff.; 11, 112 ff. und 177 ff.; 12, 1 ff. und 117 ff. Das Urkundenmaterial verdanke ich meist den überaus fleißigen und sorgfältigen Sammlungen unsers städtischen Archivars, Herrn Prof. Dr. Ribbeck; sonst vgl. darüber auch Ztschr. 11, 112 die Anm. Daß ich allmählich mehr und mehr über die Grenzen des alten Stiftes Essen hinausgegangen bin und auch die Nachbargebiete mit herangezogen habe, wurde bereits mehrfach erwähnt. Der Stoff ist aber grade bei den Hof- und Kottennamen so überreich, daß ich mich hier für die verschiedenen Namengruppen im wesentlichen mit Stichproben begnügen muß; eine genaue Aufzeichnung sämtlicher bei diesem Abschnitt in Betracht kommenden Namen mit genauer Quellenangabe hoffe ich später in den Beiträgen zur Geschichte von Stadt und Stift Essen bringen zu können. — Kotten ist in unsern Gegenden bekanntlich dasselbe, wie anderswo Kote oder Kate = kleines Haus eines geringen Mannes auf dem Lande.

bezeichnen wenigstens irgendwie die Lage eines Hofes oder Kottens innerhalb eines größern Gebiets. Etwas anderer Art sind schon jene Namen, die der baulichen Anlage des betr. Anwesens selbst entnommen sind, indem sie irgend eine Eigentümlichkeit derselben bezeichnen; sie gehören aber doch auch insofern hierher, als jeder dieser einzelnen Höfe und Kotten sich von dem andern irgendwie unterscheidet und diese Unterschiede dem Beschauer in der freien Landschaft deutlicher in die Augen fallen müssen, als das bei einer größeren geschlossenen Ansiedlung der Fall wäre.

Diese Hof- und Kottennamen vertreten bei uns zugleich die Familiennamen; es deckt sich in der Regel der Name des Besitzers mit dem seines Anwesens. Während die Person des Besitzers oft genug wechselt, ist der Hof das Bleibende in der dörflichen Gemeinschaft, und wer da hineinheiratet, als Erbe in den Hof einzieht oder ihn käuflich erwirbt, geht nun sozusagen ganz in ihn auf und führt daher fortan den Namen des Hofes. Sein mitgebrachter Familienname tritt so sehr hinter jenen andern zurück, daß früher wenigstens dieser letztere Fernerstehenden ganz unbekannt blieb. Es werden allerdings, wo es sich um eine genauere Feststellung der Person eines solchen Mannes handelt, also namentlich in öffentlichen Urkunden, beide Namen aufgeführt; aber der Hofname bleibt doch immer die Hauptsache. Bei dieser Doppelbenennung liebte man es, das Wörtchen „genannt", lat. dictus anzuwenden. Ich glaubte früher, der Hofname als der wichtigere stehe dabei voran und der andere, minder wichtige Name folge dem „genannt", wie man z. B. einen Spitznamen, der an sich entbehrlich sei, in dieser Weise hinten anfüge (Hans Lange gen. der Dicke u. a.). Und es kommen auch noch andere Fälle vor, die einen irre machen können. So gehörte z. B. zu den sogen. Fünfhöfen in Leithe „die Hove[2]) zu Rudenzell, genannt das Schepergut". Hier war ein Mann namens Scheper, vielleicht aus einer bekannten Essener Ratsfamilie dieses Namens stammend, auf den Hof gezogen, und wir sehen da den jüngeren, später erst hinzugekommenen Namen hinter dem „genannt" stehen. Völlig geklärt ist diese Frage jedenfalls noch nicht

[2]) Die hove, lat. mansus = Unterhof; der hob, lat. curtis = Oberhof.

und bedürfte wohl einer genaueren Untersuchung. Es hat sich aber — dies ist eine feststehende Tatsache — in unserer Gegend, wie auch wohl anderswo, die Gewohnheit herausgebildet, den hinzugebrachten Familiennamen voranzustellen und ihm den alten Hofnamen hinter dem „genannt“ folgen zu lassen. So stammt ein Hofbesitzer Wittenberg gen. Schürmann von dem Wittenbergshof in Heide und ist auf den Schürmannshof in Bergerhausen gezogen. Bei näherer Prüfung erscheint diese Gewohnheit auch ganz natürlich. In der alten Zeit war ja für jeden der einfache Personenname ausreichend; als man nun aber etwa seit dem 13. Jahrhundert bei dem immer mehr sich steigernden städtischen Verkehr sich genötigt sah, um Verwechselungen zu vermeiden, namentlich in den Urkunden diesem Namen noch einen zweiten hinzuzufügen, der dann, allerdings erst allmählich, zum festen Familiennamen wurde, so tat man das gewöhnlich in folgender Weise. In einer Essener Verkaufsurkunde z. B. vom Jahre 1335 (s. Carl Meyer, Gesch. von Stoppenberg [3], S. 244) werden drei Heinriche also unterschieden: Henricus gen. oppen Graven, Henricus gen. oppen Brinke und Henricus gen. in der Aa. Hier ist ja auch der hinter dem „genannt“ stehende Name, der später in der Regel zum Familiennamen wurde, der für die Öffentlichkeit bedeutungsvollere. Auch der neu hinzugezogene Hofbesitzer kann seinen alten Familiennamen als eine Art Vornamen ansehen, der nur für seinen engeren Familienkreis in Betracht kommt und dem er nun den zweiten, fortan für die Öffentlichkeit maßgebenden Namen mit einem „genannt“ hinzufügen muß. Ganz etwas Ähnliches ist es auch, wenn, wie mir Prof. Ribbeck mitteilte, die verheirateten Essener Frauen des 18. Jahrhunderts es liebten, ihren Mädchennamen, den sie mit in die Ehe brachten, voranzusetzen und ihm den Namen ihres Mannes mit einem „genannt“ hinzuzufügen. Ganz allgemein scheint bei den Höfen diese Auffassung des Wörtchens „genannt“ trotzdem nicht geherrscht zu haben. So teilt mir Herr Fr. Flothmann aus Kettwig mit, daß sein Vater um d. J. 1830 ein Gut in Kettwig Umstand übernommen habe, das man damals das Halfmannsgut nannte (über diesen Namen vgl. unten; ursprünglich hieß es Bux- und Kruftengut), und er sei seitdem

allgemein unter der Bezeichnung Wilh. Halfmann genannt Flothmann bekannt gewesen.

Jedem, der von auswärts in unsere Gegenden kommt, muß die ungewöhnlich große Zahl von Familiennamen auffallen, die irgend welchen Besonderheiten der Örtlichkeit entnommen sind, wie sie in solcher Menge sonst nirgendwo in Deutschland vorkommen, Namen wie Overbeck, ter Meer, Ulenbrock, Buschmann, Varnhorst, Rodenberg, Hasenbrink, Siepmann, Nierhof (= niedriger gelegener Hof), Kuhlmann, Eickenscheidt, Lindemann, Hülsebusch, Holtkamp, Indenkempen, Feldmann, Hagewische, Breddemann, Ortmann, Brüggemann, Scheidt, Lampferhoff (= Landwehrhof) usw. Alle diese Namen stammen eben von den zahlreichen über unser ganzes Land zerstreuten Höfen und Kotten her und sind von da aus auch in die Städte eingedrungen.

Um den örtlichen Ursprung vieler dieser Namen deutlich zu erkennen, müssen wir auf ältere Urkunden zurückgehen, in denen uns die alten Namensformen diesen in der Regel schon durch das davorstehende Verhältniswort klar vor Augen führen (Beispiel: Brinkmann, ursprünglich: oppen Brink u. a.). Es fehlen ja freilich unter den Hof- und Kottennamen auch nicht Namen anderer Art, wie wir sie sonst als Familiennamen kennen, unter denen bekanntlich unsere alten Personennamen den breitesten Raum einnehmen, aber auch Standes- und Berufsnamen sowie von geistigen oder körperlichen Eigenschaften eines Menschen hergenommene Beinamen stark vertreten sind. Bei manchen dieser Namen können wir jedoch nachweisen, bei andern wenigstens vermuten, daß sie nicht von vornherein an dem betreffenden Anwesen hafteten, sondern erst im Laufe der Zeit aufgekommen sind und ältere örtliche Bezeichnungen verdrängt haben. Das sehen wir z. B. an der Höfegruppe Overrath, Grote und Pottgießer in Frohnhausen. Derartige kleine Höfegruppen von 3, 4, 5, zuweilen auch mehr Höfen gab es einst überall bei uns; denn im graden Gegensatz zu dem Zug ins Große und Riesenhafte, wie ihn unsere Zeit kennzeichnet — man denke an unsere Massenheere, an unsere großen kapitalistischen Unternehmungen oder an die riesenhafte Entwicklung mancher Städte, wie z. B. der Stadt

Essen —, ist in der alten Zeit alles klein und eng begrenzt. In den vielen kleinen Gemeinwesen, die alle heute in die Stadt Essen aufgegangen sind, finden wir immer wieder noch kleinere Gruppen von Anwesen, vielfach mit besonderen Namen, namentlich, wie so eben erwähnt, Gruppen von nahe beieinander liegenden Höfen, die allen andern gegenüber in einem engern nachbarlichen Verhältnis zueinander standen. (Vgl. darüber Ztschr. 6 — 1909 — S. 175 f.) Von der Höfegruppe Overrath, Grote und Pottgießer nun war Overrath der älteste Hof. Der Name bezeichnet ohne Zweifel eine hochgelegene Rodung (vielleicht im Gegensatz zu dem nicht weit davon abliegenden Segeroth oder Segerath, d. h. niedrig gelegene Rodung, einst die gemeinsame Mark der Stadt Essen und der Bauerschaft Altendorf, von der 1533 der Essener Segeroth abgetrennt und längere Zeit als städtische Viehweide benutzt wurde). 1464 hören wir von einem Johan to Overrade, 1478 von dem gut to Overrot und erst etwas später auch von Grote und Pottgießer. Bezeichnend heißt es da aber: das Grotegut to Overrade (1505) und ebenso: Potgeiter to Averrade (1547). Potgeiter war der Name einer Essener Bürgerfamilie, und eine Familie Potgeiter, wohl dieselbe, erwarb im Jahre 1521 den Hof. Ein gleiches soll nicht selten bei Essener Bürgerfamilien vorgekommen sein. Wir sehen also hier deutlich das Verhältnis der beiden erst später hinzugekommenen Namen zu dem ursprünglichen, der umgebenden Örtlichkeit entnommenen Namen.

Ich erwähnte oben schon die hove zu Rudenzell, genannt das Schepergut. Der Name Rudenzell, 890 Hrodingseli, dann Rodenseel, Rudenzell, Röntzell, gehört offenbar wie der des völlig in der Kruppschen Fabrik aufgegangenen Oberhofes Ehrenzell (966 Ericseli) und des Hofes Winterseel in Schonnebeck (im Essener Kettenbuch[3]) mansus ten Groten Winterzele) zu den Namen auf -sal, -sel, die zunächst ein aus einem Saal bestehendes großes Gebäude, dann aber auch eine Ansiedlung, einen Herrenhof bezeichnen. Erst seitdem, wie oben erwähnt, ein Scheper auf das Gut zog, sprach man hier von dem Scheper-

[3]) Diese an einer Kette befestigte Handschrift stammt aus der 1. Hälfte des 15. Jahrh., geht aber mehrfach auf eine noch ältere Handschrift vom J. 1332 zurück. Vgl. Ztschr. 7 (1910) S. 23.

oder Schäpersgut; auch hier haben wir also keinen von vorn herein an dem Hof haftenden Namen vor uns.

Als Konsumanstalt der Kruppschen Kolonie Altenhof dient heute das Gebäude eines alten Hofes, der zuerst Haferkamp hieß, später aber den Namen Trompeter führte, offenbar doch, weil ein Trompeter der Fürstäbtissin ihn als Lehen erhielt. Und ebenso wird es vermutlich mit der Riddershove in Heide bei Rellinghausen und der Riddershove in Leithe stehen. Letztere hieß auch das Gut auf dem Berge, ohne Zweifel der ältere Name. Wenn man aber einst das Schäpersgut einfach das Gut zu Rudenzell nannte, während doch, wie schon gesagt, noch andere Höfe zu dieser Höfegruppe gehörten, so lag es in den von den heutigen so ganz verschiedenen Verhältnissen der alten Zeit, daß hierbei eine Verwechselung nicht zu befürchten war. So heißt z. B. in Frillendorf Langmanns Hof sowohl wie Brandts Hof einfach die hove to Vrylingtorpe. Jener aber gehörte zum Oberhof Nünning (d. h. Nonnenhof) und damit zu den Gütern des Essener Stiftskapitels oder den Propsteihöfen. (Die Pröbstin verwaltete dessen Vermögen.) Brandts Hof dagegen besaß das Hospital zum heiligen Geist, und jede dieser beiden Körperschaften konnte natürlich mit jenem Ausdruck immer nur ihren eigenen Hof meinen. Ein Bauer auf dem Langmannschen Hofe wird in den 20er Jahren des 15. Jahrh. bloß Herman von Vrylingtorpe genannt; daneben heißt er aber auch schon Herm. Lange. Im Jahre 1490 lautet der Name Langermann und endlich Langmann. Auch die letzten Vertreter dieses Geschlechts sollen noch auffallend große Leute gewesen sein; wir sehen hier also noch deutlich, wie der neue Name, der dann zum Hof- und Familiennamen wurde, entstehen konnte. Ebenso können wir an dem Hof Grote in Vöcklinghausen, das dem Essener Kanonichenkapitel gehörte, die Geschichte eines solchen Namens deutlich erkennen. 1395 kommt da ein Johannes de Vogelinchusen vor, 1520 aber schon ein Johan dey Grote to Vochlynkhuysen und 1529 ein Hinrich Grote, mit Weglassung des Artikels, was dann zur festen Gewohnheit wurde.

Manche dieser erst später aufgekommenen Namen sind offenbar Scherznamen, wie Schimmel in Frillendorf, Kohlleppel

in Leithe, Bücking (ursprünglich = geräucherter Hering) in Katernberg, Pickelhering (= Spaßmacher, lustige Person) in Stoppenberg, Mostert in Borbeck, Dickejan in Bedingrade usw., und gerade bei solchen, die das Volk mit Vorliebe brauchte,[4]) ist leicht zu begreifen, daß sie Ortsnamen, die vielleicht früher einmal an ihrer Stellung Geltung hatten, so in den Hintergrund drängten, daß man sie schließlich ganz vergaß. Ehe ich nun auf die einzelnen Gruppen unserer Hof- und Kottennamen zu sprechen komme, muß ich doch noch ein paar Bemerkungen zur Aufklärung vorausschicken. Hof- und Kottennamen lassen sich nicht scharf voneinander trennen: mancher Hof wurde im Laufe der Zeit zum bloßen Kotten, und umgekehrt stieg mancher Kotten zu einem Hof empor. Eine besondere Art der Höfe bilden wieder die Edelhöfe, die Sitze der Ritter oder Adligen. Man kann sie aber, landschaftlich betrachtet, am wenigsten von den übrigen Höfen trennen; für die Flurnamenforschung fallen sie mit ihnen zusammen. Was man namentlich in Ostdeutschland als Rittergut bezeichnet, pflegt man bei uns heute Haus zu nennen, wie Haus Leithe, Haus auf dem Berge, später Schellenberg u. a. Diese besondere Bedeutung hat das Wort aber erst im Laufe der Zeit angenommen; ursprünglich wird es ohne einen erkennbaren Unterschied des Sinnes neben „Hof“ gebraucht. So heißt der Viehof, der erste Oberhof des Stifts Essen, im 9. Jahrh. Vehus. Es mögen damals aber andere Ausdrücke, wie sal, sel (vgl. oben S. 93), ein adliges Gut bezeichnet haben. Doch finden wir für solche auch die einfachen Benennungen ter Horst, ter Leithe u. a. Wie mir Prof. Ribbeck mitteilt, ist ihm das Wort Haus im Sinne von „Rittersitz“ zum ersten Male in der Verbindung „Haus zu Horst“ vom Jahre 1422 aufgestoßen. Mancher dieser Rittersitze ist ja auch aus einem einfachen Hofe hervorgegangen, wie Haus Heisingen, daß im Jahre 1464 noch Hof Cofeld (= Kuhfeld) heißt.

Während die Höfe und die daran haftenden Namen oft in eine sehr alte Zeit zurückgehen, trifft dies für die Kotten weniger zu, da viele Kötter erst später zugewandert sind

[4]) Eine überraschende Fülle solcher Namen von Essener Bürgern des 15. Jahrh. findet man bei Ribbeck, Geschichte der Stadt Essen I, S. 235 ff.

und dann wohl auch häufig ihren von dort mitgebrachten Namen führen. Indessen sind auch die Kottennamen oft recht alt. Der mit der Geschichte der bäuerlichen Verhältnisse seiner Heimat sehr vertraute alte Herr Mintrop, früherer Besitzer des Hofes Barkhoven in Heidhausen bei Werden, sagte mir, es sei ein wesentlicher Unterschied zwischen den schon vor den 30er Jahren des vorigen Jahrh. vorhandenen und den erst seitdem durch die Teilung der Gemeinheiten, namentlich des gemeinsamen Waldbesitzes aufgekommenen neuen Kotten. In Heidhausen und ähnlich anderswo hätten jene ersten Kötter, meist Handwerker, durchschnittlich je 20 Morgen Ackerland besessen, diese jüngeren Kötter aber, meist Bergleute, durchschnittlich nur je 3—4 Morgen Ackerland. Jenes seien lauter alte Namen, was bei diesen nicht der Fall sei. Er nannte mir sodann eine ganze Reihe jener alten Kotten in Heidhausen, die ihren Besitzer nicht selten wechselten, aber immer den alten Namen beibehielten. So gibt es dort z. B. den Kotten Brenscheid (wohl aus Bredenscheid entstanden), den in jüngerer Zeit ein Pörting und zuletzt ein Iland inne hatte und noch hat, den man aber immer noch unter dem alten Namen kennt. Hier sehen wir also den bei den Höfen üblichen Brauch auch bei den älteren Kotten durchgeführt. Und diese Tatsache bestätigt mir der aus Rellinghausen stammende Dr. Humann, der über den dortigen, an der Heisinger Grenze liegenden Kotten Buschkamp ausdrücklich berichtet: Sein Besitzer „schrieb sich" Klusemann (der Name wohl von der Klause bei Baldeney, woher er stammte), wurde aber nur Buschkämper genannt. — Bei vielen Kottennamen liegt auch ganz offen zutage, daß sie ihre Entstehung der umgebenden Örtlichkeit verdanken.

Auch bei solchen Hofnamen, die offenbar auf örtlichen Ursprung hinweisen, läßt uns diese Deutung doch zuweilen im Stich. So gibt es in Roßkothen einen Mühlendiekshof, ohne daß sich hier eine Spur von einem Mühlenteich fände; der Name muß also von auswärts hierher gekommen sein. Es ist eben bei dieser ganzen Namenforschung große Vorsicht geboten, und oft bleiben wir dabei unsicher oder stehen gar vor anscheinend unlösbaren Rätseln.

In jüngerer Zeit begegnen uns unter den Hofnamen auffallend viele Namen mit -mann. Diese scheinen schon seit etwa dem 16. Jahrh. aufgekommen zu sein; die Pastoren und Amtsleute des 18. Jahrhunderts sollen dann aber diese Uniformierung der Namen, die ganz nach ihrem Sinn war, noch allgemein durchgeführt haben; das gilt wenigstens für die Hof- und Familiennamen auf -ink auf dem westfälischen Hellweg, die hier besonders beliebt waren. Der alte Name erhielt sich dann neben dem neu eingeführten im Volksmunde oft noch sehr lange, so neben einem Meermann ein Meerink u. a. Diese Umformung der Namen hat mit dazu beigetragen, daß man in der jüngeren Namensform die ältere oft gar nicht mehr erkennen kann. So heißt im Essener Kettenbuch ein Hof in Altenessen: upper hozûne und 1467 dey Hoesoene d. h. hohe Aussicht (später durch Volksetymologie zur „hohen Sonne“ geworden): heute heißt der betreffende Hofbesitzer aber Seumann.

Unter der fast unübersehbaren Menge derjenigen Hof- und Kottennamen, die ihrer örtlichen Umgebung entnommen sind, nenne ich zuerst die Wassernamen. Um mit dem fließenden Wasser zu beginnen, so begegnen da besonders häufig die mit bèke, beek, beck (Bach) zusammenhängenden Namen wie Beckmann. In den älteren Urkunden heißt es da immer: ter Beke, over der Beke (daher der Name Overbeck), op der Beke, in der Beke (daher der Name Inderbeek) u. a. Dazu kommen die vielen Zusammensetzungen mit dem Wort, wie Meerbeck, Distelbeck, Holtbeck (woraus Holbeck, so in Heide bei Rellingh. schon 1480 an der Holbeck) u. a., alle auf Bäche gehend, die bei den betr. Höfen vorbeifließen. Auch der aus acha (ach, ahe) abgeschwächte alte Wassername a findet sich vereinzelt in dem Gut in der Mátena in Huttrop. An der Ruhr kommt wiederholt der Name Ruhrmann vor, so in Horst (Ruhr) u. a. An dem in Kupferdreh mündenden Deilbach (875 Thidela, im 16. Jahrh. die Deile oder Deele) liegt der Deilmannshof (1581 Johann uff der Deilen), und am Hesperbach (841 Hesapa) liegen die Höfe Oberhesper in Heidhausen und Mittel- und Unterhesper in Hamm (bei Werden).

Das von dem Wassernamen a abgeleitete au (= Wasserland) wird in der Form oi (eu, ey) ganz allgemein für die breiten Talflächen an der Ruhr gebraucht. Daher der Auerhof bei Kettwig (das Volk sprach wenigstens früher immer vom Oierhof) und Eumann, ein an der Ruhr gelegener Kotten in Fischlaken. In unserer Nähe kommt der Name Stade (Staade) in Hofnamen fünfmal vor, in Bergerhausen, Wintz bei Hattingen, Schnir, Ickten und in Kettwig (hier jetzt das letzte Haus links vor der Ruhrbrücke), alle von mnd. stade (Ufer) herkommend. Von diesen haben sich noch die in Bergerhausen und in Ickten (hier mehrere Höfe dieses Namens) erhalten. Haus Scheppen in Fischlaken, an dem früher die Ruhr ganz dicht vorbeifloß (der ehemalige Wasserlauf heißt noch der alte Strang), hat, wie der Scheppmannshof an der Emscher (1444 Melyß in den Scheppen) offenbar von den Schiffen seinen Namen.

Der Sprungmannshof in Rodberg (Kupferdreh) und der Springskotten in Kleinumstand bei Velbert liegen jeder an einer Quelle, was mnd. sprink, sprunk ja auch bedeutet. In Kleinumstand gibt es auch ein Gut Wasserfall, das, tief gelegen, offenbar von der betr. Naturerscheinung seinen Namen hat. Spiek ist bei uns der Name für ein Stauwerk; offenbar hat davon der Spyckhof in Hinsel (Überruhr) seinen Namen, wie von mnd. schutte = Schott oder Schütze, d. h. Aufziehschleuse, der Hof op der Schutter in Karnap an der Emscher; denn es lag ihm tatsächlich ob, dort erforderlichenfalls das Stauwasser in die Emscher abzulassen.

Als Grundbedeutung von ham betrachtet man mit Recht „Winkel, Biegung“ (vgl. Jellinghaus, Wf. Ortsn.); im besondern bezeichnet das Wort dann ein winkelförmiges Gelände an einem Flusse oder eine Bucht. Wie die Stadt Hamm an der Lippe, so hat auch das Dorf Hamm bei Werden an der Ruhr davon seinen Namen und in ihm wieder die Höfe Over- und Mittelhamm.

Der Hof Waterfohr in Frillend. liegt auf einer Höhe, von der aus eine Bodenfurche bei starken Niederschlägen einen Wasserlauf aufnahm und zum Eickenscheidter Mühlenteich abwärts führte. Ein alter Hof in Ickten am Roßbach,

der in seinem oberen Lauf die Grenze zwischen Roßkothen und Raadt und in seinem unteren Lauf die Grenze zwischen Ickten und Menden bildet, heißt das Floth, Stammsitz der Familie des Herrn Fr. Flothmann, dem ich die meisten Mitteilungen über die Gegend um Kettwig verdanke. Es floß hier auch viel Wasser von den umliegenden Bergen herab, das die Besitzer, die auch eine Ölmühle betrieben, auch zum Flößen der tiefer liegenden Wiesen benutzten. Vielleicht hat das vom Stamme fließen, flêten abgeleitete und mit Fluß, Floß, Flotte u. a. verwandte Wort daher seinen Namen (vgl. Leithaeuser, Berg. O.-N. S. 133). Bei Rath (Düsseldorf) heißt eine Häusergruppe, die ich selbst einmal auf einem Spaziergang kennen lernte, die Fleeth. Man sieht sie zuerst gar nicht, weil sie in einem von höherem Gelände umgebenen förmlichen Erdloch liegt, in das bei starken Niederschlägen viel Wasser herabströmen soll, und dies, sagten mir die Bewohner, habe dem Ort auch seinen Namen gegeben.

Unsere ganze Gegend war einst sehr reich, wie an fließenden, so auch an stehenden Gewässern, die heute vor allem der Bergbau hat verschwinden lassen. Auch nach stehenden Gewässern sind daher bei uns zahlreiche Höfe und Kotten benannt worden, z. B. der große und kleine Termeershof in Katernberg (1332 mansus tho der Meer[5]) Essener Kettenbuch). In Katernberg gab es auch einen Schulte vorm Bruch, 1538 als Broickmann bezeichnet (s. Carl Meyer a. a. O. S. 197). In Gerschede kommt ein Kreyenbrocks Hof vor (1508 Gut yn dem Kreyenbrocke) und in Stoppenberg ein Poths Hof (1357 dye poyth by Stopenberghe: 1534 der Besitzer Imme uf'm Poete. Meyer a. a. O. S. 284). Von pōt (Pfütze) hat man pütt (Ziehbrunnen) zu unterscheiden, womit wohl der Hofname Püttmann in Schuir, auch „am Pütt" genannt, zusammenhängt. Ein bekannter Schmiedekotten in Frohnhausen hieß Schmidt auf der Lake (nd. lake = hd. Lache). Nd. dīk = Teich bezeichnet ein künstlich angelegtes kleines Gewässer, wie in den ehemals römischen Gebieten, z. B. am Rhein, Weiher. Daher so häufig bei uns die Namen Diek-

[5]) Über mar, mer und andere Wortstämme für stehende Gewässer vgl. Ztschr. 6 — 1909 — S. 180 ff.

mann, Dickmann, Diekhoff u. a., z. B. Dieckmanns Hof in Kray, 1709 Johan opm Dieke.

Unter den Waldnamen[6]) bezeichnet loh aller Wahrscheinlichkeit nach einen lichten Wald mit hohen Bäumen, wie er sich auch zu einem Festopferdienst mit einer Ansammlung größerer Menschenmassen eignete. (Daher so häufig Hilligenloh), woneben freilich ein anderes, noch unerklärtes lo (wie es scheint = Sumpfwiese) vorkommt. (Vgl. Förstemann-Jellingh., Altd. Namenb. II unter Loh). Von jenem hat wohl der Lohmannshof in Stoppenberg seinen Namen (im Kettenbuch mansus ten Lo). Oft ist als Überrest dieses Stammes ein bloßes l am Ende übriggeblieben, so in den Ortsnamen Eickel, Stiepel u. a., wohl auch in dem Hofnamen am großen Groll in Ueckendorf; hieß doch der holländische Ort Groll in alter Zeit Groenlo(e). Haus Horl in Gerschede hieß um 900 Hurlaon oder Horlon (Lacomblet, Arch.). Hier sehen wir wie in Iserlohn (1233 Iserenlon) u. a. den Dat. pl. des Wortes. Im Gegensatz dazu bezeichnet hees den niedrigen Gestrüpp- oder Buschwald. Dieser in unsern Ortsnamen Heissen und Heisingen noch erhaltene Wortstamm steckt auch in den schon vorher erwähnten Hofnamen Ober-, Mittel- und Unterhesper. Von holt = Holz, Wald hat offenbar der Holtmannshof in Holthausen seinen Namen, das, wie Holsterhausen (ursprünglich Holtseterhuson d. h. bei den Häusern der Holzsitzer oder Waldleute), selbst davon herrührt. Der beliebteste Name für ein kleineres Gehölz ist in unsern Gegenden busch; daher auch eine Menge von Hof- und Kottennamen damit zusammenhängen, wie die Kottennamen Anton und Fritz im Busch in Heide bei Rellinghausen (Imbusch auch ein bekannter Familienname), Schnieder am Büschken in Schuir, Buschhof Altenessen (1456 ein Gut, gehieten dey Busch), Buschmann (sehr häufig), z. B. in Byfang (älter: am Busch), Bussmann, so in Westenfeld bei Wattenscheid (1470 Buyschman), Fliegenbusch in Schönebeck, Schwanebüschers Kotten in Schonnebeck (von dem jetzt verschwundenen Schwanebusch daselbst) u. a. forst ist der Name für einen Bannwald, d. h. einen besonders gehegten und gepflegten Herrenwald (wahrscheinlich von mlat. forestis, das

[6]) Über diese s. das Nähere Ztschr. 7, 1916, S. 15 ff.

auf l. foris außerhalb, d. h. außerhalb der gemeinen Benutzung stehend, zurückgeht, abzuleiten), in unserer Gegend Vaerst. Daher z. B. Vaester in Altendorf a. d. Ruhr, ursprünglich im Vaerste. Ein mit Dorngestrüpp u. dergl. eingefriedigter Wald ist hag, hagen. Daher der Hagenhof in Heide, 1355 Kotten im Hagen (Arch. Schellenberg), 1413—92 dat gud in dem Hagen. Eine Ableitung von hag ist hecke, nd. hegge und hege, in älterer Sprache dorniges Gebüsch oder einen Waldstreifen, dann auch einen lebendigen Zaun bezeichnend. Daher in Katernberg der Schulte auf der Hege, 1285 ter Hegge (Meyer a. a. O. S. 199). Daneben gibt es dort noch einen Bauer Hegemann (Kettenbuch: mansus ther groten Heghe) und einen Hegerkamps Kotten (ebd. S. 200). Wenn aber 1668 in Katernberg ein Georg ahm Hecke vorkommt, so wird damit das Hoftor gemeint sein.[7]) — horst, das bei uns in den Ortsnamen Horst a. d. Ruhr und Horst a. d. Emscher vertreten ist, ist der Name für Gestrüpp und Buschwerk. Wir finden das Wort auch in dem Horsterhof in Holsterhausen (1546 by der Horst, 18. Jahrh. Hörster), im Hofnamen Langenhorst in Kleinumstand bei Werden u. a. Sinnverwandt ist struk, strunk (hochd. Strauch, Gesträuch). In Byfang gibt es einen Kotten Oberstrükesmann oder oberste Strukmann, der sehr hoch liegt und wo viel Strauchwerk ist, in Schönebeck gab es einen Mannes (= Hermann) im Struke, und ein Hof in Holsterhausen hieß Strünckede (1379/80 Winnemar Strunckede).

Viele Namen sind vom Roden des Waldes hergenommen, so der Rahmannshof Altenessen (Kettenbuch: uppen Rode, 1398 Joh. Rodemann, 1538 Rademann, 1668 Rahmann). In Lippern (heute Oberhausen) wird 1555 ein Hartmann uf dem Roetgen genannt (1807 Henrich Röttger). Auch Namen wie der Gebrandehof in Heide werden wohl hierher gehören, da man den Wald vielfach mit Feuer ausrodete (vgl. die Brandstraße in Essen, ursprünglich: im Brande). Vielfach bleiben bei einer solchen Rodung die bloßen Baumstümpfe übrig.

[7]) Heck bedeutet eigentlich auch: Einfassung. Das Heck auf dem Schiff, der hinterste Teil desselben, war früher mit einer Einfassung von Stützen versehen, die durch Taue oder Ketten verbunden waren; daher der Name.

Daher Namen wie Stöckmann Frintrop (1444 to den Stocken), wohl auch die Meckenstocker Höfe in Bredeney (um 1050 Makkingstockon. Vgl. Kötzschke, Werdener Urbare S. 151) u. a.

Eng mit dem Walde verbunden ist die Heide. Von den zahlreichen Heiden, die es vormals in unserer Umgebung gab, war eine die Essender Heide, von der der Ort Heide (Rellinghausen) seinen Namen hat. Einst an dem Rande, jetzt inmitten des städtischen Häusermeers gelegen sehen wir noch heute den Heimannshof in Rüttenscheid (1311 d. gut opper Heide, 1543 Heymann an der Heiden by dem Seikenhuse.[8]) Der Heidenkötter in Heisingen wohnt unmittelbar an der Heisinger Heide usw.

Von Berg und Tal sind gleichfalls sehr viele Hof- und Kottennamen abgeleitet.[9]) So von berg Haus Schellenberg, das im 14. Jahrh. einfach uppen Berghe oder auch oppen Grotenberghe hieß, Haus Berge in Bocholt, von dem der Bahnhof Bergeborbeck seinen Namen erhalten hat, mit einem bekannten Essener Ministerialengeschlecht op dem Berge, der Barkhof in Altendorf, 1538 die Berchove, auf der Höhe gelegen, auf der sich heute die Kruppsche Kolonie Cronenberg ausbreitet, u. a. Es gibt auch zahlreiche Zusammensetzungen mit berg wie Schulte Grimberg i. Leithe (1438 to Gryntberge), Deimelsberg in Huttrop, Schulte Mechtenberg in Kray, u. a. Von andern Wortstämmen, die hierher gehören, leiten sich ab Tönnis auf dem Nocken in Hinsel (Überruhr), Knapmann in Holsterhausen (von dem Flurnamen auf dem Knappen ebd. Das Wort verwandt mit Knopf, Knauf, Knubben u. a.), Bögels-, älter Bogelshove in Holsterhausen (vgl. die Höhe Isenbügel, älter = bögel gegenüber Kettwig u. a.), Schulte Beule in Beuel bei Horst a. d. Ruhr (1312 Bole d. h. rundliche Erhöhung; vgl. Bollen, Ball), Johan opm Hövel in Holsterhausen (hövel mit „heben“ zusammenhängend = Hügel). Der Name Kopmannshof in Altenessen (im Kettenbuch mansus

---

[8]) Das Siechenhaus, dessen aus dem 15. Jahrh. stammende Kapelle sich noch bis heute erhalten hat, war zur Aufnahme von Aussätzigen bestimmt.

[9]) Vgl. über die Berg- und Talnamen Ztschr. 9, 1912, S. 81 ff., S. 207 ff. und S. 270 ff.

dictus Kophuve) wird wohl mit kop = Kopf — vgl. Koppe, Kuppe, wie Schneekoppe u. a. — zusammenhängen.

Klipp, Kliff bezeichnet einen steilen Abhang. Daher Haus Clyff bei Hattingen (16. Jahrh. tom Clyff) und Leimklef, ein Kotten an lehmigem Abhang in Heidhausen. Für einen Hügelrand ist ein sehr häufig vorkommender Wortstamm brink. Daher z. B. Brinkmann in Borbeck (um 1360 dat gut op dem Brink), auch in zahlreichen Zusammensetzungen wie Hundebrink in Altenessen, Hasebrink in Karnap, Musebrink in Holsterh. u. a. — Auch reik, reek scheint auf einen Abhang zu gehen, so im Reeker Hof in Schuir und ebenso in Kettwig (dieser da, wo heute die Villa Scheidt steht).

Für besonders hochgelegene Punkte gibt es noch allerlei besondere Ausdrücke, wie Kikut, ein hochgelegener Kotten in Schönebeck, Hówar, ein Kotten, früher Hof (1322 Howarde), der höchst gelegene Punkt in Holsterhausen, Seumannshof in Altenessen (Kettenbuch: upper Hozune, dann auch upper hoseune u. a.), wohl = Hof zur hohen Aussicht (vgl. mnd. sune 1) = sichtbar, 2) = Sehen, Anblick). Auch den Namen Sonnenschein führen verschiedene hochgelegene menschliche Ansiedlungen, so in Schuir, Fulerum und Fischlaken.

Zu den Talnamen gehört der Schulte Dahlerhof an der Mündung des Wolfsbachs in die Ruhr (von dal = Tal), vgl. Dahlhausen = zu den Häusern im (Ruhr)tal. Für kleinere Talsenkungen gilt bei uns allgemein delle. Daher der Dellmannshof in Rüttensch. (1668 Herman op der Delle) und die Dellenhove in Holsterh. Dazu treten noch Zusammensetzungen wie Kattendal in Bedingr. und Hafkesdell in Umstand bei Kettwig. Für ein Engtal oder eine Bergschlucht mit Quellen oder irgend welchen Wasserläufen ist in Rheinland-Westfalen und den Nachbargegenden siepen, hochd. seifen, sehr verbreitet. Daher bei uns so häufig der Familienname Siepmann. Ein Kötter Siepmann wohnte am Piepenbecksiepen in Holsterh., und ein anderer gleichen Namens wohnt noch heute am Frillendorfer Siepen. In Heisingen gibt es einen Sieperhof am Kuhsiepen und in Bergerhausen die Höfe Hansiepen, Bonsiepen (1668 Bornseipen) und Kassiepe (1502 Kerssype = Kirschsiepen), alle an solchen Schluchten gelegen. graben, graven

bezeichnet gewöhnlich eine in die Länge sich hinziehende Vertiefung künstlicher, doch auch eine solche natürlicher Art, letzteres wohl in dem Hofnamen Steingraben in Huttrop (1294 de Stengraven. Kettenbuch: Noldo de Steyngraven u. a.).

Für ein Loch oder eine Grube liebt das Niederdeutsche die Namen Kuhle oder Kaule. Familiennamen wie Kuhlmann, Kuhlhoff, Steinkühler, Vosskühler, Kaul, Kaulen u. a. sind bei uns allbekannt. Der Hofname Kuhlhoff findet sich z. B. in Katernberg. In einem Verzeichnis der Unterhöfe des Viehofs in Essen heißt es: dey hove opper Culen; 1810 aber finden wir hier einen Franz Kuhlhoff. In Rüttensch. haftete der Name Silberkuhl ursprünglich nicht an dem heute als solcher bekannten Hofe (dieser hieß vielmehr Schulte im Hofe), sondern an einem der um das sogen. Montagsloch herumliegenden fünf Höfe. Wir finden hier Spuren eines in der Nähe von Essen betriebenen Erzbergbaus (vgl. Ribbeck, Gesch. der Stadt Essen S. 468). Schon im Jahre 1354 hören wir von einer „Höhle" (spelunca), die Silverkule genannt, auf einem Werdener Lehngut zu Rüttensch., das davon seinen Namen erhielt. Andere Namen für ein Loch sind hol und gat. Daher z. B. Holmann und Vosgath in Borbeck, jenes 1413 dat gut to Bortbeke, geheiten vur dem Hale. Kolk bezeichnet ein namentlich durch Strudel u. dgl. bei fließendem Wasser in die Erde gebohrtes tiefes Wasserloch. Einen Kotten aufm Kolk (1684), später Kolkmann, gibt es in Rellinghausen.

Auch solche Flurnamen, die an die Pflanzen- und Tierwelt[10]) der betreffenden Gegend erinnern, werden oft genug zu Hof- und Kottennamen.

Von den Bäumen waren einst Eichen, Buchen und Erlen in unserer Gegend besonders stark vertreten. Darauf weisen uns noch Hofnamen hin wie Eickenscheidt in Kray (9. Jahrh. Ekansceda), Oberhof des Stifts Essen, Eichholz in Haarzopf (1365 dat gut ton Echolte Kindl), Buchholz Kettwiger Umstand (in der dortigen Volksmundart: am Bokhault), Adelmann in Schönebeck (= Erlemann. 1315 ten Erlen, Kettenbuch: in den Erlen). Der Barkhof in Katernberg ist

[10]) Über diese Flurnamen vgl. Ztschr. 11 — 1914 — S. 112 ff. und S. 177 ff. und Ztschr. 12 — 1915 — S. 1 ff. und S. 117 ff.

aller Wahrscheinlichkeit nach ein Birkenhof; wir hören dort auch von einem Johan in den Bercken (1668). Auch Lindemann, bez. Linnemann kommt als Hofname wiederholt vor, so in Schonnebeck (Kettenbuch: das gut ter Linden). In Frohnhausen kannten ältere Leute noch einen Schnîder und einen Küpper upper Linne. Damit war die etwas hoch stehende Dorflinde gemeint. Der Hofname Lindeken in Huttrop und Altenessen meint offenbar eine kleine Linde. Auch nach Obstbäumen sind, wenn auch seltener, Höfe benannt, so Kersebaum (= Kirschbaum) in Bergerhausen (Kettenbuch: mansus tho dem Kerzebome).

Das Wort Baum oder Bom allein aber bezeichnet häufiger noch als den lebenden Baum den Schlagbaum.[11]) So in den Bezeichnungen Husmann am Bom in Borbeck, Berndt ahm Bolsterbaum in Katernberg (1668) u. a. Bäumer oder Bömer war ein Mann, der den Schlagbaum auf- und niederließ. So gab es in Altenessen einen Boemerskotten, 1567 der Boemer van der wher, wobei man wohl an einen Landwehrdurchschlag zu denken hat.

Entsprechend dem Kulturzustande früherer Zeiten nahmen damals noch wildwachsende Sträucher und Kräuter in der Landschaft einen viel größeren Raum ein als heutzutage und gaben ihr oft das Gepräge. Daher auch entsprechende Hof- und Kottennamen; so von der Hülse, d. h. der Stechpalme oder Walddistel,[12]) Hülsmann in Rüttenscheid, Borbeck und Vogelheim, und aus älterer Zeit kennt man in Borbeck einen Hermann am Hülse und in Vogelheim eine Frau Enne im Hülße (1668). Der Hof Hülsbusch in Frintrop hieß im 15. Jahrh.: dat gut in dem Hulse, wie in Holsterhausen bei Werden, wo Stechpalmen sehr viel vorkommen, ein größerer Kotten „in den Hülsen“ heißt. Vom Bram, dem Besenginster, hieß das Gelände bei Rellinghausen, wo heute die bekannte Wirtschaft zur schwarzen Lene steht, am Bramkamp. Den Namen Bramkamp begegnet man als Hof- und Kottennamen überhaupt sehr häufig: in Rotthausen (1668), Frohnhausen (1668), Bedingrade

[11]) S. das Nähere darüber Ztschr. 11 — 1914 — S. 115 ff.

[12]) In jüngerer Zeit ist bei uns dafür die Zusammensetzung Hülsekrabben oder -krabbeln aufgekommen.

(1668), Frillendorf, Bredeney und Fulerum. Und in Schönebeck gibt es einen Brahmskotten, früher Brahmshof, und 1668 wird dort ein Hermann im Braem aufgeführt. Von der Biese oder Beise d. h. der Binse haben Heinrich Biese, Kötter in Frohnhausen (1668) und der Beisenkotten in Altenessen (1668 Rötger Biessemann, auch Beisemann) ihren Namen. Außerdem nenne ich hier noch Hagedorn, einen Kotten in Bedingrade (1668), Nettelnbusch, einen Hof in Kray, und Distelkämper, einen Kotten in Frohnhausen, an einem Distelkamp liegend.

Seltener sind die Kulturpflanzen vertreten; aber auch sie kommen vor. Ich nenne zuerst den bereits oben S. 94 erwähnten Hof Haferkamp in Rüttenscheid (später Trompeter), sodann Heeskamp in Stoppenberg, in älteren Urkunden Hirsekamp oder Hersekamp, also von der Hirse benannt. Den Namen Bonekamp oder Bonenkamp führen verschiedene Höfe, von denen wenigstens der in Rotthausen (1357 dat guet op den Bonenkamp) nach der Bohne benannt sein soll (gemeint die früher bei uns sehr viel gezogene Wibbelbohne, auch Feld- oder Pferdebohne genannt,[13]) vielleicht auch der Bonhoff in Borbeck (1538 Heinrich in dem Bonenhove). In der Herrlichkeit Hardenberg gibt es ein Rübengut, offenbar nach der weißen Rübe (auch Feld- oder Stoppelrübe) so benannt, von der man das bei uns besonders beliebte Rübstielgemüse oder Stielmus gewinnt. — In Ickten gibt es einen Blumenhof (auf der ältesten Karte des Stifts Werden vom J. 1582: ther bloemen). Wie der Hof Kersebaum in Bergerhausen (Kettenbuch: mansus to dem Kerzebome) von einem Kirschbaum, so hat der Hof Wīntgen in Fischlaken möglicherweise vom Wein seinen Namen; denn er liegt in sonniger Lage in der Nähe des Werdener Wīnbergs (Weinbergs).

Von Hofnamen, die der Tierwelt entnommen sind, nenne ich an erster Stelle den Viehof, den ältesten und vornehmsten Oberhof des Stifts Essen, der wieder der Viehofer Mark ihren Namen gab und von dem noch heute die Viehofer Straße ihren Namen trägt, und den schon seit der Gründung der Abtei bestehenden Oberhof Viehausen in Werden.[14]) In

[13]) S. das Nähere darüber Ztschr. 12 — 1915 — S. 8 ff.

[14]) Das Vieh war in der ältesten Zeit ja der wichtigste Besitz; vgl. Ztschr. 12 — 1915 — S. 12f.

Karnap gab es einen Hof Kaukamp und im Amt Blankenstein bei Hattingen einen Koweydenhof, Unterhof von Eickenscheidt. Der Hofname Vogelsang in Schonnebeck und in Heide ist ohne Zweifel vom Gesang der Vögel hergenommen,[15]) wie der Kottenname am Kuckuck in Dilldorf (Kupferdreh) vom Kuckucksruf. Vogelnamen sind auch Meisenhol in Leithe (= Meisenloch), Kreyenbroch in Gerschede und Huckshol (= Eulenloch) in Schuir. Der Hofname Kattendal in Bedingrade geht wohl auf die Wildkatze zurück, die früher bei uns nicht selten war.[16]) Die Hofnamen Vosbeke in Rüttenscheid (später Stenshof genannt) und Voskämper in Holsterhausen (1668 Egbert aufm Voskamp) erinnern an die vielen Füchse, die einst unsere Gegend bevölkerten. Und der Hof am Rehfuß Kettw. Umstd. verdankt wohl den Rehen seinen Namen. Dagegen haben die Namen Löwengut in Altendorf (1409 lewengud, später Pausthof, Unterhof des Oberhofs Ehrenzell) und Levenhove in Altenessen (Ende des 16. Jahrh., Unterhof des Viehofs) mit dem gleichnamigen Raubtier jedenfalls nichts zu tun. Wahrscheinlich gehen sie auf einen alten Flurnamen leve zurück, den man ermittelt hat, über dessen eigentliche Bedeutung man aber noch sehr im Unklaren ist (vgl. Jellinghaus, Die westf. O.-N. [2] unter leve und Förstem.-Jellingh., Altdtsch. Namenb. II unter leo).

Als Umgebung eines Hofes aber darf nicht nur das als reine Naturschöpfung sich um ihn ausbreitende Landschaftsbild gelten, in das er hineingesetzt ist; es gehört dazu auch, was die von eben diesem Hofe ausgehende Kultur um ihn herum geschaffen hat. Streng genommen gehört ja schon einiges von dem vorher Behandelten hierher; denn Spuren der menschlichen Tätigkeit sehen wir überall, auch in der freien Natur und zwar um so reichlicher, je fortgeschrittener die gesamten Kulturzustände einer Zeit sind. Ich erinnere für die Gewässer an einen Teich oder einen künstlichen Wassergraben, für die Wälder an einen Forst oder einen Park, für Berge und Täler an einen künstlichen Erdaufwurf, wie wir sie bei uns in den zu den einzelnen Zechen ge-

[15]) Vgl. darüber Ztschr. 12 — 1915 — S. 29 f.
[16]) Vgl. Ztschr. 12 — 1915 — S. 25 f.

hörenden Halden so häufig vor uns sehen, und an eine Lehm- oder Mergelgrube und für die dem Pflanzen- und Tierreich entnommenen Namen an alle Kulturpflanzen, wie auch die Obstbäume, sowie an die Haustiere. Soweit Hof- und Kottennamen davon herrühren, könnte man sie auch an dieser Stelle aufführen. Dazu kommen nun aber noch alle Feld- und Wegnamen, diese im weitesten Sinne genommen. Zu den Feldern im weitern Sinne kann man auch Wiesen und Gärten hinzurechnen, insofern alle diese in einem gewissen Gegensatz zu den Wäldern stehen. Nicht selten finden wir unter den Hofnamen den Namen Feldmann, auch Veltmann u. a. geschrieben, z. B. Feldmann in Heßler (1486 Gut Avertfeld. Vgl. Schatboick in Marck in der Festschrift vom J. 1909); dem sich Namen wie Feldhove in Gelsenkirchen (1486; s. ebd.), Felderbauer in Holsterhausen (1823), Hinderfeld in Eiberg bei Steele (1688) u. a. anschließen. Dazu kommen Namen mit acker, wie Hundackers Kotten in Stoppenberg. — Besonders zahlreich aber sind bei uns die mit Kamp zusammenhängenden Namen. Von dem aus l. campus entstandenen Kamp, von dem sich z. B. der Ortsname Kempen herleitet, ist ein anderes Kamp, das hier für unsere Flurnamen in Betracht kommt, wohl zu unterscheiden. Dieses nur auf altsächsischem und friesischem Boden und den Grenzgebieten vorkommende Wort muß mit Rud. Hildebrand und Jellinghaus andern Sprachgelehrten gegenüber als ein Wort germanischen Ursprungs angesehen werden; denn es bezeichnet nicht, wie jenes, die freie, weite Ebene, sondern „durch wald oder hecke ausgesondertes ackerland (auch wohl gehölz). Ursprünglich mit steinwall umgeben. Daher ndd. Kösters Kamp, der Kirchhof, welcher ummauert war“ (Förstem.-Jellingh., Altd. Namenb. II Sp. 1639). Sehr oft kommt aufm Kamp, opm Kamp u. dgl. vor — vgl. Familiennamen wie Aufenkamp, Uppenkamp); wie mansus uppen Campe Steele (Kettenb.), auch Overkamp, z. B. in Rüttenscheid (so im 15. Jahrh.; später Kammanns Hof), Katernberg u. a. Andere hierhergehörige Namen sind die Kamphove oder Kampmannshove in Wattenscheid (schon 1338 Kindl), die Kottennamen Kemper und Kempken in Schönebeck, Hinrich an den Kämpen Frohnh., sowie die verschiedensten

Zusammensetzungen mit dem Wort wie Grotekamp in Hamm bei Werden, Heeskamp in Stoppenberg, Steinkamp in Bedingrade, Quiskamp in Borbeck, Bonenkamp in Dellwig, Stockamp in Frintrop, Langenkamp, Hawerkamp, Duwenkamp in Holsterhausen, Voskämper in Holsterhausen, Viekämper in Schonnebeck, Schnellenkämper in Ickten usw. usw. Dem entsprechend gibt es ja auch bei uns zahllose Familiennamen mit dem Wort.

Bei Namen wie Groß- und Klein-Eggebrechtshof in Gerschede (1470 Güter op ten Egbrecht) und Dietterich und Borchardt uff der Brecht in Karnap, wäre man versucht, an die Brache, das Umbrechen eines zum Anbau bestimmten Ackerstücke zu denken. Doch wird man Namen mit bracht, brecht wohl mit Jellinghaus, der eher einen Zusammenhang mit nd. wrechte, absondernder Zaun, Graben oder mit einem dem altn. braut, durch Baumfällen angelegter Weg, entsprechenden sächs. bracht für denkber hält, davon trennen müssen. (Vgl. Förstem.-Jelligh. a. a. O. unter bracht.) Und brāke aber kann wohl umgepflügtes Land bezeichnen, sich aber ebensogut auch auf einen Neubruch in einer Waldung, auf abzubrechendes oder abgehauenes Holz beziehen. So hieß in Werden Brakesmann ein Pächter, der verpflichtet war, aus der sogen. Brake, seiner Waldung, Holz für das Kloster anzufahren. (Mitteilung des alten Hofbesitzers Mintrop in Heidhausen. Vgl. Rud. Kötzschke a. a. O. S. 474.) Noch heute kennt man einen Busch Brake in Heidhausen (unweit des Camillushauses).

Von Wiesen und Weideflächen sind hergenommen die Namen Hülsewische, Kotten in Vogelheim (1668 in der Hulßwischen), Paus (Pauwes) op dem Weitkamp Borbeck (1444), Joh. Legwey Schönebeck und Leggewie in Vogelheim (1668 Johann in der Leggewey), sowie aller Wahrscheinlichkeit nach der Name die Paschhove, Unterhof des Viehofs in Essen (1350 Herman in dem Pasche. Kettenbuch: mansus dictus Paschůve. 17. Jahrh.: der Passhof), von pasch, Lehnwort vom l. pascuum „Weide". (Vgl. Leithaeuser, Berg. Ortsn. S. 225.) Für ein eine Zeitlang ungepflügt daliegendes und zur Weide benutztes Ackerland ist ein allgemein bekannter, auch bei uns geläufiger Ausdruck dreisch, dreesch, drees. Daher z. B der Dreeskotten in Frohnhausen (1668 und später).

Garten bezeichnet in unsern Flurnamen nicht etwa einen Blumen- und Ziergarten, an den wir dabei heute vorzugsweise denken, sondern in allgemeinerem Sinne eine eingefriedigte Pflanzung, was auch Ausdrücke zeigen wie Forstgarten und Baumgarten, in unserer Volkssprache in der Regel zu Bungert verkürzt (vgl. Wingert = Weingarten). Wir haben in Vogelheim den Rübegartshof (um 1668 Rowegarde), und in Altendorf a. d. Ruhr einen Bungardtshof.

Manche Namen beziehen sich auch auf die Gestalt oder die Beschaffenheit eines Grundstücks, bezw. derjenigen Ländereien überhaupt, die zu einem Hofe gehören. Für eine breit hingelagerte Fläche, die nur geringe Höhenunterschiede zeigt, gilt bei uns der sehr häufig vorkommende Ausdruck Bredde. So hat ein Breddemann in Byfang von einer solchen Bredde seinen Namen. Verschiedene Ausdrucke gibt es, die eine vorspringende Ecke oder Spitze bezeichnen, oft auch an der Gemeindegrenze, so ort, — daher Ortmann in Bedingrade (1538 auf dem Oirde) — timpen, timpel, tempel — daher Johan im Timpen in Stoppenberg (1668) und der Tempelskotten in Kray (1668 Dirich im Tempell).[17])

Auch der Hofname Krampe, z. B. in Roßkothen, mag hier erwähnt werden. Krampe ist = Krämpe im Sinne von Rand (vgl. Jellingh., Wf. O.-N. [2] S. 88). Ferner gehören hierher die Namen Kottstatt in Fulerum (= kurzer Sterz), Kuhalskotten in Huttrop (von einem schmalen, gebogenen Streifen Landes), und Schnabelskotten in Steele (1397 tho dem Snavel).

Andere Namen gehen auf die Beschaffenheit des Platzes, auf dem der Hof steht, oder seiner gesamten Ländereien. In Wörtern, wie Blech, bleich, blicken, blinken, blank u. a. mit der Grundbedeutung „glänzen“ gehören auch Ausdrücke wie bleek, bleck u. a. in Flurnamen. (Vgl. auch den Ausdruck

---

[17]) Die Grundbedeutung von ort ist bekanntlich: Spitze, Ecke, Ende. Man denke an Ortsnamen wie Ruhrort, Brüsterort u. a., die alle einen vorspringenden Punkt bezeichnen. Der Ortler im österreichischen Alpengebiet hieß ursprünglich Ortle d. h. Spitzlein. Auch in den bergmännischen Redensarten „vor Ort kommen, liegen, sitzen u. a.“ erkennt man noch klar diese Grundbedeutung. — timpen, timpel, tempel gehen auf den Wortstamm tip zurück, dem hd. Zipf(el) = spitzes Ende entspricht.

unserer Volkssprache: blecke barwes = barfuß). Man versteht darunter eine helle, offene, in die Augen fallende, also vielfach eine waldfreie Stelle. Wenn aber in Raadt bei Mülheim (Ruhr) ein Kotten, der auf einer rundum von einer Schlucht umgebenen Insel liegt und dadurch von selbst die Blicke auf sich lenkt, den Namen auf dem Bleek führt, so können wir das auch gut verstehen. In abgeschwächter Bedeutung kann das Wort dann freilich auch einfach einen Platz oder eine Fläche Landes bezeichnen. Umgekehrt bezeichnet nd. plass (= Platz, Stelle) in Flurnamen in vielen Fällen offenbar einen irgendwie hervortretenden, andern gegenüber deutlich in die Augen fallenden Platz.[18]) In Vogelheim gibt es einen Plassmannskotten (1527 Johann op dem Plasse); und in Leithe kommt 1668 ein Henrich aufm Pleßken (= Plätzchen) vor, wo wir wohl diese Bedeutung der Worte annehmen dürfen.

Wenn ein Hof in Stoppenberg im Natt heißt, so erklärt sich dies von selbst. Aber auch ein Name wie Surhushof in Altendorf (1502 Jan Suyrhus) scheint bedeutungsverwandt damit zu sein, insofern er wohl von den sauern Gräsern herrührt, wie sie auf nassen, sumpfigen Grasflächen vorkommen. Denn diese waren früher in unserer Gegend stark vertreten, und so begegnen uns nicht selten Flurnamen wie am suren Kamp, Sauerdreischen u. a., die offenbar damit zusammenhängen. In Borbeck kannte man im 15. Jahrh. ein Gut in dem Drecke.

Zu den Kulturschöpfungen des Menschen, die das Aussehen einer Gegend bestimmen, gehören auch die Wege und Straßen. Daher begegnen uns bei Höfen und Kotten auch Namen wie Wegmann, Stratmann und verwandte recht häufig. So Wegmanns Hof in Schönebeck (1348 over den Wegh), an dem Weg gelegen, der von Frohnhausen nach Borbeck führt, Mittwegs Hof Altenessen, Hellwegs Hof Altenessen (um 1500 dat guot op den Helwege), ein anderer gleicher Name in

---

[18]) Diese Art von Bedeutungsverengerung nach dem guten Sinne hin ist eine in der Sprache ganz gewöhnliche Erscheinung. Vgl. z. B. Er hat sich einen Namen gemacht (= einen allen bekannten guten Namen). Er ist ein angesehener Mann (= Man sieht ihn mit besonderen Augen an, richtet vor allen andern seine Blicke auf ihn) u. a.

Stoppenberg, Graffwegs Hof in Stoppenberg (Kettenbuch 1332: Hof ten Grafweghe), Stratmanns Hof in Gerschede (Essener Nekrolog aus dem 13./14. Jahrh.: Dirick op der Straten), Stratmanns Kotten in Katernberg (1538 up der Straten), an der Straße gelegen, die in die Viehofer Mark führte. Im Essener Kettenbuch wird ein Telen Huysken upper Straten in Steele als dem Oberhof Eickenscheidt abgabepflichtig aufgeführt (Meyer, a. a. O. S. 210), und in der Landmatrikel des Stifts Essen vom Jahre 1668 begegnet uns ein Hormar ahn der Straten in Altenessen u. a. Dazu kommen Namen wie Gaterhof in Heisingen (an der Viehgate gelegen),[19]) Dirich vor der Gathen (um 1668), ein Sandgathen Hof in Dellwig (15. Jahrh. die Kotte by der Sandgate) u. a.

Auch die Brücken sind zu den Wegen in weiterm Sinne zu rechnen. Davon rühren Namen her wie Brüggemanns Hof in Katernberg (1539 Brugman. 1552 verkauft der Essener Bürger Marcus Hoemans sein Markenrecht aus der Bruggehove an Arndt vur der Bruggen in Katerenberg), Schulte Herbrüggen in Schönebeck (1332 Herbrugge), an einer Brücke über den Borbecker Mühlenbach u. a. Ein einfacher Holzsteg über einen Bach oder Graben oder auch über sumpfiges Gelände heißt in unserer Volkssprache Schemm; daher Schemmans Hof in Frintrop (1538 Arndt am Schymme). (Fortsetzung folgt.)

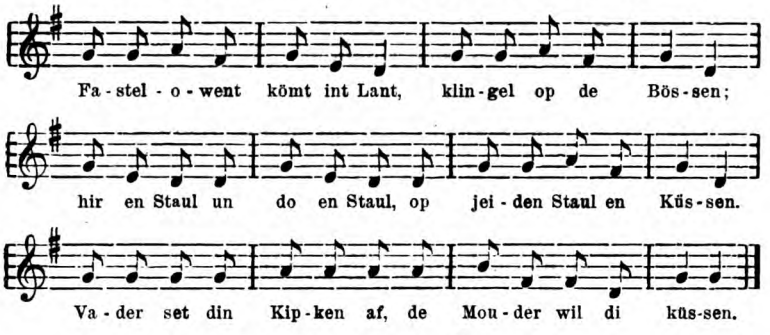
Niederdeutsche Kinderlieder und Kinderreime aus Dorsten.

Von **J. Pickert.**

Die folgenden Lieder und Reime stammen aus meiner Jugendzeit, aus der Zeit vor mehr denn zwanzig Jahren; ob noch heute alle bekannt sind, ob nicht heute auch andere gehört werden, entzieht sich meiner Kenntnis. Soweit sie gesungen werden, ist die Melodie fast bei allen ungefähr die gleiche, ziemlich eintönige; als Beispiel diene das erste Lied. Wo die Melodie eine andere ist, ist sie angegeben.

---

[19]) Gate = Gasse. Viehgate = Driefweg. Vgl. Ztschr. 12 — 1915 — S. 13.

I. Lieder zu den Festen des Jahres.

* * *

Ora pro nobis!
Morgen geft et Stokfis,
öwermorgen Labberdön;
dann is de ganse Fast gedön.

* * *

Maibrūt
de kömt herūt.
Alhīr, aldår,
al sekr al sår (?),
al fīn, al fīn, al Rōusmarīn.
Set de Brūt de Krōune op,
set se wīer af, af, af;
ēinen godden Nāmen.
Ein Ai dat bat us nich,
twēi Aier de schat us nich,
fīfuntwintich op ēinen Dis,
dan wēit de Brūt, wat Sorgen is.

Das Lied wurde zu meiner Zeit nur noch vereinzelt gehört. Meine Mutter, eine geborene Dorstenerin, erzählte mir: Am ersten Mai zogen die Kinder zu dreien von Haus zu Haus. Zwei trugen einen zu einem Halbkreis auseinandergebogenen Faßreifen, der mit einem Tuch umwunden und mit bunten Bändern verziert war. Unter demselben ging in der Mitte das dritte Kind, ein Mädchen, das mit einem Blumenkranz als Maibraut geschmückt war und am Arme ein Körbchen

für die erbetenen Eier trug. Dabei sangen sie obiges Lied. Bekamen sie nichts, so sangen sie im Fortgehen:

Bōwen an den Hemmel
dō hengt en Sak met Semmel.
O dū begīrligen Wulf, Wulf, Wulf.

* * *

Mārten-, Mārtenvögelken,
koppern, koppern Kögelken,
geflōgen, gestōwen
in usse Kint sīn Körfken.
Sünt Mārten is sōu kolt:
Ein klain Klēpken Holt.

Das Lied ist wohl nur ein Fragment. Nach meiner Mutter wurde es am Martinstage, am 11. November, von armen Kindern gesungen, die dabei umherzogen und Holz erbettelten.

* * *

Sünder Klōs, den hilligen Man,
trek den besten Schabbes an.
Gēf wat, gēf wat,
gēf de klaine Kinder wat,
lōt de grōuten lōupen,
de könt sik jo wat kōupen.

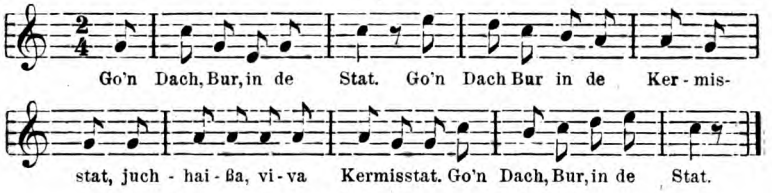
II. Bastlösereime.

Et Ketken laip den Berch herop
un wol sik Sapholt hālen.
Da kām de Jūde Heß
met dat lange Mes.

* * *

Sip, sap Sunne,
mīn Mōuder is ne Nunne,
mīn Vāder is ne Pāpe,
kan so nette Sipsapsünnekes māken.

III. Reigenlieder.

Lange, lange Rīge,
vettich in de Stīge,
vettich in den Rōusenkrans:
Nīge dī, Marīksken.

* * *

O, Būr, wat kost dīn Hâü?....
Mīn Hâu dat kost 'ne Krōun....
O Būr, wat büs dū dūr....
Nū köft sik de Būr 'ne Frau....
O Būr, wat 'ne schōüne Frau!....
Nū köft sik de Būr en Kint....
O Būr, wat 'n schōünet Kint!....
Nū köft sik de Būr en Knecht....
O Būr, wat 'n schōünen Knecht!....
Nū köft sik de Būr 'ne Mācht.
O Būr, wat 'ne schōüne Mācht!....
Nu krit de Būr en Schup.

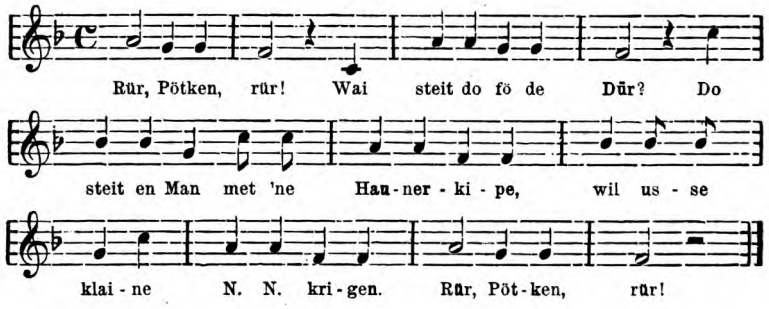
IV. Wiegenlieder.

Haia, popaia, slō Hâünerkes dōut;
stek se int Pötken, dan wārt se nich grōut.
Sint so grōut gewassen, as ne rīpe Kasse.

* * *

Pūsken, pūsken, plek plek plek!
Gēiste met nō Mek Mek Mek?
Slacht se ēine bunte Kau;
krīch wī 'n Stücksken Lēwer tau,
en Stücksken van de Lunge
fō usse klaine Junge,
en Stücksken van et Nīrken
fō usse klaine Dīrken.

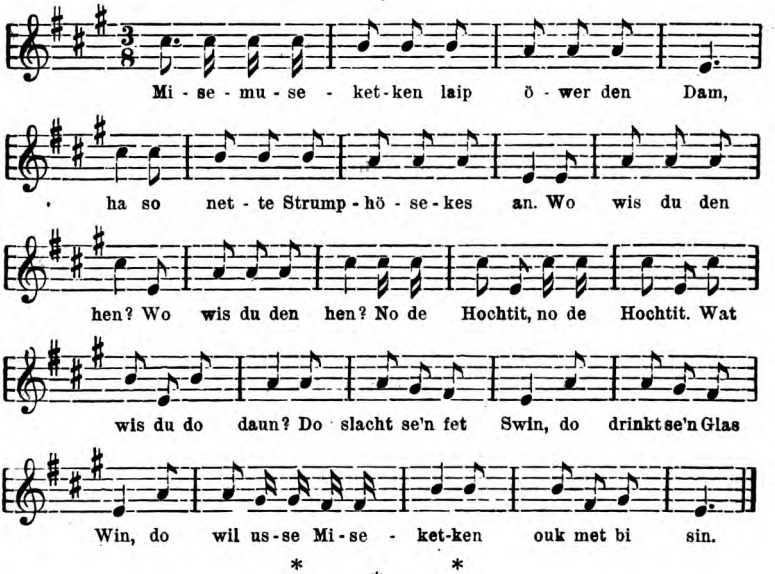
* * *

Jēsus int Hetken, Marîa in'n Sin,
holder dī bolder int Betken herin.

* * *

V. Verschiedene.

Hop, Marien'ken,
Koffiken'ken,
lōt de Püpkes dansen.
En godden Man,
en brāwen Man,
en Man vul Komplesansen

* * *



* * *

Sneggenhūs,
kom herūt;
ik wil dī Wāter un Brōut gēwen.
Un wen dū nich herūtköms,
dan trē ik dī kapot.

* * *

Jan Trantel met den Mantel,
Jan Snipsnap sīne Brūt,
de danset alle Owent
de Pūrte herūt.

* * *

Snīder Wippop,
bŭr't Hemt op
van hīr būs nō Kastrop.

* * *

Snīder Wip, Snīder Wap,
wat kost dīne Pap
van Baukwaitenmēl?
Wat kikste so schēl?

* * *

Jensken sat in 'n Schostēin
un flicken sīne Schau;
dō kām son wunderschōūn Mēken
un kek so nīpen tau.

Jensken, wis dū frīen,
so frīe doch nō mī;
ik hew en blanken Dāler,
dē sal ōuk sīn fō dī.

* * *

Wit Papīr, swat Papīr,
morgen kömt usse Jōuhan wīr.

* * *

Hūrā, hūrā!
Is de Koffi nonnich gā
met den Būrenstūten?

* * *

Bim, bam, baier!
De Köster mach kēine Aier.
Wat mach he dan?
Spek in de Pan.
Ou wat en ollen Leckertant.

* * *

Twēi Emmerkes Wāter hālen,
twēi Emmerkes pumpen,
hōug op de Klumpen,
sīg op de Schau:
Pastūrken sit op'n Prēdichtstaul.

Dieses Liedchen wird zu einem Fingerspiel gesungen, bei dem zum Schluß der Daumen der rechten Hand, der das „Pastörchen" vorstellt, aus der geschlossenen linken hervorgestreckt wird.

* * *

Pēiter und Paul
setten op ēinen Staul;
Pēiter lait en Pūpken gōn.
Pēiter sach, Paul hā't gedōn;
Paul sach, Pēiter hā't gedōn.
Dō sten de Pēiter op
un gaf Paul ēinen an'n Kop.

* * *

Antōnius van Paddewaddewat
sat achter de Dūr un slaip;
verbrant he sik de grōute Tēif:
Ou wat Anton raip.

* * *

Bāntken van Gōlen
kan puchen un prōlen.
Un wat noch mār?
Stinken as'n Bār.

* * *

Anne-Marī hāt Kaps gestōlen
in Pastūr sīnen Gāden.
Pastūr de wol nō Köllen gōn,
wol Anne-Marī verklāgen.

Anne-Marī de was so bang,
krop fō Angst in de Koffikann'.
Koffikann' de was so klain:
komme Anne-Marī sīne Bēinkes sain.

* * *

I ā Esel!
Gēiste met nō Wēsel,
gēiste me nō Amsterdam,
krisse'n leckeren Botteram.
Gēiste met nō Dosten,
krisse'n Sak vul Kosten.

* * *

Lange, lange Lempe
gēit dūr allemans Kempe,
het kēin But of Bēin,
gēit so gans allēin.

Ein Rätsel; Auflösung: der Regenwurm.

* * *

Soldōten, Kamerōten,
de könt sik fō Lachen nich mār lōten.

* * *

Tūdelütken, spēl noch en betken,
is noch lange nich dūster.

* * *

Nīrken,
du arm Dīrken,
sits midden int Fet
un kris niks met.

* * *

Lot ist dōut, Lot is dōut,
Līsken is ant sterwen.
Dat is got, dat is got;
krīch w'ōuk wat te erwen.

Volkslieder bei A. v. Droste?

Von Prof. **Dr. Eduard Arens,** Aachen.

Früher nahm man allen Ernstes an, daß A. v. Droste eine Reihe von Liedern im Volkston nicht etwa bloß bearbeitet, sondern erfunden habe. Diese Meinung scheint die Dichterin selber, sogar auf Befragen, ihren Freunden gelegentlich suggeriert zu haben, so daß Schlüter und Schücking behaupten, von ihr rühre das frische Soldatenlied her, das der Soldat auf der Wache im zweiten Gesang der „Schlacht im Loener Bruch“ singt. Dasselbe behauptet Schücking von dem hübschen Liebeslied, das in die „Mergelgrube“ eingelegt ist[1]). Dies letztere steht auch in den von Schlüter herausgegebenen „Liedern und Kompositionen“ der Droste (Münster 1877), nebst sieben andern deutschen Volksliedern[2]). Auch finden sich hier Volkslieder fremder Völker, u. a. ein interessantes Hochzeitslied aus Madagaskar. Die Herkunft dieser komponierten Texte habe ich untersucht, ohne doch alles restlos aufklären zu können[3]). Auch die deutschen Volkslieder haben sich zum Teil auffinden lassen; vgl. meine „Studien zu A. v. Droste, I. Volkslieder in ihren Werken?“ (Lit. Handweiser 50, 1912, Nr. 2). Unter diese gehören auch zwei Einlagen in den Gedichten „Die Jagd“ und „Das Hirtenfeuer“; aber hier ist doch eine freiere Gestaltung das Werk der Dichterin, indem sie plattdeutsche wirkliche Volksreime umgearbeitet hat. Auch das „Landsknechtslied“ als echtes historisches Volkslied oder vielmehr als geschickt verbundene Teile zweier derartiger Lieder nachzuweisen, gelang Julius Schwering (in den Münster. Heimatblättern 1, 1913/14, S. 214).

Nachgewiesen, wenn auch für 2—4 nicht bezüglich der

---

[1]) Vgl. Schlüter, Briefe d. A. v. Droste, S. 230; Schücking, A. v. Droste, Ein Lebensbild, S. 125 ff.; Hüffer-Cardanus, A. v. Droste [3] 74.

[2]) Die betreffenden Texte stehen hiernach in den gesammelten Werken der Droste bei Kreiten, in meiner Ausgabe, bei Schwering.

[3]) Im ‚Gral‘ 8, 1914, 668 u. 715.

unserer Dichterin vorliegenden Quelle, sind die folgenden Lieder:

1. „Unser Feldherr das vernahm“ (Schl. i. L. Br. II 387). Vgl. Fr. Hortleder, Der Römischen Keyser- und Königlichen Majesteten . . . Handlungen u. Außschreiben . . Frankfurt a. M. 1618 (² Gotha 1645) Bd. 2, 458 und 394. (Letzteres Lied auch bei: Soltau, Deutsche histor. Volkslieder, zweites Hundert 1856, S. 240.)

2. „Ich spring' an diesem Reihen“ (‚Lieder' Nr. 21). Vgl. Kretzschmer u. v. Zuccalmaglio, Volkslieder (1840) II Nr. 266; Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II 712; Böhme, Altdeutsches Liederbuch Nr. 291.

3. „Gott grüß mir die im grünen Rock“ (‚Lieder' Nr. 6). Vgl. Hoffmann v. Fallersleben, Gesellschaftslieder des 16. u. 17. Jahrh. (1844) S. 13, 36, 56.

4. „Mein Freud möcht sich wohl mehren“ (‚Lieder' Nr. 5). Vgl. Böhme, Altdeutsches Liederbuch 1877, Nr. 128.

Sind 1—4 (und unten 7) literarischen Quellen entnommen, so sind 5 und 6 Umformungen von der Dichterin bekannten Volksrufen.

5. Der Hirtenruf im „Hirtenfeuer“. Vgl. Lit. Handweiser 1914/15 Nr. 21, 708. Ähnliche Hirtenrufe sind darnach in ganz Westfalen üblich gewesen, ja sogar von Flandern bis zum Allgäu nachweisbar. Mit der Gegenstrophe bei der Droste:

Komm, o komm in unsern Kamp,
Da wächst das Gras wie Brahm so lang

stimmt ziemlich genau ein aus der Soester Börde überlieferter Ruf:

Dann weffi druiwen in'n Papenkamp,
Wå't Gras wässet siewen iälen lang.

Doch wären trotz der bisherigen Nachweise andere Aufzeichnungen solcher Hirtenrufe (wenn die Sitte sich bis heute erhalten hat!) erwünscht, schon um genaueren Vergleich zu ermöglichen. Das gilt auch von dem folgenden Stück:

6. Der Jägerschrei und Signaltext in der „Jagd“ beim Totblasen des Fuchses. Hierzu vgl. Kreiten 3, 49; Eschmann, A. v. Droste 96; Schwering 6, 101.

Auch hier hat die Dichterin volkstümliche plattdeutsche Jägerschreie benutzt und, wie es scheint, erweitert. Hinzu kommt nun noch:

7. „Es kam in diesen Tagen einem edlen Jäger in Sinn“ — wozu ich einen neuen Nachweis geben kann. Auch dies Lied bildet eine Einlage in einem Droste'schen Gedichte. „Die Schmiede“ (die eigentlich zu den „Heidebildern“ gehört) ist nämlich in einer ursprünglichen Gestalt vorhanden (gedruckt bei Eschmann, A. v. Droste 1910 S. 172 und in der Ausgabe von Schwering 6, 117); diese Fassung enthält unser „Schelmenliedchen“, welches die melkende Dirne „dudelt“, wozu dann der Galan mit dem „Brummeisen“ die Begleitung macht. Es ist kein Zweifel, daß es trotz der Abweichungen identisch ist mit dem bei Erk-Böhme ‚Deutscher Liederhort‘ III 308 wiedergegebenen Jägerlied, das aus dem 16. Jahrhundert stammt, um 1600 oder etwas später sehr beliebt war, wie mehrere kirchliche und historische Umdichtungen zeigen; die Weise ist die von „Wilhelmus von Nassauen“. Woher die Abweichungen bei der Droste, in deren zweiter Strophe stammen, bleibt noch aufzuklären, wie bei den übrigen erwähnten Liedern. Wir setzen die Fassungen nebeneinander, aus denen das Abhängigkeitsverhältnis klar wird.

(A. v. Droste.)

Es kam in diesen Tagen
Einem edlen Jäger in Sinn,
Daß er wollt' gehn ausjagen,
Ob er deß hätte Gewinn?
Wohl über eine Grünhaide,
Der Jäger wohlgemuth,
Mit seinem grünen Kleide,
Mit seinem Hunde gut.

Ein Rehlein wollt' er jagen,
Ein Rehlein war seine Lust,
Er thät alle Leute fragen,
Doch hat's Niemand gewußt;
Wohl von dem frühen Morgen
Zog er dem Rehlein nach,
Das hatt' sich gar verborgen,
Damit verging der Tag.

(Bei Erk-Böhme.)

Mit Lust vor wenig Tagen
Eim Jäger kams in Sinn,
Er wollt ausreiten jagen,
Wo er mocht kommen hin
Über eine grüne Heide,
Der Jäger wohlgemut,
In seinem grünen Kleide
Mit seinem Hündlein gut.

(2.) Nach Hasen wollt er stellen,
Nach Hasen war ihm jach;
Er zog mit seinen Gesellen
Umher den ganzen Tag . . .

(3.) . . Er vermaß sich zur Stunden,
Er wollt nit lassen ab,
Er hätt' es denn gefunden,
Damit verging der Tag.

Bei der Droste ist natürlich nur der Anfang des Liedes geboten, das bei Erk-Böhme noch in weiteren Strophen sich fortsetzt. Daß hier der echte Anfang vorliegt, wird auch durch die Anfänge der Nachahmungen bewiesen, wie: „Mit Lust vor wenig Tagen dem Satan kam in Sinn", „Mit Lust an Adams Falle", „Mit Lust vor einem Jahre dem Pfalzgraf kam in Sinn".

Noch nicht nachgewiesen, weder im Vorkommen überhaupt noch in der Quelle, aus der die Dichterin sie genommen haben könnte, sind die folgenden Volkslieder, mit den Anfängen:

1. „Daß Ihr Euch gegen mir so freundlich tut erweisen" (‚Lieder nnd Kompositionen' Nr. 8).

2. „Ich habe g'meint, Ich sei am besten dran" ‚Lieder Nr 7').

3. „Sie tut mir wohlgefallen" (‚Lieder Nr. 9'). Schon die Zeilen:

Das tut niemand anrichten,
allein Cupido blind

können beweisen, daß es sich um ein älteres (gelehrtes) Lied handelt.

4. „Das Gläschen das muß rummergahn" (‚Lieder' Nr. 24).

5. Das Lied in der „Mergelgrube", mit der Anfangsstrophe:

Es stehet ein Fischlein in einem tiefen See,
Darnach tu ich wohl schauen, ob es kommt in die Höh;
Wandl' ich über Grunheide bis an den kühlen Rhein,
Alle meine Gedanken bei meinem Feinsliebchen sein.

Es wäre wünschenswert, die Herkunft dieser Volkslieder aufzuklären; zunächst aber überhaupt anzuzeigen, wo gleiche oder ähnliche Texte gedruckt sind. Vielleicht regen diese Zeilen zu weiterem Nachforschen an; ich würde jeden Erfolg begrüßen und bin für jede Mitteilung darüber dankbar. Daß auch das zuletzt angeführte ein wirkliches Volkslied oder wenigstens ein Stück von einem solchem ist, daran ist nicht mehr zu zweifeln.

Schließlich möchte ich von bloß zitierten Liedern bei

der Droste die folgenden erwähnen. In der „Mergelgrube“ heißt es von dem schläfrigen Hirten, der an den Socken strickt:

„Ave Maria“ hebt er an zu pfeifen,
So sacht und schläfrig, wie die Lüfte streifen.

Ebenso heißt es in „Bei uns zu Lande“: „mein Fuhrmann, der . . das ‚Ave Maria‘ pfiff“. Von den kirchlichen Liedern mit diesem Anfange wird wohl gemeint sein das im Münsterlande noch heute gesungene:

Ave Maria gratia plena,
So grüßte der Engel die Jungfrau Maria,
Da sie des Gebet's in Andacht pflag.

(Psälterlein 633; vgl. Bäumker, Das kath. Kirchenlied 2, 377.)

Zwei romanische Volkslieder kommen im „Hospiz auf dem Großen St. Bernhard“ vor. Bei dem Jahrmarktstreiben in St. Remy, das im Anfang des 3. Gesanges geschildert wird, ertönen die Weisen (III 435):

Nousshron Prinschou de Schavouye[4]) (Notre Prince de Savoye); es ist ein im Kanton Freiburg gesungenes Spottlied. Gedruckt steht es in den Alpenrosen auf das Jahr 1823, 377 (mit Melodie); Annette wird es entnommen haben aus O. L. B. Wolff, Altfranzösische Volkslieder 1831, S. 130.

Auch das andere Liedchen (III 245) trägt völlig dialektmäßiges Französisch an sich:

Nach kaum verklungner Hymne Ton
Pfeift's dort ein Schelmenliedchen schon:
„Gianetta vieut tu bieaux habits?“ [5])
O südlich Blut! O Saint Remy!
O wunderbare Christenheit,
So fromm, und doch so schnell zerstreut!

Woher Annette dies kennt und hat, ist bisher unbekannt. Aber gerade die Dialektform spricht, ebenso wie bei dem ersten, für den buchmäßigen Ursprung; vielleicht sind ihre Freundinnen, etwa Frau General v. Thielmann oder Adele Schopenhauer, ihr dabei zur Hand gegangen.

[4]) Bei Schücking 1878 und der ersten Ausgabe von Kreiten lautet die Zeile seltsam: „Ha Nouschran, Prince de Savoye!“

[5]) Bei Schücking schlecht verändert in: Gianetta vient en beaux habits.

Das Vaterunser der Osnabrückischen Bauern*).

Mitgeteilt von **W. Hardebeck,** Ankum.

1. Der Soldat tritt ins Haus hinein
und spricht zum Wirth aus falschem Schein — Vater
2. Alles dies war vormals dein,
dies ist und muß nunmehro sein — Unser
3. Der Bauer denket bei sich recht
ach! du verdammter Schinder-Knecht — der du bist
4. Wir armen Bauern leiden Noth
Und plagen unsern lieben Gott — im Himmel
5. Wir zweifeln, ob man einen find,
der unter diesem Kriegsgesind — geheiligt werde
6. Es ist kein Volk auf dieser Erde,
wodurch ja mehr gelästert werde — dein Name
7. Sie rauben uns're Ruh und Rast
und machen, daß sehr viele Last — zu uns komme
8. Drum Herr! wirst du's nicht bald hindern,
so werden sie auch endlich finden — dein Reich
9. Ach! würden sie nur gut geschlagen,
so würden wir mit Freuden sagen — dein Wille geschehe
10. Wer weiß, wohin dies Volk gehört,
im Himmel wird's wohl nicht geehrt — also auch nicht [auf Erden
11. Sie rauben unser Geld und Haab
und schneiden vor dem Mund uns ab — unser täglich Brot
12. Sie sagen, Bauer, schaffe frei
Essen und Trinken gleich herbei — gib uns heute
13. Dem Herrn, wenn wir in diesem Jahr
Dir bringen keine Gabe dar — vergib uns
14. Obschon wir bei dieser Qual
bezahlen müssen ohne Zahl — unsere Schuld

*) Vgl. unsere Zeitschr. 13 (1916), S. 76.

15. Gar listig wissen sie zu schaffen,
Daß sie in unsern Nestern schlafen — wie wir

16. Noch dazu müssen wir mit Schmerzen
verzeihen, und mit traurigem Herzen — vergeben

17. Wie kann dir so dies Volk gefallen?
Der Teufel hole sie mit allen — unsern Schuldigern

18. Wenn man kein Pferd mehr haben kann,
heißt's: Bauer, spann die Ochsen an — und führe uns

19. Das macht uns sehr viel überlegen
Und schonen sie auf diesen Wegen — nicht

20. Weiber und Töchter, die unser sein,
Die führen sie fast täglich ein — in Versuchung

21. Da sie nun solches Uebles treiben,
laß sie nicht länger bei uns bleiben — sondern erlöse [uns

22. Vielmehr gib, daß wir armen Leut'
bald mögen werden ganz befreit — von dem Uebel

23. Wenn sie einmal sind weggetrieben,
so mag sie dann der Satan lieben — in Ewigkeit
Amen.

Zur Zeit der hannoverschen Regierung waren einige Kavallerie-Regimenter nicht in Kasernen untergebracht, sondern sie wurden in den Landgemeinden bei den Bauern einquartiert. Wenn die Dragoner längere Zeit in einem Kirchspiel gelegen, dann wurden sie in eine neue Gegend verlegt, um nach Verlauf von höchstens einem Jahre wieder zu kommen. Die Regimenter bestanden aus Freiwilligen, meist Bauernsöhnen aus dem Göttingschen usw., die an ihre Quartierwirte hohe Ansprüche stellten und dadurch den Bauern unbequem wurden. Als alle Beschwerden und Petitionen gegen die Einquartierung nichts fruchteten, griffen die Bauern des Osnabrücker Landes zum Spott, aber auch dadurch erreichten sie nichts. Erst 1866, als wir preußisch wurden, hörten diese öfteren Einquartierungen auf.

Kleinere Mitteilungen.

Heidnischer Markenumgang in Trier im 10. Jahrhundert. Zum Jahre 983 bemerkt Brower in seinen Trierer Annalen (I S. 486): Hoc etiam anno siccitate in Treviris et finitimis circumquaque regionibus plurimum laboratum. Id malum Egbertus jejunio, quod hodieque bannitum seu a rei seu spatii sanctione vel poenali indictione apellant, expiari pacemque Dei ambarvali supplicatione exposci tertia a Paschalibus hebdomade semper deinceps praelatis crucibus atque reliquiarum ferculis voluit. Huic autem rogationi baculus s. Petri quod reliquis omnibus ferme solemne a summi collegii quodam canonico praefertur, qui mos ad haec ipsa tempora facile revocari queat. — Brower verdankt seine Wissenschaft sichtlich den Gesta Treverorum (edd. Müller u. Wyttenbach), welche (I S. 115) berichten: Jejunium etiam (Egbertus) pro siccitate terrae imminente et rogationes per circuitum vallis Trebericae ab omnibus, qui sunt in sua parochia, tertia post pascha hebdomade fieri praecepit.

Die Nachricht der Gesta ergänzt glücklich die Mitteilung Browers, dessen Latein hier wie an vielen Stellen seines Werkes nicht gerade leicht verständlich ist. Der übereinstimmende Inhalt besagt, daß von dem Trierer Bischof Egbert, der 975—993 regierte, angesichts einer großen Dürre eine Bittprozession im Kreise des Trierer Tales verbunden mit Fasten eingerichtet worden sei. Der Bittgang wurde am Mittwoch der dritten Woche nach Ostern abgehalten. Nach Brower hatte das Fasten den Namen „Bannfasten“ (jejunium bannitum). Die Herkunft dieser Bezeichnung ist Brower nicht klar. Er schwankt, ob die Bezeichnung mit dem Wege (spatium) oder mit der Androhung von Strafe (poenalis indictio) im Falle mangelnder Teilnahme zusammenhänge.

Wir können, wie mir scheint, die Zweifel Browers auflösen. Die Gesta berichten, daß die Prozession sich im Umkreise des Trierer Tales bewegt habe. In diesem Trierer Talkreise war nun, wie ich in der Einleitung zu dem Trierer Urkundenbuch von Rudolph (Bonn, Hanstein, 1915) S. 5 ff. nachgewiesen habe, die alte Trierer Hundertschaft ansässig. Wenn man sich das vor Augen hält, dann ist wohl die Bezeichnung des Umzuges als Bannprozession ohne weiteres klar. Es ist ein Umgang um die Markgrenzen oder den Bann der Hundertschaft.

Brower und die Gesta stellen es so dar, als ob lediglich eine Dürre Bischof Egbert zur Neuschaffung einer Prozession veranlaßt habe. Ich glaube das nicht. Mit Recht sagt der im Kriege uns genommene Hans Staebler in seinem grundlegenden Aufsatze über die deutsche Markgenossenschaft (Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 1914 [XXXIX] S. 718): „Daß in diesen Umgängen und Flurprozessionen des späteren Mittelalters eine germanisch-heidnische Sitte nur ein neues christliches Gewand bekommen hätte, ist ernstlich kaum je bestritten worden.“ Für den deutschen Boden hat Maurer in seiner Markenverfassung

eine stattliche Sammlung dieser Grenzbegänge zusammengetragen. „In der Markgenossenschaft Windecken-Ostheim (Wetterau) beschreiten die Priester, Burgmannen, Bürger und Nachbarn mit den Heiligen und Fahnen ihre Mark, um die Richtigkeit der Grenze gegen das Nachbardorf Eichen festzustellen. Häufig werden die als Zeugen mitgenommenen Knaben nach altem Brauch geohrfeigt, damit sie sich des Vorganges recht lange erinnern sollen;[1]) Zechgelage beenden die Feier. (Staebler a. a. O. S. 718).“ Für England und Skandinavien hat Pfannenschmidt (Germanische Erntefeste S. 62 ff.) die Flurprozessionen nachgewiesen und zusammenfassend geurteilt, daß wohl bei allen germanischen Stämmen in ferner Urzeit Grenzbegänge stattgefunden hätten, die mit religiösen Zeremonien verbunden waren.

So dürfen wir wohl annehmen, daß die Dürre des Jahres 983 lediglich dem Trierer Bischofe die Handhabe bot, einen alten, ihm längst unsympathischen heidnischen Brauch der Bevölkerung des Trierer Talkessels durch eine christliche Sitte zu ersetzen. Eine schöne Parallele aus derselben Zeit führt Staebler a. a. O. an. Der Biograph der Gründerin des Klosters Schildesche bei Bielefeld (Fundatio monasterii Schildecensis ed. O. Holder-Egger, M. G. SS. XV 1050 ff.) läßt diese (10. Jahrh.) klagen: „Statuimus, ut annuatim secunda feria pentecostes spiritu sancto cooperante eundem patronum parochiis vestris longo ambitu circumferentes et domos vestras lustrantes pro gentilico ambarvali in lacrimis et varia devotione vos ipsos mactetis et ad refectionem pauperum elemosynam comportetis et in hac curti pernoctantes super reliquiis vigiliis et canticis spiritualibus solemnisetis ut predicto mane determinatum a vobis ambitum pia lustratione complentes, ad monasterium cum honore debito reportetis. Confido autem de patroni huius misericordia, quod sic ab eo girate terre semina uberius provenient et varie aeris inclementie cessent.“ Hier wird deutlich wie in Trier die Sorge um die Wohlfahrt der Ernte nur vorgeschützt, in Wirklichkeit soll hier wie dort ein heidnischer Brauch beseitigt werden. Dr. Gottfried Kentenich, Trier.

Die Essener Spinnstube in Belgien. Auf Einladung der Bildungszentrale beim Generalgouvernement in Brüssel unternahm die Essener Spinnstube in der Weihnachtswoche eine Fahrt nach Belgien, um in einer Reihe von Etappenorten unsern Feldgrauen, Landsturmleuten, die nun schon den dritten Winter getrennt von Weib und Kind in der

---

[1]) Hierzu weitere Literatur bei Sartori, Sitte und Brauch. T. II (Leipzig 1911) S. 185. Für die Eifel berichtet Schmitz, Sitten und Bräuche I S. 98: „Am ersten Mai wurde die Glocke geläutet und hierauf um die Gemarkung gegangen. Man sah besonders darauf, daß Kinder mitgingen, damit dieselben die Banngränze kennen lernten. Nicht selten machte man sie in eigentümlicher Weise auf die Marksteine aufmerksam und ihnen dieselben unvergeßlich, indem man sie auf dieselben unsanft niederließ.“

Ferne zubringen müssen, durch Volksliederabende eine Weihnachtsfreude zu bereiten und ihnen die Heimat nahe zu bringen. Die Spinnstube, die nach einander vom 26. bis 31. Dezember in Antwerpen, Mecheln, Brüssel, Charleroi, Nivelles und Löwen auftrat (von andern anfangs in Aussicht genommenen Orten mußte aus verschiedenen Gründen Abstand genommen werden), erreichte diesen für ihre Fahrt maßgebenden Zweck vollkommen und hatte überall einen durchschlagenden Erfolg. Wenn dies schon der rauschende Beifall während der Vorführungen offenbarte, so noch besonders deutlich die Urteile, die man hinterher vernahm. Die Offiziere und andere Vertreter der gebildeten Stände waren sowohl von den Volksliedern und den dazwischen eingelegten humoristischen Vorträgen als auch von dem ganzen anmutigen Bühnenbilde und den es besonders wirksam belebenden Volkstänzen hochbefriedigt, und einzelne von ihnen äußerten den lebhaften Wunsch, später in ihrer Heimat ähnliche Einrichtungen wie unsere Spinnstube ins Leben zu rufen. Besonders erhebend, ja wahrhaft rührend aber war es, zu beobachten, welch tiefe Wirkung das Volkslied und was sonst damit in Verbindung stand, auf das Gemüt des einfachen Mannes aus dem Volke ausübte. Von vielen hörte man, es sei ihnen ja im Laufe der Zeit allerlei geboten worden, aber so etwas hätten sie noch nicht erlebt; das sei etwas ganz Besonderes, so recht etwas fürs Herz gewesen. Sehr bezeichnend ist dafür die Äußerung eines Soldaten, die unser 1. Vorsitzender, Herr Köhler, der Spinnstubenvater, von einem Soldaten nach der Aufführung in Antwerpen vernahm. Dieser sagte zu ihm wörtlich: Ich sinn von d'r Noh (von der Nahe) un honn all die Lieder kennt, die, wo ihr gesung hôn unn hôn se innerlich mitgesung unn hôn debei geweint. — Wie solch ein Volksliederabend auf das Gemüt wirkt und wie lebhaft dabei das Heimatgefühl erwacht, gibt sehr gut ein Bericht des Belgischen Kuriers (der einzigen deutschen Zeitung in Belgien) über die Aufführung in Brüssel wieder. — Wenn wir nun auch mit Genugtuung auf alle die verschiedenen Volksliederabende zurückblicken können und der Aufenthalt an jedem der verschiedenen Orte seinen besonderen Reiz hatte, so bildete doch den Höhepunkt der ganzen Fahrt der kleine, an der Eisenbahnstrecke Brüssel-Charleroi gelegene Ort Nivelles, dessen geschichtliche Erinnerungen übrigens bis auf Pippin von Heristall zurückreichen. Hier ist Hauptmann Holtermann, ein Essener Rechtsanwalt, Ortskommandant, und dieser, der die Essener Spinnstube von Essen her kannte, hatte, als er von ihrer Belgienfahrt hörte, noch nachträglich dringend darum gebeten, dabei doch auch ihn und seine Leute, unter denen auch manche aus Essen und Umgegend seien, zu berücksichtigen. Dies gestand man ihm gern zu, und so wurde uns hier ein besonders schöner Empfang zuteil. Bei unserer Ankunft auf dem Bahnhof stand außer dem Offizierkorps schon die vortrefflich geschulte Militärkapelle bereit und begrüßte uns mit den Klängen des schönen Liedes „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt". Hierauf ging es in geschlossenem Zuge, die Musik voran und einige berittene Offiziere zur

Seite, durch den ganzen sich lang hinziehenden Ort. Die Musik spielte verschiedene Marschweisen, die offenbar ihr galten, so gleich zuerst die Weise des auf ihrer Vortragsfolge an der Spitze stehenden Liedes „Lieben und das bringt Freud". Die ganze Einwohnerschaft, Wallonen, strömte neugierig aus ihren Häusern auf die Straße hinaus. Dabei sah man übrigens von feindseligen Gesichtern kaum eines, wohl eine Folge der allen zuteil werdenden gerechten Behandlung. Der Zielpunkt des Marsches war das künstlerisch reich ausgestattete Offizierkasino, das Schlößchen eines ins Ausland entflohenen Großindustriellen. Hier verlebten wir vor und nach der Aufführung, die im Theater stattfand, die angenehmsten Stunden. In letzterem richtete während der Pause Herr Hauptmann Holtermann eine unsere Bestrebungen vollauf würdigende, eindrucksvolle Ansprache an seine Leute. Am folgenden Tage geleitete uns die Militärkapelle wieder zum Bahnhof, und wir fuhren, nachdem wir uns verabschiedet, über das Schlachtfeld von Waterloo nach Brüssel, um hierauf zum letzten Male in der vom Kriege arg mitgenommenen alten Universitätsstadt Löwen aufzutreten und um sodann zur Heimreise zu rüsten.

Ehe wir unser Unternehmen ausführen konnten, hatten wir manche Schwierigkeiten zu überwinden; vor allem mußten die nötigen Geldmittel beschafft werden, zu denen uns eine Anzahl edler Gönner in Essen und Umgegend verhalfen; auch waren die Anstrengungen der Reise namentlich für die Damen nicht gering. Um so schöner sind aber unsere Erinnerungen, und die Essener Spinnstube darf stolz auf dieses ihr wohlgelungenes Kriegsliebeswerk sein, mit dem sie so viele unserer wackern Krieger da draußen erfreut hat. — Unsere Haupttätigkeit gilt natürlich dem Volksliede, im engern Sinne dem schlichten zweistimmigen rheinischen Volksliede; aber wir pflegen daneben auch den Volkstanz und volksmäßige, vorzugsweise humoristische Vorträge, namentlich in der Volksmundart, und es schwebt uns auch das weitere Ziel vor, in unserm Kreise, der gewissermaßen eine große Familie bildet (daher Spinnstubenvater, Spinnstubenmutter, Spinnstubenöhm), gute deutsche Art zu pflegen, das alte Gemeinschaftsleben in einer den modernen Verhältnissen angepaßten Form zu erneuern, die unserer Zeit allzu sehr abhanden gekommenen Gemütswerte, über die unsere Vorfahren geboten, unserer übernervösen, in ruheloser Hast sich verzehrenden Gegenwart zurückzugewinnen und neben der harten Arbeit, den Forderungen der strengen Pflicht auch der Freude, ohne die der Mensch verdorren muß, wie die Pflanze, der das Sonnenlicht fehlt, eine Stätte zu bereiten. — Der augenblicklich die Geschäfte der Brüsseler Bildungszentrale führende Dr. phil. Klamroth, sonst Germanist und Privatdozent an der Universität Freiburg i. B., richtete an den 1. Vorsitzenden der Essener Spinnstube, Gymnasiallehrer C. Köhler, der ihre Fahrt nach Belgien leitete, ein Dankschreiben, in welchem es u. a. heißt: „. . . Darum beantworte ich als . . Vertreter Ihr Schreiben und tue es um so lieber, als es mir eine persönliche Freude ist, Ihnen zu sagen, wie herzerfreuend und wohl-

tuend der „Rheinische Volksliederabend“ der „Essener Spinnstube“ mir gewesen ist. Sie können mir ehrlich glauben, wenn ich Ihnen versichere, daß — seit ich feldgrauer Brüsseler Soldat bin — kein Theater- oder Vortragsabend mir solch reinen, ungetrübten Genuß verschafft hat, wie der Volksliederabend der Spinnstube. Es schmeckte nach Heimat! Besonders begeistert haben mich die Reigentänze mit ihrer Einfachheit und Anmut. Und so könnte ich Ihnen noch ein paar Seiten lang vorschwärmen von den Wohltaten der Essener Spinnstube, sehe aber ein, daß das Eulen nach Athen tragen hieße. So sage ich nur: hoffentlich auf Wiedersehen!“

Th. Imme,
2. Vorsitzender der Essener Spinnstube
oder Spinnstubenöhm.

Vornamen-Neckreime aus Elberfeld. Diese Reime, welche als eine eigene Gruppe der Kinderlieder aufgefaßt werden können, sind in dieser Zeitschrift öfters berührt worden. Hier soll eine kleine Sammlung derselben aus Elberfeld geboten werden.

1. Pia, Pia, Pupp
Het sonnen langen Stupp,
Het son kott Hömden an,
Reïst domet no de Iserbahn.
Pia, Pia Pupp
Het sonnen langen Stupp.

2. Fritzken, Fritzken, Friederich,
Nimm den Schwamm und wasche dich;
Nimm den Kamm und kämme dich:
Ei, du bist so schmudelich!

3. Edewatschen,
Appeltatschen:
Sett deck op dat Hottepatschen!

4. Hermann, schlag Lärm an;
Lot piepen, lot trummen:
De Kaiser well kummen
Met Hāmer on Stangen
On Hermann ophangen.

In zahlreichen Lesarten bei Firmenich. Man vgl. M. Bruinier, Das deutsche Volkslied, S. 96.

5. Henderick, wat mackst du do?
Vader, eck studier.
Henderick, dat kannst du nit.
Vader, eck probier!

6. Ännschen, Susännschen,
Wat hesse em Kännschen?
Ruaden Wien on witten Wien,
Moen sall de Hochtid sin.

7. Hans, wän de kanns
   On nitt, wänn de woss.
8. Waller
   Boxenknaller. O. Schell.

Rheinische Lesearten zu der Redensart „Oben hui, unten pfui!", mit der putzsüchtige Frauen verspottet werden.

boaven ich, on onge fich (Kemp. Erk. Heinsb. Aach. Dür.)
bove ich, onge pich (Rheindahlen).
ove lich[1]) onge fich (Dür. Schleid.).
oave moi, onge pfoi (Heinsb.-Kirchhoven).
owe hei on enen fei (Prüm.-Büdesh.).
oven fiks, onen niks[2]) (rip. und berg.).
oven schik, onge niks (Sieg.-Mülldorf).
owen pik un inen fik (Coch.-Lutzerath).
drop fink, droneg stink (Ahrw.-Bodend.).
ove tuti, onge vuti (Geilk.)
ove prutes, onge tutes (Dür.-Frauwüllesh.).
oawen fein, ene wi e schwein (Saar-Portz).[3])
ove fing, onge gring (Dransd.).
owen en fau un inen en Sau (Koch.-Lutzerath, Bonn-Beuel).
ove huch en onde schuch (Eup.-Hergenrath).
uwen juch, enen dreek (Merz.-Brotd.).
oven wek on önen drek (Malm.-Burg Reuland).
boven bonk on onge stront (nfr.)
oawe blenke se un van onge stenke se (Giesenk.).
owe beglise, one beschise (Siegerld.).
ove gestroche on une zerrose (Malm.-Ouren).
viar (vorn) vares on hene besches (Zell-Senheim).
vore honse loke, hine is de grind (Simmern).
va bute en herenhus, va böne en Schithus (Heinsb.).
uewen en spetsenkranz, enen et läp net ganz (Saar).
kledche han se möt volange, dronge han se habele (tsabele, kamele, klöngele) hange (rip.)
ove do es et wie e pöpche frisert, ongen do es et met kohdres beschmert (Hüchelh.).
owen de stros un inen de fusel (Eif.).
oven de federn am hot, ongen de klüngele on franzen heruthangen (Ohligs).

---

[1]) nich (Dür.-Holzh., Jül.-Boslar, Mettm.-Haan). rich (Kemp.-St.Peter Dür.-Nideggen, Schleid.-Holzh.). dich (Aach.-Eschw.). wich (Jül.-Rödingen). mich (Erk.-Richelr.). jich (Merz.-Saarbg.). hich (Ottw.-Humes, Saarbg.-Cahren).

[2]) jiks (Merz.-Bergen) weks-neks (Duisb.)

[3]) Außen Schein, innen Schwein (Cobl.)

oben bombelcher, unen knitelcher (Hunsr.).
Gasseglänzer — Hausschlumpe (Goar).
En schen Schossel, awer neist dren (Mehring).
Gelwe Schuh un neist dozu (Goar).
Selver hah on et hus bah (Bonn).

Andere Redensarten desselben Inhalts (ohne Vollständigkeit):

Di dekt de drek met Wiksen (Nahe).
Dat botst sich on et het noch ke Streih fir de leis ze bebrene (Saar).
Däht se sich doch Streh kafe fir de leis ze verbrene, anstat de hor se brene.
Uwe honse seire (seidene) mentel an une siwe maler leis dran (Hunsr.).
Alle hochmuts han se un es hemd voll wanse (Saarbr.).
De finger met ring getsert, dat brot met berekraut geschmert.
Nowel geht de welt ze grun un wan de bedelsak an der Wond verzweifelt (Saar).
Di Alt kumt doher wi en pau un ir kiner mache dehem klimtsig am disch vor henger un frese de fenschderkitt (Saar).
De dörf mer ever net möt de kierts (Kerze) belöhte.
Sei hat der boem (Boden) van et schaf op der rök (Aach.-Richterich).
De hängk sich de letste brutpenek an de arsch (Ahr).
Si hät sech angedoh wi e schlittepäerd (Hüchelh.).
Di lost sich och noch de orsch blo mole (Mosel). Jos. Müller.

Die Distel und ihre Bewertung in rheinischen Bauernregeln.

Daß die Distel besonders die Fettbildung der Milch fördert und so reichen Butterertrag sichert, drücken die von mir in dieser Zeitschrift **12**, 101 veröffentlichten Regeln aus. Einige Lesearten dieser Sprüche möge das dort gegebene Bild zunächst erweitern:

Et is kä Dischtel so klän, se gift e Leffel Rähm (Saar).
En Destel wie en Hand get en Leffel voll Schmand (Westerw.).
Et es kän Dischdel op dem Feldchen, se get hir en Leffel voll Schmändchen (Saar).
Ehn Destelebömke ehn Läpelke Röhmke (Kemp).
Drei Destelböhm get en Leffel voll Röhm (Daun).
Jedes Destelblömke göt e Schöpke Röhmke (Neuß).
Jed Desteldöllche (-dellche) get e Botterknöllche (-knellche) (Mosel).
An jedem Desteldöenche hängk e Botterköenche (verbr.)
Siwwen Desteldöricher get siwwe Botterköricher (Daun).
Mat er Döstel am Strih as en Koh am Wanter esu fruh, wi en Bauer mat em Gref (gebratenes Speckstück) op der Gromper (Kartoffel) (Eifel).

Aber auch in anderer Beziehung kündet sie dem Bauer Gutes:

Wenn großblumig wir viel Dischdele erblicken, will Gott gar guten Herbscht uns schicken (Saar-Landweiler).
Steht de Destel got em Feld, brängk de Froch ne Sack voll Geld (Frechen).

Wan de Destele bliden (blühen), da get et kene Rän (Regen) (Eifel).

Wenn Deschdele wachse off der Mescht, laßt de Bauer wie et est (Züsch).

Dagegen:

Völ Distels, wennig Saot (nfr.).

Destele em Heu es got vör Streu (Lank).

Wo Desseln gut sind, ös et Gras schlech (Königshardt).

Wo Diestele wase, do stech de Düvel (Birk).

Wo Destele wase, do es noch lang net de schletste Grongk (Sieg).

Be eng Destel sönt sihr hondert (Aachen).

Wenn enen an de Ploch fihrt, wen gefror as, kret vil Destel (Eifel).

De Distel daure siwwe Johr un noch e Dag (Nahe).

Sie lassen sich schlecht vertilgen; wenn es aber gelingt, eine Distel mit der Wurzel auszuziehen, findet man einen goldenen Ring dran (Heinsb.); sie sterben vor allem dann ab, wenn sie am Johannistage ausgestochen werden (Kemp.). Aber immerhin bleibt es wahr:

Wann der Bur de Destele net stich, steiche de Destele de Bur (rip.).

So vereinigt sich Gutes und Böses bei diesem Geschenke der Natur.

Jos. Müller.

Die Valentinskapelle zu Guidesweiler. St. Valentin, der Patron der Liebenden, wird besonders in England, aber auch in Belgien und dem nördlichen Frankreich verehrt. An dem Veltentage, dem 14. Februar, wo nach dem Volksglauben die Vögel ihre Genossen wählen, knüpfen sich dort mancherlei Sitten (Sartori, Sitte u. Br. 3, 88). M. W. ist aus dem Rheinland bis jetzt noch keine Beziehung zu dieser Bewertung des St. Valentin aufgewiesen, obwohl die Nähe Belgiens und die enge Beziehung romanischer Sitte zur rheinischen in manchen Punkten diese vermuten ließe. Nur einen Brauch, der mit der Valentinskapelle bei Guidesweiler im Kreise St. Wendel in Verbindung steht, stellt diese Beziehung her. Diese Kapelle soll nach der Volkssage vom hl. Valentin selber gegründet sein. Zwanzig Schritte von der Kapelle sprudelt eine Quelle aus einer Bergwand; über ihr wölbt sich eine Überdachung. Vor dem Brunnen befindet sich ein Stein, der Wunderkraft haben soll. Tritt nämlich ein heiratsfähiges Mädchen, das in der Kapelle seine Andacht verrichtet hat, beim Wasserschöpfen auf diesen Stein, so kriegt es bestimmt einen Mann. Natürlich wird dies aus Mutwillen geübt; vielleicht aber lebt doch noch der geheime Glauben an die Wunderkraft des Steines in mancher Mädchenseele. — Es scheinen sich bei diesem Brauch mehrere Elemente aus verschiedenen Kreisen verbunden zu haben. Die Beziehung hl. Quellen zur Liebe und zur Mutterschaft ist auch sonst bekannt; ebenso kennen wir andere Wundersteine; es bedurfte also nicht der Nähe einer Valentinskapelle, um diese Quelle in Verbindung zur Liebe zu stellen. Aber vielleicht hat gerade die Valentinlegende den Charakter dieser Stätte gestützt. Jos. Müller.

Ostereier. Die alte Sitte, zu Ostern Eier zu färben und Kinder und Dienstboten reichlich damit zu beschenken, nimmt, wahrscheinlich aus

volkswirtschaftlichen Gründen, auf dem Maifeld immer mehr ab. Das Spielen mit den Ostereiern, namentlich das Kippen, wobei einzelne junge Burschen ihre Eier verspielten, dagegen andere Burschen eine Menge Eier zusammengewannen, ist in den letzten Jahren fast selten geworden. Das beliebte Eierheischen ist dagegen noch ziemlich häufig in Gebrauch. Die angehenden Vaterlandsverteidiger gehen am Abend des Aushebungstages von Haus zu Haus. Einer trägt einen Korb am Arm und sammelt die Eier, die dann nachher in einer Wirtschaft gebacken und verzehrt werden. Am Gründonnerstag und Karfreitag werden in den katholischen Kirchen bekanntlich die Glocken nicht geläutet. Sie sind an diesen Tagen „nach Rom gereist". Als Ersatz für das Glockengeläute wird von den Schuljungen, die alle Straßen und Gassen des Dorfes durchziehen, ein hölzernes Spektakel mit den sogenannten Kläppern gemacht. Am Karsamstag zieht die ganze Schar der Schuljungen von Haus zu Haus zum „Eier aufheben". Nachher findet die Verteilung statt, wobei die obere Klasse selbstredend den Löwenanteil davonträgt. In der österlichen Zeit will der Herr Pastor auch nicht leer ausgehen. In der Pfarrei Welling herrscht noch der alte Gebrauch, daß zwei Personen, die einen großen Waschkorb zwischen sich tragen, im Auftrag des Pfarrers von Haus zu Haus gehen und Eier sammeln. Es wird erwartet, daß für jede erwachsene Person, die zur österlichen Beichte gehen muß, ein Ei oder der Wert in Nickelmünze gespendet wird. Bis vor einigen Jahren wurden noch zwei Eier für jede Person beansprucht.

Johann Heuft in Trimbs bei Polch.

Aberglaube über Mitesser. Allgemein bekannt sind ja die „Mitesser" (Acne Comedones), die in der Verstopfung der Poren oder der Talgdrüsen ihre Ursache haben. Sie werden vom Volke für Hautwürmer gehalten, die man herausdrücken kann. Die Annahme, es seien Würmer, wird damit begründet, daß an der Oberseite des Talgbalges sich Staub und Schmutz in dunkler Masse angesetzt haben, die den Eindruck des Kopfes hervorrufen. Sie werden bekanntlich häufig mittels eines Uhrschlüssels herausgedrückt. Ihre Entstehung wird zurückgeführt auf verdorbene Säfte oder auch auf geheime Sünden.

Eine ganze Reihe von abergläubischen Ansichten hat sich an diese sogenannten „Mitesser" geknüpft. Sie werden — und das vielleicht nicht allein aus abergläubischer Ansicht — mit Seifenwaschungen behandelt.[1])

Eine andere abergläubische Ansicht über die „Mitesser" fand ich in einem gewiß seltenen Werke, einem sogenannten „Frauenzimmerlexikon".[2])

---

[1]) Vergl. O. v. Hovorko und A. Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin, Stuttgart 1909, II S. 766.

[2]) Es entstammt der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, wahrscheinlich 1715. (Eine genauere Angabe ist mir augenblicklich nicht möglich, weil das Titelblatt des Buches fehlt, wahrscheinlich handelt es sich um das „Frauenzimmerlexikon" von Amaranthes, erschienen 1715, 2. Aufl. 1773.)

In der Auslassung dieses Werkes sind die „Tierchen", die man in den Mitessern sieht — schon der jetzt noch gebräuchliche Name „Mitesser" weist ja auf lebende Wesen hin — genauer beschrieben. Es ist auch ein Heilmittel gegen sie angegeben. Es heißt dort wörtlich:

„Mitesser oder Zehrwürme, Denen Medicis Comesdones, Crinones oder Dracunculi genannt, sind kleine Würmlein, welche aschenfarbig oder schwärtzlich sind, am Kopfe zwey Fasen als wie Hörner, grosse runde Augen, einen länglichten und am Ende zottigen Schwantz haben, und in der Haut der jungen Kinder nicht anders, als kleine schwartze Härlein stecken, und wovon die kleinen Kinder schwinden und abzunehmen pflegen, sie werden insgemein durch ein Bad, und mit einer Salbe von Honig und Weitzen-Mehl geschmieret, aus der Haut gelöcket und von der Haut hernach abgeschabet oder mit einer gerösteten Brot-Rinde abgerieben."

Eigenartig ist es, feststellen zu können, daß dieser alte Aberglaube, der sich an die Waschungen knüpft und an die Heilvorschrift des alten „Frauenzimmerlexikons", noch heute lebendig ist, wie aus einer Schöffengerichtsverhandlung in Detmold hervorgeht.[3])

Unter der Anklage des Betruges hatte sich nämlich der 56jährige K. H. in Detmold zu verantworten. Er stellte eine Salbe her, die er in Laufzetteln als Mittel gegen Schwindsucht, Lungenleiden und als Heilmittel für schwache Personen und Kinder anpries. Das Mittel setzte sich zusammen aus Honig und Weizenmehl, das bei der Anwendung mit „Dröppelbier" verdünnt und dann auf den Rücken gerieben wurde. Sodann wurde die Mischung wieder vom Körper rasiert, und die Krankheit sollte dadurch in ihrer Wurzel vernichtet werden. Der Angeklagte erklärte, daß dieses von ihm erfundene Mittel geeignet sei, die Schwindsucht und Schwachheit zu bekämpfen. Durch die Salbe würden die sogenannten Dörrwürmer, die sich in der Nase, in den Backen und hauptsächlich in der Rückenhaut aufhielten, veranlaßt, ihren Kopf aus der Haut zu stecken; dann nähme man ein Rasiermesser und schnitte den Würmern die Köpfe ab. Es sei noch erwähnt, daß er Zeugen namhaft machte, die in der von ihm angegebenen Weise behandelt und dadurch gesund geworden seien.

Er wurde zu zwei Wochen Gefängnis wegen Betrugs verurteilt, der besonders darin gefunden wurde, daß er das Mittel für den hohen Preis von 6.— Mark verkaufte.

Wenn nicht das Gericht schon die betrügerische Absicht des Angeklagten auf diesem Wege festgestellt hätte, so ginge sie jedenfalls auch aus seiner Angabe hervor, das Mittel selber erfunden zu haben; denn wie aus dem oben angeführten, etwa 200 Jahre alten Werke hervorgeht, hat man damals schon genau dasselbe Heilmittel (Honig und Weizenmehl) angewandt. Das, was der Angeklagte seinen gläubigen Heilsuchenden als Heilmittel angab, war nichts weiter als ein altes Volksmittel, und die Grundlage, auf die er seine Handlungsweise aufbaute, nichts anderes als der Aberglaube des Volkes.

K. Wehrhan.

[3]) Vergl. Lippische Landesztg., Detmold, Nr. 110, vom 11. 5. 16.

Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1916.

Allgemein. Beiträge zur Geschichte der reform. Gemeinde zu Elberfeld. Von O. Schell. Monatsschr. des Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 65 ff. (viele Beiträge zur Volkskunde).

Alfredibrunnen, Der Essener, vom Volk Salfrings- oder Saffrons-Püttken genannt. Von Th. Imme. Essener General-Anzeiger. 28. Juli 1916.

Arzneibuch, Aus einem niederrheinischen, des 15. Jahrh. Von Robert Gragger. Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, Berlin, 26. Jahrg. (1916), S. 194 ff.

Bastlösereime (Nordhorn, Kr. Grafschaft Bentheim). Von Elisabeth Redesey. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 302.

Bäume und Früchte im deutschen Volksglauben. Von Karl Witte, Berlin. Rhein.-Westf. Zeitung vom 24. Juni 1916, 2. Ausg.

Brautfahrt (Hunsrück). Von Nanny Lambrecht. „Die Rheinlande" von d'Ester, S. 326 ff.

Brot- und Kuchennamen, Westfälische. Von Herm. Rathert †, XXX. Jahresber. d. Hist. Ver. f. d. Gr. Ravensberg 1916, S. 1—56. (Münstersche Diss.). Angezeigt von E. Schoneweg in den Ravensberger Blättern 1916, S. 47.

Carneval, Der, in Cöln. Von V. Grunau. „Die Rheinlande" von d'Ester, S. 195 ff.

Dauenhiättken, en, („Totenherzchen" im Märkischen Sauerlande). Von A. Peddinghaus, Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 183 f.

Dialekt. Die plattdeutsche Dichtung im Bergischen. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 177 ff.

— „Der Krieg an Rußland". Von Josef Müller. „Die Rheinlande" von d'Ester, S. 360 ff.

— Etymologische Bemerkungen zu Dialektwörtern des Vestes Recklinghausen. Mit besonderer Berücksichtigung volkskundlicher Anschauungen. Von Dr. Rohr. Zeitschr. d. Ver. für Orts- u. Heimatkunde im Veste und Kreise Recklinghausen. Jahrg. 1915/16, S. 119 ff.

— Die vestische Mundart. Von E. Bussmann. Gladbecker Blätter f. Orts- u. Heimatskunde. Monatsbeilage der Gladbecker Zeitung, 5. Jahrg. 1916, S. 19 ff.

Erbsenbär, Der, am Niederrhein. Ein Beitrag zur Geschichte der Fastnacht. Von O. Schell. Düsseldorfer General-Anzeiger 1916, Nr. 118.

Fastnachtsspiele, Frühere, im Bergischen. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 17 f.

1. die Fastnachtsgilden, 2. die „Täggelabende"; Volksgebräuche im Tecklenburger Lande. Von Wilh. Westenhold. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 193 ff. (Nr. 11; 1. März 1916.)

Faschlaombsleitken, 'n aolt. Von Irene Norpoth. Gladbecker Blätter für Orts- und Heimatkunde, 5. Jahrg. 1916, S. 32.

Findelkinder, Namengebung bei. Von O. Schell. Monatsschr. des Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 159 f.

Gezelin, St., bei Schlebusch, Die Waldkapelle. Von Justizrat Braun in Aachen. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 192 ff.

Gilbertfeier, Die, in Brauck. Von Dr. L. Bette. Gladbecker Blätter für Orts- und Heimatkunde, 5. Jahrg. 1916, S. 31 f.

Glockenstimmen, Altvestische. Von L. Huthmacher. Gladbecker Blätter für Orts- und Heimatkunde, 5. Jahrg., 1916, S. 95 f., 111 f.

Grielächer, Der. Von Laurenz Kiesgen. „Die Rheinlande" von d'Ester, S. 191 f.

Hagelfeier, Die, im Bergischen. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 120.

Haus, Allerlei vom Bergischen. Von O. Schell. „Die Rheinlande" von d'Ester, S. 308 ff.

Haus, Solingens ältestes. Von A. Weyersberg. Monatsschr. des Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 58 f.

Hausgarten, Der. Von W. Fleitmann. Gladbecker Blätter für Orts- und Heimatkunde, 5. Jahrg. 1916, S. 29 ff., 36 ff.

Heimatpflege während des Krieges. „Siegerland", 3. Bd. 3. Heft, S. 105 ff.

Heimatkunde, Städtische Bibliothek für, in Bielefeld. Von Prof. Dr. W. Engels, 30. Jahresb. des Histor. Ver. f. die Grafsch. Ravensberg, S. IX—XVI. (Rechenschaft über bisherige Leistungen und zukünftige Aufgaben der Bibliothek).

Heimatbund, Freiherr von Kerkerinck zur Borg, über den Westfälischen (bei der 1. Tagung des Bundes). Ravensberger Blätter 1916, S. 34.

Heimatklänge. Von Dr. Heinr. Schierbaum. 2. Heft. Heimatpflege und Heimatschutz. Münster i.W., Coppenrath 1916. Einzelpr. 0,30 ℳ (behandelt auch Volksdichtung, Volksspiel, Volkstum).

— Von H. Tümpel (bespricht Schierbaums Schrift und teilt auch Proben mit). Ravensberger Blätter 1916, S. 31.

Herbstfäden-Mariengarn. Von Rich. Senff. Sauerl. Gebirgsbote. 23. Jahrg., S. 135 f.

Humor, Westerwälder. Von R. Büchting. „Die Rheinlande" von d'Ester, S. 335 ff.

Hunsrück betr., Zur Erkenntnis der Vorzeit. „Siegerland" 3. Bd., 3. Heft, S 111.

Johannistag in Elberfeld, Brauch am. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 120.

Inschriften an Haus nnd Gerät.

Schüsselinschrift. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 180.

Schüsselinschriften. Von Pastor Schneider. Monatsschr. des Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 213 f.

(Inschriften an Haus und Gerät.)

Hausinschriften aus Solingen und seiner Umgebung. Von A. Weyersberg. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 215 f.

Hausinschrift in Sonnborn. Von Rud. Kost. Monatsschr. des Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 200.

Bergische Hausinschriften. Von O. Schell. Monatsschr. des Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 148 ff.

Inschrift eines alten Tabakskastens. Von Fr. Fütterer. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 100.

Inschriften auf Schüsseln, Möbeln usw. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 19.

Kalender. Ein Schreibkalender Wolfgang Wilhelms. Von O. Hollweg. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 151 (wichtig für die Volkskunde).

Knochenmühle, Die, von Elsenborn. Von Fritz Mielke. Kölnische Zeitung vom 3. August 1916, Mittags-Ausgabe (Nr. 789), 9. August 1916, zweite Morgen-Ausgabe (Nr. 802).

Krieg von 1914—17, Das Kirchspiel Werther und der. (Bespricht das gleichnamige Monatsblatt). Von Paul Kienecker P. Ravensberger Blätter 1916, S. 47.

Kriegssprache. Von Richard Dopheide. Ravensberger Blätter 1916, S. 22.

Kriegsanleihe, 5., in Bielefeld, Schülerwerbetätigkeit für die. Von H. Tümpel. (Erzählt Schülererlebnisse, z. T. plattdeutsch.) Ravensberger Blätter 1916, S. 45.

Kuckuck, Wenn der, ruft. Von Franz Pflüger. Rhein.-Westf. Zeitung vom 27. Mai 1916. 2. Ausgabe.

— Der, im Volksmunde des Sollinger Waldes. Von Heinr. Sohnrey. Niedersachsen, 21. Jahrg., Nr. 18, S. 231 f.

Matthiasbräuche, Die, in der Sollinger Waldgegend. Von Heinr. Sohnrey. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 171 ff.

Nachbarschaften in Schwerte (Ruhr). Von Prof. G. Schumacher. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 302.

Nachbarschichte in Schwerte (Ruhr). Von A. Peddinghaus. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 233.

Namenkunde.

Der Name des Stifters der Abtei Essen, der Name Altfried, woraus später Alfried, Alfred. Von Th. Imme. Essener General-Anzeiger vom 5. April 1916.

Der Name Bielefeld. Von Direktor Dr. Wilhelm Schoof, Hersfeld. Ravensberger Blätter 1916, S. 20.

Der Name Sparrenberg. Von Direktor Dr. Schoof, Hersfeld. Ravensberger Blätter 1916, S. 27,

Die Namen Bielefeld und Sparenberg. Von H. Tümpel. (Gegen Schoof's Deutungen). Ravensberger Blätter 1916, S. 37.

(Namenkunde.)

Der kulturgeschichtliche Hintergrund in der Bedeutungsentwickelung des Wortes „gemein". Von Th. Imme. Nachrichten des Vereins der Krupp'schen Beamten zu Essen, 3. Jahrg. 1916 Nr. 1/2.

Anfrage, das Wort Uchte betreffend. Von Prof. Johannes Seiler. Ravensberger Blätter 1916, S. 7.

Uchte. Von H. Tümpel. (Ableitung des Wortes, früherer und heutiger Gebrauch, Verbreitung). Ravensberger Blätter 1916, S. 30.

Nekrolog für den Dialektdichter Fritz Storck. Monatsschr. d. Berg Gesch.-Ver. 1916, S. 1. Von O. Schell.

— für O. Hausmann, Dialektdichter. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 62.

Neujahr- und Dreikönigstag im alten Essen. Von Th. Imme. Essener General-Anzeiger vom 4. Januar 1917.

Ölmühle, Eine Bergische. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 96 f.

Osterfeuer. Von Th. Imme. Essener Gen.-Anz. vom 23. April 1916.

Ostereier, Aus der Geschichte der. Von J. M. Rhein.-Westf. Zeitung. 2. Bl. z. Karfreitags-Ausgabe vom 21. April 1916.

Ostersitte. Eierwerfen (Kr. Tecklenburg). Von H. Büscher. Niedersachsen, 21. Jahrg.. S. 234.

Pfingstbräuche, Die, und ihre Bedeutung. Von Th. Imme. Essener General-Anzeiger vom 11. Juni 1916.

Pfingsten als Fest altdeutscher Kampfesfreude. Von Friedr. Spreen. Rheinisch-Westf. Zeitung vom 11. Juni 1916.

Polterabendverse, Ältere. Von Prof Dr. Joh. Wortmann. Ravensberger Blätter 1916, S. 45.

Rebe und Wein in Kulturgeschichte und Aberglaube. Von Edmund Gallus. Rhein.-Westf. Zeitung vom 7. Oktober 1916. 2. Ausgabe.

Sagen aus dem Flußgebiet der Hönne. Von Friedr. Glunz. Sauerländ. Gebirgsbote, 24. Jahrg. 1916, S. 136.

Sagenborn, Aus dem, des Kreises. Von Fleitmann und Feldmann. Gladbecker Blätter für Orts- und Heimatskunde 5 1916, S. 7 f. (Der Graf von Dahl). S. 40 f. (Der Ritter von Darl). S. 96 (Der „grote Jann").

Schleifkotten, Alte, und Klopfhämmer im früheren Amte Beyenburg. Von Prof. Dr. Schmertopf von Riesenthal. Zeitschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 49, S. 95 ff.

Seelenleben des Soldaten, Beobachten über das. Von E. Schoneweg. Die Ravensberger im Felde. (Wiedergabe eines Vortrages in der Versammlung des Histor. Vereins für die Grafschaft Ravensberg.) Ravensberger Blätter 1916, S. 46.

Schimpfnamen, Alte. Von L. Bette. Gladbecker Blätter für Orts- und Heimatkunde 5 1916, S. 110 f.

Schnurren und Volkserzählungen. Eine nächtliche Szene auf dem Bielefelder Altmarkt im März 1848. Ravensberger Blätter 1916, S. 2—4.

Schuhe putzen (Westfalen). Von A. P. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 183.

Schützenbruderschaft, Die St. Sebastian-, im alten Wiedenbrück. Von J. Brill jun. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 284.

Schützenfest, Rheinisches. Von Carl Schurz. „Die Rheinlande" von d'Ester, S. 241 ff.

Sicherheitsdienst, Straßenbeleuchtung und Feuerlöschwesen. Bilder aus dem alten Essen. Von Th. Imme. Nachrichten des Vereins der Krupp'schen Beamten., 31. August 1916.

Strohdach, Vom feuerfesten. Von Willi Münker. „Siegerland", 3. Bd., 2. Heft, S. 86 f.

Steinbau, Alter, bei Oben-Ketzberg (Gräfrath). Von A. Weyersberg und O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916. S. 214 f.

Steinbildwerke, Drei, in Enger. Von Fr. Langewiesche. (Deutet einen Kopf als Schreinwahrzeichen.) Ravensb. Blätter 1916, S. 35.

Straßenpolizei und Straßenleben. Bilder aus dem alten Essen. Von Th. Imme. Nachrichten des Vereins der Krupp'schen Beamten, 3. Jahrg., 26. Juni 1916.

Testamentsaufnahme aus dem Jahre 1873. Was vor 250 Jahren ein Mendener Durchschnittsbürger seinen Erben hinterließ. Sauerländischer Gebirgsbote, 24. Jahrg. 1916, S. 137.

„Tierjagen" und „Ausspielen". Von Josef Teitscheid. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 121.

Volkslieder und Soldatenlieder.

Zwei Volkslieder aus dem Befreiungskrieg. „Siegerland", 3. Bd., 2. Heft, S. 70.

Ein Volkslied aus dem Befreiungskrieg. Von O. Schell. Monatsschr. d. Berg. Gesch.-Ver. 1916, S. 14 ff.

Alte Kriegs- und Soldatenlieder aus dem westfälischen Industriebezirk. Von Heinr. Gathmann. Sauerländischer Gebirgsbote, 24. Jahrg. 1916, S. 98 ff.

Noch mal Soldatenlieder. Von Flören. Niedersachsen, 22. Jahrg., S. 94.

Das deutsche Soldatenlied im Felde. Gen.-Anz. für Elberfeld-Barmen 1916, Nr. 545.

Volksbräuche im Tecklenburger Lande. Von Wilhelm Westerhold. 1. Die Fastnachtsgilden. 2. Die Täggelabende. Niedersachsen, 21. Jahrg., S. 173 ff.

Volkskunde, Eine, von Bur und Umgegend. Von A. Ostheide. Zeitschr. d. Ver. f. Orts- und Heimatskunde im Veste und Kreise Recklinghausen. Jahrgang 1915/16, S. 147 ff.

Weihnachtsbräuche, Altessener. Von Th. Imme. Essener Gen.-Anz. vom 27. Dezember 1916.

— Von Privatdozent Dr. E. Fehrle. Rhein.-Westf. Zeitung vom 16. Dezember 1916, 2. Ausg.

Weltkrieg und Aberglaube. Von Alfred Bratt. Rhein.-Westf. Zeitung vom 15. Februar 1916, 2. Ausg.

Werther, Das Kirchspiel, und der Krieg von 1914. Monatsblatt. Von P. Kienecker. (Handelt vom Leben und Sterben derer, die aus dem Kirchspiel Werther gefallen sind.) Besprochen von H. Tümpel. Ravensberger Blätter 1916, S. 37.

Wörterbuch, Rheinisches, Fortschritte des. Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften, S. 82—96. Bericht von Prof. Dr. Josef Müller.

Zilches Leps. Von Heinzerling. „Siegerland", 3. Bd. 2. Heft, S. 88.

Berichte und Bücherschau.

Walter Diener, W. O. von Horn (Wilhelm Oertel) als Heimat- und Volksschriftsteller. Straßburger Dissertation. Bonn, 1916. 108 S.

Die Doktorarbeit unseres Mitarbeiters stellt sich die Aufgabe, „den Einfluß zu erkennen, den die heimatliche Kultur und das Hunsrücker Volkstum auf Horns Schriften ausgeübt haben, und zu untersuchen, wie weit diese Faktoren auf die Darstellung des Verfassers von Wirkung gewesen sind". Diese Absicht wird durch fleißige und sorgfältige Zusammenstellung vieler Einzelheiten erreicht, wenn auch natürlich nicht alles zur Sprache kommt, was sich an volkskundlichem Gute in Horns Schriften findet. Am ergiebigsten ist der dritte Abschnitt „Die volkstümlichen Elemente in Horns Erzählungen", in dem allerlei Volksbrauch (Mailehen, Bachtanz von Langenselbold, Werbung, Verlobung und Heirat, Kirmes usw.) in reicherem Umfange zur Sprache kommt. In den Dorfgeschichten treten die volkstümlichen Elemente stärker hervor als in den Chronikerzählungen. In der „Spinnstube" dient alles mehr den Zwecken moralischer Belehrung. Sartori.

Osterfeuer, angezündet von Heinrich Sohnrey. Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. Berlin 1917. 98 S.

Dem Volksfreunde H. Sohnrey ist es Herzenssache, daß der Krieg nicht auch die alten Volksbräuche mit Untergang und Vernichtung bedrohe. Er hat sich mit einer großen Anzahl Gleichgesinnter vereinigt, um die Osterfreude und ihren Höhepunkt, das Osterfeuer, in Versen und Prosa, in Erzählung und Schilderung nach Sinn, Bedeutung und Wert mit Liebe und Verständnis darzustellen und zu würdigen. Keinem wissenschaftlichen, sondern einem praktischen Zwecke will das Büchlein dienen. Möge dieser „Ostergruß für Heimat und Heer" überall offene Ohren und Herzen finden und namentlich auch unsere Krieger draußen mit frohen Erinnerungen erfreuen und in ihnen die Liebe zum alten Heimatbrauch erhalten und stärken. Sartori.

Die Rheinlande. Ein Heimatbuch. Herausgegeben von Dr. Karl d'Ester. Mit Buchschmuck von Karl Bärenfänger. Verlag von Friedr. Brandstetter in Leipzig. 364 S. Originalbd. 4 Mark.

Das Buch enthält außer bekannten Beiträgen zur Heimatkunde (Sagen, Dialektproben u. dergl.) auch neuere wertvolle bezügliche Mit-

teilungen, z. B.: Der Grielächer von L. Kiesgen. Allerlei vom Bergischen Haus von O. Schell. Der Kreg on Rußland von Josef Müller. Westerwälder Humor von R. Büchting. Brautfahrt (Hunsrück) von Nanny Lambrecht. Rheinisches Schützenfest von Carl Schurz. Der Karneval in Köln von J. V. Grunau, usw. Es ist ein anregendes Buch, das in den Familien gern gelesen werden wird, ein Heimatbuch im besten Sinne des Worts. -e-.

Ein neues Kriegsheft ihrer Vereinszeitschrift „Mitteilungen aus dem Quickborn" gibt die Vereinigung Quickborn in Hamburg heraus. Es bringt einen mit drei Bildnissen geschmückten Aufsatz über den mit dem Kreuzer „Wiesbaden" am Skagerrak untergegangenen niederdeutschen Dichter Gorch Fock aus der Feder seines im Felde stehenden Freundes Hinrich Wriede, ferner Briefe Gorch Focks an Emil Sandt und Fritz Lau und eine Skizze seines Berufsgenossen John Hepworth. Den ebenfalls fürs Vaterland gefallenen plattdeutschen Lyriker August Seemann würdigt sein mecklenburgischer Landsmann H. K. A. Krüger. Aus dem Felde sind für das Kriegsheft wiederum wertvolle Beiträge zur plattdeutschen Sprache im deutschen Heer und fesselnde „Kriegsbriefe" eingetroffen. D. Steilen, Vegesack, setzt seine Besprechung plattdeutscher Kriegsdichtung fort. Die „Rundschau", die sich ebenfalls zahlreicher Mitarbeit aus dem Felde erfreut, bringt Bemerkungen zur niederdeutschen Literaturgeschichte, Beiträge zu Sammlungen plattdeutscher Hausnamen und Inschriften, Signaldeutungen, Mitteilungen über volkstümliche Spiele im Felde usw. Die kurzen Nachrichten über die Lage der Vlamen werden gleichfalls fortgesetzt. Der Rundschau folgen Bücherbesprechungen, eine Niederdeutsche Sprachecke und bibliographische Aufzeichnungen. Das überaus reichhaltige Heft, das an Mitglieder (Jahresbeitrag 4 Mark) der Vereinigung kostenfrei geliefert wird, ist durch den Buchhandel für 1 Mark zu beziehen.

Im Mai 1917.

Gedenket unsrer Glocken!

In den nächsten Monaten wird eine große Zahl von Kirchenglocken in Deutschland zu militärischen Zwecken beschlagnahmt werden. Und wenn dabei auch die durch Alter, Kunstwert und schönen Klang hervorragenden Glocken verschont bleiben sollen, so werden doch viele andre verschwinden, die vordem die Herzen vieler Geschlechter in festlich frohen und ernsten Stunden erbaut und gerührt haben. Darum tritt an alle Freunde des deutschen Volkstums die Mahnung heran, ihr Andenken festzuhalten und sowohl die Sprüche, mit denen sie geziert waren, als die mannigfachen Bräuche und Sagen, die sich in den einzelnen Ortschaften an sie knüpfen, sorgsam aufzuzeichnen.

In den meisten Bundesstaaten werden auf Anregung der betreffenden Kultusministerien die Generalkonservatoren, Provinzialkonservatoren und deren Vertrauensmänner vor der Zerstückelung der Glocken, die wohl

zumeist oben im Glockenstuhl geschehen wird, für die Abformung des Bildschmuckes und der Schriftzeichen durch Glockengießer und Former sorgen. Natürlich werden sie an so bemerkenswerten Inschriften wie dem alten, durch Schillers Gedicht berühmt gewordenen Vers

„Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango"

nicht vorübergehen; aber auch die jüngeren lateinischen und deutschen Spruchinschriften sind der Beachtung und Aufzeichnung im örtlichen wie im allgemeinen Interesse würdig. Hierbei mitzuwirken sind der Geistliche und der Lehrer des Ortes in erster Linie berufen. Sie sind auch besser als irgend jemand geeignet, eine Sammlung der Bräuche und Sagen vorzunehmen, da diese eine längere Befragung der Landleute und eine Vertrautheit mit ihren Anschauungen erfordert, die man bei einem Ortsfremden nicht voraussetzen darf. An diese Herren, ebenso aber auch an alle sonstigen Freunde der deutschen Volkskunde, ergeht daher unsre herzliche Bitte, durch Umfrage alsbald festzustellen:

1. welche Bräuche bei der Taufe der Glocken, der Aufhängung und Abnahme geübt werden,
2. ob eine besondere Läuteart (Beiern, Bimmeln, Kleppen) bei bestimmten Gelegenheiten, in der Weihnacht, Neujahrsnacht oder vor Allerseelen, üblich ist,
3. die im Volksmunde üblichen Namen einzelner Glocken, die Deutung ihrer Rufe und Gespräche,
4. den Glauben an ihren Schutz vor Unwetter, Krankheit und bösen Mächten oder an ihre vorbedeutende Kraft,
5. Sagen von Glocken, die in der Karwoche auf Reisen gehen; von geraubten und geretteten, versunkenen und aus dem Wasser oder der Erde emporsteigenden Glocken; von dem beim Glockenguß ermordeten Lehrbuben usw.

Was die rege Phantasie unseres Volkes im Nachsinnen über diese Wahrzeichen des christlichen Gottesdienstes seit Jahrhunderten hervorgebracht hat, und was bei der lebhaften Teilnahme, mit der vielerorten das Volk den Schicksalen seiner Kirchenglocken folgt, an bemerkenswerten neuen Sagen und Bräuchen auftaucht, wolle man nicht für leer und bedeutungslos halten, sondern als ein Zeugnis seines Geisteslebens aufschreiben und einem der Unterzeichneten oder der Königlichen Sammlung für deutsche Volkskunde (Berlin C., Klosterstraße 36) einsenden. Das Material wird im Einvernehmen mit dem außerhalb Preußens sammelnden Verband deutscher Vereine für Volkskunde bearbeitet werden.

Geheimrat Prof. Dr. Max Roediger, 1. Vorsitzender des Vereins für Volkskuude (Berlin W., Bayreuther Str. 43). — Prof. Dr. Johannes Bolte, 2. Vorsitzender des Vereins für Volkskunde (Berlin SO., Elisabethufer 37). — Geheimrat Prof. Dr. Th. Siebs, 1. Vorsitzender der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde (Breslau, Hohenzollernstr. 53). — Prof. P. Sartori, 1. Vorsitzender des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde (Dortmund, Ardeystr. 29).

Druck von A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

Zeitschrift

des Vereins für

rheinische und westfälische Volkskunde.

14. Jahrgang. 1917. 3. u. 4. Heft.

Eselsbrücke.

Von **Rudolf Meißner**, Bonn.

Die Schüler nennen hier am Rhein die unerlaubten Hilfsmittel, vor allem die Übersetzungen pons und bilden dazu ein Verbum ponzen. Daß mit pons der pons asini gemeint ist, unterliegt keinem Zweifel. In gleichem Sinne ist Eselsbrücke in Nord- und Mitteldeutschland weit verbreitet, mehr allerdings als Wendung der gebildeten Sprache, während die Schüler selbst andere Ausdrücke verwenden. In Österreich versteht man aber unter Eselsbrücke den Lehrsatz des Pythagoras und in gleicher Bedeutung gebraucht der Schwabe Justinus Kerner das Wort: Mein Bruder Carl mühte sich ab, mir Unterricht in der Mathematik zu geben; aber er konnte mich nicht weiter als zur sogenannten Eselsbrücke, dem pythagoreischen Lehrsatze bringen. Bilderbuch (1849) 285. Die zweite Bedeutung fehlt in M. Heynes deutschem Wörterbuch, ebenso bei H. Paul (2. Auflage). Sanders führt die Stelle aus Kerner an; ob er Eselsbrücke in diesem Sinne aus lebendigem Gebrauche kennt, geht aus dem Wörterbuch nicht hervor. Das Grimmsche Wörterbuch erklärt Eselsbrücke als inertiae adjumentum; „andere verstehen darunter eine Schwierigkeit, wovor unwissende stutzen, wie der Esel vor der Brücke." Das ist Adelungs Wörterbuch entnommen: „die Eselsbrücke, eine Schwierigkeit, welche Unwissende in Verlegenheit setzt", aber er fügt hinzu: „so wird der fünfte Satz im Euklides die Eselsbrücke der Geometrie genannt." Adelung hat die allgemeine Bedeutung lediglich zur Erklärung der anderen erschlossen, im wirklichen Gebrauch kam nur die zweite, besondere vor. Die uns geläufige Bedeutung (bequemes Hilfsmittel für Träge,

Dumme) scheint er nicht zu kennen, dagegen ist sie als die einzig gebräuchliche bei Campe verzeichnet. Der fünfte Lehrsatz des Euklides besagt, daß in einem gleichschenkligen Dreieck die beiden Winkel an der Basis und bei der Verlängerung der beiden gleichen Seiten die Winkel unter der Basis einander gleich sind. Die Bedeutung des Wortes ist also nach zwei Richtungen entwickelt, die sich zu widersprechen scheinen. Einmal bezeichnet die Eselsbrücke etwas, das der Dumme, Schwerfällige nicht überwindet, andrerseits etwas grade für diesen Dummen, Schwerfälligen berechnetes und geeignetes.

Da wir es hier mit einem Ausdruck der Schule zu tun haben, und zwar der gelehrten Schule, finden wir die Eselsbrücke bei andern europäischen Völkern wieder. Rahbek braucht æselsbro in dem Sinne von Hilfsmittel für träge Schüler, es ist in dem besondern Falle eine Übersetzung gemeint: ok gik han nu (der Lehrer), isteden for at blive i Cathedret, med Bogen i den ene Haand, og Spanskrøret i den anden, fra Mand til Mand, for des bedre at paasee, vi ikke skulle smutte over den oven omtalte Aeselsbro. Erindringer 1, 122 (1824). Auch nld. ezelsbrug wird so gebraucht. Murray verzeichnet asses bridge, pons asinorum als a humorous name now given to the fifth proposition of the first book of Euclids Elements. Sein ältester Beleg ist von 1780. Im französischen ist pont aux ânes eine Schwierigkeit, die leicht von jedermann überwunden wird, etwas für alle bequemes, daher schließlich etwas Banales, Selbstverständliches, une chose à la portée de tous. Littré gibt folgenden Beleg aus Voltaire: ce n'est guère qu'au cinquième acte que ces sentiments se déploient sur le pont aux ânes des imprécations, pont aux ânes que l'on passe toujours avec succès. Doch kennt man in Frankreich pont aux ânes auch in der Bedeutung Lehrsatz des Pythagoras (La grande Encyclopédie). Ganz abweichend: le pont aux asnes, la raison mal fondée d'un ignorant, un quia. Godefroy, Dictionaire historique 10, 335 (Quelle des 17. Jahrh.). Der Begriff der Schwierigkeit, vor der der Unerfahrene oder weniger Begabte stutzt, tritt auch im Gebrauch des spanischen puente de los asnos hervor: grave dificuldad

que se encuentra en una ciencia ú otra cosa y quita el ánimo para pasar adelante. Wörterbuch der spanischen Akademie. Madrid 1899.

Die Bedeutung „bequemes Hilfsmittel für Dumme, Träge" fehlt im Englischen, Französischen und Spanischen, sie ist nicht ursprünglich, man sieht aber, daß im Französischen sich eine ähnliche Umbildung vollzieht: das Schwierige, weil es eben nur für Dumme schwierig ist, wird zu etwas Leichtem, Bequemen.

In der Mathematik also wird ein Lehrsatz, der dem minder begabten Schüler die ersten, ernstlichen Schwierigkeiten bereitet, sei es nun Euclid I, 5 oder der Lehrsatz des Pythagoras pons asini genannt. In C. F. Haubers Chrestomathia geometrica (Tübingen 1820, S. 195) wird pons asini als Name für den fünften Lehrsatz des Euclid aus dem Euclides reformatus des Ang. de Marchetti angeführt, neben einem andern ebenso bezeichnenden Namen fuga miserorum. Die Namen werden aus den Schwierigkeiten erklärt, die der Beweis grade dieses Satzes den Anfängern machen soll.

Der Schulausdruck pons asini ist zweifellos aus einer Vorstellung der mittelalterlichen volkstümlichen Zoologie abzuleiten, die auf Plinius zurückgeht. Plinius behauptet, daß der Esel keine Brücke überschreitet, durch deren Belag er das Wasser sehen kann: nec pontes transeunt per raritatem eorum translucentibus fluviis. Nat. hist. 8, 68. Sô der esel über ain pruk schol gên, siht er dann in daz wazzer durch die pruk, er gêt nicht leiht hin über. Konrad von Megenberg, Buch der Natur 120, 33. Wo er über ein brugk gon sol, die luck und durchsichtig, also, dasz das wasser darunder hinfliessend gesehen werden mag, da ist müy, sol man jn darüber nötigen. Gesner, Tierbuch (1582) 41 b. Es ist nur eine vermeintliche Gefahr, die den Esel abschreckt, also ein Zeichen von Dummheit, daß der Esel nicht über eine solche Brücke geht; so erklärt sich leicht, wie pons asini zu der Bedeutung kommt, die in der Anwendung auf den fünften Lehrsatz des Euklid hervortritt: Schwierigkeit, nicht für den Einsichtigen, nur für den Dummen.

Es kommt im Mittelalter auch eine andere Auslegung

dieser Eigenschaft des Esels vor, als wenn eine wirkliche Gefahr vorläge und der Esel also weise Vorsicht zeige; (die erwähnte Eigenschaft wird erst bezeichnet, dann fährt der Text fort:) e plust a Dieu que noz layz e nos clerks e simplez gentz eüssent tiel regard al peril de lurz almes qe sanz nul afforcement saillent avant de passer le pont perillous de monter en baillie ou de estre en prelacie. Diese Leute ne donent regard al peril qe est desouz. Les contes de Nicole Bozon p. p. L. T. Smith et P. Meyer (Paris 1889) S. 152.

Im Jahre 1436 wurde in Lübeck von der Gesellschaft der Zirkelbrüder ein Fastnachtspiel de eselbrugge aufgeführt (Walther im Jahrb. des Vereins f. nd. Sprachforschung 6, 27; 27, 13). Moralisierende Stücke, deren Tendenz im Titel durch eine sprichwörtliche Wendung angedeutet ist, kommen in der Lübecker Liste öfters vor, vgl. z. B. der schanden hovet, den Titel des Stückes von 1443 (Jahrb. 6, 28; 27, 14). In diesen Kreis mag auch de eselbrugge gehören; in welchem Sinne aber die offenbar sehr bekannte Vorstellung von dem Esel, der die Brücke bestimmter Art nicht überschreitet, ausgeführt und ausgedeutet wurde, läßt sich nicht sagen.

In Zedlers Universallexikon (1741) wird pons asinorum als „die Kunst das Mittelglied zu finden" erklärt, was ohne nähere Erläuterung unverständlich erscheint. Diese Anwendung gehört in die Schulsprache der Logik und ist, wie ich glaube, die älteste. Das Grimmsche Wörterbuch beruft sich auf Ritters Gesch. d. Philosophie (8, 606), wo angegeben wird, daß des Buridanus Schrift super summulas unter dem Namen pons asini bekannt war. Leider gibt Ritter nicht an, wann und warum diese Schrift so genannt wurde. In Eislers Wörterbuch der philosophischen Begriffe (2. Aufl.) finden wir dagegen bestimmtere Angaben: „Eselsbrücke" (pons asinorum), Name einer Figur, welche logische Verhältnisse veranschaulicht. Sie findet sich zuerst bei Petrus Tartaretus: ut ars inveniendi medium cunctis sit facilis, plana atque perspicua, ad manifestationem ponitur sequens figura, quae communiter propter eius apparentem difffcultatem pons asinorum dicitur (bei Prantl, Gesch. d. Logik im Abendlande 4, 206).

Petrus Tartaretus war um 1480 bis 1490 ein bedeutender

Lehrer der Philosophie an der Universität Paris. Die Figur wurde communiter pons asini genannt und zwar propter apparentem difficultatem. Man sieht deutlich, daß hier die aus Plinius stammende Vorstellung zugrunde liegt: pons asini heißt die Figur ursprünglich deshalb, weil der Dumme sie nicht versteht, sie nicht zu benutzen weiß, ebenso wie der Esel nicht über die Brücke geht, wenn er dabei auf das Wasser sehen muß. Daß nun aber von hier aus der Übergang zu der im Deutschen entwickelten Bedeutung Hilfsmittel für Dumme, Träge wohl zu verstehen ist, dafür geben die ersten Worte des Zitats genügenden Anhalt: ut ars inveniendi medium cunctis sit facilis, plana atque perspicua. Diese Ausdeutung des Namens kann dann den ursprünglichen Sinn vollständig verdrängen. Wie alt die Benennung des 5. Lehrsatzes des Enklid als pons asini ist, habe ich bisher nicht feststellen können. Schon aus allgemeinen Erwägungen darf man annehmen, daß die Anwendung in der Logik älter ist, vor allem aber deswegen, weil hier, aber nicht im Euklid, sich verstehen läßt, warum gerade das Bild einer Brücke gewählt ist. Die Figur sollte dazu dienen, die Auffindung von Mittelbegriffen zu erleichtern, eine Verbindung zwischen zwei getrennten Punkten herstellen, wie Sancrusius in seiner Dialectica ad mentem Scoti (London 1677) ganz richtig erklärt: diciturque pons, quod sicut ponte ripae fluminis, sic medio extrema per negationem intercisa uniantur (bei Prantl a. a. O. 4, 34 Anm. 134).

Die lebendige Anschauung, die im Mittelalter mit der Vorstellung der Eselsbrücke verbunden war, geht der Neuzeit verloren, die alte sinnvolle Beziehung auf die Natur des Tieres macht unbestimmten Vorstellungen Platz, die erst aus der traditionellen Anwendung des Namens entwickelt werden. Wenn jemand heute in Norddeutschland bei dem Gebrauch des Wortes Eselsbrücke im Sinne von Hilfsmittel für Dumme, Träge, sich überhaupt etwas Bestimmtes vorstellt, so wird er sich eine Brücke denken, die grade für einen Esel paßt, bequem ist, also genau das Gegenteil der Vorstellung, die der ursprünglichen Anwendung zugrunde liegt.

Volkstümliches und Sagenhaftes bei A. von Droste.

Von Prof. **Dr. Eduard Arens,** Aachen.

1. Zu dem (in dieser Ztschr. 1914, 292) mitgeteilten Kinderspiel mit den Funken im Papier, deren letzte man als ‚Kirchengänger' bezeichnete, fand ich noch eine Parallele bei Bettina. Dieselbe schildert in Klemens Brentanus Frühlingskranz I (Berlin 1844) S. 29 das Spiel, doch ohne die Deutung zu erwähnen, in ihrer lebhaften Weise: „. . Wenn du ein Stück Papier verbrennst, dann laufen diese Funken alle durcheinander wie bei einer Revolution, als wenn sie allesamt die wichtigsten Geschäfte hätten. so gehts in meinem Kopf; wenns nur nicht so traurig ausging, zuletzt bleibt einer nur übrig. oder zwei, das ist noch melancholischer — der läuft ganz allein durch die schwarzen verlassenen Finsternissen; — flipps ist er weg! — Der andere dort, weg ist er. Gestern abend hab ich immerwieder ein Papier angezündet, um diese beiden Fünkchen auf ihrem Aschenweg nachzusehen." Und der Kobold. Bettina nämlich, fügt noch hinzu: „Die alte Kordel war auf ihrem ledernen Sessel eingeschlafen, sie mußte husten vom Qualm und erwachte mit sehr schlimmem Humor . . ."

2. Die Ballade „Der Schloßelf" beruht auf einer an Schloß Hülshoff angeknüpften Lokalsage:

Doch durch sein [des Bauern] christliches Gebet
Manch Heidennebel schwankt und raucht:
Ob wirklich, wie die Sage geht,
Der Elf sich in den Weiher taucht,
So oft dem gräflichen Geschlecht
Der erste Sprosse wird geboren?.
Der Bauer glaubt es nimmer recht,
Noch minder hätt' er es verschworen.[1])

[1]) Hieran erinnert uns Fr. W. Weber in ‚Dreizehnlinden'. VI. Das Erntefest:

Lächelnd sprach der fromme Bischof:
„Alter, das ist Heidenglauben;
Gutes, das uns Gott gegeben,
Kann der Böse uns nicht rauben."

[Achsel-

Aber diese Sage berührt sich auch mit der allgemeineren, daß ungetaufte Kinder als Lichter und Irrlichter erscheinen.[2]) So erzählt Karl Seifart, Sagen aus Stadt und Stift Hildesheim, 2. Sammlg, Cassel und Göttingen 1860 S. 160 (Nr. 21): „Am Pagelskirchhof gingen lange vor der westfälischen Zeit drei ‚Heidedölmeken'.[3]) Meine selige Mutter, welche nachts oft aufs Waschen ging, hat sie mit eigenen Augen gesehen. Einmal lag eines der Wickelkinder dicht an der Kirchhofsmauer und schrie gotteserbärmlich. Da dachte meine Mutter, es sei ein ausgesetztes Kind, und wollte es aufheben. Als sie aber darnach greifen wollte, verwandelte sich das Wickelkind in ein Licht und hüpfte über die Mauer . ."

3. Vielfache Parallelen zu dem ‚Fegfeuer des westfälischen Adels'. zum Dombaumeister ‚Gerhard', ‚Der Mutter Wiederkehr', ‚Kurt v. Spiegel' habe ich im Lit. Handweiser 1914/15 Nr. 17—19 gegeben.

4. Im ‚Meister Gerhard' begegnet die Stelle:

Und blutig sich der Schatten hebt
Am blut'gen Märtyrer der Scheibe,
Wie neben dem gebannten Leibe
Die Seele schwebt.

Wozu die Dichterin selbst in einer Anmerkung bemerkt: „nach der Zaubersage". Welche Sage ist hier gemeint? Kreiten vermutete in der 1. Aufl. seiner Ausgabe, es sei ein Bild des hl. Engelbert (dessen Ermordung ja eine andere Ballade schildert), konnte uns aber nichts Näheres angeben; in der 2. Aufl. lesen wir folgende unklare und törichte Erläuterung: „Gemeint ist ein Märtyrer des heiligsten Baueifers. Im dritten Fenster der Nordwand ist der hl. Reinold dargestellt. Als Meister der Steinmetzen wurde er, da er mehr als alle arbeitete,

---

Achselzuckend drauf der Meier:
„Freilich sind wir Christenleute,
Doch es läßt sich nicht verreden,
Daß der Bilwißreiter reite."
Alle lachten seines Wortes . . .

[2]) Elard H. Meyer, German. Mythologie. § 91, 172.

[3]) = Heidentöffelchen; Dölmer = Töffel (Ebda 160); anders erklärt bei Meyer a. a. O. S. 193.

aus Neid und Haß ermordet (um 960). Sein Leichnam lag lange in einem Wasserloch bei Köln versenkt („gebannt"), wurde aber auf eine himmlische Weisung hin (daher: „neben ihm die Seele schwebt", gleichsam als Hüterin) wiederaufgefunden. Der Heilige ist Kirchenpatron in Roxel, dem Pfarrdorf der Hülshoff." — In dieser Erklärung ist total übersehen, daß die Zeilen der Dichterin ja bloß im Vergleich gebraucht sind, ferner, daß sie auf eine (bisher unbekannte) Zaubersage (nicht eine Legende) anspielt: welcher Märtyrer aber gemeint sei, läßt sie unbestimmt und ist durchaus nebensächlich. Denn die ganze Stelle ist nur dazu da, den Gegensatz zu betonen zu dem Meister Gerhard, dem grauen Männlein, das nachher trotz des Mondscheins keinen Schatten wirft, wie alle Gespenster:

Doch an dem Estrich, an der Mauer
Kein Schatten steht.

5. In der ‚Vogelhütte' schildert Annette, wie sie das endlose Regenwetter aushalten muß:

Und muß nun bestehn das Ganze,
Wie wenn zögernd man dem Schwätzer
Raum gegeben, dem langweilig
Seile dreh'nden Phrasensetzer;

Und am Knopfe nun gehalten
Oder, schlimmer, an den Händen,
Zappelnd, wie der Halbgehängte
Langet nach des Strickes Enden!

Dasselbe Märchen anscheinend kehrt wieder in der ‚Schmiede', wo der alte Apfelbaum geschildert wird:

Halb tot, halb lebend wie ein Prinz[4])
In einem Ammenmärchen:
Die eine Hälfte voll Gespinns,
Wurmfraß und Fleckenhärchen,
Langt mit der andern, üppig rot,
Er in die Funkenreigen . . .

Endlich lesen wir in einem Briefe (an Frau Mertens, Abbenburg 5. Juli 1843: Cardanus S. 236): (Vor Zahnschmerz)

[4]) Der Reim ‚Prinz: Gespinns' ist echt westfälisch!

„möchte ich mich zuweilen, wie jener Halbgeköpfte (Kindermärchen bei Grimm) bei den Haaren nehmen und mein weißes Haupt in den Fischteich unter meinem Fenster werfen, wo es ihm wenigstens kühl werden würde.“

Auf welches Märchen wird hier angespielt?

6. ‚Der Todesengel‘ beginnt:

's gibt eine Sage, daß, wenn plötzlich matt
Unheimlich Schaudern einen übergleite,
Daß dann ob seiner künftgen Grabesstatt
Der Todesengel schreite.

D. W.-B. 11, 549 (unter ‚Tod‘)[5]) erwähnt die Redensart: „Der Tod läuft, springt, fährt mir übers Grab“ = es schaudert mich, und verweist dafür auf Birlinger (Volkstüml. aus Schwaben) 119a, Albrecht, Leipziger Mundart 223a.

Vgl. noch H. Fischer, Schwäb. W.-B. II 243, Bartsch, Sagen aus Mecklenburg 2, 94 (Nr. 311): „Wem die Haut schauert, dem läuft der Tod übers Grab.“ — Köhler, Volksbrauch im Voigtlande 1877, S. 397 (aus Reichenbach): „Schauerts einem, so sagt man, es trete Jemand über das betreffende Grab.“

An literarischen Belegen sind mir bekannt geworden: Abraham a. S. Clara, Totenkapelle (1709; Strigl, Auswahl 5, 241): „Und es machte dieser Marssohn mehr als drei Kreuz [vor dem Tode, der ihm erscheint], eingedenk, daß ihm mehr denn eine Katz den Buckel hinaufgeloffen und daß er, weil ihn ein Schauer über den andern ankommen — zum Anzeichen, daß ebenso oft der Tod über sein Grab geschritten — nur an den Tod zu denken habe.“ — A. Grün, Werke (hg. v. Castle 4, 155: ‚Otto‘):

Des Todes Tritt in Waldesbahnen
Weckt Ottos Herz zum Todesahnen.
Den kräftigen Leib durchzuckt dir oft
Frostschauer rasch und unverhofft,
Dem solchen Sinn der Volksmund gab:
Es sprang der Tod dir übers Grab.

[5]) Weder unter diesem Stichwort noch unter ‚Todesschauer‘ und ‚Todesengel‘ begegnet im D. W.-B. ein Zitat aus A. v. Droste, die darin überhaupt wenig ausgenutzt erscheint.

J. J. David (in seiner Wiener Novelle ‚Ein Poet', Ausg. in der Universalbibl. Nr. 5154 S. 36): „Plötzlich wandte er sich; ihm war ein Schauer durch die Seele gelaufen, zuckend, unwiderstehlich. Ihm fiel der Aberglauben ein: wem das grundlos geschieht, der ist in dem Augenblicke über sein Grab geschritten."

Wenigstens angedeutet ist dieser durch ganz Deutschland verbreitete Glaube auch in einer Szene in Jean Pauls Titan (Werke 4, 15): „Der kühne Jüngling schaudert, die Tore des Schattenreiches standen weit offen in die Erde (usw.)." Endlich in einem Gedichte Immermanns (Werke 13, 190):

In solcher Mittagsbrüteschwül'
Ergriff mich oft ein Schau'rgefühl.
Mir wurde dann im toten Schweigen
So abgeschieden, fern und eigen.

7. Verabredung für gewisse Stunden (besonders des Abends), um aneinander zu denken, für einander zu beten. So schreibt Annette an ihren Vater (1818: Cardanus, Briefe S. 22): „Vergiß, bitte, die bewußten Stunden nicht, ich denke auch immer daran, aber ein paarmahl habe ich es in Driburg versäumt, weil ich schlief, ich habe es aber nachgeholt." An Elise Rüdiger aus Meersburg 18. Nov. 1843 (ebda. S. 308): „Ich bin in Gedanken täglich unter Euch, und Sie, mein Lies, müssen die 3te Stunde nicht vergessen, da ich sie so treu inne halte. Wenn's Wetter zu arg wird, will ich mich wenigstens ans Fenster stellen, was auf den See geht."

Der letzte Ausdruck zeigt an, daß man dabei auf den Wasserspiegel schauen muß; oder aber auf Mond oder Sterne. Eine Reihe von Gedichtstellen erläutern dies. So

‚Brennende Liebe':

Ja, als ich eben in Sinnen
Sah über des Mondes Aug'
Einen Wolkenstreifen verrinnen:
Das war ihre Form, wie ein Rauch.

‚Sylvesterabend':

Doch schweben wohl meine Züge
Zuweilen noch über den Mond.

‚Die Golem‘:

O kniee still an deiner Toten Gruft,
Dort magst du milde, fromme Tränen weinen,
Mit ihrem Odem säuselt dir die Luft,
Mit ihrem Antlitz wird der Mond dir
scheinen . . .

‚Meine Toten‘: Da habt ihr mir . . .
Gelächelt aus der Welle Kreis,
Habt aus des Angers starrem Eis
Die Blumenaugen aufgeschlagen.

8. Die ‚Judenbuche‘ ist durchweg, gut stimmend zu den unheimlichen Geschehnissen, von dem Spukwesen und Aberglauben durchzogen, wie er in der geschilderten Gegend, dem Paderborner Lande im Nethegau, herrschend war. So heißt es z. B. bei einer Sturmnacht (Kreiten 3, 66): „Die Bettstatt bebte, und im Schornstein rasselte es wie ein Kobold.“ Als Friedrich mit dem Oheim von dannen zieht, in die Lehrstätte aller Schlechtigkeit und seines Verderbens, heißt es (71) von dem letzteren: „Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des roten Rocks wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes, der unter dem gestohlenen Sacke büßt.“ — Der verlumpte, verunglückte Vater Friedrichs wurde in der Volkssage zum Gespenst (68): „Es ist gewöhnlich in jenen Gegenden, den Verunglückten die Ruhe im Grabe abzusprechen. Der alte Mergel war das Gespenst des Brederholzes geworden; einen Betrunkenen führte er als Irrlicht bei einem Haar in den Zellerkolk; die Hirtenknaben, wenn sie nachts bei ihren Feuern kauerten und die Eulen in den Gründen schrieen, hörten zuweilen in abgebrochenen Tönen ganz deutlich dazwischen sein: ‚Hör' mal an, feins Lieseken‘, und ein unprivilegierter Holzhauer, der unter der breiten Eiche eingeschlafen und dem es darüber Nacht geworden war, hatte beim Erwachen sein geschwollenes blaues Gesicht durch die Zweige lauschen sehen.“ Dieser Aberglaube spielt dann in dem weiteren Verlauf der Geschichte (96, 98) noch seine bedeutungsvolle Rolle.

Ist über das in der letzten Stelle angeführte Volkslied etwas zu erfahren?

9. In den ‚Bildern aus Westfalen' (Kreiten 4, 142) begegnet auch der Brakeler Nationaltanz vom ‚Papen von Istrup', der bei der Bauernhochzeit in der ‚Judenbuche' (4. 93) den Höhepunkt der Ausgelassenheit andeutet.

Die „Flachsbrech- und Rauflieder", die Annette in den Bildern' (4, 144) erwähnt und zum Teil anführt, gibt Alexander Reifferscheid in den Westfäl. Volksliedern 1879. S. 188 ausführlich an.

Das Blindekuhspiel in den Rheinlanden.

Von **Dr. Jos. Müller,** Bonn.

Die vielfachen Bezeichnungen dieses allverbreiteten und sehr alten Spieles vor allem möchte ich kurz behandeln.

Nach Pollux IX, 122[1]) hieß es bei den Griechen *μυῖα χαλκῆ* (blinde Mücke). Die Gesellschaft verband einem die Augen und tummelte sich lärmend um ihn her; während der Geblendete die Worte sang *χαλκῆν μυῖαν θηράσω* (ich will eine eherne Mücke jagen), antwortete diese, *θηράσεις, ἀλλ' οὐ λήψει* (du wirst sie jagen, aber nicht fangen). Indessen rupften, zupften die anderen ihn so lange, bis er einen erwischt, der für ihn die Rolle übernehmen mußte.[2])

In der deutschen Überlieferung dürfte es wohl zuerst bei Otfried (9. Jhrt.) erwähnt sein. Er sagt bei Verspottung des Heilandes (IV. 19, 73):

thiu ougun si imo buntun
thaz in zi spile funtun.[3])

Bei Meister Altswert (90, 12) in der „Tugenden Schatz" heißt es:

Zwei spilten blinder musen.

Fischart (1575) führt drei Namen an: Blinder muosen, blinden mauß, Blinden Kuh; außerdem: ‚Es laufft eine Maus

[1]) Böhme, Kinderlied und Kinderspiel, S. 628.
[2]) Ital. mosca cieca, franz. mouche wie bei den alten Griechen.
[3]) Zingerle, Das deutsche Kinderspiel im Mittelalter, S. 45.

die Mauer auf'. In Geilers Schriften finden wir: „spilent der blinden müs"; „spilet der blinden maus mit den Knechten".[4]) Wie in den übrigen Gauen Deutschlands, so wird auch hier und da am Rhein zwischen einem Mitspieler, der die blinde Kuh in den Kreis führt, und dieser selbst vor dem Suchen ein Zwiegespräch geführt. So am Niederrhein:

Blindekoh, ik leide di,
Wo dan hen?
In'n Bullenstall.
Wat sal ik da dohn?
Klüten un söt Melk äten.
Ik hef keen Lepel.
Nimm en Schepel.
Ik hef keen Schlüssel.
Nimm en Tüssel.
Ik hef keen Tüssel.
Geh hen un sok di een.[5])
Blinblau,[6]) wo wote (wollst du) hen?
Nom kackepinn.[7])
Wat wote do?
Riesbrei eten.
Heste ock ne leffel?
Ne, ech han er kenen.
Dan sök der enen. (Solingen.)

In Vossenack (Montjoie) wird ihr zugerufen: Blöng (der Blinde) moss jage. In Losheim (Merzig): blenter maus, wön kemschte raus? Über das ganze Gebiet verbreitet (doch nicht allgemein) lautet der Ruf: Jakob, wo bist du? Und danach wird auch das Spiel benannt: blenner Jakob spilen (Aach.-Kohlscheid, Geilenk.-Prummern, Waldbr.-Morsbach, Dinsl.-Hiesfeld); küebes süken (Remscheid-Hasten); jakob on Esau (Rees-Brünen). Auf dem Hunsrück (Riegenroth, Pfalz-

[4]) Zingerle 44; Böhme 628; Wehrhan 67.

[5]) Simrock, Das deutsche Kinderbuch, 2. Aufl., 859 (freilich sprachlich recht ungenau wiedergegeben; so statt sal „schall" (Westf.)

[6]) Auch mundartlich blengblǫ.

[7]) Vgl. schles. „kapinkel, der die Blindekuh spielt". Böhme a. a. O. 629.

feld, Geislautern) wählt man ein anderes biblisches, bekanntes Suchebeispiel: Adam, wo bist du?, und danach benennt man in Prüm-Pronsfeld das Spiel: Odem un Jv (Eva) spilen.

Im übrigen wiegt auch in den Rheinlanden wie im übrigen Deutschland[8]) das Bestimmungswort „blinde" (blenge, blönge, blonne, blẹnge, u. s. f.) mit einem Worte für ‚Vermummter' oder ‚Kuh, Maus' vor. Blendə kō (blöngk kō, blanə kou, blọun kūə) spilə. (Aus den Kreisen Cobl., Wittl., Bonn, Schleid, Kempen bezeugt.) Aus Duisburg ist blintsəkū überliefert.

Doch von der Saar bis in den Kreis Erkelenz (nfr.) hinein ist am meisten bezeugt:

blendərmọus, blinəmọus-chə (mosẹlfr.), blöng mūs, blöngdəmūs, blongkmuus (rip.), blengkmüskə (nfr.) spilə; ət blenərmọus-šbil (moselfr.); ət blönəmọus-sböl (Westerw.)

Nur vereinzelt begegnen andere Tiere: blinde hund (Clev.-Cranenberg), flantərmọus (Fledermaus) (Trier-Fell, Beuren); flenərmẹis-chə (Hunsr.-Buch.), blondhaməl (Malm.-Heuem). Auf der linken Rheinseite im ripuarischen Gebiete von Malmedy bis Eupen, Jülich in zahlreichen Orten ist die beliebteste Bezeichnung: ‚blinder Mummes' spielen, blonə mimməs (St. Vith.), blengə momməs (Düren), blengk möməs-chə (Pier); blengmomməs (Bergh.), blengmömchə (Kohlscheid); bleində momər (Eupen). — Das Wort ist gleichen Stammes mit dem hd. ‚vermummen'; momməs, möməs bedeutet 1. der Maskierte 2. Larve, Maske. 3. Schreckgespenst. 4. vertrockneter Nasenkot.

In den Kreisen Düren, Bergheim erscheint auch die Form blengə mönəs špilə, bleugmunəs šp., wobei munəs nur eine Spielform zu mumməs ist; moselfr. munəs ‚Stier' liegörtlich zu weit ab.

Die Ausdrücke: blengəmönəch-špil (Stolberg), blonts mönəch spilə (Adenau-Herschbach) ist wohl deshalb gewählt, weil die Kapuze der Mönche das tertium comparationit bildete.[9])

[8]) Nach Böhme a. a. O. 628: Blinzekuh, blinde Katze, blinde Henne, der Bock, blinde Eule, Narr mit der Kappe; engl. hoo dmanspi ndl. blind speel, hed blindeken.

[9]) Vgl. Böhme a. a. O. 628: Narr mit der Kappe, altfranz. chapison Mann mit der Kappe.

Von sonstigen Bezeichnungen, die das Wort ‚blind' führen, seien erwähnt: blengə hanəs špęələ (Aach.), blenə ritər šp. (Waxweiler), bleng mövəskə šp. (Geilenk.-Uebach), blöng nöləs-chə šp. (Blatzheim), blengə doməs šp. (Berg.-Gladbach), alles (außer ‚Ritter') bekannte Kurzformen von Vornamen (Johann, Bartholomäus, Niklaus oder Kornelius, Thomas).

In Malm.-Emmels nennt man das Spiel verbal: blondhālən „blindhalten"; in Prüm-Daleiden, Bitb.-Mettendorf blandhęlmchə; in May.-Kehrig vərbonəs ‚verbindens'; in Solingen: blengblō (vgl. den Eingangsvers aus Solingen).

Die drei Nornen im Kinderliede.

Von **Friedrich Schön.**

Zu dem Thema „Die drei Nornen im Kinderliede" möchte ich hier einige weitere Beiträge liefern.

Bekanntlich hat schon Grimm in dem Kinderliede von den drei Jungfern, von denen die eine Seide spinnt usw. die drei Nornen zu erkennen geglaubt. Auch Tobler hat dem in seinem Buche „Schweizerische Kinderlieder" (1882) beigestimmt. Von anderer Seite hat dagegen die Ansicht, daß die Nornen in dem Kinderliede enthalten sind, Widerspruch erfahren. V. J. Mansikka bringt in seinem Buche „Über russische Zauberformeln", Helsingfors 1909, beachtenswerte Gründe gegen die Ableitung des Liedes aus heidnischem Glauben vor. Er sieht darin eine Vermischung der drei zu Christi Grab schreitenden Marien mit der mittelalterlichen Legende von der im Tempel spinnenden jugendlichen Maria und ihren Gespielinnen.

In den Blättern zur bayer. Volkskunde 1911, Heft 3, hat Karl Spiegel in seinem Aufsatze „Glockenhaussprüche" das Thema von der alten Auffassung her behandelt. Er bezeichnet richtig die wunde Stelle des Verschens, nämlich die, daß die Tätigkeit der dritten Jungfrau nicht mehr deutlich erkennbar ist. Er unterscheidet in den von ihm behandelten Sprüchen drei Schlußformen: „Die dritte spinnt an roten Rock für

unsern lieben Herrgott", „die dritte macht das Türlein auf" usw.,[1]) „die dritte geht zum Brunnen" usw.[2])

In einer kleinen Schrift J. Grentz, „Ensheim vor 60 Jahren" (Forbach 1894) hat uns der Verfasser eine Fassung aufbewahrt, in der es von den drei Jungfern heißt:

Die dritte schneidt den Faden ab.
Sinket jemand in das Grab.[3])

In diesem Verschen ist die dritte Jungfrau direkt als verderbenbringende Norne gekennzeichnet. Ähnlich verderbenbringend erscheint sie in einer Fassung, die aus Reiskirchen bei Wetzlar stammt:

Die dritt, die macht'm Keand des Dirche of,
Do fällt das Keand 'n Growe,
Do fress's all die Rowe.

Eine allemanische Fassung, die Böhme, wenn ich nicht irre, angibt, sagt:

Die eine, die spinnt Side,
Die andre wickelt Wide,
Die dritte schneidet Haberstrauh.
Behüt mr Gott mei Kindle au!

Nach dem banalen Haberstrohschneiden ist der Schluß „Behüt mir Gott mein Kindlein auch!" nur verständlich, wenn man die Angst vor den Nornen, die trotz des Haferstrohschneidens noch in dem Verschen lebt, als Voraussetzung zu dem Wunsche „Behüt mir Gott mein Kindlein auch!" annimmt.

Das sind einige Fassungen, die eine verderbliche Wirkung der dritten Norne bewahrt haben. Diesen stehen aber eine Unmenge anderer gegenüber, so daß der Schluß, daß die dritte

---

[1]) vielfach: die dritte macht das Türlein auf,
läßt ein bischen Sonn heraus usw.

[2]) vielfach: die dritte geht zum Brunnen,
hat ein Kindlein gefunden usw.

[3]) Der Reim ist wiederabgedruckt von K. Lohmeyer, Ztschr. f. rhein. Volkskunde 6,90 und in dem Büchlein des Verfassers „Kinderlieder und Kinderspiele des Saarbrücker Landes", 1909. Speziell über die Fassung hat der Verfasser in der Ztschr. f. Volkskunde, Berlin, 1909, Heft 4, S. 417 gehandelt. Endlich hat K. Lohmeyer auch in der Ztschr. f. rhein. Volkskunde 7, 209 darüber gesprochen.

Jungfrau ursprünglich die verderbenbringende Norne gewesen sei, nicht ganz gesichert ist.

Dafür, daß die Nornen aber überhaupt noch im Kinderliede leben, möchte ich noch einen weiteren Hinweis bringen.

Ein Kinderlied, das aus Starkenburg a. d. Mosel stammt, heißt:

Drei Frauen, drei Frauen,
Sah ich droben stehn,
Die dachten von dem Menschen,
Wie's dem noch solle gehn.

Wenn darin eine Erinnerung an die Schicksalsjungfrau'n enthalten ist, dürfte durch das Verschen ja gerade die schicksalbestimmende Tätigkeit der Nornen gemeint sein.

Ein Kinderspiel aus Tringerstein im Dillkreis hat einen merkwürdigen Text. In demselben ist von zwei Spinnerinnen die Rede.

Die Kinder bilden einen Kreis, bleiben auf ihrem Platze stehn und singen:

Auf dem Berge, auf dem Berge,
Da steht ein Soldat.
Das Gewehr auf den Schultern
Zum Streite parat.
Zwei Spinnerinn, zwei Spinnerinn,
Zwei Spinnerinnerinner rot.
Dem Bauer sein Leinewand,
Das gibt mir mein Brod.
Dem Vater sein Häuschen,
Der Mutter ihr Geld,
Das hab ich verloren,
In der weite, weite Welt.
Zwei Spinnerinn usw.

So sehen wir in den verschiedenen Verschen schicksalbestimmende Mächte wirksam. Mit einer gewissen Scheu werden sie nicht direkt genannt. Ihre Wirksamkeit wird oft nur angedeutet. Wie gesagt, läßt sich die dritte Frau nicht unbedingt als verderbenbringende Norne erkennen. Das muß ja aber auch nicht unbedingt sein, wenn nur eine schicksalbestimmende Macht erkennbar ist. Auf göttlichen Rang

weist auch das Sonnherauslassen der dritten. Das Kindleinfinden weist auch auf die lebenschaffende und schicksalbestimmende Macht. So werden wir den Gedanken an die Schicksalsjungfraun nicht los.

Freilich bedarf die Frage noch weiterer Erörterung. Das kann aber nur durch systematische Durchforschung des Stoffes geschehen. Dazu bedarf es aber der Kenntnis weiterer Fassungen, um deren Mitteilungen der Verfasser bittet. Sendungen bitte nach Pölitz in Pommern, Mühlenstraße 39

Der heimische Hanfbau in der guten alten Zeit.

Von **Schottler,** Lehrer in Dahlem, Kr. Bitburg.

1. „Kleider kosten Geld und Müh',
   Drum, ihr Kinder, schonet sie."
2. „Selbst gesponnen, selbst gemacht
   Ist die schönste Bauerntracht."

Diese wie aus ferner Jugendzeit herüberklingenden Sprüche sind so recht geeignet, eine nun entschwundene Zeit wieder aufleben zu lassen, eine Zeit, die uns die Sorgen und Mühen unserer ländlichen Altvordern so recht vor Augen rückt und die mit ihrem Schwinden ein Stück echten Volkstums mit hinweggenommen hat. Die vorstehenden Sprichwörter sind dem heutigen Geschlecht kaum mehr verständlich, und damit sie nicht leerer Schall bleiben und, richtig erfaßt, uns ein Stück Volksleben vorführen, soll die nachfolgende Ausführung zeigen, wie keinem unserer Sprichwörter größere Berechtigung innewohnen kann.

Keine Pflanze, selbst nicht die Nährpflanzen, wurde mit solch liebender und gründlicher Sorgfalt angebaut wie das „Wērk" (Hanf). Der Boden, gewöhnlich ein großer Garten in der Nähe des Hauses oder das beste Stück auf dem Felde, wurde tief gelockert und mit dem speckigsten, fettesten Dünger vermengt. Dann wurde spät im Frühjahr, im April, der „Wērksǫ'm" dem also zubereiteten Boden anvertraut. Sofort trug man nochmals den besten Dünger auf das „Wērkstöck" und zwar in Hotten oder Körben oder auf Bahren.

Der Dünger wurde nun mit den Händen zerteilt und gespreitet, indem man an einem Ende des Gartens oder Feldes anfing und rückwärts schreitend das ganze Feld dicht mit dem zerrupften Dünger bedeckte, so daß vom Erdboden nichts mehr zu sehen war. Schafmist war besonders bevorzugt und wurde zu diesem Zwecke eigens aufbewahrt. Solchen Hantierungen habe ich oft zugeschaut, ja als Schulknabe selbst daran teilgenommen. Das war immer ein großer Tag ein Ereignis im Leben der Buben, und alle freuten sich im voraus auf diese Arbeit, die unter Aufsicht und Mithilfe der Eltern, besonders aber der weiblichen Hausbewohner verrichtet wurde.

Seit vielen Jahren ist hier und in der Umgegend der Hanfbau gänzlich eingestellt, nur höchst selten trifft man noch ein Flachsfeld an, aber obschon Flachs und Hanf bei ihrer Be- und Verarbeitung manches Gemeinsame haben, kann der Unkundige, auch wenn er noch Flachs bauen sollte, doch keine richtige Vorstellung vom früheren Betriebe gewinnen, weil von der Ernte ab fast alle Arbeiten durch Maschinen besorgt werden, an die man die Erzeugnisse nur zu senden braucht.

Nach dieser Zwischenbemerkung wieder zurück zum Hanf.

Die erste Arbeit nach der Saat war das „Fimeln". Die einzelnen Stengel wurden, indem man behutsam in das Feld trat, sorgfältig aus der Erde gerupft. Ihre Reife erkannte man daran, daß sie „stöbbten", also den (männlichen) Blütenstaub verstreuten. Der ausgerupfte Fimel wurde auf eine Wiese gelegt und dünn ausgespreitet. Nach 4—6 Wochen, manchmal auch schon früher, je nach der Regen- und Taumenge, wurde er von der kundigen Hand der Hausfrau untersucht. Lösten sich die Fasern leicht, fast von selbst, so wurde die ganze Spreite mit einer Sichel aufgehoben und in Bunde gebunden. Entweder wurde der Fimel im Backofen getrocknet oder auf der „Brächkaul" (Brechgrube), auch „Rüxkaul" (Röstgrube) genannt. Diese war eine einfache Vertiefung in einem Hügel mit einigen Stangen darüber. Auf diese legte man die jetzt geöffneten Bunde und machte darunter ein schwaches Feuer, so daß die Stengel recht dürr

und brüchig wurden. Bei der geringsten Unvorsichtigkeit stand die ganze Ladung in Flammen, und in einer halben Minute waren alle Hoffnungen zerstört.

Neben der Brächkaul standen eine oder mehrere „Brächen" von Holz, ganz einfache Instrumente. Auf eine solche Bräch wurde eine Handvoll gedörrte Stengel gelegt, mit der linken Hand festgehalten und mit der rechten der obere Teil der Breche, ein einarmiger Hebel, einem Messer mit zwei nebeneinander stehenden Klingen zu vergleichen, auf und nieder bewegt und gleichzeitig die Stengel durchgezogen und so allmählich zerbrochen. Nach einigem Durchziehen lösten sich die holzigen Teile, die „Töllen", und fielen zu Boden; durch kräftiges Schütteln der Fasern wurde die Säuberung noch vervollständigt. So konnte man oft an sonnigen Herbsttagen ein vielfältiges Geklapper vor dem Dorfe hören, und dieses Geklapper nebst allerlei Witzen, neckischen Anrufen und gelegentlichen Juchzern dünkte jedem Dörfler die lieblichste und schönste Dorfmusik.

Die Fasern hießen wie bei den Bohnen „Schleißen". Die Fimelfasern wurden bei allen Verarbeitungen streng gesondert gehalten, denn sie lieferten die feinste und zarteste Ware.

Die nach dem Fimeln noch verbleibenden Stengel hießen „Mäsch". Sie trugen die Samenkörner. Bei der Reife der Körner wurden die Stengel ausgerissen und mit dem Samen auf Haufen, „Mölzen" genannt, gestellt. Sie blieben lange auf dem Felde stehen, bis zuletzt die Körner leicht mit der Hand abgestreift werden konnten. Dann wurden die Körner gedroschen, gesäubert und gewöhnlich in einem Sack auf dem Dachboden am Dache aufgehängt, um so vor den Mäusen gesichert zu sein.

Der Mäsch wurde seltener im selben Herbst, meist erst im nächsten Frühjahr gespreitet, weil er sich dann leichter und schöner bleichen ließ, während der im Herbst gebleichte grauer und unansehnlicher blieb. Das Brechen ging übrigens wie beim Fimel vor sich, so daß nun zur jetzt folgenden Arbeit übergegangen wurde.

In einem Schuppen oder bei schönem Wetter im Freien

vor dem Hause wurden die Fasern, eine Handvoll nach der andern, geschwungen. Oft saßen mehrere Schwingerinnen beisammen, mit alten Röcken, Kitteln und Kopftüchern vermummt. Bewaffnet waren sie mit dem „Schwangstǭk“ und der „Schwang“. Ersterer war ein auf einem Fuß aufrecht stehendes dünnes, nicht zu schmales Brett von handlicher Höhe, oben fast scharf auslaufend, letztere einem sehr breiten hölzernen Schwerte zu vergleichen.

Die „Schwangəsch“ (Schwingerin) ergriff eine Handvoll Fasern und legte sie auf den Schwingstock. Dann schlug sie mit der Schwinge von oben nach unten die Fasern entlang, wobei sie diese oft wendete und die inwendigen nach außen legte, dazwischen wieder schüttelte und dann wieder schwang, bis die „Töllen“ alle entfernt waren. Nun wurde das Faserbündel in der Mitte gefaßt und die beiden Enden zusammengeflochten und durch ein leichtes Knötchen zugeknüpft. Naturgemäß gab es bei dieser Prozedur viel Abfall; dieser wurde nochmals notdürftig geschwungen und gerüttelt und geschüttelt, bis er einigermaßen sauber war. Dieser Abfall hieß „di O'sᵉən“. Später wurden davon Säcke, rauhe Leintücher und auch sehr rauhe Hemden gemacht, welch letztere im Rufe standen, die Haut zu säubern und zu scheuern — eine sehr glaubwürdige Ansicht. Von den feinsten Fasern wurde später „Reᵉstendō'ch“ gemacht, die feinste Leinwand. Zwischen „Reᵉstəndō'ch“ und „O'sᵉən“ gab es noch eine Mittelstufe, „gruᵒv Längənt“, grobes Leinen.

Bei diesen Schwingarbeiten war es für einen jungen Mann nicht immer ratsam, zu den Schwingerinnen zu gehen und sie etwa zu necken; denn es konnte vorkommen, daß er dann unversehens von zwei oder drei Paar kräftigen Armen ergriffen, zu Boden gelegt und festgehalten wurde, während andere mit Geschwindigkeit und Geschicklichkeit ihn unter den Kleidern so mit Schwingabfällen auffüllten, daß er steif und starr dalag und sich nicht bewegen konnte. Dann hob man ihn auf und stellte ihn auf seine Füße, und für den Spott brauchte er wahrlich nicht zu sorgen.

Die nun folgende Arbeit wurde vom starken Geschlechte besorgt. Eines Morgens erschienen zwei „Hächəler“ (Hechler),

scherzweise auch Heuchler genannt. Nachdem sie das obligate „Birəbōmströpchen“ erhalten und das Nationalfrühstück der damaligen Zeit, den „Hoᵃwerbreⁱ“, zu sich genommen, gingen sie an ihre Arbeit. Die Faserbündel wurden auf einen „Stupp“ (Holzblock) gelegt und mit hölzernen Hämmern tüchtig geklopft; dadurch wurden sie recht weich und geschmeidig. Nun wurden sie durch die Hechel gezogen, ein Brettchen mit vielen spitzen, aufrecht stehenden eisernen Zinken. Zuletzt hatte der Mann nur mehr die allerfeinsten, sich zart und seidig anfühlenden Haare in der Hand. Sie wurden wieder wie beim Schwingen in der Mitte gefaßt und zu einer zierlichen Flechte gedreht. Jede Flechte hieß „Knǭp“. Wohlgefällig ruhte das Auge des Mannes auf seinem Werk. Auch der Abfall beim Hecheln wurde gehechelt und ergab noch eine schöne Ware. In früheren Zeiten gehörte der Knǭp in vielen Dörfern zur Pfarrnaturallieferung: am Allerseelentag mußten die Familien von jedem ihrer Gräber einen Knǭp von Hanf oder Flachs liefern. Dieser Knǭp hieß „di Silləreⁱst“ (Seelenreist). Meistens besorgte der Küster das Einsammeln.

Wenn im Spätherbste die Ernte vollständig eingebracht war und abends das Lämpchen die Stube schon auf mehrere Stunden notdürftig erhellte, dann war für die erwachsenen Frauenspersonen eine große Zeit angebrochen — das Spinnrad mit dem Rocken hielt seinen Einzug in die Stube. Wie in jener Zeit ein Schneider ohne Elle nicht denkbar war, so auch im Winter keine Hausfrau ohne Rocken; er war ihr Symbol. Fleißig schnurrten die Rädchen abends bis 11, ja 12 Uhr, auch fanden sich oft einige Nachbarinnen ein. In noch früherer Zeit gab es hier Spinnstuben, indem etwa 8—10 oder noch mehr Spinnerinnen täglich abwechselnd in dieser oder jener Stube zusammenkamen.

War die Spule voll, so wurde das gesponnene Garn „gehäspelt“. Zwei Spulen machten „de (di) Häspel“ voll; sie ergaben einen „Strank“ (Strang). Zwanzig Stränge waren ein „A'schlag“ (Einschlag). Hatte man einen Einschlag fertig, so konnte man schon an die nun folgende Hauptperson denken, an den Weber.

Es wurden nun die Stränge gespult, und zwar nahm

man dazu recht große Spulen. Auf jede Spule kam ein Strang. Dann kam eines Tages der Weber und stellte die „Wērbrum“ mitten in der Stube auf. Diese Rum (Rahme) reichte vom Fußboden bis zur Decke. Jetzt wurde die „Wērb“ aufgezogen. Eine Person mußte das „Breᵃtchen“ (Brettchen) mit 20 Löchern halten. Durch jedes Loch war ein Faden gezogen. Der Weber hielt den Wērbkamm. War die Wērb aufgezogen und wieder abgenommen, so trug man sie in die „Weᵃvkumer“ (Webkammer). Dort wurde sie auf den Webebaum, welcher um sich selbst gedreht werden konnte, aufgezogen, während der Meister am andern Ende den „Lē̈tkamp“ (Leitkamm) hielt, durch welchen die einzelnen Fäden nebeneinander gezogen waren. Endlich war die Wērb beinahe ganz aufgerollt, und nun wurde der sogenannte „Iəsəl“ (Esel) angehängt. Dieser war ein Stück Leinwand etwa von der Größe eines Tisches. An einem Ende des Esels hingen lange Fäden herunter, an welche die Fäden der Wērb angeknüpft wurden, so daß der Weber einen Anfang hatte. Der Esel wurde immer wieder zu andern Arbeiten am Webstuhl gebraucht und konnte oft auf ein ehrwürdiges Alter zurückblicken.

Nun wurde die „Schlīcht“ bereitet, ein steifer Brei aus Mehl und Wasser. Mit zwei Bürsten wurde der Teil der Fäden zwischen Webebaum und Webesitz, also der offen ausgespannte Teil der Wērb, gleichzeitig von oben und unten „geschlīcht“ oder geglättet, und wenn dieses Stück gewebt war, wurde das folgende „geschlīcht“. Jetzt konnte das Webeschiffchen mit der kleinen Spule unermüdlich durch die Fadengasse, welche durch das abwechselnde Niedertreten der Füße hergestellt und durch eine schmale Leiste weit genug offen gehalten wurde, hindurchschnurren. Die Tuchstücke wurden meistens in einer Länge von 20, 25 und 30 Ellen hergestellt. Sie wurden vom Webstuhl abgenommen, in kaltem Wasser geweicht und ausgewaschen, um die Schlīcht zu entfernen. Dann wurden sie in heißer Lauge von Holzasche gebäucht und wieder ausgewaschen. Das Einschlaggarn wurde oft schon vor dem Weben gekocht.

Mägde, welche das Weben verstanden, waren bevorzugt und erhielten einen höheren Lohn.

Aber noch war nicht alle Arbeit getan. Singt doch der Dichter von Dreizehnlinden:

„Auf die Bleiche bringt das Mädchen,
Was der Winterfleiß gesponnen."

Fast jedes Haus besaß einen Bleichplatz am lauschigen Bächlein oder am rieselnden Quell. Dort wurden die Stücke ausgebreitet und mit klarem Wasser begossen. Man bediente sich dazu einer Gießkanne oder eines großen Schöpflöffels mit langem Stiel. War das Tuch trocken, so wurde es wieder begossen. Nachts war ein Hüter dabei, oder die Stücke wurden abends aufgerollt und ins Haus getragen. Nach vielfachem Begießen und reichlicher Sonnenbestrahlung waren die Stücke endlich weiß, und strahlenden Auges und mit berechtigtem Stolze überschaute die Hausfrau ihre mit so unsäglicher Mühe hergestellten Schätze. Nun wurden sie nochmals fest zusammengerollt und zugenäht, dann in die Bäuchbütte gestellt und wieder gebäucht, hierauf wieder in klarem Wasser peinlich sauber ausgewaschen und auf die Waschleine aufgehängt. Sobald sie völlig trocken waren, wurden sie wieder gerollt und dem Schrein oder der altertümlichen Truhe einverleibt, die aber bald dem Schrank weichen mußten. Manche Familien besaßen oft ganze Schränke oder Truhen voll von diesem kostbaren Stoffe. Die nicht zur Verarbeitung kommenden Rollen wurden im Sommer oftmals an der frischen Luft ausgespannt, damit sie gründlich durchlüftet und besonnt wurden.

Mit demselben Stolze, mit dem heute der Bauer seinen Besuch in die Scheune und Ställe führt, um seine Fruchtvorräte und seinen Viehbestand zu zeigen, zeigte auch die Frau in früherer Zeit ihre angehäuften Linnenschätze den Besucherinnen, ganz besonders aber, wenn es sich um die Brautschau handelte. Vermögende, sogenannte dicke Bauern konnten ihren erwachsenen Kindern oft kaum glaubliche Mengen selbstgefertigte Leinwand als Aussteuer mitgeben. Aber auch bei kleinen Leuten war diese Aussteuer unerläßlich, wenn auch bescheidener. Auch heute noch gibt es begüterte Bauernhäuser mit reichen Vorräten an solcher Leinwand, die seit Jahren und Jahrzehnten ein ruhiges und beschauliches Dasein führten.

Es ist anzunehmen, daß der Hanfbau nach einigen Jahren, unterstützt durch behördliche Bemühungen, wieder aufleben wird, aber keinenfalls wie zur Zeit unserer Vorfahren; solches ist heutzutage unmöglich und auch nicht wünschenswert. Gegen den heutigen Maschinenbetrieb kann die Handarbeit jener Zeit nicht aufkommen. Doch wollen wir darum nicht geringschätzig auf jene Zeit zurückblicken; sicherlich waren unsere Ahnen in ihrer Weltabgeschlossenheit und mit ihren einfachen Hilfsmitteln glücklicher und zufriedener als die heutige Welt mit ihren verfeinerten Ansprüchen.

Hunsrücker Sitten und Gebräuche.*)

Von **Dr. Walter Diener.**

Es scheint, daß der Krieg, der bei seiner langen Dauer so große Veränderungen und Umwälzungen gebracht hat, auch dazu beigetragen hat, daß die verschiedenen Sitten und Gebräuche, die in Friedenszeiten auf dem Hunsrück herrschten, nicht mehr in dem Maße, wie es früher der Fall war, beobachtet werden, ja daß manche allmählich ganz in Vergessenheit geraten. Da lohnt es sich, diese Eigenheiten unseres heimatlichen Volkslebens noch mit einigen Worten zu zeichnen, ehe sie schließlich ganz verschwinden.

In Friedenszeiten gibt es kaum einen Fest- oder Feiertag, an den sich nicht besondere Bräuche oder Eigenheiten knüpften.

Am Silvesterabend sind die Wirtschaften ziemlich besucht, bei Bier und Wein wird das neue Jahr erwartet. Der Wirt stiftet seinen Gästen, wenn man sich beim Schlage zwölf „Prost Neijöhr“ gewünscht hat, Bretzel oder aber auch Brot und Wurst. Die Sitte des Neujahranschießens, die in früheren Jahren so beliebt war, hat in den letzten Jahren merklich nachgelassen; nur vereinzelt fallen die Pistolen-

*) Wer nähere Ausführungen, Erläuterungen, Literaturhinweise vermißt, möge bedenken, daß diese Zeilen in der Feuerstellung aufgezeichnet wurden.

schüsse, während der Küster von 12—1 Uhr das neue Jahr einläutet. Dagegen haben die Kinder am Neujahrstage ihre Freude daran, ihre „Pišdälšer“ abzuschießen, die sie mit „Polwer“ (Pulver), jenen kleinen runden roten Blättchen, laden. Außer diesem Kinderspielzeug werden auch Patronenhülsen benutzt, die mit Pulver geladen und durch einen Nagel zum Entladen gebracht werden; je lauter es „hummert“ (knallt) um so besser ist es. Verwandte, Freunde und Bekannte gehen sich am Neujahrsmorgen „Neijōhr anwinše“. Einige arme alte Leute und Kinder kommen in die Häuser der Wohlhabenden, sagen ihren Glückwunsch her und erhalten meist ein kleines Trinkgeld oder sonst eine kleine Gabe. Auch der auswärts wohnenden Verwandten und Freunde wird gedacht, und es ist bemerkenswert, wieviel der sonst so sparsame Bauer für „Neijorškārde“ ausgibt. Je bunter und größer sie sind, desto lieber kauft er sie. Aber auch seiner Neider und Feinde gedenkt der Bauer bei dieser Gelegenheit; sie erhalten eine „Uzkārd“ (Ulkkarte), meist eine plump bemalte Karte mit einem passenden oder unpassenden Spruch. Sie wird anonym und mit verstellter Handschrift abgeschickt. Eine Tanzmusik, der „Neijōršbāl“, beschließt den Geburtstag des Jahres.

Es gibt auf den Hunsrückdörfern eine Anzahl Musikkapellen, die an solchen Tagen zum Tanze aufspielen. Die Mitglieder der Kapellen sind Bauern oder Handwerker, die in freien Stunden am Abend oder am Sonntag zusammen üben. Während des Sommers bis in den Herbst hinein haben sie sonntäglich Beschäftigung, sie gehen dann „spīle“ (spielen). Zu künstlerischen Leistungen bringen sie es kaum, die Hauptsache ist, daß die Musik laut und geräuschvoll ist, „die mache awer schēn Musik“ heißt es dann. Die Auswahl der Tänze ist nicht sehr reichhaltig; Walzer, Rheinländer und Polka wechseln meist miteinander ab. Das junge Volk, „et Jungvolik“, die Verheirateten und die Alten „gehn uf die Musik“; die jungen Leute widmen sich eifrig dem Tanz. Große Förmlichkeiten gibt es dabei nicht. „Komm mer danze“ sagt der Bursche zu seiner Tänzerin, macht schließlich noch eine linkische Verbeugung dazu, oder aber er sagt überhaupt

nichts und winkt der Auserwählten schon von weitem zu. Die weiß dann auch schon Bescheid. Nach dem Tanze nimmt der Bursche in den meisten Fällen das Mädchen, mit dem er getanzt hat, an seinen Platz und trinkt ihm zu, bis die Musik zum nächsten Tanz aufspielt und ein anderer junger Mann das Mädchen zum Tanze holt, sofern dieses, besonders wenn es mit seinem „Borš" (Burschen) verlobt ist, es nicht vorzieht, nur mit dem Bräutigam zu tanzen. Während des Tanzes hält ein Mitglied der Kapelle die Tanzordnung. Die „Musik" wird, da Tanzmusik meist nur während der Kirmes und an Festtagen stattfindet, stark besucht. Da können nicht alle Paare zugleich tanzen: während ein Teil der Leute tanzt, steht der andere „Solo". Diese Wartezeit benutzen die Burschen häufig, um ihre Tänzerin zu wechseln. Daß bei einer Tanzmusik wegen eines Mädchens öfter Streitigkeiten oder gar Schlägereien vorkommen, ist keine Seltenheit. Die Verheirateten tanzen nicht soviel wie die Jungen und die Alten garnicht, sie sitzen an den Seiten des Saales oder Zeltes und sehen dem Treiben zu. Im Trinken — es wird meist Wein ausgeschenkt — ist man mäßig; der Wein ist dem sparsamen Bauer zu teuer, um in großen Mengen getrunken zu werden.

Die Fastenzeit, die in der Stadt die vielen Maskenscherze und Bälle mit sich bringt, verläuft auf dem Lande ziemlich still. Nur in den wenigen Hunsrückstädtchen, in Simmern, Kirchberg und Castellaun werden Maskenbälle abgehalten, dort gehen die Leute auf den „Fasenachsbāl". Umzüge am Fastnachtstage sind kaum zu verzeichnen: es sei denn, daß der Lokalpatriotismus in irgend einer Weise zum Ausdruck zu kommen sucht, wie z. B. vor einigen Jahren in Gemünden, wo man die langersehnte Lokalbahn durch einen lustigen Zug von Ochsengespannen verspottete. Auch Maskierungen sieht man wenig: meist sind es nur die Kinder, die sich „vekläre" (verkleiden). In vielen Fällen besteht die ganze Verkleidung lediglich in einer bunten Mütze, „er hot e Zibelkap (Zipfelmütze) uf", der Verkleidete ist ein „Fasenachdsbōz". Am Fastnachtsdienstag gibt es als Mittagessen „Krumbēresub" (Kartoffelsuppe), vor allem aber „Fasnachdskīchelcher" (Fastnachtskuchen).

Die Jungen gehen am Fastnachtstage „hānabele“; sie gehen von Haus zu Haus und singen:

Hanabeldihān
Die Fasenachd geht an;
Los et Messer blinke
Scheid mer e Stick Schinke!
Hanabeldihān
Die Fasenachd geht an.

In der Hand haben die Sänger den „Hanabel“, der wie ein hölzernes Bajonett aussieht. Auf diesen Hanabel stecken sie, was sie auf ihre Bitte hin bekommen, allerdings erhalten sie nur in wenigen Fällen Speck; meist stecken in dem Hanabel einige „Fasnachdskichelcher“, die, wenn der Stock bis oben mit diesen Liebesgaben gespickt ist, verzehrt werden.

Viel mehr Freude als das „Vekläre“ bereitet der Hunsrücker Jugend der „Strohmann“, der am Fastnachtsnachmittag durch das Dorf zieht. Ein junger Bursche wird ganz mit Stroh umwickelt und wandert, mit einer Peitsche bewaffnet, durch den Ort, zum Gaudium der Dorfjugend, die hinter ihm herzieht und die er öfter mit der Peitsche bedroht und verfolgt.

Am Gründonnerstag wandern, so sagt der Volksmund, die Kirchenglocken nach Rom und kehren erst am Karsamstag wieder; an diesem Donnerstag holen die katholischen Schuljungen auf den Hunsrückdörfern ihre „Klabere“ (Klappern) hervor, die die Glocken ersetzen sollen. Vor Beginn des Gottesdienstes ziehen die Jungen durchs Dorf und klappern; sie rufen, wenn sont ausgeläutet wird:

„For'd ersde Mōl!“

Während die Kinder früher andauernd klappernd durch den Ort zogen und zum Kirchgang riefen, wird seit einer Reihe von Jahren nur vor den Häusern der Katholiken geklappert und gerufen. Dreimal vor jedem Gottesdienst bewegt sich der Zug durch den Ort; beim zweitenmal heißt es:

„For'd zwēde Mōl!“

zuletzt: „For'd letšde Mōl!“

Daß am Ostermorgen die Kinder in Scheunen, Gärten und in den Ställen nach „Ošdereier“ suchen, ist selbstver-

ständlich. Fast durchweg werden die Eier mit den käuflichen Eierfarben rot, grün oder blau gefärbt (blau und rot sind bevorzugte Farben), vereinzelt findet man mit Zwiebelschale gefärbte Eier. — Als besonderes Vorrecht betrachten es die Einwohner von Gemünden, daß sie an den beiden Sonntagen vor und nach Ostern auf die „Ošderwies“ (Osterwiese), eine einem Großgrundbesitzer gehörende Wiese gehen dürfen, um sich dort am Ballspiel zu ergötzen. Die jungen Burschen, zuweilen auch die Männer, spielen Schlagball, die Kinder und Mädchen die verschiedenen Unterhaltungsballspiele. Das früher so gebräuchliche Eierpicken ist ganz abgekommen.

Häufig fallen die jüdischen Osterfeiertage (hebr. „pesach“) mit dem Osterfest zeitlich zusammen. Vor diesen Feiertagen findet in den Häusern der Juden eine gründliche Reinigung des ganzen Hauses statt, und da man das Fest „der ungesäuerten Brote“ feiern will, wird alles, was sonst zur Brotbereitung dient, aus den Häusern der Juden verbannt. Die Backmulle und was zum Bereiten des Teiges nötig ist, wird für die Dauer des Festes von christlichen Nachbarn aufbewahrt. Nachbarn und Freunden bringen die Juden auf dem Hunsrück, die in manchen Orten ziemlich zahlreich vertreten sind, „Matze“, jene ungesäuerten, dünnen und runden Kuchen, aus Mehl und Wasser bereitet, die die Juden während der Ostertage essen. Für die Matzen gibt man den Spendern häufig als Gegenleistung ein Ei.

An den Pfingst- und Weihnachtsfeiertagen sind kaum besondere Sitten und Gebräuche zu beobachten. Am Tage nach dem Weihnachtsfest ist der „Bindelchesdāg“, der Tag, an dem die Dienstboten ihren neuen Dienst antreten oder umziehen. Da werden die Mägde im benachbarten Dorf mit einem Wagen abgeholt oder die jungen Burschen tragen die „Kišd“ (Kiste, Habseligkeiten) der Magd von einem Haus ins andere und im Wirtshaus werden ihre Bemühungen mit Schnaps entlohnt, der gemeinschaftlich getrunken wird.

Rheinische Volksmittel gegen Zahnweh[1]).

Von **O. Schell.**

Das ungeheuer reiche Gebiet der Volksmedizin wird hier gleichsam in einem kleinen Ausschnitt beleuchtet. Berührt sich die Volksmedizin einerseits mit dem Aberglauben, so empfing sie anderseits auch Einflüsse von der medizinischen Wissenschaft, die allerdings in ihrem geschichtlichen Verlauf, ihrem Werdegang, keineswegs zu allen Zeiten als reine Wissenschaft gelten kann. Schon die Tatsache, daß in den ältesten Zeiten die gesamte Heilkunde von Priestern ausgeübt wurde[2]), daß dann die Ansichten des Römers Gallenus durchs ganze Mittelalter herrschend blieben, lassen den Tiefstand der medizinischen Wissenschaft in früherer Zeit genügend erkennen[3]).

Für das Volk kommen andere Einflüsse hinzu: Heidnischer Glaube in den verschiedensten Formen; der Glaube an die wunderwirkenden Kräfte der Heiligen und ihrer Reliquien, „die Niederschläge alter Klostermedizin", und „alte Kalendervorschriften", die auf ihren Ursprung schwerlich zu prüfen sein dürften[4]), und die Einwirkung umherziehender Quacksalber (Hirten, Abdecker, Schmiede, weise Frauen usw.) und Naturheilkünstler, die bis in unsere Gegenwart hineinreichen.

Den mit diesen Andeutungen gegebenen Wegen und Spuren selbst für einen kleinen Landstrich zu folgen, wäre ein lohnendes Unternehmen. Hier soll uns aber ausschließlich das beschäftigen, was das Volk, und zwar nur das rheinische, an Gemeingut zur Linderung der Zahnschmerzen im Laufe der Jahrhunderte anwandte, die Volksmedizin in ihrer Anwendung gegen Zahnweh.

Mit besonderem Interesse wendet sich die Volkskunde

[1]) Zugrunde gelegt wurde dieser Arbeit in erster Linie das reichhaltige Material des Rheinischen Wörterbuches, das Herr Prof. Dr. Josef Müller in Bonn in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte.

[2]) Für das Rheinland sei nur an Cäsarius von Heisterbach erinnert; man vergl. diese Zeitschrift I, 154 f.

[3]) Man vergl. A. Wiedemann in dieser Zeitschrift III, 1.

[4]) Man vergl. u. a. Rich. Andree, Braunschw. Volkskunde [2] S. 413.

den Mitteln gegen Zahnschmerzen zu, welche dem Glauben des Volkes entsprungen sind. Aber auch hier können wir einen tieferen Untergrund erkennen, ein Streben nach Erforschung von Ursache und Wirkung. Das Übel wurzelt nach der Volksmeinung in einem verursachenden Wurm[5]) (oder Würmern); oder es ist eine Erkältung, gegen die sowohl Kälte als Wärme angewandt wird; auch Sonne und Mond treten bedeutsam hervor; ferner Krankheitsdämonen usw. Dem entsprechen die angewandten Heilmittel wie Besprechungen, Vernagelungen, Verpflöckungen usw. Aber auch den Mitteln müssen wir uns zuwenden, welche einen gewissen Schein der Berechtigung haben, welche auch heute von der zahnärztlichen Wissenschaft nicht ganz verworfen werden, und zu denen namentlich das Pflanzenreich eine reiche Beisteuer liefert.

Der Glauben nimmt bei den Volksmitteln gegen Zahnweh sehr verschiedene Formen an. Er sucht sein Heil vor allen Dingen in Zauberformeln (Besprechungen, Segen usw.)[6]). Eine der bekanntesten derselben knüpft an Petrus[7]) an. Sie beweisen den ungemein starken Widerhall, den die allgemeine Volksanschauung bei dem Glauben an die katholischen Heiligen gefunden hat, ein Abglanz der Hilfe, die man bei der Gottheit selbst gegen die Krankheitsdämonen sucht[8]). Vielfach haben diese Zauberformeln eine legendenhafte Einkleidung erhalten.

Ebenfalls sehr verbreitetem Volksglauben begegnen wir in einem an der Nahe angewandten Mittel[9]). Mit einem Nagel

---

[5]) Man vergl. u. a. L. Dietrich, Volkskundliche Zeitschriftenschau für 1904. Zeitschrift f. Assyriologie usw. Bd. XVIII. Öfele, Assyrische Medizin.

[6]) Man vergl. dazu u. a. Berliner Zeitschr. f. Volkskunde I, 196; XXIII, 114 f.

[7]) Diese Zeitschr. II, 285 (Nahe); VI, 290 (Sohren); IX, 150 (Hunsrück); ferner Berliner Zeitschr. f. Volkskunde VI, 91 f.; VIII, 201 (7); IX, 58 ff.; XXIV, 153, 157 f. Auch die h. Apollonia wird um Linderung der Zahnschmerzen angefleht; man vergl. Berliner Zeitschr. f. Volkskunde XXIV, 136 f.

[8]) Berliner Zeitschr. f. Volkskunde V, 4.

[9]) Diese Zeitschr. II, 285.

wird am schmerzenden Zahn gebohrt, bis der Nagel blutig wird. Dann wird der Nagel an einer Stelle eingeschlagen[10]), wo ihn weder Sonne noch Mond bescheinen und treffen können. Das Zahnweh vergeht[11]). Hier spielt allerdings der Blutaberglaube[12]) schon stark hinein, wie auch bei einer Zauberformel im Bergischen[13]). Man nimmt einen neuen Nagel, mit welchem man solange an dem schmerzenden Zahn stochert, bis er Blutspuren aufweist. Dann spricht man:

Hier stech' ich meine Zähne
Und verbinde meine Schmerzen.
Sie sollen nicht sausen;
Sie sollen nicht brausen;
Sie sollen nicht peinigen;
Sie sollen nicht leidigen!

Dann muß man den blutigen Nagel in einen Baum einschlagen. Zuweilen, wenn der Schmerz beim ersten Schlag nicht weicht, muß man zum zweitenmal schlagen. Wird aber der dritte Schlag ausgeführt, dann schwillt der Kopf des Leidenden ungeheuer an.

Nach Montanus (Volksfeste, S. 116) ritzte man mit einem Nagel die schmerzende Stelle am Zahn, schlug dann den Nagel in einen Baum oder Pfosten und sprach dabei: „Gibel god gabel."

Eine weitere Besprechungsformel aus dem Birkenfeldischen in dieser Zeitschrift VIII, S. 68.

In Gürzenich bei Düren schlägt man einen Nagel in die Wand, muß dann aber fest glauben, daß die Zahnschmerzen schwinden[14]).

---

[10]) Über das „Vernageln der Zahnschmerzen" s. man noch Berliner Zeitschr. f. Volkskunde X, 338; Andree, Braunschw. Volkskunde, S. 307; Zeitschr. f. österr. Volkskunde II, 363 f.; Zahrer, Die Krankheit im Volksglauben des Simmenthales, S. 33. 60. Wuttke, Deutscher Volksglaube, § 490, C. Seyfarth, Aberglaube und Zauberei usw., u. v. a.

[11]) Man vergl. Berliner Zeitschr. f. Volkskunde I, 196; V, 7, 20; VIII, 201 ff.; Am Ur-Quell I, 186; II, 177; Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann S. 99—101.

[12]) Strack, Das Blut, namentlich S. 27 ff., 40 ff.

[13]) Berliner Zeitschr. f. Volkskunde XVI, S. 173.

[14]) Rheinisches Wörterbuch.

Einen Schritt weiter, zum sogenannten Einpflöcken, bringt uns folgendes, im Bergischen angewandte Mittel.[15]) „Leidet jemand an Zahnschmerz, so geht der, welcher ihn durch den Holunder davon befreien will, mit einem Messer in der Hand rücklings aus der Stube bis zu dem Holunderstrauche und spricht dann:

Liebe Höllter
Leiht mir einen Spälter,
Den bring ich euch wieder.

Dreimal spricht er dies, dreht sich dann herum und macht in die weiche Holunderschale zwei nebeneinanderlaufende Einschnitte, die er oben durch einen Querschnitt zusammen vereinigt, schlägt dann die Rinde auf Zoll-Länge, doch solchergestalt ab, daß sie möglichst unzerrissen und unten mit dem Aste zusammenhängend bleibt, schneidet aus dem von der Rinde befreiten Holze einen dünnen Splitter und trägt denselben, sich umwendend und rückwärtsgehend, in die Stube. Dort ritzt der Leidende das Zahnfleisch, bis der grüne Splitter blutig wird, und diesen Splitter bringt er, immer rückwärtsgehend, wieder zu dem Hollder zurück, drückt ihn in den Splint, legt die Rinde wieder, wie sie gewesen, und befestigt dieselbe mit einem Bindfaden, daß der Einschnitt desto bälder zuwachse. Dann noch einiges Gemurmel unverstandener und unverständlicher Worte und der Zahnschmerz ist fort."

Auch verstand es früher der eine oder andere, mit Zauberformeln die Zahnschmerzen in einen Weidenstrauch zu bannen, in dessen Ruten Knoten geschlungen wurden.[16])

Mit einem Stäbchen aus einjährigem Wacholdersprößling das Zahnfleisch bis zur Blutung geritzt, vertrieb den heftigsten Zahnschmerz.[17])

Den Holzsplitter eines vom Blitze gefällten Baumes führt man an den hohlen Zahn und bohrt solange, bis er blutet (Ottw., Wiebelsk.). Auch in Fürstenhausen (Saarbr.) knüpft der Glaube an den Blitz an, indem man „schliwere vome kirschbom, wo de blitz enin geschla hat", anwendet.

[15]) Montanus, Volksfeste 149; man vergl. Kuhn, Westf. Sagen II, 205.

[16]) Berl. Zeitschr. f. Volkskunde, XVI, 173 f.; IX, 231.

[17]) Montanus, Volksfeste, 151.

Das Einpflöcken in abgeschwächter Form wendet man in M. Gladbach an. Mit der Schale eines Weiden- oder Eschenbaumes reibt man den Zahn und heftet die Schale wieder an den betreffenden Baum.

In Kevelaer läßt man „de tantpinn affnehme", aber nur durch gewisse Personen, die dabei beten (Zauberformeln sprechen?) und den Finger an den Zahn halten.[18]) Ähnlich verfährt man in Obettingen bei Daun. Man läßt sich von einem alten Manne segnen, wobei eine bestimmte Formel angewandt wird.

Das Einpflöcken der Zahnschmerzen ist ungemein verbreitet; im Bergischen (diese Zeitschrift XI, 162), im Birkenfeldischen usw. In Kempen (St. Peter) heißt es: „möt ehn spetz hölzke jett bloet utt de kronke tongt näeme on dat ehne hoele boem stäeken."

Die Sympathie trat schon mehrfach hervor und wird in späteren Angaben noch häufiger begegnen. Hier vorab noch zwei Sympathiekuren aus Unterweiden bei Kempen. Der Heilende läßt dem Kranken von Mund zu Mund durch eineu Strohhalm einige Tropfen warmes Wasser in den hohlen Zahn laufen. Der Kranke muß alsdann aufwärts bis 9, und dann abwärts jeden Tag die entsprechende Zahl Vaterunser beten. In dieser Zeit sind die Schmerzen fort. Der Heilende muß in diesen Tagen besondere Gebete verrichten (welche?). — Mit einem kleinen Heckenreis wird solange in dem Fleisch bei dem kranken Zahn gebohrt, bis Blut am Reis ist. Dann wird das Reis auf dem Felde in ein Mauseloch[19]) gesteckt. Wenn es dort verfault ist, sind die Schmerzen fort. Der Kranke hat 1 bis 9 Vaterunser aufwärts in 9 Tagen zur heil. Apollonia[20]) zu beten (Rh. W.).

Über das Verpflöcken von Krankheiten (Zahnschmerzen) sei im allgemeinen auf untenstehende Quellen verwiesen.[21])

[18]) Berl. Zeitschr. f. Volkskunde XIII, 67; VIII, 228 (Zahnweh wenden).

[19]) Zahn im Mausloch vergl. Berl. Zeitschr. f. Volkskunde I, 193; VIII, 287, 315; XI, 447; XX, 386 f.

[20]) Berl. Zeitschr. f. Volkskunde, XXIV, 136 f, 153, 157.

[21]) Wuttke, Deutsch. Volksaberglaube [3], § 488—491. Berl. Zeitschr. f. Volkskunde V, 196 (Dänemark); VII, 252 (Steiermark); VII, 67. 68.

Ferner sei noch auf den in Orscheid bei Ägidienberg üblichen Brauch, die Zahnschmerzen auf einen Birnbaum zu übertragen, hingewiesen (diese Zeitschrift XI, 171). In Sieglar hingegen muß man die „zandpeng bössen" (Rh. W.). Sehr leicht löst der Glaube endlich die heikle Sache, wenn er empfiehlt, nicht an den kranken Zahn zu denken (Cochem, Mayen usw.). Dagegen in Prüm (Burbach): „Zännwiehsteller durch Gebetformel heißt: de peng geholt."

Die geheimnisvolle Kraft heiliger Zahlen (man vergl. auch oben) tritt hervor in einem in Ouren (Malmedy) geübten Brauch. Dort legt man ein Säckchen mit 7 Steinen an einen Kreuzweg; wer es aufhebt, erbt die Zahnschmerzen. In Polch (Mayen) wirft man 3 Steine über den Kopf, um die Schmerzen zu lindern.

Eine Schnur windet man in M. Gladbach um den kleinen Finger. Den Ringfinger macht man naß und hält ihn in die Vertiefung hinter der Ohrmuschel (Emmerich); dadurch werden die Zahnschmerzen günstig beeinflußt.

Einen unterirdischen Stengel legt man in Hückeswagen in den hohlen Zahn, um die Schmerzen zu beseitigen.

Wie eine Übertragung der Zahnschmerzen auf Pflanzen findet auch eine solche auf Tiere statt. Richard Andree hat einen solchen Fall[22]) angeführt; dieser Glaube wird auch im Bergischen geteilt.

Auch der Tote und sein Aufenthalt, das Grab, wird in den Glaubenskreis dessen gezogen, der Linderung seiner Zahnschmerzen sucht.[23]) Hierher darf man wohl zählen, was der Verfasser in dieser Zeitschrift (XI, 163 f.) aus Remlingrade mitteilte. Der Sympathieglaube spielt in diese Anschauung stark hinein. In andern Gegenden ist der Glaube verbreitet, daß man keine Zahnschmerzen bekommt, wenn man am Frei-

---

70. 168 (Neu-Ruppin); VIII, 204 (Neu-Ruppin); X 338 (Braunschweig); XIII, 438 ff. Am Ur-Quell I, 19 (Posen); II, 27 (Holstein); II, 129 (Schlesien); III, 50 (Skandinavien). Frischbier, Hexenspruch und Zauberbann, S. 101 ff. (Preußen). Strack, Das Blut, 41 (Litauen) usw.

[22]) Berl. Zeitschr. f. Volkskunde, XVIII, 311.

[23]) Man vergl. u. a. Berl. Zeitschr. f. Volkskunde I, 193; VIII, 287; XXIII, 120. Am Ur-Quell III, 49. Strack, Das Blut, S. 52 usw.

tag die Nägel schneidet.[24]) Auch die Errichtung der Wegekreuze in der Hocheifel[25]) kann hier angeführt werden. Mehr in den Vordergrund tritt die Kraft des Blutes, wenn man in Lutzerath (Cochem) glaubt, den Schmerz zu beseitigen, wenn man mit einer Nadel so lange im Zahn bohrt, bis er blutet.[26]) Ein Stöckchen hält man an einen Toten und steckt es dann in die Erde. Wie das Stöckchen verfault, verfault auch der Zahn (Hinsbeck bei Geldern). Einen toten Zahn hält man an den kranken Zahn (Boisheim-Kempen).

In Piesbach bei Saarlouis legt man Dreck (welchen?) auf.

Nun mögen Mittel aus dem Tierreich folgen, bei welchen die Substanz als solche die Heilung bewirkt. Mit Ameisenspiritus reibt man in Oberstein ein. Eine Gans wird auf die Backe gebunden (Altenessen). Einen faulen Hering wendet man in Saarbrücken, ein Honigpflaster in Killburgweiler bei Bittburg, Hundswolle in Wittl. (Bottrup), einen Katzendarm um den Hals (Grevenbr.-Otzenroth; Elberfeld[27]), eine Kuhklaue (Dahlem bei Schleiden) an. Warme Milch hilft in Niederseßmar (Gummersbach), kalte hingegen in Immekeppel (Oberbergischen). In Köln und Bitburg empfiehlt man hingegen, die Milch im Munde zu Butter werden zu lassen: nemm Milch en de Mul, dann hau ich dich öm de Backzäng, bes die Milch zo Botter geworde es (Köln). Daß man auch Butter anwendet (Neuendorf bei Coblenz, Rödingen bei Jülich) ist naheliegend. Auch Schafwolle, Speck, Wachs und Tran, sogar der Saft vom Marienkäfer[28]) haben gläubige Verehrer gefunden.

Das Pflanzenreich ist mit einer ungeheuren Fülle von schmerzlindernden Mitteln vertreten. Ein Stück der Kartoffel legt man ins Ohr (im Bergischen[29]), auf den schmerzenden Zahn (Eschb. Rheinbach), oder auf die Kinnbacke (Mörs). Heiße „grombiere“ hält man auf die Backe

---

[24]) Man vergl. auch Sartori, Sitte und Brauch II, 36.
[25]) Diese Zeitschrift XI, 296.
[26]) Rhein. Wörterbuch.
[27]) Diese Zeitschr. XI, 164.
[28]) Diese Zeitschr. XI, 164.
[29]) Ebda. XI, 169.

(Illingen bei Ottweiler); dagegen bedient man sich bei Saarbrücken des Grundbirnenschnapses. Ferner legt man gequellte Kartoffeln an die Zähne (Altenkirchen), Kartoffelkeime ins Ohr (ebenda), steckt Kartoffelstückchen ins Ohr (Sieglar), während man Pellkartoffeln auf die Wange legt (Kochem, Trarbach).

Fast ebenso beliebt ist der Tabak. Tabakssaft braucht man im Bergischen,[30]) Tabakssaft aus dem Abguß der Pfeife (Essen)[31]), Kautabak (Koblenz, Kreuznach, M.-Gladbach u. a. v. O.), Strangtabak, Zigarrenspitzen usw. usw.

Hopfenöl, spanisch Hopfenöl (Höhscheid bei Solingen), Hopfentropfen (Neuß); gemahlenen Kaffee raucht man (Beuel, Merzig, Rheinbach, Engelskirchen). Schwarzen Kaffee trinkt man in Mülldorf bei Siegburg. Kamillen (Essen[32]). Schiefbahn bei M.-Gladbach). Wurzel vom Brombeerendorn (Idar). Brennesselwurzeln (Bremm bei Kochem). Kalmus[33]) (Bergisches, Növenich bei Düren, Hiesfeld bei Dinslaken, Rees, Koblenz, Mörs, Daun usw.). „Lischenwurzeln" (Püttlingen bei Saarbrücken), Wegerich (Essen[34]), Elberfeld usw.[35]). Den Rauch von der Baumwolle atmet man ein (an der Sieg); die Blätter der Fetthenne (Kranenburg bei Kleve); Geranienblätter (vielerorts). Gewürznelken kaut man in Aachen, drückt sie in Eupen gegen den Zahn. Das Brot tritt sehr bedeutsam hervor. Brot und Pfeffer legt man in den betreffenden Zahn (Selsten bei Heinsberg); ehn heet gemöckte schnie bruet opet boeke benge (St. Peter bei Kempen); schwarze Brotkrusten zu kauen empfiehlt man in Nennig bei Saarburg, Aachen, Geilenkirchen.[36])

Bähen mit heißen Pflanzen und dergl. ist sehr verbreitet. Den heißen Grützsack benutzt man (Wittl. Spang Dahlem), heißen Hafer in einem Säckchen (Humes bei Ottweiler), heiße

[30]) Ebda. XI, 168.
[31]) Ebda. X, 186.
[32]) Ebda. X, 185.
[33]) Man vergl. Leithaeuser, Berg. Pflanzennamen. S. 20.
[34]) Diese Zeitschr. X, 186 f.
[35]) Leithaeuser, Berg. Pflanzennamen, S. 36.
[36]) Berl. Zeitschr. f. Volkskunde I, 193; Sartori, Sitte und Brauch III, 114.

Heublumen (Kairen bei Ottweiler, Rodt bei Saarburg), Aufschläge mit warmem Heusamen (Waldalgesheim bei Kreuznach), Holunderblütenkissen (Saarbrücken), Kissen mit Mehl, Kleie und Holunderblüten (Saarbr. Scheidterberg), gekochte Kamillenblumen (Mayen, Kalk bei Köln, Euskirchen — Klein und Groß Vermich, Dülken, Aachen, Düren, Leutesdorf); ferner wendet man Kamillentee, Kamillenwasser, Kleie, Kleienkissen, Kuchenmehl, Leinensack, Sägemehl und Spreukissen an.

Kurz erwähnt sei die Anwendung folgender Pflanzen und Pflanzenteile: Holundertee (Mettmann),[37]) Immergrün,[38]) Kampfer (St. Goar), Kappes (Krefeld, Lank), Knoblauch (Koblenz; Kreuznach, Bretzenheim; Merzig, Brotdorf; Bonn, Walberberg; Solingen-Höhscheid), Knolle (Neuwied, Rheinbrohl), Krautnagel (Krefeld, Fischeln; Moers, Walbach; Elten), Krautnelke (M. Gladbach), Kreuzkraut (Heinsberg, Wassenberg), Leinmehl (Saarburg, Cahren), Leinsamen (Kreuznach, Waldalgesheim), Lorbeerblätter (Koblenz, Rübenach), Meerrettig (Erk, Richelrath; Ahrw., Löhnd.; Koblenz; Sol.-Höhscheid; Mülh. a. Rh., Rösrath), Mostert (Aach., Stolberg; Emmerich; Mayen), Mostertpflaster hinter dem Ohr (Dür., Frauwülleshm., Bergh., Kirchherten; Gumm., Risel), Mottenkönig (Saarbr., Quiersch.), Muskatnuß (Neuw., Segendorf), Nägelchen (Düren, Gürzenich; Jül., Linnich; Alt Oerbach; Kreuzn., Winterbach; Meisenheim; Elberfeld), Nägelchensöl (St. Goar; Siegen, Krombach; Köln), Nägelchenstinktur (Jül., Boslar), Nagelkörner (Heinsbg.), Nelken (Aachen; Eup., Raeren; Malm., Burg, Reuland; Brenk, Dhron u. v. a. O.), Nelkenkopf, (Sieg, Eitorf), Nelkenkorn (Siegburg, Wesel), Nelkenöl (Oberwesel, Ratingen), Nelkensamen (Kreuzn., Traisen), Orangenblatt (Krefeld), Petersilie (Jül., Ameln), Petersilienwurzeln (Neuß), Pfeffer (Aachen, Bardenbg.; Heinsberg, Mysl.; Alt Seifen), Pfeffer und Salz (Schleid, Reifferscheid; Brenk, Allenbch.; Siegen, Eisern), Papier mit Pfeffer und Salz auf die Backe binden (Kochem), Pfeffer um den Zahn streuen (Mettmann, Haan; Mülheim a. Rhein), Pfefferkern (Kreuzn., Dhaun; Sobernheim; Neuw., Merz.), Pfefferkorn (Aach., Richterich; Neuw., Segendorf; Jül.,

[37]) Leithaeuser, Berg. Pflanzennamen, S. 18. Montanus, Volksfeste.
[38]) Ebd. S. 19. Montanus, Volksfeste.

Boslar; Dür., Frauwülleshm), Pfefferkraut (Saarbg., Cahren), Rettich (Kreuzn., Waldalgeshm), Rosmarin (Merz., Loshm.), Rüböl (Erk, Gerderath), Saarwurzel[39]) (Kochem), Salbei (Krefeld, Elberfeld, Kemp; Amern, St. Georg; M. Gladbach, Lürrig und a. O.), Sauermus (Neuw., Nwambach.), Sauerteig und Speckstücke ins Ohr (Tr., Remig), Schwarzwurzel (Schleid, Nettershm.), Sellerie (Heinsbg., Kirchhoven; Elberfeld), Sellerieblatt (Geld., Nieukerk; Dür., Nzier), Selleriestück (M. Gl., Giesenkirchen), Selleriewurzel (Eschweiler), Senf (St. Goar, Braunshorn), Senfpflaster (Meis., Altheckmühl), Suppengrün (Kr. Fischeln), Weihrauchkorn (Tr., Hüsch), Zucker (Kobl., Mülhm; Zell, Löffelscheid), Zwiebel (Siegen, Hilchenbch; Köln; Sol.-Höhscheid; Elberfeld).

Das Mineralreich tritt mit seinen Heilmitteln sehr zurück. Zu erwähnen sind: Alaun (Jül. Rödingen), Kreide (Kobl. Kaltenengers), Salz (Eschweiler: Ad. Herschbch.), Salzkugel (Eup, Raeren), Salzstück (Malm., Burg Reuland) Salzwasser (St. Goor, Braushorn: Neuß), Zweipfennigstück (Rees, Ringenbg).

Besonderer Vorliebe erfreut sich der Branntwein. In Schmidtheim bei Schleiden erteilt man den einfachen Rat, sich zu betrinken. Ähnlich handelt man in Bonn, Ameln bei Jülich. Heißen Branntwein hält man in Meisenheim für nötig. In Vith bei Malmedy bringt man den Branntwein an den leidenden Zahn; ebenfalls in Elberfeld. Gurgeln mit Branntwein wendet man in der Gegend von Rheinberg an. In Kyllburgweiler bei Bitburg „stecht ma sech e watstepchen mat brantwein a de zan". Dagegen muß man in Cahren bei Saarbr. „brandewein on kreid schnauwen". In Holzweide bei Mülheim am Rhein, Beslich bei Rees, Elberfeld usw. wendet man ebenfalls Schnaps an. Hefebranntwein in Wassenach bei Mayen, alten Kornschnaps in Gürzenich bei Düren, Geilenkirchen, Schleiden-Glahn, Kempen-Lobberich, Jülich-Boslar usw. usw.

Flüssigkeiten verschiedener Art, teils Allerweltsmittel sind: Sulzberger Tropfen, Terpentinöl, Hoffmannstropfen,

[39]) Das sind bestimmte, bei Hochwasser aus dem Oberlauf der Mosel mitgeschwemmte Wurzeln und Holzstückchen, die von Kindern herausgefischt werden.

Kreosot, Pain-Expeller, Grüne Tropfen, Petroleum, Steinöl, Kajaputöl, Schmierseife, Essig usw.

Kälte und Wärme hält man für Heilmittel in Scheven (Schleiden), wenn man ein Fußbad nimmt; in St. Wendel verstärkt man dessen Wirkung durch Hinzufügung von Essig und Salz. In Burscheid bei Lennep wendet man auch heiße Fußbäder mit Salz an, zieht dann Wollstrümpfe an und geht zu Bett. Warme Aufschläge gebraucht man in Seifen (Altenkirchen). Den Bart läßt man stehen in Mülheim bei Koblenz. In Senheim (Zell) legt man nasse Socken an und zieht wollene Strümpfe darüber. Heiße Tücher legt man in Koblenz auf die schmerzende Backe. Ein warmes Tuch hält man in Morsbach (Waldbröl) an die Backe. In Hilchenbach u. a. a. O. bindet man ein Tuch um den Kopf. In Münster a. St. hält man die Wange über den Herd. Ein Säckchen mit heißer Asche verwendet man in Koosbüsch (Bitburg), ein Dampfpflaster in Protz (Saarbg.). Den Kopf hält man in Giesenkirchen (M. Gl.) über Wasserdampf. In Schwarzerde bei Simmern taucht man ein Leinenläppchen in heißes Wasser und hält es an den Zahn. In Barmen legt man einen warmen blauen Lappen um den Kopf.

An kalte Umschläge glaubt man hingegen in Bodendorf an der Ahr und in der Gegend von Rees. Kaltes Wasser bringt man in Kettig (Koblenz), Raeren (Eupen) an den Zahn. Kaltes und heißes Wasser trinkt man in Koblenz, ausschließlich kaltes in Leutesdorf (Neuw.). In Selften (Heinsberg) steckt man die Füße in kaltes Wasser. Barfuß durch den Schnee läuft man in Weiler (Kochem). Eine kalte Axt legt man in Löhndorf bei Ahrweiler an die Backe. In Hürholz (Wipperfürth) nimmt man einen kalten Stein in den Mund. Dagegen atmet man in Haustadt (Merzig) kalte Luft ein.

Auch der Humor kommt natürlich bei den Volksmitteln gegen Zahnschmerzen zur Geltung, oft derb genug und an Dr. Eisenbart erinnernd. So rät man in Ülmen (Kochem): de kopp köche unn de brieh drinke; in Huchelhoven (Bergheim): erus rise on en et loch drise; in Langenthal (Kreuznach): dä köp in dă ūwe stäke un' ăr dĭ bump hăle; in Emmerich: woar heij de pin? aan deze kant; dann vaart

oaver (über den Rhein), dann heij se aan de gönne kant; in Niederwambach (Neuwied): bön derən handvol sauermōs vör de āš; in Merscheid (Bernkastel): bun dar en säukumb im de backen. Vielerorten empfiehlt man, Wasser in das Maul zu nehmen, sich auf den Ofen zu setzen und abzuwarten, bis es kocht, dann würde es besser. Ähnlich ist es in Kettig bei Koblenz: Man schüttet Wasser in das eine Ohr, legt den Kopf mit dem andern Ohr auf den Ofen, und läßt das Wasser kochen. In Bell (Mayen) soll man eine Zeitung verbrennen, den Dampf in ein Gläschen sammeln und mit dem sich absetzenden Saft den Zahn bestreichen. In Elberfeld ahmt man die chinesische Sprache nach und spricht: Sint-ding-Tang-ping-fut?

Sitten und Bräuche im Bergischen Teile des Regierungsbezirks Cöln.

Von **E. Kaufmann**, Düsseldorf.

1. Eierschibbeln.

Am Charsamstag bauen die Kinder aus gesammeltem Moos an einem Wiesenabhang eine 20 cm hohe, hufeisenförmige Bahn. An den Osterfeiertagen versammelt sich die Jugend. Eins der Kinder läßt ein Ei herunterrollen. Wenn dieses Ei nun unten am Moos gelandet ist, versuchen die andern, durch Nachrollen es zu treffen. Wer trifft, bekommt einen Pfennig und hat das nächste Mal herzuhalten. Für den ersten Bankhalter ist deshalb das Spiel so verführerisch, weil er von jedem Mitspielenden einen Pfennig bekommt, wenn niemand trifft. Und dies kommt bei der Holperigkeit der Bahn häufiger vor, wie man glauben möchte. Man nimmt auch Holzeier, womit beim Kippen gegen ein natürliches Ei (Spitze gegen Spitze oder „Hömm an Hömm") öfters Schalk getrieben wird.

2. Musterung oder Ziehung.

Sie ist in der weit entlegenen Kreisstadt. Von dort kommen die Burschen, die Hüte mit fußhohen Blumen geschmückt, den nach unten wuchtiger zulaufenden, bebänderten

Mistelstock in der Faust, stundenweit über die Berge abends nach Hause. Und Musik ist dabei, eine ganze Kapelle ist mit harten Talern gemietet! Öfters geht der Kapelle noch ein halbwüchsiger Junge voraus, der an langer Stange einen riesigen Hampelmann bewegt. Vielleicht die humoristische Darstellung des Rekrutendrills. Dabei hörte man schon seit den 80er Jahren das Lied, das die Presse irrigerweise als eine hessische Erfindung dieses Feldzuges gepriesen hat:

Heimat, ach Heimat, ich muß dich verlassen,
Muß Vater und Mutter und Liebste verlassen,
England und Frankreich lassen uns keine Ruh,
Morgen marschieren wir auf Frankreich zu.

Daß der bergische Bauer eher wie der Berliner Diplomat hinter England den größten Feind wittern mußte! Vox populi, vox dei.

3. Foch.

Kommt die Einmachzeit oder die Zeit des Schnitzelndörrens heran, dann sagt dieser oder jener einen Foch an. Sind nun in einem Hause, wohin die Einladung ergeht, wirklich keine Töchter, so kommen doch die Nachbarsmädchen hin zum Bohnenschniffeln oder Äpfelschälen. Dann finden sich auch die benachbarten Burschen ein, und es kommt eine rechte Spinnstubenfröhlichkeit zustande: Gesang, Neckereien und nach getaner Arbeit Spiel und Tanz. Die Spinnstubenhaltung hat die Polizei seit langem schon verboten; aber was braucht es der Spinnräder, wenn der Zweck erreicht wird. Im übrigen ist ja die Altmutter auch noch da.

4. Freien.

Für manchen ein unfeines Wort für „poussieren?“ Gewiß haben aber viele mit uns Freude über ein solches altes, schlichtdeutsches Wort. Hätten wir ihrer nur noch mehr!

In das Bauernhaus am Wiesenhang, wo ein wohlhabender Landmann eine heiratsfähige Tochter hat, tritt Sonntagabends mit freundlichem „Chon Ovend zesammen“ ein Bursche ein. Der alte Bauer erwidert kurz den Gruß, während er dem Eingetretenen einen Augenblick über die Brille hin scharf mustert. Er scheint befriedigt und liest seine Zeitung ruhig weiter.

Der junge Mann schlägt wohl hier und da nach den noch lästigen Fliegen, bleibt aber ruhig sitzen und kümmert sich scheinbar nicht um seine Umgebung. Er pafft aus einer halblangen Pfeife, die anstatt des Holzes einen langen Schlauch, eine „Schwucke“ hat. Dann und wann blinzelt er die „Freiersche“ an, um zu prüfen, ob er ihr angenehm ist. Ist dies nicht der Fall, oder er etwa zu jung oder „grün“ zum Freien, so bietet ihm das Mädchen ein Käsebutterbrot, „eine Dong“, nebst einer Tasse Milch an. Dann ist aber „der Korb“ fertig und „Er“ oder „häh“ verläßt sofort das Haus.

Andernfalls klopft er die Pfeife aus und stopft sich eine neue, was für die Alten ein Zeichen ist, daß der Bursche bleiben wird. Der Bauer legt die Zeitung weg und geht zur Ruhe, wohin ihm die Mutter bald folgt. In der Türe aber mahnt sie noch: „Macht net zo lang, un Jettchen spar et Gelöchte (= das Licht) net.“

Dann und wann, wenn der Bauer glaubt, sich über die Herkunft des Freiers erkundigen zu müssen, spricht er noch ein paar Worte mit dem Jungen über Ernte und Vieh. Der Alte bricht aber schnell ab, wenn er erfährt, daß der Bursche weit über die Berge gekommen ist und wohl sicherlich nicht deshalb, um sich über die Landwirtschaft mit dem Bauern zu unterhalten.

Oft kommt es auch vor, daß zwei oder drei Burschen ein und dasselbe Mädchen freien möchten. Manchmal vertragen sie sich, öfter aber schlagen sie sich auf dem Heimwege die Köpfe wund. Vielfach spielten auch schon die Ortsburschen einem Fremden übel mit, der ihnen ein schönes und reiches Mädchen wegheiraten wollte. Allerdings gibt es hierunter auch Hasen, die laufen, wenn man auf den Strauch schlägt.

5. Hihling.

Wenn es nun so recht kalt wird, dann freut sich der Bauer über die volle Scheune und — heiratet. Nachdem die Brautleute zweimal verkündigt, „über die Kanzel gesprungen“ sind, kommt der Vorabend der Hochzeit heran. Der Polterabend besteht für Settchen, Trina und andere Mädchen darin, im Brauthause den Kuchen backen zu helfen. „Hoffentlich

kommen die schrohen (= argen) Jungen net on schrecken uns", meint die Braut, die gerade einen wohlduftenden Platz dem Kamin entnimmt.

Da tönt es aber auch schon kurz und scharf „paff, paff, paff!"

„Au wia", ruft die Braut, die sich im gleichen Augenblick am Kuchen die Finger verbrennt und fast weint, als sie ihn verdorben auf der Erde liegen sieht.

„No loß der den Hihling nit verderven", ruft der Vater und fährt dann zum Fenster hinaussehend fort: „Die Öster ham mer den Mauser stiebitzt; ich kannt doch meng Gewehr am Knall."

Aber man ist den Burschen draußen, die mit allen möglichen Knallinstumenten, ja sogar mit einem „Katzekopp" der Schützenbrüder schießen, nicht böse, weiß man doch, daß das Hihlingschießen ein Ehren- oder Freundschaftsdienst für Braut und Bräutigam ist.

6. Silvester.

Wenn der Silvesterabend hereinbricht, fertigen die Bäcker riesige, geknetete Bretzeln an. Dabei sei bemerkt, daß die Bretzeln überhaupt dort oben ein überaus schmackhaftes, eigentümliches Gebäck sind, das vielfach zur Fleischbrühe oder Suppe gegeben wird.

Um jene großen Bretzeln spielt man nun in der Silvesternacht. Und der Papa ist besonders stolz, wenn er mit einer oder zwei Bretzeln um den Hals heimwärts seine Schritte lenken kann. Nun will er auch noch Frau und Kindern das Neujahr „abgewinnen", aber er hat seine Rechnung ohne das Hennerchen gemacht. Der Zwölfjährige hat den Vater durch den knirrschenden Schnee stapfen hören und liegt auf der Lauer. Er empfängt ihn mit schnellem „Prost Neujohr. Äh, ich han gewonnen, kitsch-kei". Da hat nun der Vater schon eine Bretzel verloren. Man setzt sich jetzt zum Kaffee, wobei die Bretzeln verzehrt werden. „Mein Chott, Mann, wat wor dat für ein Scheßerei", sagt die Frau bedauernd.

„Et wor fein", meint der Knabe schmatzend und ißt dem arglosen Vater ein Stück nach dem andern vom Kuchen weg in das feiste Wänzlein hinein.

„Jjo, so cheht et," philosophiert der Vater, den kleinen Rest seiner Bretzel betrachtend, „zuerscht frißt mer dem Vatter de Bretzel op, dann schüßt mer schlag zwölf met Pistolen, Schlösseln un angeren Schüßdengern, dann geht mer Bretzelnkarten und zuletzt geht mer zor Ruh."

Und den Jungen beim Ohrläppchen ziehend, gehen sie nun alle schlafen.

7. Begräbnis.

Vor einem oder zwei Menschenaltern wurde die Leiche des Bauern auf einem zweirädrigen Karren zum Kirchhof gefahren. Auf dem Karren aber saß neben dem Sarge — die Witwe. Und der Weg war weit.

Eine alte Frau erzählte einmal, es sei ihr dabei so unheimlich zumute gewesen, als ob sie allein mit der Leiche in einem dunklen Keller tagelang zugebracht hätte. Dabei schien aber hell die Sonne, und aller Augen waren auf sie gerichtet. „Allerdings hätte ich mich schämen müssen, wenn ich diese letzte Fahrt nicht hätte mitmachen wollen." So meinte sie.

Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen.

Von **Th. Imme,** Essen.

B. Kulturnamen.

I. Die Hof- und Kottennamen.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die bisher besprochenen Hof- und Kottennamen enthalten alle einen irgendwie hervorstechenden Zug aus der Umgebung des betr. Anwesens, der sich wieder, wie wir sahen, auf eine Erscheinung der Natur oder auf eine Schöpfung des Menschen beziehen kann. Für eine andere Gruppe dieser Namen ist das Wesentliche die Kennzeichnung der Lage des Anwesens, wenn auch einzelne der hierher gehörigen Ausdrücke sich von den vorher aufgeführten nicht streng trennen lassen. Hierher gehören zunächst Namen wie Terboom in Frillendorf (1517

Herman dar baom) und ter Nedden[1]) in Frohnhausen, später Niermann (aus Niedermann, d. h. unten wohnender Mann), Bovermann in Hamm bei Werden, Nierenkotten in Hinsel (Überruhr). Auch die bereits bei den Bergnamen erwähnten Bezeichnungen Kikut, Sonnenschein, Hówar u. a. können wir hierher rechnen, ebenso Namen wie Kaldenhof in Schönebeck (die Kaldenhove schon im 15. Jahrh.) und in Winkhausen bei Mülheim a. d. Ruhr; denn beide Höfe haben ihren Namen daher, daß sie sehr hoch und frei liegen und so den kalten Winden ausgesetzt sind. Ähnlich sind Namen zu verstehen wie Windgeblashof in Katernberg und Windweierkotten in Stoppenberg. In Schonnebeck heißt ein tief liegendes, aber nasses Gelände Kaldekirch, und davon hat wieder der Kaldekirchenhof seinen Namen (im 14. Jahrh. bona to der Kaldenkerken. Meyer a. a. O. S. 266). Der Name ist wohl so zu verstehen, daß es hier ähnlich ist wie in einer kalten Kirche. So heißt auf dem Gute von Schulte Ising in Leithe laut der Aussage des Besitzers eine Stelle, wo es besonders dumpf und kalt ist, weil die Sonne niemals dorthin scheint, der Keller. Der Name Keller kann freilich auch einen andern Sinn haben und auf Unterkellerungen deuten, wie solche namentlich bei felsigem Boden naheliegen, so bei dem Kellermannshof in Heide (um 1530 dat gut op dem Keller), bei dem sich auch die Stallungen unter der Erde befanden.

Häufig sind Namen wie Middelmann u. a.; so auch Mitzmann in Bochold (Borbeck 1668 ter Midden), der große und kleine Middeldorfshof in Katernberg (Kettenb. vom Jahre 1332: der Hof Theodorici to Myddeldorpe). Daran schließen sich Namen wie Endemann in Byfang und Ennemann in Frintrop, beide früher: am Ende. Auch einzelne der oben S. 110 aufgeführten Namen mit ort u. a. könnte man vielleicht eher hierherziehen, insofern sie auf einen vorspringenden Punkt an der Grenze hinweisen. Es gibt dann noch manche andere solcher Grenznamen, wie Scheidt in Fulerum, Hovescheidt

[1]) Dar boven oder baven = da oben, dar nedden = da unten. Wir begegnen diesen Namen in der älteren Zeit bei uns häufiger. So in einer Werdener Urkunde vom Jahre 1421 den Namen Heynken Darboven und Hermann Darneden. (Kötzschke a. a. O. S. 450.)

in Huttrop (von welchem Hofe der Hovescheidter Siepen seinen Namen erhielt), Schederhof in Holsterhausen (im 14. Jahrh. Hof op dem Schede oder by dem Schede), nach dem eine bekannte Kruppsche Kolonie benannt worden ist, Unter- und Oberharnscheidt in Fischlaken, Lampferhoffkotten in Bergerhausen (jetzt Wirtschaft vor Holbeck. Hier lief die Landwehr vorbei), Landtermann in Dellwig (1668), Finken in der Lampfer in Katernberg, Schnieer (Schneider) in der Lanter in Bredeney, beides alleinstehende Kotten u. a.

Endlich gehören hierher noch die von den Himmelsgegenden entnommenen Namen, wie Gut ter Westen in Heßler, Suderlandshof in Stoppenberg, Nordmanns Hof in Altendorf (1538 die Northove). Der Name kann natürlich auch ein nicht der Gegend entstammender, sondern von auswärts mitgebrachter Name sein. So bei dem Ostermannshof in Rotthausen, der früher die Dodenhove hieß (Meyer a. a. O. S. 241).

Wieder eine andere Gruppe von Namen faßt, wie bereits oben S. 90 erwähnt, die bauliche Anlage des betr. Anwesens ins Auge, die natürlich, wie dort bereits bemerkt wurde, in der freien Landschaft weit mehr auffiel, als das in einer geschlossenen menschlichen Ansiedlung der Fall wäre. Von den sehr alten Namen auf -sal -sel wie Rodenseel (Hrodingseli) u. a., die wohl einen Herrenhof bezeichnen, war bereits oben S. 93 die Rede. hus, haus kommt in mannigfachen Verbindungen vor, wie Grotenhus in Heßler, Niehaus (= Neuhaus) in Huttrop, Niehusmann in Altenessen, Hohehaus in Bochold, Rotthaus in Rellinghausen (ursprünglich in Vöcklinghausen), Feldhaus in Stoppenberg usw. Wo uns die Form -hausen (Dat pl. von haus) begegnet, handelt es sich durchgehend um eine Gruppe von Häusern; so in Nienhausen (zu den neuen Häusern) in Rotthausen, Viefhausen (zu den fünf Häusern) in Schonnebeck, Brünglinghausen (im 12. Jahrh Brungelinchusen) in Huttrop, Vöcklinghausen (943 Fugalinghuson), zuletzt zu Rüttenscheid gehörig u. a., wie ja auch die Ortsnamen Rellinghausen (943 Rolinghuson), Bergerhausen (943 Bergarahuson), Frohnhausen (1464 Vronhusen), Rotthausen (um 900 Rothuson) u. a. selbst solche Häusergruppen

im größeren Maßstabe bezeichnen. Ein einzelnes kleines Haus in Bergerhausen heißt Hüsken.

Was den Gebrauch des oberdeutschen Wortes „Hütte“ auf niederdeutschem Boden anbetrifft, so kommt man hier schwer zu voller Klarheit. Daß es hier eine Metallschmelze bezeichnet, ist wohl am häufigsten. Es wird aber doch daneben auch in einer seiner gewöhnlichen, aus dem Schriftdeutschen bekannten Bedeutung verwandten Weise gebraucht. Für die Gegend von Kettwig teilte mir Herr Fr. Flothmann folgendes mit: Man spricht von einer Hongshött (Hundehütte) und sagt zum Hunde: Gōn in de Hött (die „Hondshött“ kannte man auch hier in Essen); ebenso von der Imeshött, dem Bienenhaus. Der Hund wohnte aber ursprünglich mit dem Menschen zusammen, und die Hongshött war nur eine Ecke des Wohnhauses. So sagt man auch zu einem unartigen Kinde: Stell di in de Hött d. h. in die Ecke, und die Kohlhött ist die Ecke, wo die Kohlen aufbewahrt werden. Und der Bauer sagt von einer schlechten Stelle in seinem Land: „Et öß en schlechte Hötten im Lang“. Vielfach benennt man auch einen baufälligen Stall u. dgl. en aul (alt) Hötten. In Kettwiger Umstand heißt ein Haus „an der Hötten“ (1582 in der hutten). Hier ist mit dem Wort nicht das Haus an sich, sondern seine Umgebung gemeint, die auch „Eck“ oder „Winkel“ bedeuten könnte. Dicht bei Kettwig gab es früher zwei Höfe: Großbeckes und Kleinbeckes und daneben eine Beckeser Hött. — Was hier die diesen verschiedenen Gebrauchsweisen zugrunde liegende Bedeutung ist, läßt sich schwer erkennen; man wird aber mit Weigand Dtsch. Wb.[5] wohl annehmen müssen, daß „Hütte“ zunächst einen „kleinen bedeckten Schutzort zum Aufenthalt“ bezeichnet und ein Zusammenhang mit „Hotte“ (Grundbed.: geflochtener Korb) besteht.

Der landläufige Name für ein kleines Bauernhaus, das Haus eines geringen Mannes auf dem Lande, ist ja sonst bei uns, wie schon erwähnt (vgl. S. 89 die Anm.) Kotten, in älterer Zeit auch Kote, Kotte, Kate oder Katen. Namen wie Hegerkamps Kotten, Beckenkotten, Heidenkötter, lernten wir auch schon kennen. Als Beispiele führe ich hier außerdem noch an Happenkotte in Rüttenscheid (1545 wohnt darin Arndt

Hofsmedt Kindl.), Lappenkotte in Gerschedè (1668) und Vrisenkaiten bei Werden (Kötzschke, a. a. O. S. 357. i ist hier und in ähnlichen Fällen bloßes Dehnungszeichen). Auch der Hofname Ophoff in Schonnebeck erweist sich bei näherem Zusehen als ein Kottenname; denn er heißt 1415 de Koten oppe Hove (Meyer a. a. O. S. 263). Ebenso steht es wohl mit Beihof Borbeck (1551 Joh. by dem Have).

Namen mit hof, hove sind Haumann in Rüttenscheid (aus Havemann entstanden, im 15. Jahrh. ter Hoven, in der Hoven, op der Hove), Schulte im Hof in Rüttenscheid, Hof zum Hofe bei Velbert (schon 1475 erwähnt. Werd. Urk.) und zahlreiche Zusammensetzungen wie Aldenhoff in Huttrop, Naethoff in Bedingrade u. a. Den Gattungsnamen hof, hove konnte man ja überhaupt jedem Einzelnamen noch hinzufügen, wie wir das auch sonst zu tun pflegen; vgl. Tannenbaum neben Tanne u. a. So haben wir neben der einfachen Bezeichnung Bögel die Zusammensetzung Bögelshof oder Bögelshove usw.

Wiederholt begegnen wir dem Namen Wüsthof (Woesthoff, Weusthoff u. a.), so in Bergerhausen, Bredeney, Bedingrade, Frintrop und Holthausen (Überruhr). Er bezeichnet wohl immer einen Hof, dessen Hofstätte eine Zeit lang wüst lag.

Nicht selten kommen bei uns Namen mit -burg vor, wobei nur selten an eine Ritterburg zu denken ist (eine solche ist z. B. die Knippenburg an der Emscher), es sich vielmehr nur um irgend welche Befestigungen einfacher Art handelt, wie sie auch bei Bauernhöfen vorkommt. Namentlich finden wir bei solchen hie und da einen Wassergraben, eine sogen. Gräfte. So hieß ein Hof in Holsterhausen die Wickenburg (1485 Wykenborch), ein anderer Klimborgshof (1670 Klenborg) und einer in Huttrop die Plantenburg (schon 1357 ther Plantenburg, vielleicht = Plankenburg = eine mit Planken, Brettern eingefriedigte Burg, ähnlich wie der Hof in Kray dey Lattenhove to Mechtelsberg heißt (15. Jahrh.). In unmittelbarer Nähe unserer Stadt lag einst die Hugenborg, woraus die Volksetymologie eine Hohenburg machte — heute erinnert nur noch unsere Hohenburgstraße daran; vorher gab es aber eine Hugenborgs- oder Hohenburgsmühle an dem gleichnamigen, von der Berne gebildeten Teich, und in ganz alter Zeit, 1320, ist die

Rede von einem castrum quoddam, quod dicitur vulgariter Hugenborch apud Assindiam. Als solche castra mit einfachen Befestigungen werden auch jene Bauernhöfe zu gelten haben. Der Name burg kann freilich auch ein bloßer Scherzname sein; so die Pierburg in Kettwiger Umstand (pier = Regenwurm), ein Name, der ursprünglich an einem kleinen Kotten haftete, gegenwärtig aber eine ganze Häusergruppe umfaßt.

Die alten Häuser waren gewöhnlich aus Fachwerk; ein Steinbau war noch etwas Seltenes. Wenn daher ein solcher vorkam, dann hob man dies gern auch in dem Namen hervor. Daher Haus Stein, ein Rittersitz in Haarzopf, und der mit starken, an eine Feste erinnernden Hausnamen versehene Stenshof in Rüttenscheid (1412 Gut ten Steynhuyse, in noch älterer Zeit allerdings Vosbeke s. S. 107). Aus Steinhaus sind auch Familiennamen wie Stinnes, Stennis u. a. entstanden. In manchen Fällen kann freilich Stein auch anders zu verstehen sein, = Fels, an dem der betr. Hof liegt, oder von einem Steinwege, der vorbeiführt, wie die Steinkotte oder Steinmann bei Steele (Kettenbuch 1332: mansus uppen Steynwege); s. Schäfer, Gesch. des Oberhofs Eickenscheidt. Essener Histor. Beitr. 32, S. 82.

Ein in ganz Westfalen bekannter Name für die Hofstätte, „ursprünglich jede Erhöhung, die Sicherheit gegen aufsteigendes Wasser gewähren soll“ (Jellinghaus, Westf. Ortsn. 2, S. 134) ist wort, wurd. Daher Wortmann in Kray (1364 das Gut tor Wurde zu Kreye, 1668 Claes in der Wortt), Wortberg in Rüttenscheid u. a. Daneben begegnen wir in Borbeck dem Namen Hoffstatt (1471 op ter Hovestatt).

Der sehr häufig bei uns vorkommende Name Schürmann wird gewöhnlich so zu erklären sein, daß, während man in Niedersachsen die Erntevorräte im allgemeinen in demselben Hause aufzuspeichern pflegte, in dem auch Menschen und Vieh wohnten, man auf dem betr. Hofe, was anfangs nur ausnahmsweise geschah, hierfür ein besonderes Gebäude errichtete. So wohl Schürmann in Bergerhausen (1376 in der Schueren; Inhaber: Johan tor Schuren), in Holthausen, Überruhr u. a. Der Name Haus Schuir, älter Schuyren (so auch auf der von Kötzschke im 16. Heft der Werdener Beitr. veröffentlichten

ältesten Landkarte des Stifts Werden von 1582) wird gleichfalls in ähnlicher Weise zu erklären sein. — In Hattingen kommt eine Backhaushove vor und in Buschede, in alter Zeit (zuerst 1312 genannt) ein Teil von Bergerhausen, ein Backenovengut (15. Jahrh.), später Crawinkel, die man entsprechend wird deuten können. Vergl. oben S. 99 Püttmann. Das Backhaus (verkürzt zu Backes; daher z. B. ein Kotten in Heidhausen: am Backes), eigentlich ein kleineres Haus, in dem der Bauer seinen Backofen hatte, diente vielfach auch als Wohnung für kleine Leute, Häusler. Daher z. B. Trine in Palderbecks Backhaus in Schönebeck (1668, damals noch nicht selbständige Gemeinde, sondern zu Borbeck gehörig). Im Werdenschen ist das Wort auch = Leibzuchthaus (d. h. Haus der alten Leute, die sich zur Ruhe gesetzt haben), und: in et Backes trecken bedeutet dort so viel wie im Essenschen: up de liptuht trecken. Ob das Gut to dem Kargowen Hinsel (1400) auch hierhergehört?

Auch nach Mühlen und andern gewerblichen Anlagen hat man Höfe und Kotten hie und da benannt, so von Mühlen das am Schwarzbach gelegene Schwarzmühlengut in Rotthausen (1325 de sende — d. h. der Zehnte — to der swarten molen), Niermolmannshof in Altenessen (1356 bona tor Nederen molen), Schilds Mühle in Rüttenscheid (1394 das Gut tho der Molen, 1543 Schildesmole) u. a. Dazu kommen solche Namen wie Kalkhoven Hof in Kleinumstand (auch Kalkhoven vorm Baum genannt. Hier wird seit den ältesten Zeiten Kalk gebrannt)[2]), der Pannschoppen in Bergerhausen, Pannofen oder Pannebeckers Kotten Altenessen, die Kupferhütte in Hinsbeck, nach der Kupferdreh seinen Namen hat (1551 Peter op de Kopperhütten; die Kopperhütte auch auf der ältesten Landkarte des Stifts Werden), Schliephütte in Frohnhausen, Schliepers-kotten in Hinsbeck u. a. Von Schmieden hergenommen sind die Namen Smyspot in Essen (1371 an des Smedes potte), Schmieskotten in Heisingen, Klinkhammer in Holthausen und Niehammer in Stoppenberg.

[2]) Es gab auch einen Kalkhof in Essen; dieses war aber eine bloße Richtstätte (in der Nähe des heutigen ev. Krankenhauses, der sogen. Huyssenstiftung).

In dem bereits vorher, S. 191, erwähnten Vöcklinghausen gab es auch einen Vöcklinghaushof. Sehr häufig kommt es nun überhaupt vor, daß vor allen andern Höfen in einer Ortschaft ein einzelner Hof auch deren Namen führt, vorzugsweise natürlich ein Herrensitz oder ein Schultenhof. So haben wir ein Haus Heisingen, ein Haus Carnap und einen Schulte to Carnap, einen Schulten to Stopenberge, einen Schulte Frohnhausen u. a. Manchmal erscheinen auch ein Schulte und ein einfacher Bauer, die beide nach der betreffenden Ortschaft benannt sind, nebeneinander. So gab es einen Schulte Lippern (heute Oberhausen) und einen Lipperbauer, einen Schulte zu Hinsel (Überruhr) und einen Hinselmann ebd., einen Schulte Bocholt und einen Bocholtsmann. Anderswo finden wir wieder nur einen einfachen Bauernhof, der von seiner Ortschaft den Namen führt, wie Frintropshof in Frintrop, Mollhof in Mülhoven (Borbeck. Älterer Name Mollo, wohl mit loh = Wald zusammenhängend; denn eine Mühle gibt es dort nicht). Gerschermann in Gerschede (Borbeck, älter Henrich zu Gerschede), Staleikmann (in Stalleike bei Wattenscheid).[3])

Hiermit kommen wir schon auf die Beziehungen des einzelnen zu seinem Gemeinwesen und seinen Gemeindegenossen oder Grundherren und die damit zusammenhängenden Rechtsverhältnisse. Die auf solche Weise entstandenen Namen sind mit wenigen Ausnahmen nicht mehr örtlicher Natur; sie treten daher aus dem Kreis der bisher besprochenen Namen heraus und können genau genommen nicht mehr als Flurnamen gelten. Man sieht eben auch hier wieder, wie keine wissenschaftliche Einteilung den verwickelten, vielverschlungenen Verhältnissen der Wirklichkeit völlig gerecht wird. Aber abgesehen hiervon sind doch auch alle diese Hof- und Kottennamen einer kurzen Besprechung wert.

Von mnd. tī, tig m. (n.) „öffentlicher Sammelplatz eines

[3]) Stall eig. = Stelle, Standort. Unter der Staleke, dem heiligen Baum und Wahrzeichen der Freiheit, fand sich einst die Volksgemeinde zusammen; vgl. den Upstallesbom der Friesen. (Darpe, Gesch. des Landkr. Gelsenkirchen S. 34.)

Dorfes, zu ernsten wie zu heiteren Zwecken, in der Regel erhöht und mit einigen Bäumen (Linden) besetzt, an der Seite große Steine, die als Bänke dienen" (Lübben-Walther, mnd. Hdwtb.) stammt der Hofname Timann in Rotthausen (1529 Herman op dem Thi). Mit der Mark, auch gemeine Mark genannt, einer Genossenschaft für Weide und Holznutzung, woran die einzelnen Markgenossen ihre Rechte haben, hängen Namen zusammen wie Oben- und Unter-Markeshof in Rodberg (Kupferdreh. Älter: in der Mark), Willem in der Mark in Haarzopf u. a. Bei diesem Namen spielt die Örtlichkeit noch mit hinein: nicht aber mehr bei den folgenden:

In Altendorf (Essen) gab es einen Lehnhof (1422 dat gud op dem Lene) und einen ebensolchen in Raadt; jener war dem Stift Essen, dieser dem Stift Werden lehnpflichtig. Nicht selten findet sich der Name Halfmann, z. B. in Borbeck (jetzt unter dem Namen „Waldschenke" bekannter Vergnügungsort). Darunter verstand man einen Besitzer, der die Hälfte seiner Erträge dem Grundherrn abzuliefern hatte. In Altendorf gab es auch ein Hoffrohnengut. Hoffrohne war der Vertreter des Schulten, der in den bäuerlichen Gerichten den Vorsitz führte. Ebenso finden wir dort ein Husmannsgut. Husmann, Hausmann hieß einer, der auf einem Hofe wohnte und ein Haus mit etwas Garten und Ackerland zur Verfügung hatte, wofür er dem Hofe zu gewissen Dienstleistungen verpflichtet war. In Holsterhausen gab es eine Budemole (daneben Buwemole, Bumole), auch, z. B. 1426, bloß dey buyde genannt. Dieses ist = as. bewod, mnd. bauet, bouwede = Ernte; daher in unserer Umgegend früher Baudhan = Erntehahn, Erntefest, das hier jeder Hof für sich feierte. Sodann versteht man unter baud auch den gesamten Wirtschaftsbetrieb, weshalb hier, wie auch sonst in Westfalen, der Großknecht eines Bauern Baumester genannt wurde. Jene Bude oder Budemole hat nun daher ihren Namen, daß sie nicht ein für sich bewirtschaftetes Gut war, sondern mit zum Wirtschaftsbetrieb des Oberhofs Ehrenzell gehörte.

Namentlich in geistlichen Herrschaften, wie den Stiftern Essen und Werden, ergaben sich ganz von selbst auch manche Beziehungen zur Kirche, und daher fehlt es auch

nicht an Namen, die darauf hinweisen. Hierher gehört der Klostermannshof in Huttrop, zuletzt Schnutenhaushof, am Bernewäldchen (im Kettenbuch: Hof to dem hoen Closter). Er war hier der älteste Hof des kanonischen Kapitels (des Kapitels der männlichen Kleriker) und in erster Linie für dessen Unterhalt bestimmt. (Hohen Kloster, weil es hoch lag?), desgl. der Kirchmannshof in Bredeney (1576 Gut ter Kircken). Der Oberhof des Stifts Rellinghausen führte den Namen Kirchfeld. Der Nünningshof (d. h. Nonnenhof) in Frillendorf war der Oberhof der Propsteihöfe, die der Pröpstin, der Vorsteherin im Damenkonvent und Verwalterin seines Vermögens, zum Unterhalt ihres Hofhalts diente. In Hetterscheid bei Velbert (12. Jahrh.: Hetterschette) führte ein früher als Sommeraufenthalt der Werdener Äbte dienender Hof den Namen Abtsküche (de koken). Der Priesterhof in Rotthausen mag vielleicht eine Zeit lang im Besitz eines Priesters gewesen sein. Papenberg war ein Hof in Bergerhausen, der zur Reformationszeit den Evangelischen zugefallen war und von dem der betreffende Pfarrer seine Einkünfte bezog. Von dem Pörtingshof in Fischlaken, der schon im Jahre 838 genannt wird, bezog der Pförtner in Werden seine Einkünfte. Der Siechenkotten in Rüttenscheid gehörte dem dortigen Siechenhause, das für die Aussätzigen bestimmt war. In Rüttenscheid heißt 1668 ein Kötter Jaspar auf der Wehme. Dies Wort ist aus mnd. wedeme entstanden = hd. Wittum d. h. Leibgedinge, das der Mann seiner Frau für den Fall seines Todes aussetzt (vom Sprachbewußtsein an „Witwe" angelehnt) oder Stiftung an eine Kirche, namentlich von Grund und Boden, im besondern das Pfarrgut oder das Pfarrhaus[4]). In der Wehme in Rüttenscheid war auch kirchliches Eigentum, und in ihr pflegte der Küster zu wohnen. Rein örtlich zu fassen ist aber wieder der Name Klusmann in Bredeney, der daher rührt, daß sein Träger neben der sogenannten Kluse, einer kleinen Kapelle bei Baldeney, wohnt.

Wir finden nun endlich unter unsern Hof- und Kotten-

[4]) Mit dem Wort hängt unser Zeitwort widmen zusammen, das sich aber in seiner Anwendung so verallgemeinert hat, daß seine ursprüngliche Bedeutung ganz vergessen ist.

namen doch auch manche, die sich nicht auf den Hof und seine Umgebung, seine Lage, seine bauliche Eigenart oder auch sein Verhältnis zur Gemeinde, zum Grundherrn oder zur Kirche beziehen, sondern als reine Familiennamen lediglich der Person des Besitzers gelten, wenn sie auch, wie gesagt, hinter jenen andern stark zurücktreten.

Die weitaus größte Zahl unserer Familiennamen haben bekanntlich unsere altdeutschen Personennamen geliefert, die freilich oft bis zur völligen Unkenntlichkeit umgedeutet und umgeformt worden sind. So ist der Name Vollmer in Huttrop = Volkmar (im Volk d. h. im Kriegsvolk berühmt); Thot in Altendorf wird mit diot mhd. diet „Volk" zusammenhängen, das auch uns Deutschen den Namen gegeben hat, Löbbert in Huttrop aus den Stämmen hlod hlud „berühmt" und beraht „glänzend" zusammengesetzt sein. Bley in Frintrop kann in blid „heiter, fröhlich" seinen Ursprung haben[5]) usw. Auch die auf die Abstammung hinweisende Endung -ing ist stark bei uns vertreten, so in den Hofnamen Schulte Brüning (1327 Schultheiß zu Brunynch), Schulte Ising (1325 Johannes schultetus de Ysekinch), Herweling (1380 sculte van Herwordinch), alle drei in Leithe, sowie in dem Witteringshof bei Essen, von dem unsere Witteringstraße ihren Namen hat, u. a. Auch fremde Personennamen kommen vor, wie Claus in Bedingrade (von Nikolaus) und Nelle in Huttrop (von Cornelius).

Eine andere Hauptgruppe der Familiennamen bezeichnen Stand und Beruf. Solche sind hier Schröer in Kray (in älterer Zeit = Schneider), Koken (Kauken) Hof in Dellwig (= des Kochs Hof), Schaeper in Bergerhausen, Pottgießer in Bredeney (solche gossen eisernes Geschirr), Hölscher in Bocholt (= Holzschuhmacher), Ramacher in Vogelheim = Rademacher), Hammacher (Hamecher) in Mülhoven (= mnd. hamaker, Sattler, der hame, Kummetgeschirr macht), Schlieper in Holsterhausen (Besitzer eines Schleifkottens; Hauptaufgabe eines solchen war bei uns das Schleifen der roh geschmiedeten Gewehrläufe in der hiesigen Gewehrfabrikation), Schmedes Hof in Holt-

[5]) Blei ist freilich auch der Name eines Fisches, und an der Nordsee sollen viele Leute so heißen, deren Name darauf zurückgeht. Vgl. Bähnisch, Die deutschen Personennamen (aus Natur u. Geisteswelt) S. 106.

hausen (1354), Tauschlag Katernberg (Beiname eines Schmiedes). Huf in Rotthausen (in diesem Kotten wohnte lange ein Hufschmied), im Fierkotten in Heisingen (in dem der Fährmann an der Ruhr wohnte), Wenner in Rellighausen = Wannenmacher), Küpers Kotten in Borbeck (Küper = Küfer, Faßbinder), Ohligmüller in Bergerhausen, Karmann in Steele (= Fuhrmann), Timmerhannes in Rellinghausen, Moller in Schönebeck (= Müller), Baumeister in Lierich (vgl. oben S. 197), Köllmann (Kolmann) in Steele (= Kohlengräber?), Stricker in Lippern (=Einfänger der wilden Pferde, der sogenannten Emscherbrücher; vgl. Zeitschr. 12 — 1915 — S. 18), Beutefeuer in Dümpfen bei Mülheim a. d. Ruhr (= Heizer, mnd. anboten = anzünden, in der Essener Volkssprache: en Fürken anbütten), Holzgreve in Katernberg (so hieß z. B. in der Borbecker Mark ein Unterbeamter, der den zum Empfange Berechtigten das Holz anzuweisen hatte), Fetthake in Katernberg (Hake = Höker), Kösterskotten in Stoppenberg. Namen wie Trompeter in Heide und Holsterhausen, Kemerling (= Kammerdiener) in Rellinghausen deuten auf fürstliche Unterbeamte, die wohl für treue Dienste mit diesem ihrem Grundbesitz belohnt worden waren.

Ribbeck (Gesch. d. Stadt Essen I S. 232 f.) zählt eine Reihe gleichfalls hierhergehöriger Hofesnamen auf, die er mit Recht als kulturgeschichtliche Merkwürdigkeiten bezeichnet: Kaiser (in Huttrop), Pawes (später Paus = Papst, in Bedingrade, Vogelheim u. a.), Kardenal (in Schonnebeck), Greve (in Heide). Er vermutet, daß diese Namen mit den mittelalterlichen Festen und Aufzügen zusammenhingen. Es könne leicht sein, daß sich etwa bestimmte Rollen und Kostüme dieser Feste bei einzelnen Höfen fortgeerbt hätten. Zu derselben Gruppe von Namen gehöre wohl auch der der Fastavendshove zu Rüttenscheid, der Dandelershove zu Heide und der Pekelherings- oder, wie er in früherer Zeit hieß, Mummerdeshove zu Stoppenberg. Die drei letzten Namen schienen dasselbe zu besagen: Pekelhering bedeute ja einen Spaßmacher, Mummert aber einen Vermummten oder Maskierten; Dandeler, später Dandermann (von Tand = Possen) sei ein Possenreißer. Auch Basun (= Posaune, ein Kotten in Altenessen) sei hier zu

nennen. — Diese Ansicht hat viel für sich, wenn natürlich im einzelnen Falle auch andere Möglichkeiten vorhanden sind[6]). Ich füge hier noch den Namen Kappert in Bergerhausen bei, der sich auf eine Narrenkappe beziehen könnte, die der Betreffende bei einem jener Feste trug.

Die letzte Gruppe dieser reinen Familiennamen bezeichnet eine hervorstechende Eigenschaft oder Eigentümlichkeit. Derartige Namen sind Grote in Frohnhausen, Rasche in Holsterhausen, Schwartmann in Katernberg, Grahmann in Leithe, des Grawen Gut in Holsterhausen (mnd. grawe, grā = grau), Drüge in Altendorf (= dürr), Dowe in Vogelheim (= taub), Voß in Dellwig u. a. In dieser ganzen Namengruppe finden wir die meisten, in jenem Zeitalter, in dem die Familiennamen entstanden, so ganz besonders beliebten Scherz- und Spottnamen. Einige von ihnen wurden schon oben S. 94 f. aufgeführt. Andere solche Namen sind noch in Holthausen (Überruhr) die beiden Namen: Des Krummen Gut (1539 u. a.), und, verschieden davon, Krümbgens Hof (um 1530 Krümpken, 1664 Krümbgen; mhd. krump — daneben freilich schon krum(m) — u. and. krumb = krumm), Snavels in Rellinghausen (Kettenb. um 1400), Stuteken Bochold (15. Jahrh. mnd. stūt = Steiß), Blodekin in Altendorf (= Rusels Gut; mnd. blode = furchtsam, verzagt). Haßken in Altendorf (1538 Hasecke = Häschen), ebenso Häsken in Bergerhausen — ähnlich hieß eine Frau v. Schell dat Göseken —, Krabbes Kotten in Mülhoven (1441 dey twe alte Krabben); desgl. Krabbe in Vogelheim (15. Jahrh.), wohl auch Springop in Hinsel (1338. Vgl. den Beinamen des Schneiders: Wippop), Piwipp, Kotten in Kettwig Umstand. (Der Name soll von einem Geistesschwachen herrühren, der immer auf einen Baum kletterte und diesen Ruf ausstieß. Er soll sonst beim Versteckenspielen der Kinder gebraucht werden, indem ihn ein Kind aus dem Versteck dem suchenden Kinde zuruft, das sich lange vergebens bemüht hat, es aufzufinden), Lepchen in Dümpten (18. Jahrh.), Johannes de Ruddensrede, dictus Lappeleders (1354, später Montagsgut in Rüttenscheid. Der Ausdruck

[6]) So könnte Pawes ein bloßer Spottname sein, Greve ein wirkliches Amt bezeichnen, vgl. vorher S. 200 Holtgreve.

Lappeleder bezieht sich wohl auf einen aus lauter Flicken zusammengesetzten Rock). Die Besitzer der Höfe Hafkesdell und Hinnighofen in Kettwiger Umstand waren bei den Leuten allgemein als Buck (Bock) te Hafkesdell und Buck te Hinnighofen bekannt. Suput hieß ein Kotten in Rellinghausen (auf dem Wege nach Heisingen zu), dessen Bewohner dem Alkohol sehr ergeben waren und in dem sich gern die Holzarbeiter aus dem Schellenberger Walde einfanden, um hier gemeinsam einen Schnaps zu trinken. Ein Kotten in Holthausen (Überruhr) hieß der Mordkotten (vgl. die Mordgathe in Essen, die man auf dem Essener Rathause in eine Lordstraße umgewandelt hat). Ein Scherzname scheint auch der Name Predickstoil in Rellinghausen zu sein; man sagt dort noch heute von einem, der gern lange Reden führt: Der muß auf den Predigtstuhl.[7])

Ich füge den soeben aufgeführten noch ein paar Spottnamen bei, die sich nicht auf die Person des Besitzers, sondern auf das von ihm bewohnte Anwesen beziehen und alle von kleinen Kotten gebraucht wurden oder noch werden, die durch ihre Unansehnlichkeit und ihr schlechtes Aussehen den Spott herausforderten. Zwei solcher kleinen Buden in Haarzopf heißen Pallas und Schlößken. Andere entsprechende Namen sind Jammerhöenchen (= -hörnchen?), und Kobbegatt (Spinnenloch) in Ickten, Hippenhuan (= horn) in Roßkotten und Fluapuat in Kettwiger Umstand (wo die Flöhe ein- und auswandern).

Es gibt nun aber doch noch eine große Zahl von Hof- und Kottennamen, die ich nicht zu erklären vermag, wenn auch bei einzelnen von ihnen gewisse Deutungen naheliegen.[8]) Ich zähle diese Namen im folgenden einfach auf, ohne sie irgendwie zu ordnen:

Lunemann Kray (1342 Hinrich von der Lune). Die Deutungen dieses weit verbreiteten Wortstammes (vgl. Lüneburg, Lünen an der Lippe u. a.) befriedigen alle noch nicht

[7]) Die Mitteilungen über diesen und andere Kotten in Rellinghausen verdanke ich Herrn Hofbesitzer Schürmann in Bergerhausen und dem schon oben genannten Herrn Dr. G. Humann.

[8]) Ich wäre sehr dankbar, wenn ich über einen oder den andern dieser Namen von irgendwelcher Seite nähere Aufklärung erhielte.

recht. — Schulte Dülmann Leithe (1489 scultetus in Dulmen). Der Name mag mit dem Ort Dülmen (Kr. Coesfeld) zusammenhängen. — Gryps Hof Altendorf (1602 Johan in Gryp). Der Vogel Greif will zu einem Bauernhof nicht recht passen. — Meiwenhovers Gut Borbeck (1539 Mevelhouve). — Mippes Hof Borbeck (1534/51 Kindl.). — Weverhof Altendorf, später Husmann genannt Wever, 17. Jahrh.: up der Wew oder op der Woe. — Visselmann Dellwig (1471 Wenemar in den Vysebell). — Funnemann Dellwig (15. Jahrh. Vundengudes hove). — Twentmann Altenessen (im Kettenbuch: mansus ter Twente. 1538 Wilhelmus in der Twenten). Vgl. die Landschaft Twenthe in der niederländischen Provinz Oberyssel. — Schwedtmann Bocholt (1423 Rotges Swetes guet. 1538 Heinrich up dem Sweite). — Tuttelberg Bocholt (1366/88 Tutelenhove). 1439 Albert op dem Tutte), wohl an tutte „Brustwarze" und Tüttel (Tüttelchen) „Punkt" anzuschließen. Dagegen wird Tuttmann in Stoppenberg (1534 Herm. Tutmann) als „Mann des Volkes" (vgl. ahd. diot. as. thiod usw. = Volk) zu erklären sein. — Tessel Frintrop (1365 oppem Teysle). — Lochmann, Kotten in Stoppenberg (1668 Henrich auff der Locht), von einer Lichtung? — Keus Hof Rodberg (Kupferdreh), gewöhnlich im Keus genannt. — Hermann in Gaeken, Kotten in Frohnhausen (1668). — Berndt im Haecke, Stoppenberg (1668). — Der große und kleine Erdpohlhof in Stoppenberg. Erdpohl ist dort als Flurbezeichnung für eine steile Anhöhe bekannt (1668 im Erdtpoehlsorth); ob = Erdpfahl? — Tietmann, Holsterhausen bei Werden (auf der Tiet). — Wegedorst, Unterhof des Viehofs in Essen, vgl. Ribbeck a. a. O. S. 86. — Die Krucht Borbeck, Essener Dienstmannslehen (um 1500), = mhd. gruft, kruft „Erdhöhle"? — Estermann Stoppenberg (1170 Ludolfus de Esterne, Ministeriale der Äbtissin, 1332 im Kettenbuch: der Hof Rotgeri tho Esteren usw.). An die Elster, die in der Essener Volkssprache ester heißt, ist schon darum nicht zu denken, weil diesem Wort mnd. egester vorausgeht. — Peselkotten Holsterhausen, mnd. pesel = pensale, „heizbares Gemach, große Staatsstube"; wie paßt dies aber für einen Kotten? pesel soll freilich mundartlich auch „Ochsenziemer" sein; hieran wäre wohl schon

eher zu denken. — Happekotten Rüttenscheid (um 1500 Happenkotten, Essener Dienstmannslehen). — Am Rollkotten Byfang. — Der vorderste und achterste Höckelkotten Bredeney. — Priemerhof Dilldorf (Kupferdreh). — Am Weubel Rodberg (1564 Wobel). — Am Spill, Kotten in Heidhausen am Spillsiepen. Ob mit spille „Spindel", dem Sinnbild der Frau, zusammenhängend? — Spliethoff Byfang. Ohne Zweifel wohl von mnd. spliten „spleißen, spalten" herzuleiten, ein von einem andern losgetrennter Hof? — Döpelhanshof Huttrop (1520 Johann Doppelhane). Vielleicht ein Spitzname für einen Spieler; vgl. mnd. dob(b)elen, dopelen = mit Würfeln spielen. — Heukenhof Bedingrade (1534/51 Hoekenhove Kindl). Am wahrscheinlichsten wohl = Hof im Winkel. — Stiepeldey Kray (1332 im Kettenbuch: Hof Stiepeldeys to Kreye). — Kockeling Schonnebeck (1370 Gut to Kockilink), doch wohl irgendwie mit mnd. Kok „Koch" zusammenhängend. — Kornken Borbeck (15. Jahrh.), Kornkeshove Bocholt und Körntgens Hof Vogelheim (1620 Körnken), vielleicht ein Scherzname für einen unansehnlichen Menschen oder dergl. (Körngen, Körntgen sind bei uns noch wohlbekannte Familiennamen). — Gimkens Hof Gerschede (1538 Heinrich Imken). Imken, jedenfalls die ältere Namensform, ist wohl ein Kosewort zu imme „Biene". — Rümpken Hinsbeck (Kupferdreh). Das Wort (= kleiner Rumpf) bezeichnet auch einen kleinen Fisch, worauf der Kottenname vielleicht zurückzuführen ist. — Auch Schottelkorff in Vogelheim (um 1669) und Beysekorf in Hinsel (Überruhr), sind wohl Scherznamen. In Ickten führt ein Wirtshaus den Namen: Im Korb. — Bützgen, Hofname in Bredeney (= Pützchen, kleiner Brunnen). — Rusels Hof Altendorf (1551 Ruesell) und Rüsels Hof Mühlhoven (um 1668 Rusell) könnte aus Rudensel entstanden sein. Sonst ließe sich auch an mnd. ruselēren „toben, in Saus und Braus leben" denken; vgl. ruselpape „ein in Saus und Braus lebender Pfaffe". — Plaußengut in Heisingen (schon 1329 Plausenhus), von mnd. plaus „Tanz, Jubel, Jauchzen" und plausen „jubeln jauchzen"? — Trill Lirich (heute Oberhausen), von drillen (trillen) „kreisend herumbewegen", dann „plagen, zum Soldaten einüben"? — Leverich, Kotten in Heide, wohl mit mnd.

leverike „Lerche“ zusammenhängend. — Die Nahove Vogelheim (15. Jahrh.) könnte ein Nachbarhof (zu einem andern Hof) sein; vgl. na-gebūr „Nachbar“. — Kloprīs, Hof in Karnap. In Essen wird 1488 eine Michaelisrente von der wyschen in dem klopryse erwähnt. Mnd. rīs kann „Gebüsch“ sein; aber kloprīs? — Die Wickenburg Holsterhausen, um 1500 Wykenborch. von wīken „weichen, seine Zuflucht nehmen zu . . .“? Dann wäre die Bezeichnung „Burg“ noch besonders gut zu verstehen (vgl. oben S. 193). — Bürschel, Holsterhausen bei Werden — Bucks- und Kruftengut, Kettw. Umstand (später Halfmann; s. oben S. 197). — Melckvolen (Melickvolen) hove Bedingrade (15. Jahrh.). — Maas Fischlaken (1678 Maes) derselbe Hofname in Hamm bei Werden. — Leverich (Leverick) Heide (zuerst 1766 genannt). — Andere Namen übergehe ich.

Der Name Schleichmann in Heisingen (1332 mansus Skalekemann) meint jedenfalls einen Mann aus Stalleiken bei Wattenscheid. Ein Herkunftsname wird auch Hemmer in Holthausen (Überruhr) sein = Mann aus Hamm. Was bedeutet aber der Stemmerhof in Heisingen? — Derartige Namen gestaltet natürlich die Volksetymologie gern in ihrer Weise um. So heißt ein Kotten an der Rahmheide in Stoppenberg (über den Flurnamen Rahm, wohl = Niederung, s. Ztschr. 7 — 1910 — S. 30) Römerskotten; gewiß aber ist der letztere Name aus dem ersteren hervorgegangen, zumal in unserer Volkssprache das a dumpf, nach o hin, ausgesprochen wurde. Wenn dagegen ein Kotten in Schonnebeck 1492 dat Himmelrīke heißt (1668 Wittib Sibilla Hemmelrich und 1810 ein Schmied Everhard Hemmerich), so ist das wohl ein ursprünglicher Name. Der Name Himmelreich kommt bei Ortsnamen gar nicht selten vor; er soll bei solchen 32mal festgestellt sein (vgl. Heintze-Cascorbi Deutsche Familiennamen S. 167).

Sagen aus der Umgegend der Hohen Acht.

Gesammelt von **Jos. Klein** in Virneburg.

1. **Der Name der Hohen Acht.** Auf der Wasserscheide zwischen Jammelshoven und Siebenbach liegt eine

große Grasfläche, die „Niedeck“ genannt. Auch nennt das Volk den Ort „Am Galgen“, weil hier wohl früher ein Galgen gestanden hat Hier soll die „Acht“ oder Freistatt gewesen sein, wo Verfehmte oder Geächtete vor ihren Verfolgern geschützt waren und sich frei bewegen durften. Von dieser „Acht“ erhielt das nahegelegene Dorf, das älteste in der Umgebung des Berges, den Namen „Acht“ und der Berg den Namen „Hoher Berg an der Acht“, woraus dann verkürzt „Hohe Acht“ entstand.

2. Der ewige Jäger an der Hohen Acht. Im Volke erzählt man sich in der Umgegend der Hohen Acht folgende Sage:

In alten Zeiten lebte an der Hohen Acht ein gottloser Jäger. Er besuchte am Sonntage nie die Kirche, sondern war dann immer hinter dem Wilde her. Wenn die Glocken im nahen Kaltenborn zum heiligen Opfer riefen, pflegte er mit einem Fluche zu beteuern: „Und wenn sie zwanzigmal rufen, so gehe ich doch nicht hinein“. Da stürzte er am Sonntag an einer steilen Felswand ab und fand so den Tod. Da er nach dem Tode keine Ruhe fand, so jagt er ohne Rast und Ruhe in stürmischen Nächten in den Wäldern der Hohen Acht bis zum jüngsten Tage.

3. Eine Hinrichtung auf dem Galgenkopf. Eine Viertelstunde westlich von Döttingen, nicht weit von der Hohen Acht, liegt der Galgenkopf. Hier stand in alten Zeiten der Galgen, an dem die Verbrecher hingerichtet wurden. Am Fuße des Berges ist ein Brunnen. Einstmals sollte auch ein Verbrecher hingerichtet werden. Vor seinem Tode sprach er zu den Umstehenden: „Haltet eure Kinder fern von Karten- und Würfelspiel; denn dadurch bin ich auf die Galgenleiter gekommen“. Hierauf wurde er gehängt und ihm dann der Gewohnheit gemäß der Kopf abgeschlagen. Sobald der Kopf vom Leibe getrennt war, rollte er den Berg herunter und wurde nie mehr gefunden.

4. Alpdrücken. Im Dorfe Herresbach, unweit der Hohen Acht, erzählt man sich von einem frühern Einwohner Johann Retterath folgende Geschichte:

Als er eines Nachts aus dem Schlafe erwachte, zog etwas an der Bettdecke. Er zog in entgegengesetzter Richtung nach oben. Aber da das Ziehen nach unten nicht aufhörte, wurde er ängstlich. Er machte Licht, um zu sehen, was es sei, fand aber nichts. Als er wieder dalag, kam etwas um seinen Kopf geflogen. Er schlug um sich, aber er traf nichts. Er sah wieder bei Licht nach, ohne etwas zu finden. Im Bette liegend merkte er wieder das Ziehen an der Decke. Als er nun nochmals Licht machte, da saß unten auf der Decke ein schwarzer Mann mit Kuhfüßen. Das Volk sagt, es sei eine Versuchung vom Teufel gewesen.

5. Heiligley. An dem Wege von Acht nach Siebenbach, unweit der Hohen Acht, ist ein schroffer, überhängender Schieferfelsen. In ihm befinden sich wegseits runde, trichterförmige Löcher, die die Natur nicht hervorgebracht haben kann. Den Kindern sind diese Löcher als Geburtsstätte der Kleinen bekannt. Nach dem Bericht alter Leute soll man in Urgroßväterzeit, wenn ein Stück Vieh erkrankt war, in den Löchern gebohrt und den Abfall dem erkrankten Vieh ins Saufwasser geschüttet haben. Der Fels heißt Heiligley.

6. Wanderath. Uralt ist die Ansiedlung in Wanderath, unweit der Hohen Acht. Hat man doch in den letzten Jahren eine umfangreiche römische Landhausanlage am Südwestabhange des Kirchengutes aufgedeckt und Münz- und andere Funde dort gemacht. Es scheint, daß das Kirchengut aus der römischen Ansiedlung hervorgegangen ist. An den Ort und die alte Kirche knüpfen sich manche Sagen. So soll der Ortsname von Wunderort herrühren, weil hier im Mittelalter viele Wunder geschehen sein sollen. (Die Nachsilbe „rath“ weist jedoch in Wirklichkeit auf „roden“ hin.) Im Mittelalter, so geht die Volkssage, soll Wanderath zwei Klöster gehabt haben, ein Kloster der Tempelherrn und ein Nonnenkloster. Die Kirche sei Eigentum der Tempelherrn gewesen. Nach Auflösung des Tempelritterordens benutzten die Grafen von Virneburg die Kirche als Jagdkapelle. Urkunden darüber sind nicht vorhanden und wohl in den Zeitläuften verloren gegangen. Eine besondere Beleuchtung erhält diese Volksüberlieferung durch die Aufdeckung von umfangreichem

massivem Mauerwerk unweit der Kirche, welche in den letzten Jahren erfolgte.

Über die wohl 900 Jahre alte Kirche mit kunstvollem Gewölbe geht heute noch folgende Sage im Volksmunde:

Als man die Kirche bauen wollte, hatte man den Bauplatz zwischen Oberbaar und Drees gewählt. Das Baumaterial, das man tagsüber dorthin geschafft hatte, sei morgens an der Stelle der jetzigen Kirche wiedergefunden worden. Dieses habe sich so oft wiederholt, bis man endlich die Kirche an dem jetzigen Standort gebaut habe.

7. St. Jost. Unterhalb Virneburg, im romantischen Nitztale, unweit der Hohen Acht, liegt die alte Wallfahrtskapelle St. Jost (Jodokus). Sie hat zwei ungleich große Schiffe. Das kleinere scheint die erste Anlage zu sein. Es hat auch eine besondere Tür. Um den schöngeschnitzten Altar im Barokstil hängt eine Menge alter Krücken aus Holz und Eisen, die Geheilte hier aufgehängt haben. Die Kapelle ist dem heiligen Jodokus geweiht. Im Oktober bis Allerseelen besuchen zahlreiche Pilgerscharen von nah und fern die Kapelle und flehen um Hilfe bei körperlichen Leiden, besonders bei Gicht. Diese Wallfahrt muß sehr alt sein, was auch schon daraus hervorgeht, daß in die Felssteine des sonst ganz wenig begangenen Waldpfades nach Mayen, an dem einige ganz alte Stationen und Steinkreuze stehen, tiefe Fußspuren eingetreten sind. (S. unsere Zeitschr. 1914, S. 232.)

An diese Kapelle knüpft sich eine ähnliche Sage, wie an die alte Kirche zu Wanderath. Ein Graf von Virneburg, der von einer Wallfahrt nach Jerusalem zurückgekehrt war, wollte ursprünglich diese Kapelle in Virneburg bauen und zwar auf die Wiesenfläche, welche dem heutigen Bürgermeisteramte gegenüberliegt. Die Bauhölzer waren bereits zur Stelle geschafft. Am andern Morgen waren sie vom Wasser der Nitz weggeschwemmt und lagen an der Stelle der St. Jostkapelle. Man schaffte sie wieder zurück. Aber am nächsten Morgen lagen sie wieder zu St. Jost. So soll es noch mehrmals geschehen sein, bis man darin einen Fingerzeig von oben sah und die Kapelle an die heutige Stelle baute, mitten in der damaligen Wildnis.

Sprichwörter und Redensarten aus Trimbs im Kreise Mayen.

Gesammelt von **Johann Heuft.**

(Fortsetzung zu Jahrg. 1913, S. 284.)

55. Beas de reich, su beas de me leef, mags de sein en Schelm oder en Deef; beas de arm, da laaf dech warm.
56. Et eas kaa Samsteg esu treef, de Sonn scheint der Mottergottes ze leef.
57. Besser han be krehe.
58. Decke Brocke jett fette Viël.
59. Dir jieht nach de Diere naoh. (Ihr geht noch den Türen nach, d. h.: Ihr werdet noch betteln gehn.)
60. Bo Neß sein, sein och Kleppele. (Was zusammen gehört, findet sich zusammen.)
61. De kummen vir net fort on heanne net naoh. (Die Langsamen.)
62. Der eas nach se dumm fir ean de Häll.
63. De (ahl Fraa) eas dem Deiwel aus de Kietz jeheappt. (Ist durchtrieben.)
64. Dau beas heanneg em Mond dehaam. (Du bist unwissend.)
65. En jung Katz brängt der ahlen neist.
66. Dat hält van elf Aure beas Meatdach. (Nur ganz kurze Zeit.)
67. Dau beas nach net langs Schmitts Backes. (Noch nicht aus der Gefahr.)
68. Der Staan, der ech net zwinge, den moß ech leie laosse.
69. Meat Botzen und Kehre kamme sech net ernähre.
70. Er zeicht et kirzste Saal debei. (Er zieht den Kürzern.)
71. Et sticht eam Holz. (Eine ererbte Charaktereigenschaft.)
72. Wenn de Katze fort sein, springen de Mäus of de Bänk.
73. Dao beißt kaa Maus kaa Foaden af. (Daran ist nichts mehr zu ändern.)
74. Ber et mache kann, hält en Katz on och en Hond.
75. Wemme maant, me wär aus de Nut, da kimmt de Dut.
76. Er ißt, as wenne Deer (Dörner) of de Zung hätt. (Wenn Einer langsam und zögernd ißt.)

77. Der hat kaa Jebinn eam Leif. (Der hat keinen Boden im Magen, wird nicht satt.)
78. Sei (die Frau) spillt Jaball meat dem Klääs (ihrem Mann).
79. Ber ofstaht, dem der Platz verjaht.
80. Et Jeldche jett sech aus on et Scheisel bleift eam Haus. (Wird gesagt, wenn einer eine reiche, aber häßliche Frau heiratet.)
81. Fir Jeald krehen ech Äsch ean de Oarsch jeblaose.
82. Fir Jeald krehen ech Zucker on e Tittche debei.
83. Aane Flappes mächt re vill. (Ein Narr macht viele.)
84. De Zwin sein aus de Reih. (Die beiden sind uneinig.)
85. Der eas esu jescheid be en Mesch.
86. Der hat meat em Deiwel Scheaß jedrescht, sagt man von einem, der Sommersprossen hat.
87. En melle Weanter jett en fette Kirchhoff.
88. Dat han ech at jewoßt ief haut eas kumme.
89. Sei schwatt dreist vam Brostlappe. (Frei heraus.)
90. Wemme vam Wolf schwätzt, dann eas e net mieh weit.
91. Wemme well veroicht sein, moß mer heiraode, on wemme well jelooft sein, moß mer sterwe.
92. Der Jud haßt et Jemimmel (Gemunkel).
93. Der eas de nächste Finger am Daume.
94. Jede Fuchs sorgt für seine Balg.
95. Wemme sech de Noas afschneid, da verschimpt me sech et janze Jesicht.
96. Dat schneid Botter beas of de Teller on Wasser beas of de Grond — sagt man von einem stumpfen Messer.
97. Der eas esu falsch be Jaljeholz.
98. Ech sein esu steif be e helze Bild.
99. Fir kaa Jeald net. (Um keinen Preis.)
100. Et staht esu deck be Hoor of em Honn. (Es steht dicht.)
101. Der laustert be en Sau, de ean de Baach saacht.
102. Blaos' aaß jän en haaße Backowe.
103. Bat lank wird, wird och god.
104. De Melch mächt en decke Maul. (Wenn sie kocht.)
105. Et jaht esu vill ean ein Quack, be och ean en Sack. (Kinder essen soviel wie Erwachsene.)

106. Zwin harte Staan mallen selte klaan.
107. Der maant, Küninks Katz wär sein Bas. (Heißt es von einem Hochmütigen.)
108. Ech han de Jecke demeat. (Es ist mir Scherz.)
109. Ech sein esu meed be en Käsmoad.
110. Er hat Kinnwasser jeschluckt. (Ihm ist das Wasser im Munde zusammengelaufen.)
111. Et hat dorjedron be of Mattese Hucksent. (Es hat ausgereicht, wie auf der Hochzeit des Mathias, aber sehr knapp bemessen.)
112. Zovill zerreißt de Sack.
113. Dau schwätz, as wenn de Zänn dir däte woasse.
114. Ech jelaawe, dat siewe Pond Reandflaasch en god Sopp jett.
115. Der mächt en Faust ean de Täsch.
116. Ech jelaaf, dir spillt et. (Du bist verrückt.)
117. De Keh, de de dreckegste Schwänz han, schlinn am weitste im sech. (Wer am meisten Tadel verdient, tadelt andre am meisten.)
118. Wemme haspelt, kann me net speanne.
119. Et jaht be et kann, awer net be et sall.
120. Dat eas be Weck eam Loade. (Unbedingt sicher.)
121. Be me de Dreck mieh mengt, be e mieh stinkt.
122. Dau beas iewerall be Märtesaomend.
123. Et sein Jude eam Scheaff. (Damit wird auf horchende Kinder aufmerksam gemacht.)
124. Et sein klaan Krombiere eam Korf. (Wie vor.)
125. Der Deifänker soll dech jeheie. (Eine Verwünschung.)
126. Ech sehn an meine Biere, wenn annerleits reif sein. (Von mir kann ich auf andere schließen. Vgl. Grimmelshausen, Vogelnest I. 13: Bey meinen Bieren weiß ich, wann andere zeitigen.)
127. Ber dat jelaaft on sei Bett verkaaft, der kann meat em Oarsch eam Strieh leie.
128. Dummhaat on Stolz wichst of aanem Holz.
129. Et jaht be me säät: Der Jud haßt neist mieh, as en biese Naoper.
130. Ech scheißen der of de Kopp, da haste en Metsch ohne Naoht.

131. Et Enn traat de Last.
132. Bem net se raode eas, dem eas och net se liealfe.
133. Ech kennen dech, be ean de Täsch naohjetroon.
134. Ber neist aus sech mächt, der eas neist.
135. Zo god eas e Steck der Liederlechkaat.
136. Dem moß me nach jehiereg of et Leader knie. (Den muß man streng behandeln.)
137. Jecke sein och Leid (Leut').
138. Der guckt aus kaane gode Aage. (Taugt nicht.)
139. Der daach dem Deiwel eam Oarsch neist. (Ist ein schlechter Mensch.)
140. De Leid durch de Zänn schlaafe. (Von den Leuten Böses sprechen.)
141. Ber de Staan ean de Hieht wirft, dem fällt er of de Kopp. (Wer unüberlegt handelt, schadet sich selbst.)
142. Ech sein net aus Strieh jedreht. (Ich bin nicht so dumm.)
143. Alt on kraopeg, dumm on taopeg. (Alt und kraftlos, dumm und unbeholfen.)
144. Er hat de Huppert jefluht kreht. (Den Hintern geprügelt bekommen.)
145. Aus der Hand ean de Zant. (Aus der Hand in den Mund leben.)
146. Dat sein deine Bunne kaan. (Das geht dich nichts an.)
147. Ech freassen mei Wort net. (Ich nehme mein Wort nicht zurück.)
148. Klaan on wacker baut de Acker.
149. Meat deine Knoche werfen ech nach Neß von de Baam. (Ich überlebe dich so lange, daß ich später deine Knochen auf dem Kirchhofe finden und damit Nüsse von den Bäumen werfen kann.)
150. Wenn et Brei rääṅt, da moß me mache, dat me'n Läffel hat.
151. Ber kaan Jedanke hat, der moß Baan han.
152. Der hat net mieh schwarz onneg em Naol. (Besitzt gar nichts mehr.)
153. De han boole of. (Die können sich ungestört dem Vergnügen hingeben.)

154. Der laaft sech nach de Baan stompeg, sagt man, wenn sich einer eifrig um eine Sache bemüht und dabei viele Gänge macht.
155. Dau beas e Steck vam iwege Jud. (Du hast nirgends Ruhe.)
156. Dau wells Pätche were, wenn et Keand gedaaft eas.
157. Der treift alles, as kaan Schnääle, de sein em se langsam.
158. Der milkt ean kaane Korf.
159. Wemme säät „hisch", sein de Hehner all jemaant.

Kleinere Mitteilungen.

Zur alten Mendener Gerichtsbarkeit. Bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts besaß die Stadt Menden i. Westf. eigene Gerichtsbarkeit. Unter der hessischen Regierung (1802—1816) ging die Jurisdiktion der Städte verloren. Die letzte kurkölnische Jurisdiktionalordnung für die Stadt Menden datiert vom 15. Juni 1790.

Die Ausübung der hohen Kriminal-Gerichtsbarkeit gebührte „ausschlußweise dem kurfürstlichen Scheffengericht". Unter die hohe Gerichtsbarkeit gehörten „erstens, Untersuchung und Erkenntnis über alle Verbrechen, die der Regel nach zu Lebens- oder Leibsstrafen geeignet sein können", desgleichen zweitens „die Einnehmung von gerichtlicher Sektion der Todtenkörpern und Kriminalbesichtigungen aller Art", wie auch drittens, „alle Blutrünstungen und andere Schläge, die, wenn schon keine offene Wunde, doch eine Lähmung und sonstige innere schwere Verletzung verursachen".

Dagegen gehörten nach §phus Vtus „geringere Blutrünstungen und Stösse, als da sind: Nägelkratzen, geringblütige Nasen- und Maulschällen, daferne keine Zähne ausgeschlagen werden, schwarz und blaue Malen und dergl. wie auch alle „blosen" Polizei- und Civilsachen (den „blosen" standen „zusammengesetzte" gegenüber) in das sogenannte Fiscale minus. Nach §phus Xmus „ist dem Stadtrath nicht verwehrt, in Fällen, wo er oben erwehnter Maßen in Fiscalibus Minoribus selbst eine Straf andictieren mag, solche nach Erfordernis des zu erachtenden Beispiels, wie in Gärten und Feldfrevel und dergl. zu Erhaltung guter Polizey bis zum Trillhäuschen Halseisen, am geringeren Strafpfahle, auch Arrest und Speisung mit Wasser und Brod zu erhöhen."

Zu den gebräuchlichsten Strafen, die vom Rat für kleinere Vergehen verhängt wurden, gehörte nach Behring (Düttkes und Dättkes iut oaller Tyd) bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Verurteilung zum Trisel. Der letzte Trisel der Stadt stand in der Nähe der Spieker-

mannschen Wirtschaft „am Drübbelken“. Der Trisel war ein hoher aufrechtstehender Mast, an dessen oberem Ende ein Lattenkorb befestigt war. In diesen Korb mußte der Verurteilte mittels einer langen Leiter hinaufsteigen. Unten bewegte sich der Mast in einer Pfanne. Einige Fuß hoch über dem Boden waren in dem Maste vier wagerecht stehende Querbäume kreuzweise angebracht. Vor diese Bäume spannte sich neben dem Ratsdiener ganz besonders gern die Schuljugend. Der Mast wurde nun mit rasender Schnelligkeit so lange herumgedreht, bis der Insasse des Korbes stark seekrank war. Der Schwarm der Schuljugend zerstob nach und nach. Man überließ den Verurteilten dann ein oder zwei Stunden seinem Geschick. Setzte der Ratsdiener oder der Torwächter die Leiter an den Mast, so war damit dem Übeltäter das Zeichen gegeben, daß sein Vergehen für diesmal gesühnt sei.

Friedr. Glunz, Menden.

Abendmahlsbrauch im Tecklenburgischen. Bevor Herrschaften oder Dienstboten am Genuß des Heiligen Abendmahls teilnehmen, verlangt der Brauch, daß sie am Abend vorher eine Fußwaschung vornehmen, und ferner, daß die Herrschaft den an der heiligen Handlung teilnehmenden Dienstboten am Morgen vor der Austeilung des Abendmahls Kaffee verabreicht. Vielleicht kann diese Fußwaschung als Erinnerung an die biblische gelten, obwohl sie nicht, wie diese, auf Gegenseitigkeit beruht. Da das Frühstück dort vielfach aus gekochter Milch und Knabbeln — Brotbrocken — bestand und wohl noch besteht, so war die Verabreichung von Kaffee eine Art Festgabe. K. P.

Notstall. Seite 37—64 dieser Zeitschrift (1917) steht ein anregender dankenswerter Aufsatz: ‚Die Nuß in rheinischer Sprache und Sitte‘. Nur bei Notstall (S. 48) dürfte eine abweichende Auffassung gestattet sein. Der Notstall, ‚in dem die Pferde beschlagen werden‘, soll die ndd. Form für ‚Nußstall‘ sein, ‚wohl wegen der Pferdeäpfel (Nüsse) die dort liegen‘. Vor allem ist festzuhalten, daß das ‚Volk‘ im allgemeinen der sinnlichen Anschauung, aus der die Sprachgebilde sich entwickeln, näher steht als die Schriftgelehrten, das Volk hat ein richtiges Augenmaß und wird für Roßäpfel nicht Nüsse sagen. Zudem kommt das Roß ursprünglich in unserm Sprachgebiet nicht vor — wo Roß, wo Gaul zu Hause ist, lernen wir im Sprachatlas von Wenker — also gibt es hier wohl auch keine Roßäpfel, sondern Pärdskötteln. Als die Kartoffeln aus der Fremde kamen, verglich man sie nicht mit der Nuß, sondern nannte sie Grundbirnen (Grompern, ins Wallonische übergegangen: Krompire) oder Erdäppel. Heute noch zeigt das Geschlecht, der oder die Kartoffel, ob Apfel oder Birne in der Mundart zugrunde liegt. So scheint auch S. 46 ein Irrtum vorzuliegen, wenn die Redensart: ‚Grompere wie wälsch Nüß‘ besonders dicken Kartoffeln gelten soll; im Kreise Prüm wenigstens wird sie bei einer Mißernte häufig gehört und bedeutet, daß die Kartoffeln die ihnen zukommende Dicke nicht haben.

Unser Notstall, nicht Nußstall, kommt auch im oberdeutschen

Sprachgebiet vor. Auch im Kreise Prüm gibt es Notställe zum Beschlagen der Ochsen und Pferde. Notstall ist ein starkes im Boden befestigtes Zwangsgestell, in das die Tiere hineingestellt und angebunden werden, die aus freier Hand sich nicht beschlagen lassen. Für Ochsen ist ein festes Joch angebracht, für Pferde ein starkes Querholz, an dem der Fuß festgebunden wird. Th. Büsch, Münstereifel.

Der „Teufel" in Sprichwörtern und Redensarten des Bergischen (namentlich Elberfelds). In Jahrgang XI (S. 204 ff.) ha Karl Prümer eine Arbeit über „Tod und Teufel im Volksmunde der westfälischen Mark" geboten. Im Folgenden soll gewissermaßen eine Ergänzung aus dem angrenzenden Bergischen versucht werden, die aber unvollständig ist. Einige Wiederholungen sind unvermeidlich. Die Reihenfolge ist ganz willkürlich.

1. Strotenengel sind Husdöiwel.
2. Löstig geleft on seleg gestorwen, es dem Döiwel de Reknong verdorwen.
3. Wenn me dem Döiwel den klenen Fenger göft, nömt he de ganze Hank.
4. Met Geild kann me den Döiwel danzen loten = Mit Geld ist alles zu erreichen.
5. He es dem Döiwel te gau (schleit) af = er übertrifft den Teufel mit seiner Schlauheit.
6. De Döiwel driet ömmer op den grötsten Hop = Wo Geld ist, kommt Geld zu.
7. Wenn me vam Döiwel kallt, dann kömmt e = wenn man von jemand spricht, erscheint er.
8. Hol meck der Döiwel; Fluch oder Beteuerung.
9. Du bös grad äs dem Döiwel sin Bestemuoder.
10. Dat wet der Döiwel.
11. Du on der Döiwel.
12. Eck leep op Döiwels Manier = auf Tod und Leben.
13. Der Teufel mag mich holen.
14. Wo de Döiwel nit selwer henkömmt, scheckt he en ault Wief (m. vergl. u. a. dazu A. de Cock, Spreekwoorden en Zegswijzen, S. 279 f. Rheinische Gesch.-Blätter III, 125 f.).
15. Eck wär den Döiwel donn (de Cock, ebenda, S. 268).
16. Loop tum Döiwel (ebenda, S. 93).
17. Wenn das nicht gut für Wanzen ist,
    Künd' Teufel mir noch bess're List.

    So sang Spielkäffer, als er sein Haus anzündete, aus dem ihn das Ungeziefer vertrieben hatte.
18. Sote bi Sote, said de Döiwel, do hat he en Paff (oder Schornsteinfeger) on en ault Wief bineen.
19. De Döiwel kaflert (bürgt) för keen Look (auch Weib).
20. Wenn et rännt on de Sonn schinnt, dann het de Döiwel Kermes (Liebrecht, S. 494).

21. He eß drop verseten, äß de Döiwel op en arme Sial.
22. Et eß kennen so schlemmen Döiwel, he het sinnen Owerdöiwel.
23. Wo ein Gotteshaus erbaut wird, setzt der Teufel gleich einen Stall (= Wirtshaus) daneben (Montanus, Vorzeit I, S. 258),
24. Sie gehen in die Kirche und beten wie die Teufel (Bensberg).
25. Flierenblumen on Ihrenprieß
Hätt de Deuwel den Bûren gewießt. (Solingen.)
26. Wenn mär den Döiwel an die Wank molt, dann kömt 'e = man soll nicht lästern.
27. Op Döiwel kom erut = sich aufs beste wehren.
28. Den Döiwel derfan han = mißtrauisch sein.
29. Höllt d'r Deuwel d'r Zom, kann ä och dat Päd hoole (Schöller).
30. Wemmer 'ne Beddelmann op ä Päd setz, kann öm ke Deuwel noriede (Schöller). O. Schell.

Einige volkstümliche Bezeichnungen im Bergischen für „Teufel". Schon Grimm (Deutsche Mythologie[3] S. 939) bemerkt, daß zu den deutschen Euphemismen u. a. „deichel, deixl, deigel, deiker, deuker" gehöre. Gerade die letzte Form ist im Bergischen wohl die beliebteste Umschreibung für „Teufel", wird aber durchweg nur im Volke angewandt. Die sprachverwandten Niederlande haben dafür die Form „Duker", aber auch „Deksel, Deuksel, Duiker". A. de Cock und Teirlinck (Brabantsch Sagenboek I, S. 230) haben nachgewiesen, daß die Form „Duiker" bei Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts bereits auftritt. Um die Etymologie dieses Namens haben sich u. a. Schmeller (I, 557. 589) und M. Höfler (Ur-Quell V, 205 ff., 242 ff.) befaßt.

Der Name „Deuker" mit allen seinen Abarten ist wohl, wie andere, aus dem Grunde entstanden, weil man den Namen „Teufel" nicht gern aussprach. Man umschrieb ihn durch diese und andere Formen. Manche der letztern sind noch mehr verschleiert wie jener und darum ihrem Zwecke noch mehr entsprechend. Dazu wandte man vorzugsweise gewisse Vornamen an: Hans, Heinz (m. vergl. die bergische Sage von Heinz Hütlein in Siegburg; des Verf. Bergische Sagen, S. 453), Kaspar, Peter (mit zahllosen Zusätzen; der „schwatte Mann" in der Distelbeck bei Elberfeld darf hier auch angezogen werden), Nickel (jetzt meist als Schimpfname angewandt), Kunz, Hendrik oder Heine, Drickes (Verstümmelung von „Heinrich", gewöhnlich als „dummer Mensch" gebraucht, de Cock-Teirlinck, Sagen usw. I, S. 233), Hermes (Montanus, Volksfeste, S. 105, weist einen „Hermesdüvel" und „Tivesdüvel" für den Niederrhein nach). Ferner wandte man Tiernamen an: Kuckuck (m. vergl. des Verf. betr. Abhandlung in der Rheinisch-Westfälischen Zeitung vom 15./6. 1908); Drache, Drak (Montanus, Volksfeste, S. 180; Kuhn, Westf. Sagen II, S. 29 vielleicht im Anschluß an Apocalypsis XII, 3; die Drachensage vom Drachenfels); Kröate (im Westfälischen Kröttendüvel usw.); Schimmel (Kuhn, Westf. Sagen, S. 57), Eule (in Solingen sagt man: Dat dank dir en aul Üll (Teufel).

Aber auch andere Bezeichnungen, die als Kraftworte, Fluchworte usw. noch gang und gäbe sind, dürfen als versteckte Bezeichnungen des Teufels aufgefaßt werden: Hagel (de Cock-Teirlinck, Sagen I, 232); Donner, Donnerkiel (Elberfelder Wörterbuch); Henker (de Cock-Teirlinck, Sagen I, 233); Stoffel (aus Christoffel); Nobis (Nobiskrug; ein Nobishaus liegt bei Hilden. Man darf alle Ortsbezeichnungen dieser Art als Eingänge zur Hölle, dem Wohnplatz des Teufels, ansehen. M. vergl. des Verf. Abhandlung „Norbishaus bei Hilden" im Rheinischen Volksblatt vom 8./10. 1906).

Erwähnt seien nur noch die nach dem „Teufel" und seinen verschiedenen Namensformen benannten Pflanzen (Teufelskirsche usw.).

O. Schell.

Kleinere Mitteilungen. 1. Dem „fulen Thommes" wurde früher beim Frühstück ein Stück Schwarzbrot ohne Butter verabfolgt. (Elberfeld.)

2. In Much und Umgegend ist es Sitte, daß der Mann um seine verstorbene Frau ein ganzes Jahr als Zeichen der Trauer einen Zylinderhut trägt.

3. Auch in Elberfeld war früher der Brautwagen bekannt. Das geht aus einer Bemerkung in der Geschichte der Familie de Weerth (S. 113) hervor. Dort heißt es: „Bevor die Ehe geschlossen wurde, verabredeten die Familien am 22. Februar 1667 in ausführlichem „Heillings-Contract", wie es mit dem Vermögen des Paares gehalten werden sollte. Die Mutter verpflichtete sich, die Braut „ehrlich mit Kleidern und Leinewand, sampt Brautwagen, nach ihrem Stande auszusteuern" und ihr als Morgengabe 500 Reichsthaler, und, weil keine Hochzeit gehalten würde (der Vater war kürzlich gestorben), außerdem 100 Reichsthaler zu entrichten."

O. Schell.

Wörterbuch des Saarbrücker Landes. Das seit 1911 in Bearbeitung befindliche „Wörterbuch des Saarbrücker Landes" ist nun in der Hauptsache vollendet. 16000 Zettel sind verarbeitet. Es konnte gleichzeitig auch eine Menge volkskundlichen Stoffes darin aufgespeichert und damit einer zukünftigen „Volkskunde des Saarbrücker Landes" vorgearbeitet werden. Hoffentlich kann der Druck des Wörterbuchs bald bewerkstelligt werden.

F. Schön, Saarbrücken.

Berichte und Bücherschau.

Th. Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor. Dortmund. Fr. Wilh. Ruhfus. 1907, Mark 4.—.

Aus dem Aufsatze, den Prof. Imme im vorigen Jahrgange unserer Zeitschrift über den „Humor in der deutschen Soldatensprache" veröffentlicht hat, ist ein stattliches Buch von 149 Seiten geworden, über dessen reichen Inhalt ein sorgfältiges Register von weiteren 23 Seiten eine Übersicht gibt. Der Verfasser hat eifrig weitergesucht, ergänzt

und nachgeprüft und ist nun in der Lage, in 11 umfangreichen Abschnitten eine Sammlung zu bieten, die uns erkennen, ja bewundern läßt, wie die unverwüstliche Lebenskraft unserer Feldgrauen auch in geistiger Schlagfertigkeit aller Schrecknisse und Furchtbarkeiten des Krieges überlegen Herr zu werden weiß. Das Werk wird für alle Kriegsteilnehmer — und welcher Deutsche wäre das nicht? — wie auch für spätere Zeiten von dauerndem Werte bleiben. Sartori.

Vlämische Sagen, Legenden und Volksmärchen. Mit 16 alten Ansichten herausgegeben von Georg Goyert und Konrad Wolter. (Deutscher Sagenschatz, herausgegeben von Paul Zaunert. I.) Jena, Eugen Diederichs. 1917. VIII und 214 S. 8°. Mark 4.50, geb. Mark 6.—.

Derselbe Verlag, der die großartige Sammlung der „Märchen der Weltliteratur" herausgibt, beginnt trotz des furchtbaren Weltkrieges ein ebenso dankbares Unternehmen, nämlich die Herausgabe eines umfassenden deutschen Sagenschatzes. Das Wort „deutsch" ist hier im Sinne von Volkstum und Sprache genommen, darum führt uns gleich der erste Band über die Reichsgrenze hinaus nach dem besetzten Gebiet, wo die Sagen durch zwei Männer, die durch den Krieg nach Flandern kamen, gesammelt wurden. Sie teilen sich in geschichtliche Sagen, in Zauber-, Geister- und Gespenstergeschichten. Am Schluß sind noch einige Märchen und Spottgeschichten angefügt, die eigentlich außerhalb des Rahmens der ganzen Sammlung liegen, die wir aber unsern Vlamen zulieb willkommen heißen wollen. Das ganze Unternehmen des deutschen Sagenschatzes will auf dem bezeichneten Gebiete die Einzelergebnisse langjähriger Forschung zusammenfassen, alles Wertvolle und Eigenartige der deutschen Sage in reinster ursprünglicher Form zugänglich machen und jeder deutschen Landschaft das Ihrige geben. Das ist in vorliegendem Bande für die Vlamen geschehen. Das Werk sei um so mehr begrüßt, als es Gelegenheit gibt, die politisch jetzt hervortretenden Landesteile auch in ihrem echten Volkstume kennen zu lernen.

K. Wehrhan.

Rosenmüller, Ernst, Das Volkslied: Es waren zwei Königskinder. Ein Beitrag zur Geschichte des Volksliedes überhaupt. Inauguraldissertation zur Erlangung der Doktorwürde der hohen philosophischen Fakultät der Universität Leipzig. Dresden, Albert Hille, Buchdruckerei. 113 S. 8°.

Dem Ereignis, von dem das vorgenannte Volkslied berichtet, ist ein großes Stück Tragik eigen; auch die vorliegende Arbeit hat davon ein gut Teil mit auf den Weg zu nehmen: Der Verfasser ist wie andere Freunde unseres Volksliedes auf dem Felde der Ehre geblieben. Der vorliegenden Arbeit haben sich deswegen Professor Dr. Mogk und Dr. Böhme angenommen und sie zum Druck gebracht. Mit großer Liebe hatte der Verfasser an der Sammlung und Gestaltung seines Stoffes gearbeitet und recht bemerkenswerte Ergebnisse erzielt, die u. a. in einer

übersichtlichen Karte über die Verbreitung der verschiedenen Liedgruppen niedergelegt sind. Sie knüpfen sich an die Schwimmersage, deren bekannteste Form ja die Hero- und Leandersage bildet. Nach den Forschungen Rosenmüllers ist diese ausgebildete antike Sage aber nicht die Quelle für die Volksliedichter gewesen; es ist vielmehr anzunehmen, daß auch die Hero- und Leandersage nur ein Sprößling einer älteren räumlich und zeitlich unbestimmten Erzählung ist, deren Motive gewandert sind, sich mit andern vermischt haben oder durch neue ersetzt wurden. K. Wehrhan.

Stückrath, Otto, Hessen-Heimat. Sonnwendgruß hessischer Künstler und Dichter. Marburg. N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun), 1917. 88 S. 8°. Preis Mark 1.—, geb. in Geschenkband Mark 3 —.

Die Hessen haben ihrer Heimat hier ein herrliches Büchlein gewidmet, das so Anklang gefunden hat, daß unmittelbar nach der Ausgabe sofort eine neue Auflage notwendig wurde. Ist die Heimat hier in erster Linie auch von der rein künstlerischen Seite erfaßt, so hat doch der Herausgeber als bekannter Volksforscher auch die volkskundliche Seite nicht vergessen, die sich darum in schönem Lichte zeigt sowohl im Wort wie im Bild. K. Wehrhan.

Dr. F. Rohr, Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Kriegsprophezeiungen. Bocholt i. Westf. Mark 2.70, geb. Mark 3.60.

In dieser Schrift behandelt der Verfasser die allbekannte Sage von der Schlacht am Birkenbaum. In anziehender, echt wissenschaftlicher und dabei wahrhaft volkstümlicher Weise geht der gelehrte Verfasser den einzelnen Sagenzügen nach, um ihren letzten Ursprung aufzuhellen und aufzudecken. Das Buch ist von ganz anderm Schlage als das bekannte Werk Zurbonsens über den gleichen Gegenstand. Mit strenger Sachlichkeit, die oft durch einen wahrhaft erquickenden Humor gewürzt ist, geht Rohr den Weg historisch-philologischer Forschung; und der Erfolg ist nicht ausgeblieben. Mit unabweisbarer Folgerichtigkeit wird Zug für Zug der Sage in den geschichtlichen Hintergrund der großen, völkerbewegenden Kriege um 1700 gerückt, und der „große Fürst" wird restlos als Prinz Eugen von Savoyen erklärt. Durch diese Fixierung der scheinbar mythischen Person des „starken Fürsten" fallen alle sonstigen Erklärungsversuche dieser Sage in sich zusammen; Rohrs Ergebnisse stehen auf zu sicherer Grundlage, als daß sie zu erschüttern sind. Daneben bietet diese Schrift noch reiches anderweitiges volkskundliches Material, so daß die Lektüre jedem, dem volkskundliche Forschung am Herzen liegt, dringend empfohlen werden kann. Wissenschaftler wie Laie kommt auf seine Kosten; keinen wird die Lektüre der Schrift enttäuschen. A. Ostheide, Buer i. W.

Dr. F. Rohr, Die Bedeutung des Wortes Boche. Bocholt i. Westf., Temming, 1917. Brosch. Mark —.35.

In dieser kleinen Schrift geht der Verfasser dem Bedeutungsinhalt des viel umstrittenen, jedem bekannten Wortes „Boche" nach. Von psychologischer und geschichtlicher Seite aus sucht Rohr dem Worte seinen Bedeutungsinhalt abzuringen. Seine Ergebnisse sind klar und einleuchtend; ich gebe sie mit seinen eigenen Worten S. 25: „boche ist . . . aus seinen zahlreichen Zusammensetzungen heraus als selbständige Silbe empfunden und verwertet worden. Die Begriffsinhalte, die sich mit dem stark betonten boche verbanden, sind besonders 1. tête carrée und beschränkter Mensch (von caboche und Bochismane); 2. grausamer, blutgieriger Mensch (von Caboche, dem berüchtigten Räuberhauptmann von Paris, von cabocheur und boucher); 3. Hanswurst (von bamboche); 4. sittlich minderwertiger Mensch (von bamboche und seinen zahlreichen Abteilungen und von débouché); 5. Barbar (von Teutoboche und Bochismane)." Die Lektüre kann jedem empfohlen werden, zumal der Reinertrag zum Besten eines kriegsverwaisten Kindes bestimmt ist.

A. Ostheide, Buer i. W.

Anfrage bezüglich der Prophezeiung von der Völkerschlacht am Birkenbaum.

Im Anschluß an eine Studie des Unterzeichneten über „Die Prophezeiung von der Entscheidungsschlacht des Europäischen Krieges am Birkenbaum" (Verlag von Temming in Bocholt i. Westf.) sollen die örtlichen Überlieferungen von Schlachtengesichten in Westfalen und Rheinland möglichst vollständig zusammengestellt und aufs neue untersucht werden. Sachkundige bittet der Unterzeichnete daher ergebenst, ihm zur Vervollständigung seiner Aufzeichnungen irgendwelche örtliche Überlieferungen von Schlachtengesichten oder sonstigen Kriegsprophezeiungen gütigst mitteilen zu wollen. Auch der geringste Beitrag wird mit herzlichstem Danke entgegengenommen.

Königstein im Taunus, Falkensteiner Hain. Dr. Rohr.

Vorstandssitzung am 18. Juli 1917.

Die Sitzung, die auch in diesem Jahre die Hauptversammlung ersetzen mußte, fand in Elberfeld statt.

Die von Hrn. Grüttefien vorgelegte, von den Herren Dr. Ruhfus und Prof. Dr. Imme geprüfte Kassenrechnung schließt ab mit einer Einnahme von Mk. 2878,72 (einschl. des Guthabens von Mk. 1081,94), einer Ausgabe von Mk. 1752,56 und einem Guthaben von Mk. 1126,16.

Für die vom Verbande Deutscher Vereine für Volkskunde beabsichtigte Zeitschriftenschau wurden Mk. 40 bewilligt.

Die Forderungen der Zeit werden auch für nächstes Jahr voraussichtlich eine Einschränkung des Umfanges unserer Zeitschrift nötig machen.

Namen- und Sachregister.

Abendmahlsbrauch 214.
Aberglaube 135.
Abzählreim 88.
Ägypten 3 ff.
Allerseelentag 166.
Alpdrücken 206.
Antonius v. Padua 118.
Apollonia 178.
Arme Seelen 71.

Ba (Ägypten) 9 ff.
Bacchanalien 69.
Bacchusbegraben 72.
Backhaus 195.
Bähen 181 f.
Bannfasten 127.
Bastlösereim 114.
Bäume (in Hofnamen) 104 f.
Baumnuß 37 ff.
Begräbnis 189.
—beke (beek, beck) (in Hofnamen) 97.
Bergnamen 102 f.
Bertha 73 f.
Besen 72 f.
Besprechungsformeln 176 f.
Bibliographie z. rhein.-westf. Volkskunde 1916 137 ff.
Bindelchesdāg 173.
Birnbaum 179.
Bleichen 168.
Blindekuhspiel 156 ff.
Blitz 177.
Blütenkätzchen d. Nuß 39 f.
Bohnenschniffeln 186.
Brāchkaul 163.
Bram— (in Hofnamen) 105.
Branntwein 183.
Brautschuh 83 f.
Brautwagen 217.
Bröltal 83.
Brot 181.
Brücke 147 ff.
— (in Hofnamen) 112.
Buch 77. 78.
—burg (in Ortsnamen) 193 f.

Carneval 64 ff.
Cholera, Mittel dagegen 53.
Christbaum 51.
Chu (Ägypten) 18 ff.

Daumen 118.
Detmold 136.
Deuker 216.
Diebszauber 63.
Distel 133.
Dorsten 112.
Dreizahl 179.
Droste, A. v. 120. 150.
Drüsenanschwellung, Mittel dagegen 53.

Eierheischen 135.
Eierkippen 135.
Eierschibbeln 185.
Einbalsamierung 31 f.
Einpflöcken 177 f.
Elberfeld 131. 215. 217.
Eselsbrücke 145.
Essen, Stift 89. 189.
Essener Kettenbuch 93.
— Spinnstube 128.
Euklides 145 ff.
Ewiger Jäger 206.

Fasenachdsbōz 171.
Fastenzeit 171.
Fastnacht 64 ff. 113.
Fastnachtsfeuer 71 f.
Fegefeuer d.-westfäl. Adels 151.
Fesselung d. Leichnams 30.
Festmachen 76. 81.
Feuerstein 63.
Fimel 163.
Fingerspiel 118.
Flachsbrechlieder 156.
Flachsopfer 166.
Flôth (Hofname) 99.

Flurnamen 89 ff. 189 ff.
Flurprozession 127 f.
Foch 186.
Freien 186 f.
Freischütz 82.
Freitag 179 f.
Fußwaschung 214.

Gerichtsbarkeit 213.
Gewitter 64.
Glocke 135. 143 f. 172.
Grenznamen 190 f.
Gründonnerstag 172.
Guidesweiler 134.

Habicht 48.
—hag (in Hofnamen) 101.
Halefeuer 71.
—ham (in Hofnamen) 98.
Hanabel 172.
Hanfbau 162.
Haselnuß 54. 57 ff.
Haselrute 62 ff.
—haus (hus) (in Hof- und Ortsnamen) 191.
Hausneubau 85.
Heide (in Hofnamen) 102.
Heiligley 207.
Herz (als Seelenteil) 11 f.
Hexe 63. 64. 73.
— verbrennen 71.
Hihling 188.
Hirtenruf 121.
Hochzeit 217.
Hochzeitsbräuche 83.
—hof (hove) (in Ortsnamen) 193.
Hofnamen 89 ff. 189.
Hohe Acht 205.
Holunder 177.
Hopfen 181.
Hülse (in Hofnamen) 105.
Hunsrück 169.
Hütte 192.

Jäger, ewiger 206.
Jägerschrei 121.
Janstak 50.
Jesusnagel 50.
Johannisevangelium 77. 79.
Johannistag 50. 51. 53.
St. Jost 208.
Irrlicht 151. 155.
Juden 173.
Judenbuche 155.

Ka (Ägypten) 13 ff.
Käffer 85.
Karneval 64 ff.
Karsamstag 185.
Kartoffel 180 f. 214.
Kettenbuch, Essener 93.
Kinderlieder 112 ff. 159 ff.
Kinderreime 112 ff. 131 f.
Kinderspiel 54 ff. 150. 156.
Kirchengänger 150.
Kirschbaum 177.
Klappern 172.
Kleid schlagen 62.
Knotenzauber 177.
Kotten 192 f.
Kottennamen 89 ff. 189 ff.
Krampe (Hofname) 110.
Kuh 63.
Kuhle (in Hofnamen) 104.

Leichnam, d. lebende 3 ff.
Lichtmeß 74.
Lindenfrucht 49.
—loh (in Hofnamen) 100.

Maibraut 113.
Maifeld 135.
Margretentag 51.
Markenumgang 127.
Martinslied 114.
Mäsch 164.
Matzen 173.
Menden i. W. 213.
Metzgersprung 72.
Milch 180.
— schlagen 63.
Mitesser 135 f.
Mötzefastelovend 75.

Mücke, eherne 156.
Muskatnuß 49.
Musterung 185.

Nagel 50. 175 f.
Nagel einschlagen 85.
Nägel schneiden 180.
Name (bei d. Ägyptern) 12.
Neujahrsanschießen 169 f.
Neujahrsanwünschen 170.
St. Nikolaus 54. 62. 114.
Nobishaus 217.
Nornen, drei 159.
Notstall 48. 214.
Nuß 37 ff.
Nußöl 57.
Nußschale 40 ff.

Oben hui, unten pfui 132 f.
Orakel 52. 53.
Osiris 19 ff.
Ostereier 134 f. 172 f.
Ostern 172 f. 185.
Osterwiese 173.

Passauer Kunst 76. 81.
St. Peter u. Paul 77. 78. 79. 118.
Pfänderspielreime 87.
Pfingsteierholen 84.
Pflanzen als Mittel gegen Zahnweh 180 ff.
Pflugziehen 67.
ponzen 145.
—pütt (in Hofnamen) 99.
Pythagoras, Lehrsatz des — 145 f.

Rätsel 57. 86 f. 119.
Rauflieder 156.
Redensarten 46 ff. 61. 132 f. 209 ff. 215 f.
Reigenlieder 115.
Rüxkaul 163.

Sagen 150 ff. 205 ff.
Sâhu (Ägypten) 12.
Sammelgang 70. 72. 84. 113 f. 135.
Sarg, menschengestaltiger 31 f.
— in Vorratshausgestalt 33 f.
Schatten 13. 49. 50. 152.
Schatzgräber 63. 76 ff.
Schaukellied 62.
Scherznamen 94 f.
Schiffskarren 66 ff. 73.
Schlagen d. Kleides 62.
— d. Nußbäume 50 f.; vgl. 43.
Schleißen 164.
Schlüssel 76 f. 79.
Schneider 74. 117.
Schnitzeldörren 186.
Schuh 50.
Schuhverzehr 83 f.
Schwindsucht, Mittel dagegen 53.
Schwingen d. Flachses 165.
Sechem (Ägypten) 12.
Seelen, mehrere 8 ff.
Seelenglaube 7 ff.
Siebenzahl 179.
Silvester 169. 188.
Specht 48
Speisung der Toten 5. 32. 71.
Spielreime 88.
Spinnstube 166.
Sprichwörter 209 ff. 215 f.
s. Redensarten.
—sprink (sprunk) (in Hofnamen) 98.
Stade (als Hofname) 98.
Staleke 195.
Stehend begraben 2.
Streckschere 74 f.
Strohmann 172.
Strohpuppe 48. 52. 72.
—struk (strunk) (in Hofnamen) 101.
Stuhlverstopfung, Mittel dagegen 53.
Sympathie 178. 179.

Tabak 181.
Talnamen 103 f.
Tanz 170 f.
Tecklenburg 214.
Teufel 215 f. 216 f.
Thommes, fule 217.
tî (in Hofnamen) 196.
Tiere als Mittel gegen Zahnweh 180.
Tod springt übers Grab 153.

Tote 3 ff. 179 f.
Totengericht 11. 24.
Totenreich 19.
Trauerbrauch 217.
Trier 127.
Trisel 213 f.
Turmbuch (Cölner) 77.

Valentinskapelle 134.
Vampyr 5 ff.
Vaterunser d. Osnabrück. Bauern 125 f.
Vernageln 175 f.
Vogel, Seele als — 9. 17.
Vogelnest (im Rätsel) 87.
Vogelsang 107.
Vogelverkaufen 88.
Volkslieder 120.
Volksmedizin 53 f. 174.
Vollmond 63.
Vornamen-Neckreime 131.

Wacholder 177.
Waldnamen 100 ff.
Walnuß 37 ff.
Wanderath 207.
Wassernamen 97 ff.
Weben 167.
Wegekreuz 180.
Weiberfastnacht 73.
Weide 177. 178.
Weihnachten 62. 63. 173.
Weiße Gewänder 70.
Wiegenlieder 115 f.
—wort (in Ortsnamen) 194.
Wörterbuch d. Saarbrücker Landes 217.
Wünschelrute 63. 77.

Zahlen 179.
Zahnschmerzen, Mittel dagegen 53. 174 ff.
Zauberformeln d. Ägypter 22.
Zerstückelung d. Toten 28 ff.
Ziehung 185.
Zimbertsburschen 73 f.
Züchtigung 62.
Zwillinge 64.
Zylinderhut 217.

Verzeichnis der Vorstandsmitglieder

des Vereins für rheinische und westfälische Volkskunde.

Prof. P. Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29
Univers.-Prof. Dr. A. Wiedemann, Bonn, Königstr. 32 } Vorsitzende.
O. Schell, Elberfeld, Nützenbergerstr. 31
K. Wehrhan, Rektor, Frankfurt a. M.-West, Volta-Mittelschule. } Schriftführer
O. Grüttefien, Elberfeld, Genügsamkeitstr. 9/11, Kassenführer.
Prof. Dr. P. Bahlmann, kgl. Oberbibliothekar, Münster i. W.
Prof. Dr. Imme, Essen
Univers.-Prof. Dr. Fr. Jostes, Münster i. W.
Prof. Dr. Kentenich, Stadtbibliothekar, Trier
Univers.-Prof. Dr. Meißner, Bonn
Prof. Dr. Jos. Müller, Bonn
K. Prümer, Schriftsteller, Dortmund
C. Rademacher, Rektor, Köln
Dr. Ruhfus, Verlagsbuchhändler, Dortmund
Prof. Dr. Trense, Rheydt
Prof. Dr. Tümpel, Bielefeld
Prof. Dr. A. Wrede, Köln } Beisitzer.

Inhaltsverzeichnis.

Abhandlungen und größere Mitteilungen:

Ein merkwürdiges Überlebsel. Von Rudolf Meißner, Bonn . Seite 1
Der „Lebende Leichnam" im Glauben der alten Ägypter. Von A. Wiedemann . . . . . „ 3
Die Nuß in rheinischer Sprache und Sitte. Von Dr. Jos. Müller, Bonn . . . . . „ 37
Carneval. Von C. Rademacher, Köln . . . . . „ 64
Schatzgraben mit Zaubermitteln und anderes vor Gericht, 1648. Von Adam Wrede, Köln . . . . . „ 76
Gebräuche, Rätsel und Reime aus dem mittleren Bröltal. Von Lückerath, Köln . . . . . „ 83
Flurnamenstudien auf dem Gebiete des alten Stifts Essen. Von Th. Imme, Essen. B. Kulturnamen. I. Die Hof- und Kottennamen . . . . . „ 89
Niederdeutsche Kinderlieder und Kinderreime aus Dorsten. Von J. Pickert . . . . . „ 112
Volkslieder bei A. v. Droste? Von Prof. Dr. Ed. Arens, Aachen „ 120
Das Vaterunser der Osnabrückischen Bauern. Mitgeteilt von W. Hardebeck, Ankum . . . . . „ 125

Kleinere Mitteilungen:

Heidnischer Markenumgang in Trier im 10. Jahrhundert. Von Dr. Gottfried Kentenich, Trier . . . . . Seite 127
Die Essener Spinnstube in Belgien. Von Th. Imme . . . „ 128
Vornamen-Neckreime aus Elberfeld. Von O. Schell . . . „ 131
Rheinische Lesearten zu der Redensart „Oben hui, unten pfui!", mit der putzsüchtige Frauen verspottet werden. Von Jos. Müller . . . . . „ 132
Die Distel und ihre Bewertung in rheinischen Bauernregeln. Von Demselben . . . . . „ 133
Die Valentinskapelle zu Guidesweiler. Von Demselben . . „ 134
Ostereier. Von Johann Heuft in Trimbs bei Polch . . . „ 134
Aberglaube über Mitesser. Von K. Wehrhan . . . . . „ 135

Bibliographie zur rheinisch-westfälischen Volkskunde für 1916. Von O. Schell . . . . . Seite 137

Berichte und Bücherschau.

Verschiedene Bücherbesprechungen . . . . . Seite 142

Aufruf: Gedenket unsrer Glocken! . . . . . Seite 143

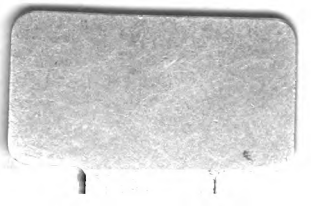
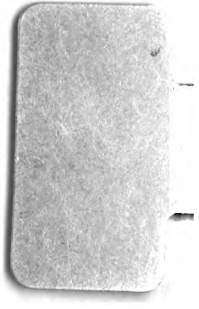
Die früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift werden fernerhin nur zu einem Preise von je 6.— Mark abgegeben (im Buchhandel 8.— Mark).

Die Verantwortung für den wissenschaftlichen Inhalt ihrer Beiträge tragen die Verfasser.

Manuskripte und Bücher zur Besprechung an Herrn **Professor Sartori, Dortmund, Ardeystr. 29,** erbeten.

Princeton University Library
32101 066022896

Princeton University Library
32101 066022896



Princeton University Library
32101 066022896